This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

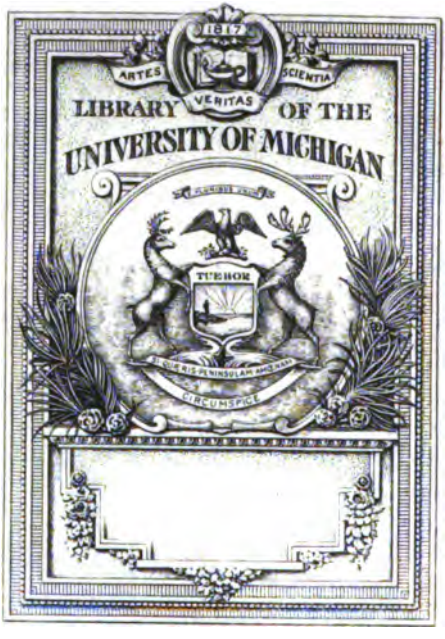
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

830.6
Z94

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Vierter Band

(Nr. 40—53.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1893.

Inhalt.

Abgeordnete, der, von Vollmar . 316
Agrarpolitisches Programm, ein, s. Programm.
Albion in Nöthen 312
Anarchisten und Sozialisten in Zürich 513
Annahme, die, der Militärvorlage 48
Anonymität, die, in der Presse . 593
Antisemitismus s. Protestantismus.
Arbeitvergeudung, die 489
— — s. auch Konkurrenz.
Badekuren 28
Bambergers Kampf gegen das Silber 124
Bank, eine deutsch-italienische . 573
Bauernnoth u. Bauernkredit 200, 260
Bauernrecht s. Futternoth.
Bauerntheater in Schliersee . . 81
Beckmesserei, die, in der Medizin 229
Biberpelz, der 661
Bilanz, die, des neuen Kurses . 241
Bismarck, dem Fürsten. Zum 2. September 456
Bismarck, s. Briefwechsel.
Börsenenquête, unsere 475
Bosse, s. Von Rodbertus.
Brief, ein 233
Briefwechsel zwischen Bismarck und Ihering 337
British Empire s. Empire
Buckel-Hans 480
Caprivi-Denkmal, das 91
Charcot 405
Depesche, die 625
Depositen 667
Deutschland s. England.
Deutschlands Antheil an der Silberproduktion 55
Dienstzeit, zweijährige oder dreijährige? 61
Doktor-Dissertationen 566
Durchführung, die, der Luxussteuer 66
— — s. auch Regulirung.
Eheformen, verschiedene . . . 270
Eisenbahnen, die elektrischen . . 329
Elektrotechnik, die, im Kriege . 521
Emissionfirmen, vorgeschobene . 44
Empire, British 617
England, Rußland, Deutschland 352
Entartung 602
Entwickelung, die, des modernen Volksheeres 417
Ethik und Entwickelung . 103, 167
Feigenblatt, das 193
Fest, das, des höchsten Wesens . 529
Futternoth, Bauernrecht u. Staatshilfe 111
Gallerie, eine, Schotten . . . 650
Getreide 379
Gewerbe-Unordnung 505
Groth, Klaus 557
Handelskammern, unsere . . . 284
Heimdall 577
Homer s. Wie Homer.
Hypnotismus s. Krafft-Ebing.
Ibsens Gespenster und die Psychiatrie 554
Ihering, s. Briefwechsel.
Ihering und Windscheid . . . 74
Inserat s. Kritik.
Internationale, die goldene . . 235
Journalisten-Stücke 517
Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche, die 570
Kern, Kapellmeister 432
Kolonisation, die, im östlichen Deutschland 410
Konkordat, das napoleonische und die Geistlichkeit 300, 342
Konkurrenz u. Arbeitvergeudung 537
Krafft-Ebing und der Hypnotismus 498
Kriegsstrike, der 375

Kritik und Inserat. Mit Antwort von M. H. 422
Kunst, die, in Wien 326
Landwehr, die, als Schlachtentruppe 21
Lavigerie, Kardinal, in Afrika . 458
Leben, Pariser 336
Lehren, die, des allgemeinen Wahlrechtes 637
Libertad s. Zukunftstaat.
Luxus, der, im Offiziercorps . 226
Luxussteuer, s. Regulirung.
— — s. Durchführung.
Mantel, der graue 289
Mekong und Menam 240
Militärvorlage s. Annahme.
Miquel-Posadowsky 383
Miquels Traum 287
Mose, 1., Kap. 2 s. Nachtrag.
Münchener, die, auf der Berliner Ausstellung 41
Nachtrag zum 1. Mose, Kap. 2 . 473
Namen, die, der deutschen Kriegsschiffe 471
Notizbuch 191, 576, 624, 671
Ordensfest, das, in der Kunstausstellung 277
Organisation, die, des Handwerks 642
Parabebetten 433
Paris s. Petersburg.
Pariser Leben s. Leben.
Petersburg und Paris 525
Posadowsky s. Miquel-Posadowsky.
Posaune, die, von Jerichow . . 145
Programm, ein agrarpolitisches . 441
Protestantismus und Antisemitismus 613
Psychiatrie s. Ibsens Gespenster.
Regulirung, die, der allgemeinen Luxussteuer 9
Reichstag, der neue 1
Reise, die nach Topolobampo . 322
Religion und Ethik 551
Revolution, die kleine 144
Rodbertus s. Von Rodbertus.
Rumänien 546
Rußland s. England.
Samarow, Geheimrath 481
Schnitzeljagd 97
Schotten s. Gallerie.
Schweninger s. Badekuren.
Sechseläuten, das 385
Sibirien 151
— s. a. Verbrecher, die gemeinen.
Sigl, Dr., beim 132
Silber s. Bambergers Kampf.
Silberproduktion s. Deutschlands Antheil.
Silberschlacht, die 140
Smetana, Friedrich 37
Soldatennoth 586
Sonzogno-Markt, der, in Wien 282
Sozialisten s. Anarchisten.
Sozialistenkongreß, der, in Zürich 273
Staatshilfe s. Futternoth.
Talmudschule, aus der 87
Topolobampo s. Reise.
Verbrecher, die gemeinen, in Sibirien 393
Verbrecher, ein 178
Verfall, der, der Philosophie . 366
„Victoria". Gedicht 86
Villard-Werthe 428
Virchow und Sophokles . . . 258
Volksheer s. Entwickelung.
v. Vollmar, s. Abgeordnete, der
Von Rodbertus zu Bosse . . 464
Wahlrecht, s. Lehren, die
Weg, der, nach Theben 49
Welten, zwei ethische . . . 250
Wen fürchtet Herr Witte? . . 621
Wetterprognose, die, nach dem Monde 187
Wie Homer einen Verleger suchte 370
Windscheid s. Ihering.
Witte s. Wen fürchtet.
Wünschelruthe, die 215
Zollkampf, der 333
Zukunftstaat, der, Libertad . . 357

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Juli 1893.

Der neue Reichstag.

Der Landes-Direktor der Provinz-Brandenburg, Landrath und Major a. D. Albert Erdmann Karl Gerhart von Levetzow schloß am sechsten Mai die Sitzungen des aufgelösten Reichstages mit den Worten: „Und nun, meine Herren, nach der Gewohnheit des Reichstages, die hoffentlich immer die selbe bleiben wird, rufen wir: Der Kaiser, der uns berief und entläßt, dem wir, mit Leib und Seele, auf Tod und Leben zu dienen haben, Seine Majestät der Kaiser lebe hoch!“ Es ist kaum möglich, in einem Satze mehr staatsrechtliche Irrthümer zu begehen. Nicht der Kaiser, sondern der Bundesrath hat, nach Artikel 24 der Reichsverfassung, den Reichstag zu entlassen; und nicht dem Kaiser hat die Volksvertretung zu dienen, sondern mit ihm, dem als dem Vertreter der Nation unter allen Umständen Ehrerbietung gebührt, hat sie sich in den Dienst des Reiches und seiner Interessen zu theilen. Solche Irrthümer, die, ohne Verdächtigung des Irrenden, nur aus völliger Unkenntniß der Verfassung, ihres Wortlautes und ihres Geistes, zu erklären sind, konnten im Deutschen Reichstag vorkommen, hundertundzwanzig Jahre nachdem Graf Mirabeau, der doch auch ein Hofmann war, in seinem lange vor der Revolution veröffentlichten essai sur le despotisme geschrieben hatte: C'est avancer une nouveauté bien hardie sans doute, que de dire aux souverains: Vous êtes les salariés de vos sujets et vous devez subir les conditions auxquelles est accordé ce salaire, sous peine de le perdre.

Diese Worte, die mit vergeblicher Warnung einst Ludwig den Sechzehnten an den Stufen des Thrones begrüßten, brauchten im Staate Friedrichs des Großen nicht wiederholt zu werden, wenn an wichtigen Stellen nicht das Bestreben sichtbar würde, durch die Heranziehung der militärischen Disziplin die Verluste wieder auszugleichen, die das autokratische Regirungssystem seit den Jahren 1789 und 1848 erlitten hat. Wer in diesen nur scheinbaren Verlusten eine Wohlthat und die sicherste Bürgschaft für den monarchischen Gedanken sieht, der kann nur mit ernster Sorge beobachten, wie von verantwortlichen und mehr noch von unverantwortlichen Berathern der Versuch gemacht wird, in das Gehege der Verfassung allerlei Surrogate einzuschmuggeln und so am Ende einen Zustand zu erreichen, den Mirabeau voraussah, als er schrieb: Un jeune prince peut, avec les meilleures intentions, imaginer de bonne foi qu'on ne peut remédier à rien que par des coups d'autorité. S'il n'est pas en garde contre cette erreur meurtrière, il fera le mal malgré son coeur, et achèvera de briser des ressorts déjà trop usés. Schon in dem eben beendeten Wahlkampfe haben wir denn auch gesehen, daß Parteien unter dem Schlachtruf: Gegen unitarische und cäsarische Gelüste, gute Geschäfte gemacht haben; und da durch die Kombination, die einem an militärische Disziplin gewöhnten General die Leitung der Reichspolitik anvertraute, ohnehin die Gefahr näher gerückt ist, daß dem monarchischen Willen das ministerielle Gegengewicht mitunter fehlen könnte, so ist es doppelt nothwendig, von ähnlichen Einflüssen mindestens den anderen Faktor der Gesetzgebung frei zu erhalten. Daß Herr von Levetzow, der ein abhängiger Beamter ist und der auch als höchster Vertreter des Reichtages gern in Uniform erscheint, seine Aufgabe in solchem Geiste erfaßt, ist nach mancher Erfahrung nicht anzunehmen; der neue Reichtag aber, dem er wahrscheinlich wieder präsidiren wird, darf sich nicht darüber täuschen, daß man von ihm erwartet, was sein Vorgänger am Meisten vermissen ließ: sachlichen Ernst und eine Kraft der Ueberzeugung, die von Byzanz her vererbte Regungen nicht ankränkeln können und die sich nicht scheut, auch da fest und sicher aufzutreten, wo ein lauter Tritt an der eignen Carriere und an dem ängstlich gehüteten Leibe von Söhnen, Brüdern oder Neffen vielleicht geahndet werden kann.

Der vorige Reichstag bot nach jeder Richtung ein beschämendes

Schauspiel und es waren noch lange nicht seine traurigsten Tage, an denen ein kurzsichtiger Fanatiker, der nach einer vermeintlichen Hinrichtung nun mit einem Doppelmandat geehrt worden ist, allerlei wilden und schwindelhaften Unfug verübte. Die zahlreichen Fraktionen und Fraktiönchen unterschieden sich eigentlich nur darin, daß die eine Gruppe um jeden Preis die politische Macht bewahren, die andere um jeden Preis sie erlangen wollte; dort wirkte die Angst vor einer liberalen Aera, hier zitterte man bei dem Gedanken, der vom Börsencourier und ähnlichen Schmutzblättchen gefeierte General, über dessen Fähigkeiten nirgends ein Zweifel bestand und besteht, könnte einem ernsthaften und erfahrenen konservativen Politiker den ihm theuren Platz räumen müssen. Die Ueberzeugungen wurden so schnell gewechselt, wie es mancher parlamentarische Witzbold mit seinem Hemde nicht thut, und das Gefühl der Scham ging so schnell verloren, daß von der organisirten Vertretung der Zwischenhandelsleute jetzt Herr Richter offen verhöhnt werden kann, weil er nicht einsehen wollte, daß die Rücksicht auf die fraktionelle Machtstellung unter allen Umständen mehr zu gelten habe als irgend ein sonst noch so emphatisch gepriesenes Prinzip. Mit Ausnahme der Sozialdemokratie, die nichts zu hoffen und nichts zu erreichen hatte, die im richtig verstandenen Parteiinteresse aber auch gewissen schwächlichen oder der Fäulniß zugänglichen Persönlichkeiten eine fast zärtliche Schonung gewährte, blieb von der umgehenden Streberseuche keine Fraktion verschont. Die Konservativen rafften sich zwar zu einem Vorstoß gegen Herrn von Helldorff auf; aber sie sahen es ruhig mit an, wie Herr von Puttkamer, der zur Führung der Opposition ausersehen war und der im Landtag die bureaukratisch-demokratischen Pläne seines früheren Unterstaatssekretärs bekämpfen sollte, plötzlich sein streng gouvernementales Herz entdeckte, nachdem er aus der Einsamkeit von Karzin erlöst und — wie in Kassel Graf Eulenburg — mit Ministergehalt Ober-Präsident in Pommern geworden war. In ihrem Verhalten bei den Handelsverträgen und bei der Militärvorlage haben sie dann so reichliche Intellektopfer gebracht, daß ein unabhängiger Mann, wie Graf Herbert Bismarck, jetzt Anstand nimmt, in ihre Reihen zu treten und in einem Fraktionverband mit Leuten zu sitzen, denen die Furcht vor einer Ungnade, einem verzögerten Avancement, vor Zurücksetzung oder gesellschaftlichem Boykott, jede Selbständigkeit lähmt. Nur der mächtig

angewachsenen agrarischen Bewegung, die einen ganzen kräftigen und tüchtigen Stand zum Kampf um seine Existenz aufgerüttelt hat, ihr ganz allein hat die konservative Partei, die den gegen sie gerichteten Landsturm geschickt ihren Zwecken dienstbar zu machen verstand, es zu danken, daß sie vor der gefährlichen Abrechnung bewahrt geblieben ist, mit der die kritischen Tage der Wahlen diesmal alle Binsengemüther bedrohten.

Die im Februar 1890 gewählte Volksvertretung ist zum Bewußtsein ihrer Aufgabe niemals gelangt. Ohne ein ärmliches Wort des Grußes sah sie den Mann scheiden, dessen großem und reinem Genie es gelungen war, ein künstliches Produkt, wie das Deutsche Reich es ist, in seinem Bestand so zu sichern, als wäre es die natürlichste und selbstverständlichste Erscheinung von der Welt; und da später dann kleine und kleinste Leute in Gummistrümpfen Politik zu treiben begannen, dämmerte doch dem Reichstag nicht das Verständniß dafür auf, daß ihm nun die Pflicht zugefallen war, aus eigenem Vermögen die klaffenden Lücken der ministeriellen Einsicht auszufüllen. Im Gegentheil: je mehr der Schwerpunkt des politischen Lebens nach der Seite des höfischen Verkehrs verschoben wurde, je mehr mit der politischen Abstimmung berufliche oder gesellschaftliche Hoffnungen und Befürchtungen sich verbanden, desto gefälliger wurde auch das strebsame Rückgrat und im engen und engsten Cirkel nur, nachdem man offiziell beflissen stets Ja gesagt hatte, tobte der lange zurück gedämmte Groll sich aus. Aber auch die in jedem Augenblick vorhandene politische Intelligenz sollte nach Möglichkeit als eine Konstante erhalten werden; hat sie in der Regirung eine starke und leuchtende Vertretung, dann darf das Parlament sich behagliche Ruhe gönnen; haschen tastende Dilettanten und taumelnde Schönredner nach dem Steuerruder, dann hat mit gedoppelter Sorgfalt und Strenge die Kritik ihres Amtes zu walten. Weil das nicht geschehen ist, weil der Reichstag nicht eingesehen hat, daß durch den Wechsel der Personen und des Systems ihm neue, weiter reichende Rechte und Pflichten zufallen mußten, deshalb hat die Summe der politischen Intelligenz sich so erheblich vermindert, daß ein Vergleich zwischen früher und jetzt zu grotesk wirkenden Ergebnissen führen muß. Bedenkliche Symptome verrathen, wie in ungeahnt kurzer Zeit die internationale Stellung des Reiches verrückt worden ist und wie man im deutschen Süden beginnt,

die Vorzüge und die Nachtheile der Reichsangehörigkeit höchst nüchtern gegen einander abzuwägen; und die völlige Veränderung der handelspolitischen Situation zeigt sich mit schmerzhafter Deutlichkeit darin, daß Rußland es wagen kann, dem auf zwölf Jahre durch ungünstige Verträge geknebelten Deutschen Reich mit einem Zollkriege zu drohen, dessen Gefahren noch gar nicht zu übersehen sind. Die Eintagspolitiker mögen sich damit trösten, daß Rußland für sein Getreide das deutsche Absatzgebiet nicht entbehren kann; wer über die nächste Ecke hinauszublicken vermag, der hat in der politischen und wirthschaftlichen Abschließung des Zarenreiches längst das Bestreben erkannt, in der Verwendung der nationalen Produktion und in der Befriedigung der ungeheuren Konsumbedürfnisse eines erst erwachenden Hundertmillionenvolkes zur Selbständigkeit zu gelangen und für die Schätze des Landes auch im Lande selbst die Absatzgebiete zu finden. Von allen diesen Erscheinungen sind unsere auch diplomatisch offenbar mangelhaft bedienten leitenden Männer genau so überrumpelt worden, wie sie im Sommer des Jahres 1891, trotz der Information von dem „zuverlässigsten und fähigsten Beamten", plötzlich von dem russischen Ausfuhrverbot überrumpelt worden sind. Das denkwürdige Wort von der „Zwangslage", in die das Deutsche Reich politisch, militärisch und wirthschaftlich jetzt immer versetzt sein soll, hat allmählich sich eine traurige Berühmtheit erworben; der Reichstag aber hat diese Zwangslage, deren Möglichkeit der Deutsche zwanzig Jahre hindurch gar nicht kennen lernte, bereitwillig immer anerkannt und durch sein demüthig zustimmendes Votum die nicht allzu ängstlichen Gewissen gefällig erleichtert, die unter der Last einer allein zu tragenden Verantwortlichkeit doch vielleicht zusammengebrochen wären.

Es kamen die Wahlen, deren Resultat jetzt so eifrig beschwatzt und so selten verstanden wird. Die dreiste Lüge des Norddeutschen Allgemeinen Guanoblattes, das in dem Wahlergebniß den Beweis dafür erblickt, „daß Alles, was politisch reif genannt zu werden den Anspruch erheben darf, bereit ist, die Politik der Reichsregirung nachhaltig zu unterstützen", kann man getrost zu den übrigen Dummheiten aus der Wilhelmstraße legen. Mit mehr Recht dürfte man sagen, daß, trotzdem die geflissentlich in den Vordergrund gerückte Militärvorlage wie eine Morphium-Einspritzung gewirkt hat, Alles, was politisch reif genannt zu werden den Anspruch erheben darf, dem Wunsche nach entschiedenem

Widerstand gegen die wechselnden Launen einer in ihrem innersten Wollen gar nicht zu fassenden Regirung Ausdruck gegeben hat. Freilich ist die politische Reife nicht an das Alter der Wahlmündigkeit geknüpft und auch da, wo ernstlich von Reife gesprochen werden kann, ist ihr Wünschen nicht immer leicht zu verstehen. „In Betreff einzelner Gesetze und einzelner Verwaltungmaßregeln", sagt Paul de Lagarde, „bleibt das Volk völlig stumm, wenn man es auch Mann für Mann um seine Meinung angeht und von Mann für Mann Antwort erhält. Das Volk denkt als Ganzes nur über Ganze. Es kann außer über große Ereignisse auch über einzelne Menschen ein Urtheil fällen, falls diese daraufhin zu betrachten sind, ob sie ganz oder halb, ehrlich oder Streber sind. Auf solche Forderung giebt es ein so triftiges Verdikt ab, wie der Schulknabe es über seinen Lehrer abgiebt." Dieses Verdikt ist zum Theil jetzt durch den Militärlärm aufgehalten worden, — zum Theil, nicht völlig; denn die Erfolge der Vertreter agrarischer, industrieller und proletarischer Interessen, das Anwachsen der durch eigne Beschränktheit und durch den rücksichtlosen Philosemitismus sogenannter Liberalen in die Sackgasse der Judenfeindschaft gedrängten Vertretung des vom Großkapitalismus jeder Rasse unbarmherzig zerdrückten Handwerkerstandes haben eine Bedeutung und eine beredte Sprache für Jeden, der eine Volksgesammtheit nicht als ein Konglomerat von Urwählern betrachtet, sondern als eine Volkheit im goethischen Sinn: „Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer das selbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals vor lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt." Anstatt die Stimmen für und gegen die Militärvorlage emsig zu zählen und für die Fortsetzung des im Mai abgebrochenen Pferdehandels sich zu rüsten, sollte man lieber jetzt sich um das Verständniß dieses unausgesprochenen Willens der Volkheit bemühen.

Fast zur Hälfte ist der Reichstag durch generatio aequivoca entstanden und die so gezeugten Volksvertreter wissen am Ende selbst nicht mehr, wem sie die Wahlweihen zu verdanken haben. In einem Zeitalter, das im Zeichen des Bacillenkrieges und der Symptomkuren

steht, haben die bürgerlichen Parteien es für ganz besonders weise und patriotisch gehalten, durch schamlos betriebene Schachergeschäfte und unnatürliche Bündnisse den gemeinsamen Feind, die Sozialdemokratie, zu bekämpfen, — als ob im Ultramontanismus, in der Manchesterei, im Polen- und Welfenthum nicht auch Allen gemeinsame Feinde zu erstehen drohten. Die Erbitterung, die durch solche rasch verbrauchten Palliativmittelchen in den Reihen der Arbeiter geweckt worden ist, kann ganz ungleich schlimmere Folgen haben als eine Vermehrung der sozialistischen Mandate, die durch die gewaltige Steigerung der für sozialdemokratische Kandidaten abgegebenen Stimmenzahl geboten gewesen wäre. Und wenn man sehen mußte, wie Männer, die sich konservativ nennen, in der Angst vor dem rothen Gespenst sich nicht scheuten, einem Herrn Alexander Meyer ihre Stimmen zu geben, der im Wahlkampfe doch die erbärmlichste Rolle gespielt hat, dann mußte man auch befürchten, daß die selben Konservativen sich wieder an den platten Späßen dieses selben Herrn ergötzen werden, der zur Erhöhung seiner journalistischen Einnahmen einen Parlamentsitz nicht entbehren kann und der deshalb natürlich zu jedem Opfer seiner sogenannten Ueberzeugung immer bereit ist. Den Unernst und die advokatorische Unsitte, nach den pöbelhaftesten Angriffen einander in fideler Freundschaft die Hand zu schütteln, findet man in diesen Machenschaften wieder. Wie konservative, liberale und sozialistische Zeitungschreiber, wenn sie eben erst in schnaubende Leitartikel ihren Zorn entleert haben, einträchtig beim Bier neben einander sitzen und über die Dummen lachen, die den Spektakel ernst nehmen, so sind auch die Berufsparlamentarier stets gern geneigt, in jovialster Intimität mit einem Manne zu verkehren, der ihnen öffentlich eben den schnödesten Eigennutz vorgeworfen hat und der sie morgen wieder der verächtlichsten Heuchelei bezichtigen wird. Der Mann ist ja so amusant, weiß so hübschen Klatsch und so lustige Anekdoten, und am Ende ist das ganze offizielle Gerede ja doch nur Schaumschlägerei. Seit Herr von Boetticher zu einer beherrschenden Stellung gelangt ist und seit er Nothstandsdeputationen mit Witzworten empfängt, ist diese unernste Mode zu hohen Ehren gekommen — und Herr Meyer zu einem Ehrenplatz auf den Bänken der Konservativen. Von solchen Sitten zu den Heldenthaten des nun ja wohl selig verstorbenen Herrn Cornelius Herz ist der Weg gar nicht so weit mehr, wie man gewöhnlich denkt.

Die Begrüßungen, die den neuen Reichstag empfangen, sollten ihn darüber belehren, wie der Mangel an Ernst und kraftvoller Ueberzeugung das Ansehen der Volksvertretung herabgedrückt hat. Als selbstverständlich wird ganz allgemein angenommen, der neue Reichstag werde mit der inzwischen vaterlos gewordenen Militärvorlage rasch fertig sein; und es ist nicht minder charakteristisch, daß man der Regirung zutraut, sie werde mit einer Zufallsmehrheit von einem halben oder ganzen Dutzend Stimmen sich stark und in dem Gefühl ihrer Verantwortung sicher genug dünken, um die grundsätzliche Veränderung unserer in dreißig schweren Jahren erprobten Heeresverfassung durchzuführen, deren Grundlagen sie selbst ganz kürzlich erst als unentbehrlich und unersetzlich bezeichnet hat. Die Mittel zu einer wirklichen und sofort wirksamen Heeresverstärkung sind im neuen Reichstag leicht zu erlangen; gerade darum aber haben beide Faktoren der Gesetzgebung die ernste Pflicht, mit Ruhe und Sorgfalt nochmals zu erwägen, ob der Weg, auf dem Herr von Huene der Führer war, den richtig verstandenen Interessen des Vaterlandes entspricht. Wenn der neue Reichstag in diesem Punkte sich bequem und lässig erweist, wenn er Geldmittel, die in ähnlicher Höhe nicht leicht wieder gefunden werden können, unter Berufung auf Autoritäten, denen mit der Fragestellung vielleicht schon die von der Antwort erwartete Richtung angedeutet worden sein mag, sich abzwingen läßt, dann begiebt er sich augenblicklich jedes bestimmenden Einflusses und er sinkt, mag seine wirthschaftliche Mehrheit auch noch so gesichert erscheinen, unmittelbar wieder zu der Rolle seines Vorgängers herab, der schließlich nur noch dazu da war, jubelnd oder seufzend die mangelhafte ministerielle Einsicht von der Verantwortung zu entlasten.

Aengstlichen Seelen mag ja vielleicht die Furcht vor einer neuen Auflösung Beklemmung erregen, und da ängstliche Seelen heute auf allen Seiten und auch in der Mitte des Hauses zu finden sind, kann ein neues Handelsgeschäft jetzt bessere Aussichten auf bequeme Erfolge bieten. Ein Reichstag aber, der durch die Furcht vor verfrühtem Sterben in seinen wichtigsten Entscheidungen sich bestimmen ließe, der würde, wie Chateaubriand, nur sein eigenes Grab hypothekisiren.

Die Regulirung der allgemeinen Luxussteuer.

Ein Artikel im vorigen Heft der „Zukunft" hat die Regulirung einer allgemeinen Luxussteuer als des großen Seitenstückes einer Gebrauchs- zur Verbrauchsbesteuerung einer besonderen Prüfung vorbehalten, die nun im Nachstehenden durchgeführt werden soll.

Hierbei könnte man daran denken, innerhalb der schon bestehenden, Besteuerung auf mittelbare, aber weitaus einfachere Weise die allgemeine Luxusbesteuerung zu reguliren, und so den steuertechnisch immerhin nicht einfachen Apparat einer selbständigen Luxusbesteuerung zu ersparen. Bisher hat die Steuerkunst einen so einfachen Ausweg nicht eingeschlagen. An und für sich scheint ein solcher auch nur innerhalb des Systems der direkten Besteuerung denkbar und auch da scheint nur die allgemeine Vermögensteuer, wie solche gegenwärtig in Preußen eingeführt wird, den Anknüpfungpunkt für die mittelbare Regulirung einer allgemeinen Steuer auf den Luxus in unserem Sinn, d. h. auf den eine besondere individuelle Steuerfähigkeit offenbarenden Gebrauch aller mehr oder weniger entbehrlichen Güter bieten zu können. Denn nur sie umfaßt die Güterbestände des Vermögens, nicht das Einkommen jedes Steuerträgers. Allein bis jetzt wenigstens hat man bei dieser Steuer darauf verzichtet, auch nur in Bausch und Bogen alle Arten von Gebrauchsgegenständen anzufassen. Die beweglichen Gebrauchsgüter entgehen der allgemeinen Vermögensteuer fast vollständig, und mit vollem Rechte wird dieser Besteuerung vorgeworfen, daß sie nur das für den Fiskus sichtbare und durch die Ausfüllungen im Schema der Einkommensteuer-Selbstbekenntnisse kontrolirbare unbewegliche Vermögen, also nur den Gebrauchsluxus an Schlössern, Villen, Gärten, Parks u. s. w., nicht aber auch die großen Bestände an beweglichem Gebrauchsvermögen, als Kleider, Zimmerausstattungen, Möbel, Instrumente, Sammlungen, Pretiosen u. s. w. erfasse. Die großen beweglichen Vermögen der Städter, welche eine verhältnißmäßig viel stärkere Quote ihres Vermögens in beweglichem Gebrauchsvermögen [illegible]cken haben, seien hierdurch bevorzugt. Ich bestreite nicht, daß hier eine [illegible]gerechtigkeit vorliegt, und begreife es vollkommen, daß die Großgrund-

besitzer, wenn sie ihre Parks und dergleichen versteuern sollen, auch die großen und kleinen Rothschilde mit ihren Sammlungen, ihren Luxusgeräthen, ihrem Mobiliarluxus, ihren Pretiosen als zur Ergänzungsteuer fähig, behandelt sehen wollen. Ich glaube auch nicht, daß dies nicht ausführbar wäre. Zwar direkt und im Einzelnen läßt sich der tausendfältige Bestand beweglicher Luxusgegenstände nicht ermitteln; das wäre nicht blos weit kostspieliger, weit lästiger, weit umständlicher als jede andere Besteuerungweise, das wäre auch unausführbar. Denn wie soll es je gelingen, den Jahresnutzungwerth aller einzelnen Arten von Gebrauchsgegenständen direkt zu ermitteln und dann nach klassifizirtem Steuerfuß einer allgemeinen Vermögensteuer zu unterwerfen! Diesen Werth kann der Staat auch nicht durch Selbstbekenntniß der Besitzer sich angeben lassen, da die Selbstinventarisation und Selbstschätzung des Werthes dieser in allen Graden der Abnutzung begriffenen mannichfaltigsten Güterbestände über Dasjenige weit hinausgeht, was der Staat an Zwang zur kontrolirten Besteuerungmithilfe dem Bürger auferlegen darf. Dennoch wäre die Herbeiziehung auch des beweglichen wie des unbeweglichen Nutzungvermögens zur ergänzenden allgemeinen Vermögensteuer nicht unmöglich. Sie könnte etwa so geschehen, daß die Steuerkommissionen dem ermittelten Gesammtvermögen, weil darin die beweglichen Gebrauchsbestände gar nicht oder doch nicht vollständig inbegriffen sind, innnerhalb einer gewissen, auf Grund von Probeerhebungen gesetzlich festgesetzten Ober- und Untergrenze Zuschlagprozente hinzufügen. Kein Steuerträger wäre dadurch behelligt, und die Durchführung eben so wohlfeil wie einfach. Eine vollständige Regulirung der allgemeinen Vermögensteuer erscheint also an sich nicht ausgeschlossen! Allein das wäre eben doch nur eine Vervollständigung der ergänzenden allgemeinen Vermögensteuer, aber durchaus nicht Das, was die allgemeine Gebrauch-(Luxus)-Steuer als Seitenstück der schon ausgebildeten Verbrauchsbesteuerung herbeizuführen hätte. Die allgemeine Luxussteuer soll individualisirend an denjenigen Vermögen- und Einkommentheilen, deren Verwendungart besondere Steuerkraft des Gebrauchers offenbart, diese besondere Steuerkraft erfassen, während auch die vollständigste und allgemeine Vermögensteuer immer nur — ob sie in einem Posten oder ob sie nach Beständen gegliedert eingehoben wird — den Vermögengesammtwerth, das Maß der durchschnittlichen Steuerkraft jedes überhaupt steuerfähigen Staatsbürgers ermittelt. Unter keinen Umständen kann also die allgemeine Luxussteuer durch Vervollständigung der Vermögenbesteuerung mittelbar regulirt, sie muß vielmehr als selbständiges Abgabesystem ausgestaltet werden.

Aber das schwierige Wie?! Ich verzage nicht an der Möglichkeit, es auf praktische Weise zu finden!

Die allgemeine Luxusbesteuerung hat im Gegensatz zur Verkehrs- und zur Verbrauchs-Besteuerung die persönliche Befriedigung durch alle Arten von mehr oder weniger entbehrlichen Gebrauchs-*Nutzungen* selbständig zur indirekten Besteuerung zu ziehen. Für diese Besteuerung der Gebrauchsnutzungen kann nur an zwei Arten der Regulirung gedacht werden. *Entweder* werden ihre Tarifsätze periodisch erst bei den Gebrauchern eingehoben, welche die mehr oder weniger häufigen oder andauernden Nutzungen genießen; — ich will dies *Konsumenten*-Besteuerung nennen, da das Wort direkte Besteuerung als Bezeichnung für die Ertrag-, Vermögen- und Einkommen-Besteuerung bereits verbraucht ist. *Oder* die Abgaben der allgemeinen Luxusbesteuerung werden, genau so wie es beim ganzen Verbrauchsabgabensystem unumgänglich ist, auf die Gebrauchsgüter gelegt, *bevor* diese in den Gebrauch übergehen; das kann so geschehen, daß die Fertigunggeschäfte der Fabrikation und der Konfektion und daß die Detail-, Laden-, Magazingeschäfte die Steuer bezahlen, um sie auf den schließlichen Benutzer jeder Art luxuriöser Gebrauchsgegenstände abzuwälzen; — ich will dies *Vorschuß* Besteuerung nennen.

Als die denkbaren Grundformen dieser zweiten Erhebungweise, als mögliche Arten der Vorschußbesteuerung, erweisen sich die *Rohstoff*-, die *Fabrikation*- und die *Handelsteuern*, sei es ohne Monopole als Einhebungen beim freihändigen Gewerbe-, Fabrikation- und Handelsbetrieb, sei es mittelst des Monopols.

Man könnte die Konsumenten-Luxussteuern auch die Luxus*personal*-, die anderen die Luxus*sach*steuern nennen.

Mit der denkbaren Rohstoff-, Fabrikat- und Absatz-Regulirung einer allgemeinen Luxusbesteuerung kommt man bei steuertechnischen Einrichtungen an, die in der Verbrauchs-Besteuerung längst zu vollständiger praktischer Entwickelung gelangt sind. Sollte es in der Gebrauchsbesteuerung, die es mit dem dauerhaften Theil der Objekte persönlicher Befriedigung zu thun hat, schwieriger sein, eine Steuertechnik durchzuführen, deren Aufgaben dort zu einer immer vollkommeneren Lösung bereits gelangt sind?! Man wird viel eher der Vermuthung sich hingeben dürfen, daß die Organe und Verwaltungmittel der Gebrauchsbesteuerung häufig mit denjenigen der allgemeinen Luxusbesteuerung werden verschmolzen werden können. Immerhin müssen in der Gebrauchsbesteuerung auch Unterschiede und eigenthümliche Ausgestaltungen hervortreten, welche aus dem Gegensatz zwischen Gebrauchs- und Verbrauchsanwendung der hier und der dort das Steuerobjekt bildenden Güter sich ergeben. In der That bestehen solche Unterschiede und Eigenthümlichkeiten. Da ist vor allem die Möglichkeit zu erwähnen, die Gebrauchsbesteuerung zugleich als unmittelbare, als oben sogenannte Konsumenten-

besteuerung, als s. z. s. direkte „indirekte" Besteuerung zu regeln, was bei der Verbrauchsbesteuerung ausgeschlossen ist; die einzelnen Verbrauchsnutzungen, z. B. jedes Glas Bier oder Wein, das getrunken wird, kann man nicht vom Trinker versteuern lassen, aber sehr wohl jahrweise die Wohnungnutzung. Die „alten" Luxussteuern sind bis jetzt sogar nur als Konsumenten-Steuern, als direkt beim Gebraucher erhobene Abgaben vorhanden und ein Theil der Gebrauchsnutzungen, z. B. die Bedientenhaltung, der gesellschaftliche Sport mancher Art, kann nur durch Konsumentenbesteuerung erfaßt werden. Ein zweiter Unterschied, dessen Grund alsbald hervortreten wird, besteht darin, daß die Luxusbesteuerung viel stärker zur Belastung der letzten Zurüstung und des Absatzes, zur Konfektion- und zur Laden- (Magazin-) Besteuerung als zur Rohstoff- und Fabrikat-Besteuerung drängt, als dies bei den bekannten großen Objekten der Verzehrungabgaben der Fall ist. Ist doch erst die letzte Formgebung, nicht so sehr der Materialwerth, das für die Steuerfähigkeit maßgebendste Moment. Ein dritter Unterschied ist, daß nicht blos das Verkaufsgeschäft, sondern auch das Mieth-, Pacht- und Leihgeschäft als Anknüpfungpunkt für die Absatzbesteuerung der Gebrauchs-Nutzungen sich darbieten, was bei der Verbrauchsbesteuerung nach der Natur der Verbrauchsnutzung ausgeschlossen ist. Eine vierte Eigenthümlichkeit müßte sich dahin ergeben, daß schon mehr oder weniger gebrauchte Gegenstände, da sie von Vielen nacheinander zur Nutzung in Besitz genommen werden können, ein zweites Mal der Besteuerung zu unterziehen wären: im Antiquitätenhandel, in den Verlassenschaft-, Konkurs- und anderen Auktionen. Bei Verbrauchsgegenständen ist dies ausgeschlossen. Ein fünftes charakteristisches Merkmal besteht darin, daß die gleichzeitige oder reihenweise Benutzung durch mehrere Personen zum Gegenstand der Besteuerung werden kann: Theater-, Cirkus-, Schaustellung-, Transport-, Droschken-, Billard-Nutzung und dergleichen. Endlich sei sechstens erwähnt: es werden auch Dienste, sogar wechselseitige, geistige und gemüthliche Bewährungen persönlicher Art, wie in den neuesten französischen Geselligkeitsteuern für größere Geselligkeitvereine (20 p.Ct. der Beitragseinnahmen!) zum Luxussteuerobjekt. Hierzu kann ein Seitenstück innerhalb der Verbrauchsbesteuerung nicht vorkommen, da Menschen von Menschen benutzt, aber nur bei den Kanibalen verbraucht werden.

Zuerst wende ich nun das Augenmerk den Konsumenten-Steuern zu, zu welchen fast alle bisherigen Luxussteuern zu zählen sind. Die unmittelbare Konsumentenbesteuerung für die mehr oder weniger entbehrlichen Gebrauchsnutzungen wäre an sich allgemein wohl wünschenswerth. Doch ist sie aus praktischen Gründen nicht zu verwirklichen. Auf den ersten Blick erscheint es unausführbar, die einzelnen Nutzungen aller zahllosen, namentlich der beweglichen Gegenstände, täglich, wöchentlich, jährlich zu fassen und

zu treffen. Nur die gleichmäßig fortgehenden Nutzungen Einzelner können zusammen für längere Perioden, unmittelbar bei jedem Besitzer, zur Versteuerung gebracht werden; niemals aber jede einzelne Nutzung jedes Gegenstandes. Die Gleichzeitigkeits- und Zeitfolge-Kollektivnutzungen durch Viele neben- und nacheinander, z. B. die Nutzungen von Theateraufführungen Schaustellungen, Bällen, Luxusfahrten, Billards, können gar nicht bei den Theater-, Ballbesuchern u. s. w. eingesteuert werden, sondern nur beim Unternehmer und Eigenthümer zu festen Stück- und Pauschal-Sätzen oder in Prozenten der Kasseneinnahmen. Die Konsumentenbesteuerung der steuerfähigen Nutzungen ist hiernach, was die Masse aller Nutzungen betrifft, überhaupt unausführbar und sie wäre, was den Rest der an sich unmittelbar faßbaren Gebrauchsgegenstände angeht, fast durchaus nur unter indiskretem Eindringen in die Privatverhältnisse und gegen enorme Erhebungkosten denkbar. Genau betrachtet, erscheint nur für das luxuriöse Wohnen des Eigenthümers, für das private Bedienten-, Pferde-, Wagen-, Billard-, Fahrrad-Halten und dergl. die unmittelbare Konsumbesteuerung angebracht. Bereits für das umfassende Miethwohnen steuerfähiger Art wäre die für den Miether unsichtbare Einhebung beim Vermiether aus mehreren Gründen praktischer Steuerpolitik vorzuziehen.

Drei Momente: erstens die geringe Eignung der steuerfähigen Gebrauchsgegenstände für die Konsumentenbesteuerung, zweitens das Zurückschrecken der Theorie und Praxis vor den Schwierigkeiten der Vorschußbesteuerung, drittens das Hängenbleiben an der irrigen Vorstellung, daß nur der üppige Luxus zur Gebrauchsbesteuerung gezogen werden solle, — haben es bewirkt, daß die bisherige Luxusbesteuerung nur einzelne wenige Splitter der gewaltigen Masse des so steuerfähigen Gebrauchsluxus erfaßte. Das war völlig ungerecht und hat finanziell nur wenig eingetragen. Selbst in England liefern die zwei ergiebigsten alten Luxushaupsteuern, jene von männlichen Dienstboten und von Wagen, kaum 1 pCt. der übrigen Staatseinnahmen. Diese geringe Einträglichkeit spricht jedoch nicht gegen die Konsumenten-Steuern überhaupt, sobald diese einmal als Glieder einer viel allgemeineren Luxusbesteuerung auftreten würden; als solche könnten sie unbedingt geboten sein.

Die Konsumentensteuern einschließlich der Steuer auf das Mieth- und das Eigenthumwohnen, auf öffentliche Lustbarkeiten, auf Spielveranstaltungen u. s. w., sind den Gemeinden, namentlich den Stadtgemeinden, innerhalb landesgesetzlicher Abgrenzungen zu überlassen, und in verschiedenen Ländern ist dies auch bereits geschehen. Die Gründe dieser Ueberlassung der Konsumentensteuern an die Kommunal-Steuergewalt liegen sehr nahe. Einmal sind gewisse polizeiliche Zwecke, welche bei solchen Steuern neben der

Steuerpolitik mit unterlaufen, nicht überall, jedenfalls nicht überall in dem selben Maße gewiesen. Sodann sind die Konsumenten für lokale Steuergewalten leichter zu ermitteln. Weiter deutet der Luxusbesitz an verschiedenen Orten nicht auf gleichen Grad besonderer Steuerkraft; auf dem Lande z. B. läuft der Luxus- und der Wirthschaftgebrauch von Pferden und Arbeitkräften durcheinander. Das Alles weist die Konsumenten-Luxussteuern eben so entschieden auf die Regulirung durch die Gemeinden, wie die anderen und bedeutenderen Glieder allgemeiner Luxusbesteuerung als gegebene Objekte der Reichsbesteuerung sich darstellen werden. Als Staatssteuern sind die alten Luxussteuern, wie andererseits innerhalb der direkten Besteuerung die Ertragsteuern, theils schon beseitigt, theils zu abfallreifen Abortivrudimenten der Steuer Entwickelung geworden.

Die alten Luxussteuern sind geschichtlich von dem zuerst reichen Lande Italien ausgegangen und auf die hernach sich bereichernden Länder: Holland, England, Frankreich übergegangen. Wenn sie nun wesentlich auf Stadt- und namentlich Großstadt-Steuern zurückgebildet werden, würden sie immer noch den Plätzen starken Luxusgebrauches nachfolgen und jedem dieser Plätze nach dessen besonderen Verhältnissen sich anpassen lassen.

Bevor ich von den Konsumenten-Steuern Abschied nehme, habe ich nur noch hinzuzufügen, daß zu der Gemeindebesteuerung fortlaufender Nutzungen sehr wohl eine Reichs-Absatzsteuer, z. B. für den Kauf und Wiederverkauf von Wagen, Musikinstrumenten, Pretiosen, Möbeln u. s. w., hinzugefügt werden könnte. Ob das geschehen soll, mag jedoch hier dahin gestellt bleiben.

Ich gehe nun über zu derjenigen Regulirung einer allgemeinen Luxusbesteuerung, die den steuerfähigen Gebrauchsgegenstand nicht in der Hand der nutzenden Personen belastet, also nicht als Konsumenten-Besteuerung, sondern als eine mittelbare, in einem zweiten Sinne des Wortes „indirekte" Besteuerung sich darstellt. Ich nenne diese andere, praktisch unvergleichlich bedeutsamere Erhebungweise, obwohl die Bezeichnung nicht auf das Haar genau zutrifft, die Vorschuß- oder mittelbare Luxusbesteuerung.

Bekanntlich ist der Begriff der direkten und der indirekten Besteuerung im Sprachgebrauch ein schwankender. Ich habe als indirekte Besteuerung diejenige bezeichnet, welche die Quellen aller Besteuerung, Einkommen und Vermögen nicht unmittelbar, nicht als Maß der ganzen Durchschnittssteuerkraft erfaßt, sondern die auf besondere individuelle Steuerkraft hinweisenden Verkehr- und Konsumanwendungen der einzelnen Vermögen- und Einkommentheile belastet, kurz die Verkehr-, sowie die Verbrauch- und Gebrauchsteuern im Gegensatz zu den Ertrag-, den Einkommen- und, wozu

auch die Erbbesteuerung gehört, den Vermögensteuern. Es giebt aber auch eine andere Auffassung; diese sieht als direkte Steuern solche an, die Derjenige, welcher sie tragen soll, selbst entrichtet, und als indirekte diejenigen, welche in der Voraussetzung der Ueberwälzbarkeit vorschußweise von Dritten zu bezahlen sind. Zu den indirekten Steuern im zuerst genannten Sinne gehören alle Verkehrs- und Konsum- (Gebrauch- und Verbrauch-) Steuern. Zu den indirekten Steuern im zweiten Sinne gehören zwar alle Verbrauchsteuern, aber nur ein Theil, allerdings der weitaus bedeutendste Theil, aller Gebrauchsteuern. Wenn nur „direkte" Gebrauchsteuern im zweiten Sinne des Wortes, nämlich nur Konsumentensteuern möglich wären, dann müßte auf eine allgemeine Luxusbesteuerung verzichtet werden, wie auf eine allgemeine Verbrauchsbesteuerung hätte verzichtet werden müssen, wenn nicht eine vorschußweise Vorerhebung der Verbrauchsteuern durch Rohstofferzeuger, Fabrikanten, Groß- und Kleinhändler möglich sein würde. Allein die Gebrauchsnutzungen von Wohnungen, Lokalen, Kleidern, Putzsachen und allerlei anderen Gegenständen des Gebrauchsluxus lassen sich vorschußweise vorerheben, im Ganzen wohl leichter als die Verbrauchsteuern. Die im zweiten Wortsinn indirekte, die *Vorschußbesteuerung* ist es, mit deren Möglichkeit die Gebrauchs- wie die Verbrauchsbesteuerung steht und fällt. Im Gegensatz zur Verbrauchsbesteuerung kann nun die Gebrauchsbesteuerung, ihre Vorschußsteuern in *doppelter* Weise ausgestalten.

Sie kann die *einzelnen Nutzungen* und sie kann den ganzen Nutzunggegenstand, den ganzen in ihm aufgehäuften *Vorrath* von Nutzungen, den Gebrauchsgegenstand als *Nutzungquelle* durch eine dritte steuerzahlende Hand anfassen. Das Eine ist der Fall, wenn der Theaterunternehmer die Theatersteuer, der Gastwirth die Billardsteuer, der Vermiether die Wohnungsteuer zu entrichten hat. Das Andere tritt ein, wenn schon der Rohstofferzeuger, der Produzent des Halbfabrikates und des Ganzfabrikates, der Magazininhaber, das Konfektiongeschäft die Steuern ein für alle Mal vorschußweise entrichten. Beide Methoden setzen die Ueberwälzbarkeit auf den Konsumenten der Nutzungen voraus, eine Voraussetzung, deren Richtigkeit freilich erst zu prüfen sein wird. Die erste dieser beiden Methoden ist der Gebrauchsbesteuerung eigen, die andere ist analog in der Verbrauchsbesteuerung längst und sogar ausschließend angewendet.

Die Erhebung der Abgaben bei Denjenigen, welche nicht die Nutzungquelle, sondern die einzelnen *Nutzungen* daraus veräußern, ist theilweise *unumgänglich*. Nämlich in allen jenen Fällen, wo entweder die Nutzung gleichzeitig von Vielen genossen wird, wie im Theater, im Ball-, Spiel- und Konzertsaal (sofern Kunstleistungen nicht besser freigelassen werden), in anderen öffentlichen Aufführungen, in Schaubuden, Panoramen u. dergl.

oder da, wo die auf Steuerfähigkeit hinweisenden Nutzungen aus dem selben Nutzungsgegenstand von verschiedenen Personen nach einander gezogen werden, wie bei Billards, Lohnkutschen, Maskenartikeln, Gasthauszimmern. Theilweise ist diese Art der stellvertretenden Steuerzahlung zweckmäßig, wie z. B. die Erhebung einer Luxussteuer auf Miethwohnungen, welche am Einfachsten und Unempfindlichsten beim Vermiethen eingezogen wird.

Diese theils unumgängliche, theils zweckmäßige Art der Steuererhebung kann allein in der Gebrauchsbesteuerung eine bedeutende Rolle spielen. Man kann sie neben der unmittelbaren Konsumenten-Luxussteuer als den zweiten, im Ganzen wohl schon ergiebigeren Zweig der allgemeinen Luxusbesteuerung ansehen. Ihre Regulirung ist zweifellos auf leichte und einfache Weise möglich, und zwar in verschiedenen Gestalten: als Lustbarkeitenaccise von den wirklich gemachten Einnahmen der Unternehmer und Eigenthümer, als Wohnungmiethsteuer und Saalmiethtaxe, als Taxe auf die Lokale, abgestuft nach dem Raum und der Art der Ausstattung u. s. w. Man kann diesen größereren oder kleineren Komplex von Bestandtheilen der allgemeinen Luxusbesteuerung auch die Miethluxussteuern heißen. Daß auch sie, einschließlich der Wohnmieth-Luxussteuer, die als das bedeutendste unter diesen Steuerobjekten anzusehen sein wird, innerhalb allgemeiner gesetzlicher Normen den Gemeinden, namentlich den Großstadtgemeinden, zu überlassen wären, liegt nahe. Nur ein Grundsatz der Steuergerechtigkeit wäre besonders zu betonen: daß, insofern bei diesen Luxussteuern der Luxuskonsum der kleineren Leute getroffen wird, z. B. die Schau-, Tanz-, Geselligkeit- und Musiklust der Volksmassen, die selben Neigungen auch der mittleren und höheren Klassen, vom Renn- bis zum Fahrradsport, ebenfalls, und eher mit höheren Belastungprozenten, angefaßt werden müssen, selbst wenn das nur durch die unmittelbare Konsumentenbesteuerung der Privatbälle, der Privathaltung von musikalischen Instrumenten, Billards u. s. w. sollte geschehen können.

Unter allen Konsumenten- und Mieth-Luxussteuern ist es nur eine einzige, die Wohnluxussteuer, deren Regulirung einige Worte auch an dieser Stelle heischt. Sie ist als Kommunal- oder Kreissteuer auszugestalten, und ihre Erhebung innerhalb landesrechtlicher Schranken den Kommunalkörperschaften zu überlassen. Sie ist zulässig auch neben der Wohngebäudesteuer, welche in der Ertragsbesteuerung und in der ergänzenden allgemeinen Vermögensteuer nur den Eigenthümer trifft. Die Wohnluxussteuer soll aber nur die auf besondere Steuerfähigkeit hinweisende Art des Wohnens, insbesondere auch das Luxuswohnen der Miether, erfassen. Freilich kann darüber geredet werden, ob nicht Wohnungen, die vom Eigenthümer bewohnt sind, mit Rücksicht auf die Belastung durch die Vermögen-

und Gebäudesteuer freizulassen wären; eine prinzipielle Nothwendigkeit wäre diese Freilassung, wenigstens für die Städte, nicht. In keinem Falle darf die Besteuerung das gute Wohnen der kleinen Leute vertheuern; sie wäre daher erst von einem gewissen steuerfreien Miethminbestbetrag an, der nach den besonderen Ortsverhältnissen aufzustellen wäre, in progressiver Staffelung aufzuerlegen. Auch der höchste Satz müßte ein mäßiger bleiben und dürfte nicht zu acht, zehn, zwölf Prozent der Jahresmiethe aufsteigen; denn es handelt sich nicht darum, in Form einer Miethsteuer eine verdeckte allgemeine Stadteinkommensteuer herzustellen, die überhaupt ihre Berechtigung eingebüßt haben wird, sobald allen Gemeinden der Zuschlag zur allgemeinen Einkommensteuer des Staates zu Gebot gestellt sein wird. Bei mäßigem Ansatz und bei mittelbarer Erhebung durch die Hand des Vermiethers wird die Wohnsteuer nirgends austreibend auf fremde und inländische Rentner wirken, welche in der Stadt Wohnung-Miethluxus treiben.

Der andere, viel stärkere Hauptast der Vorschußerhebung eines Systems allgemeiner Luxusbesteuerung ist nicht Vorschußbesteuerung abgetretener Nutzungen, sondern die Vorschußbesteuerung der — ganzen Nutzungvorräthe, als welche Kleider, Möbel, Pretiosen, Schmuck- und Putzsachen sich erweisen. Erst durch diese Vorschußbesteuerung wird das große Gebrauchsteuer-Seitenstück zur Verbrauchsbesteuerung in Gestalt der Fabrikat- und der Absatzbesteuerung gewonnen werden. Wenn die einmalige Vorschußbesteuerung des Gesammtwerthes der in einem Gebrauchsgegenstande vorräthigen Nutzungen nicht möglich sein würde, so ließe sich eine allgemeine Luxusbesteuerung praktisch und gerecht nicht durchführen. Diese Vorschußbesteuerung ist jedoch möglich und, wie ich glaube und zu zeigen hoffe, sogar leichter durchzuführen, als die Vorschußbesteuerung des Verbrauches. Und zwar gleich den großen Verbrauchssteuern nur in Gestalt von Reichssteuern.

Bei aller Aehnlichkeit, die zwischen Gebrauchs- und Verbrauchsbesteuerung bezüglich der Nothwendigkeit vorwiegender Vorschußbesteuerung obwaltet, ergiebt sich in der Art der Durchführung zwischen beiden Steuergebäuden doch sogleich ein großer Unterschied. Die vorschußweise mittelbare Erhebung der Luxussteuern ist nach der Natur der Sache mehr als die ähnliche Regulirung der Verbrauchsteuern genöthigt, als Endfabrikation-(Konfektion-)und als Detailhandels-(Magazin-)Besteuerung aufzutreten. Die Rohstoff- und die Halbfabrikat-Besteuerung können im System der allgemeinen Gebrauchs- oder Luxusbesteuerung nur eine untergeordnete Rolle spielen. An sich ist nun das nach allgemeinen Grundsätzen der Steuerpolitik ein überaus günstiges Moment; denn je mehr die Steuervorschüsse möglichst erst vor dem Uebergang an den kaufenden Konsumenten erhoben werden, desto weniger ist der Steuervorschuß drückend,

desto sicherer wird er abgewälzt, desto leichter ist es, die zur Ausfuhr gelangenden Theile der betreffenden Produktgattungen ganz steuerfrei zu lassen oder dafür die Ausfuhrrückvergütung einfach zu gestalten.

Worauf beruht denn nun aber die Nöthigung zu vorwiegender Konfektion- und Detailhandel-Besteuerung? Die Antwort ist einfach. Wieder auf dem Gebrauchscharakter dieser Gattung von Steuerobjekten!

Bei den mehr oder weniger entbehrlichen Gebrauchsgegenständen fällt der Stoffwerth gegenüber dem Formwerth weit weniger entscheidend ins Gewicht als bei den Gegenständen des Verbrauchs. Bei der Verbrauchsbesteuerung des Tabak-, Zucker-, Bier-, Branntweinkonsums weiß man ganz gewiß, daß Rohstoffe — Rohtabak, Rübe, Braumalz, Obst, Getreide- und Kartoffel-Maische — wirklich nur Cigarren und Rauchtabak, Rübenzucker, Bier, Branntwein ergeben werden. Die Rohstoffbesteuerung ist zwar auch hier nicht von vornherein das bessere, aber sie ist ein mögliches Besteuerungverfahren. Bei denjenigen Materialien dagegen, welche in steuerpflichtige Gebrauchsgegenstände übergehen, ist nicht das Gleiche der Fall, außer etwa bei Seide, die übrigens durch den Zoll zu treffen wäre, oder bei den Edelmetallen, sofern diese nicht in die Münz-, sondern in die Luxusverarbeitung übergehen. Ihre Eigenschaft als Luxusgegenstände erhalten sie doch erst durch ihre weitere Verarbeitung, namentlich durch ihre letzte Ausrüstung (Konfektion) zum absatzfertigen Ganzfabrikat, zur Waare des Luxus-Detailverkaufes, in welchem letzten Stadium sie auch noch die Kosten luxuriöser Schaustellung und Annoncirung in sich aufnehmen. Die unedlen Metalle, Metalldrähte u. s. w., die weichen und harten Hölzer, die Woll- und Linnen-Gespinnste und Gewebe, Stahl und Eisen, Leder, Guttapercha und andere Halbfabrikate gehen zum größten Theil in solche Ganzfabrikate und Waaren über, welche rationeller Weise der Gebrauchsbesteuerung nicht zu unterziehen sind. Erst das Ganzfabrikat, die konfektionirte Waare, läßt eine sichere Bestimmung darüber zu, daß und in welchem Grade die Luxusbesteuerung angezeigt sei. Hiernach wird in der allgemeinen Luxusbesteuerung nicht blos die Rohstoffbesteuerung nahezu ganz ausgeschlossen, sondern auch die Halbfabrikat-Besteuerung nur sehr beschränkt zulässig sein.

Die Halbfabrikatbesteuerung ist im Gebiet der allgemeinen Luxusbesteuerung offenbar nur unter zwei Voraussetzungen berechtigt, dann aber auch gefordert. Nämlich einmal dann, wenn schon das Halbfabrikat sicher auf steuerfähigen Endkonsum hinweist, und weiter dann, wenn es, wie Seidengarn, Seidenstoffe, feine Gewebe und andere Materialien des Kleider- und Putz-Luxus, direkt in die Hände der Konsumenten oder besser der Konsumentinnen übergeht, ohne vorher durch die Steuerthore der Konfektion und der Magazine fertiger Absatzwaare zu passiren. Die Halb-

fabrikatsteuern wären hier das Mittel, allen luxusartigen Konsum zu treffen, aber die Selbstkonfektion der Konsumenten frei zu lassen, was sich sozialpolitisch durchaus nur als wünschenswerth herausstellen wird. Wo dagegen das Halbfabrikat sicher in Ganzfabrikationgeschäfte übergeht, wird nur die Ganzfabrikation, und wo die Ganzfabrikate sicher in den Luxus-Detailhandel übergehen, dieser als Träger zur Vorschießung der Abgaben eines vollständigen und rationellen Luxussteuer-Zweigsystems zu erwählen und zu verpflichten sein. Der Handelsluxus selbst für Schaustellung und Reklame gelangt dann ebenfalls zur Belastung, wenn das nicht schon durch Wohnbesteuerung geschieht.

Es ist selbstverständlich an diesem Orte nicht möglich, die Anwendung entweder der Halbfabrikat-, oder der Ganzfabrikat- oder der Detailabsatzbesteuerung oder aller möglichen Kombinationen dieser drei Besteuerungformen ins Gebiet der einzelnen Hauptzweige des Luxusgebrauches zu verfolgen. Bloße Andeutungen wären der Gefahr des Mißverstandenwerdens auch allzu sehr ausgesetzt. Dennoch will ich einige Bemerkungen mir erlauben, welche nicht wohl mißdeutet werden können.

Zur kombinirten Fabrik- und Ladenbesteuerung werden sich hauptsächlich Webe- und Wirkwaaren, Kleider, Putzsachen, sowie die fabrizirten Materialien für solche Waaren, Edelmetall- und Edelsteinwaaren, Lederwaaren, Waaren aus Gespinnsten in Verbindung mit anderen Materialien, Plüsche, Shawls, Spitzen, Stickereien, Wirk- und Strumpfwaaren, Wäsche, Glaswaaren, Steinwaaren, Thonwaaren, Möbel, Uhren eignen. Doch wird auf diesem umfassenden Gebiete des Gebrauchsluxus auch mehrfach nur entweder die Endfabrikation- oder die Ladenbesteuerung angezeigt erscheinen, so bei Kurzwaaren, Glaswaaren, Thonwaaren, Steinwaaren, Holzwaaren, Papierwaaren, Tapeten, Messerwaaren, Solinger Artikeln, Uhren aller Art. Dagegen wird sich z. B. für musikalische Instrumente und Photographien die Fabrikbesteuerung hauptsächlich eignen. Einfache Bijouterien ohne Edelsteine könnten vielleicht eher der Fabrik- als der Ladenbesteuerung, aber sehr wohl auch beiden unterzogen werden.

Die neue Fassung von Edelsteinen für deren Privatbesitzer wäre selbstverständlich der Fabrikationsteuer, wohl nach dem Gesammtwerth des neuen Produktes, zu unterziehen. Die Neufassung auf Wiederverkauf angekaufter Edelsteine würde ebenfalls den ganzen Edelsteinwerth zu versteuern haben. Anders wird man den Edelsteinluxus, welcher sich der ergänzenden Vermögen- und der Erbschaftsteuer besonders leicht entzieht, nicht entsprechend belasten können.

Die möglichste Konzentration der Steuerhebung auf das letzte Stadium des Waarenlaufes der Gebrauchsgegenstände, auf den Punkt, hinter welchem die Waarenmassen durch Absatz sich unter die Gebraucher zerstreuen, scheint

auf den ersten Blick dem Steuerergebniß zwei große Gefahren bereiten zu müssen. Einmal das Entschlüpfen derjenigen Halbfabrikate, welche als Materialien weiterer Verarbeitung mit Umgehung des Magazin- und Detailhändlers vom Fabrikanten direkt an den Konsumenten gehen, sodann der Vertrieb durch Kolporteure und Detailreisende.

Allein der ersten Gefahr kann einmal durch eine zur Ganzfabrikat- oder Absatzsteuer hinzukommende oder vielmehr ihr vorausgehende Materialsteuer begegnet werden, wie namentlich für luxuriösere Gewebe, Gespinnste, feine Leder u. s. w. Wenn die von dieser Materialiensteuer betroffenen Stoffe bei Selbstkonfektion durch den Konsumenten oder die Konsumentin nicht auch noch die Ganzfabrikat- oder Magazinsteuer zahlen, so ist dies sozialpolitisch wünschenswerth — und auch steuerpolitisch, da immerhin die Selbstkonfektion luxuriöserer Materialien, z. B. durch weibliche Arbeiten für Kleidung, Putz u. s. w., als weniger steuerfähig anzusehen ist.

Die andere Gefahr scheint dem Luxussteuergefäll von Seiten des Vertriebes durch Detailreisende und Kolporteure zu drohen. Allein in Wirklichkeit besteht eine solche Gefahr bei keinem jener Luxusartikel, die blos der Halb- und Ganzfabrikat-Besteuerung unterliegen. Für diejenigen Artikel aber, die nur im Laden vorschußweise versteuert werden, ist die Ausgleichung, was Detailreisenden-, Postversendung- und Hausirwaaren betrifft, steuertechnisch leicht zu erlangen. Jene Unternehmungen, von welchen solche Vertriebsweise ausgeht, sind mit der Absatzsteuer, nöthigenfalls mit einer erhöhten, zu treffen, soweit man nicht überhaupt für gewisse Waaren ein Detailversand- und Hausirverbot verhängen will. Die Kontrole durch Hausirpaß u. s. w. ist keineswegs schwer durchzuführen. Uebrigens wird die Umgehung der Detailverkaufstätten bei Gebrauchsgegenständen im Allgemeinen weit weniger stattfinden als bei Verbrauchsartikeln. Bei den zuerst genannten Artikeln spielen Mannichfaltigkeit der Waare und die Möglichkeit der Auswahl eine größere Rolle und dieser Umstand drängt zum Ladenkauf gerade der steuerfähigen Artikel in stärkerem Maaße hin.

Das Gesammtbild der Regulirung einer allgemeinen Luxusbesteuerung ist durch das Vorstehende in scharfen Umrissen entworfen. Allein alle praktischen Seiten der Sache sind darum doch noch nicht erledigt, und so kann ich erst im nächsten Hefte meiner Aufgabe bis zum Ende gerecht werden.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.

Die Landwehr als Schlachtentruppe.

Die Aufgaben der Landwehr für einen Krieg haben während des Bestehens der Institution mehrfach gewechselt. Die heutige Bestimmung der Landwehr ersten Aufgebots ist genau die gleiche wie die der aktiven, durch die Reserve ergänzten Armee, d. h. die möglichst schnelle und energische Verwendung in der Schlacht. Sie tritt daher auch im Kriege unter der Benennung von „Reservedivisionen" auf. Der Landwehr zweiten Aufgebotes bleibt im Allgemeinen die Aufgabe, zu der bisher die Landwehr überhaupt bestimmt war, d. h. sie dient als Besatzung und zu ähnlichen Zwecken und ist die Reserve der kämpfenden Armee. Im günstigen Verlauf des Feldzuges wird sie noch zum Theil auch gefechtsweise zur direkten oder indirekten Unterstützung der Armee verwendet werden; bei weniger günstigem Verlauf wird sie aber bald als Kampftruppe überhaupt auftreten und durch den Landsturm ersetzt werden müssen.

Diese Ver- oder Vorschiebung der Aufgaben der verschiedenen Kategorien der Wehrmacht ruft in allen Fachkreisen ernste und begründete Bedenken hervor. Die Frage, ob die einzelnen Theile in ihrer gegenwärtigen Verfassung zur Erfüllung ihrer erweiterten Aufgaben auch genügend vorbereitet sind, wird von allen Militärs einstimmig *verneint* und muß auch von unbefangen urtheilenden Nichtmilitärs *verneint werden*. Eben so muß die Nothwendigkeit anerkannt werden, den modernen, nicht blos durch die vervollkommnete Waffentechnik überaus gesteigerten Kriegsanforderungen bei Zeiten Rechnung zu tragen.

Ueber die zweckmäßigsten Wege dazu gehen die Ansichten auseinander. Volkswirthschaftliche und andere Verhältnisse in Deutschland lassen die Geldmittel nicht aufbringen, die erforderlich sind, um eine ausreichende Hebung der Zahl und des inneren Werthes der Kampftruppen *gleichzeitig* zu unternehmen. Die allenfalls noch zu erwartenden Mittel reichen nur für das Eine *oder* das Andere aus. Ist es vortheilhafter, sie zu Gunsten der Quantität oder der Qualität zu verwenden?

Diese Streitfrage ist in Nr. 36 der „Zukunft" erörtert worden. Die Regirungvorlage hat den Hauptaccent auf die Vermehrung der Zahl der Kampftruppen gelegt, was bei der für die Bewilligung als Preis zugestandenen Abkürzung der aktiven Dienstzeit zweifellos eine Minderung ihrer Qualität bedeutet. Anhänger hat der Vorlage neben dieser Abkürzung der

Dienstzeit namentlich noch der Hinweis auf die Entlastung der älteren Landwehrjahrgänge zugeführt. Es ist fast grausam, an diesem frommen Glauben, der so Viele begeistert, zu rütteln. Aber der Ernst der Lage verbietet verweichlichende Illusionen, daher mag auch diese „Verjüngung" der Kampftruppen einer näheren Betrachtung unterzogen werden.

Die Anhänger der Vorlage folgern so:

Die strengere Durchführung der Wehrpflicht erfüllt nicht blos eine Forderung ethischer Gerechtigkeit, sie zieht auch weitere wohlthätige Folgen nach sich. Erstens bewirkt sie eine große Vermehrung der Kopfzahl, a) der aktiven Soldaten, b) der Reservisten, c) der Landwehr I, d) der Landwehr II, e) des militärisch ausgebildeten Landsturms. (Das ist richtig, nur ist die Minderung der Qualität aller dieser Kategorien außer Acht gelassen.)

Die weitere Folge der Vorlage, sagen die Anhänger, ist die Verjüngung der Kampftruppen und Entlastung der Landwehr, denn aus a und b werden im Kriege die aktiven Truppen, aus b und c die Reserve-Divisionen formirt, das sind die Kampftruppen erster Linie, im Ganzen x Bataillone. Sind nun die einzelnen Mannschaftkategorien zahlreicher, so bleiben nach Aufstellung der x Bataillone die beiden ältesten Jahrgänge von c übrig; das ist eine Wohlthat, denn nicht ihr Lebensalter allein beeinträchtigt ihre Kriegsbrauchbarkeit, es ist auch eine Forderung der Humanität und des wirthschaftlichen Interesses, diese Familienväter zu schonen.

Dazu ist zu bemerken:

Die „erleichterten" Wehrmänner befinden sich im Anfang der dreißiger Jahre (normal: 33—32), also im kräftigsten Mannesalter; Niemand ist an sich geeigneter als sie, die physischen Strapazen auszuhalten, sich schneller und leichter an sie zu gewöhnen. In dieser Beziehung bedürfen sie der Schonung nicht mehr als ihre jüngeren Kameraden. Dennoch ist es ganz richtig, daß sie weniger kriegsbrauchbar sind als die in den Zwanzigern sich befindenden Wehrmänner. Und Das, nicht die Rücksicht auf ihre körperliche Schonung, ist der wahre Beweggrund, weshalb die Armeeleitung ihren höchsten Gebrauch gern hinausschieben möchte.

Sie haben deswegen an der Kriegsbrauchbarkeit eingebüßt, weil sie so bedenklich lange der militärischen Uebung und Zucht entzogen waren. Sie sollen nun durch Mannschaften, die nicht so lange aus diesen Dingen heraus sind, ersetzt werden. Aber es ist ein Trugschluß, daß diese jüngeren Leute, vorausgesetzt, daß sie nur zwei Jahre aktiv gedient haben, hierin besser sein werden als die jetzigen ältesten Jahrgänge der Landwehr I, wenn sie 3 Jahre bei der Fahne geblieben sind. Wenn auch wirklich 2 Jahrgänge der Landwehr I dadurch erspart würden, so würde doch immer die

Zeit, die seit ihrer aktiven Dienstzeit verstrichen ist, für die Einberufenen nur um 1 Jahr gekürzt werden, denn jetzt beträgt sie für die beiden ältesten Jahrgänge 9 bis 8 Jahre, nach Einführung der zweijährigen Dienstzeit würde sie für den drittältesten Jahrgang, der dann noch einberufen würde, gleichfalls 8 Jahre betragen. Daß aber in 8 Jahren die Leute, die nur 2 Jahre bei der Fahne geblieben sind, weit mehr verlernt und vergessen haben werden als die Leute, die 3 Jahre aktiv geblieben sind, in 9 Jahren verlernen, das bedarf für Sachverständige keines weiteren Nachweises. Mithin kann auch diese geringe Erleichterung der Landwehr nur unter Herabdrückung des allgemeinen Werthes der Kampftruppen erreicht werden.

In Wahrheit wird sie aber *überhaupt nicht* erreicht, denn wir werden nicht x Bataillone für die entscheidenden Schlachten aufstellen, sondern so viele, wie wir irgend können. Dieses Vermögen wird allein die Jahrgangsgrenze der Wehrpflichtigen bestimmen, gleichviel, ob sie zu den Reservisten, Landwehr ersten oder zweiten Aufgebotes gehören; der Name thut dabei gar nichts zur Sache. In einem Zukunftkriege kommen sie *alle* heran, und, so viel wie irgend möglich, als *sofortige* Kampftruppen.

Fragen wir nun, ob die bisherige Ausstattung dieser Bataillone mit Offizieren und Unteroffizieren genügt, um sie zur Lösung der ihnen bevorstehenden Aufgaben geeignet zu machen, so muß das entschieden *verneint* werden.

Die Landwehr hat in den beiden letzten Kriegen ihre allgemeine Aufgabe, die Reserve der aktiven Armee zu sein, vollständig erfüllt. Aber nur ein geringer Bruchtheil von ihr ist gelegentlich und erst nach geraumer Zeit ihrer Zusammenstellung in offener Schlacht verwendet worden, und zwar unter Verhältnissen, die in Zukunft sich nicht noch einmal so günstig für sie gestalten werden.

Ihre kriegerischen Leistungen sind durchaus unrichtig beurtheilt worden. Mit der gleichen Uebertreibung sind sie vom Volk verherrlicht wie von aktiven Offizieren bekritelt worden. Ein Ausgleich zwischen diesen Widersprüchen ist bisher nicht erfolgt und wohl auch nicht ernstlich versucht worden. Wenn einmal eine Stimme mit mehr oder weniger Schonung den *übertriebenen* Nimbus der Landwehr antastete, erhob sich sofort ein Sturm der Entrüstung in der gesammten Presse, die die erhobenen Zweifel als das schlimmste crimen laesae majestatis populi hinstellte. So ist es gekommen, daß noch heute die große Masse des Volkes und die Landwehr selbst der ehrlichen Ueberzeugung sind, daß die Landwehrbataillone in ihrer alten Zusammensetzung den selben kriegerischen Werth besäßen wie die aktiven Bataillone.

Dieser Glaube, in mancher Richtung wohlthätig und fördernd, muß zu einer entsetzlichen und gefährlichen Enttäuschung führen, wenn diese

Bataillone im nächsten Kriege vor ihre neue Aufgabe gestellt werden, ohne daß sie ganz anders als bisher dazu ausgerüstet sind.

Die Wahrheit ist, daß die Landwehrbataillone, die im letzten Kriege zur ernsten Aktion gekommen sind, sich im Allgemeinen ihrer *taktischen* Aufgabe nicht in dem Maße gewachsen zeigten, wie es wünschenswerth war und im nächsten Kriege absolut verlangt werden muß. Dieses Urtheil eines Soldaten, der höchste Achtung und ehrliche Bewunderung für die Landwehr hegt, bleibt richtig, trotz allem Zetergeschrei, das darüber erhoben werden mag. Woher kommt diese Empörung? Weil nicht nur jeder Tadel, weil schon jede Einschränkung des Lobes für die Landwehr als ein Absprechen ihres Muths und ihrer Tapferkeit empfunden wird. Das ist ein Grundirrthum. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß hin und wieder ein Offizier in engem Fachhochmuth die Mängel der Landwehr kurzsichtig mit Mangel an Muth identifizirt hat, doch kein erfahrener, umsichtiger Offizier — und das ist doch die weitaus größte Mehrzahl — hat dieses vorschnelle Urtheil je getheilt.

Ein Landwehrbataillon *kann* taktisch nicht das selbe leisten wie ein Linienbataillon; das verhindert einfach seine Institution. Aber seine geringere Leistung auf geringeren Muth oder geringere Pflichttreue zurückzuführen, bewiese eben so viel Beschränktheit wie Ungerechtigkeit.

Mit besonderer Vorliebe geht wohl Niemand dem Tode oder gar schwerer Verstümmelung entgegen. Die Musik fliegender Geschosse macht auf die Nerven *aller* Menschen Eindruck, die Stärke ist aber ganz unabhängig vom Lebensalter. Wenn die ungebundene Jugend sich leichteren Herzens einer Gefahr aussetzt als der reife Mann und Familienvater, so hat das mit der Entschlossenheit und Festigkeit in der einmal eingetretenen Gefahr gar nichts zu thun. *Wie* kräftig der Zauber der Schlachtmusik auf Jemand wirkt, ist rein individuell und hängt von ganz andern Dingen ab als von dem Abzeichen der Kokarde an der Mütze.

Aber Eindruck macht die Musik stets auf die Nerven und sie wirkt nachtheilig auf Gedächtniß, Ueberlegung, ruhigen Blick. Daß dieser Eindruck nicht übermächtig wird, ist Sache der moralischen Kraft eines Jeden. Das Auge des Untergebenen schweift in diesem Augenblick scheu, aber scharf prüfend über seine Vorgesetzten hin. Es trifft auf bleichere Wangen, hohlere Augen, aber es sieht: der Wille, die Kraft ist da, den inneren Schweinhund — um den kräftigen, aber charakteristischen Soldatenausdruck zu gebrauchen — unterzukriegen. Und nun kriegt der Untergebene ihn auch bei sich unter.

Bis dahin sind Linien- und andere Offiziere u. s. w. völlig gleich. Aber persönlicher Muth ist noch nicht identisch mit Kriegsbrauchbarkeit; er

ist kaum das wichtigste Element davon. Um selbst brauchbar in der Schlacht zu sein und seine Untergebenen dazu zu machen, gehört sicheres, entschlossenes, Vertrauen erweckendes Auftreten, und das kann nur volle Beherrschung des Berufes geben. Diese Beherrschung muß eine so sichere sein, daß sie instinktiv das Richtige trifft und mechanisch ihre Obliegenheiten ausübt. Wer sich da noch erst überlegen muß, was er zu thun hat, wie er zu handeln hat, welche Kommandos er zu geben hat, der muß zögern, der kann nicht mit elektrisirender Sicherheit auftreten. Wer es aber in der Praxis nicht gesehen hat, der kann sich keine richtige Vorstellung davon machen, wie verderblich die leiseste Unsicherheit des Vorgesetzten auf die Untergebenen zurückwirkt, schlimmer selbst als die höchst selten aber doch zuweilen, in der Linie so gut wie in der Landwehr, vorkommenden Beispiele von Feigheit. Diese erregt nur Verachtung; Unsicherheit des Vorgesetzten dient aber den meisten Untergebenen, und nicht blos den untersten, zur Beschönigung ihres eigenen Zögerns, ihrer abwartenden Unthätigkeit.

Wie kann man nun von Landwehroffizieren u. s. w. verlangen, daß sie die militärischen Kenntnisse, die reglementarischen Formen so sicher beherrschen, wie die Berufsoffiziere? Die jungen Lieutenants der Armee bedürfen durchschnittlich dreier Jahre einer ununterbrochenen, sorgfältigen und strengen Uebung und militärischen Erziehung, um sich die erforderliche Sicherheit und Gewandtheit so weit anzueignen, daß sie ihre Leute wirklich beherrschen. Und wenn selbst ein älterer Offizier dem Frontdienst längere Zeit entzogen war, so braucht auch er immer einige Zeit, um die alte Sicherheit im Auftreten vor der Front wieder zu gewinnen.

Dem gegenüber beträgt die Summe der ganzen militärischen Dienstleistungen eines Landwehr-Offiziers, das Einjährigenjahr mit berechnet, höchstens 18 Monate, vertheilt auf eine lange Reihe von Jahren! Woher soll diesem Offizier die Sicherheit vor der Front kommen, die allein in kritischen Augenblicken die Leute in seine Hand giebt, und die um so stärker hervortreten muß, wenn die Untergebenen Wehrmänner sind, die selbst viel vergessen haben und vieler Dinge entwöhnt sind? — Und wie nothwendig ist diese Sicherheit erst bei dem Compagnieführer, dessen moralischer und aktueller Einfluß viel weiter reicht, von dem aber auch viel mehr abhängt! Selten wird sein Lebensberuf einem Landwehroffizier eine stets sichere Kenntniß des Reglements möglich machen; aber selbst wenn er das bis zum letzten Buchstaben auswendig kennt, kann er noch lange nicht im rechten Augenblick das rechte Kommando abgeben. Das ist nur Sache der Uebung.

Diese Fertigkeit und damit die Grundlage zur Sicherheit vor der Front wieder zu gewinnen, erfordert Zeit; diesen Zeitraum kurz zu be-

messen, zeugt von wenig Sachverständniß. Für die 1870/71 kämpfenden Landwehrbataillone ist er noch zu kurz gewesen.

Einen Mangel an Intellekt würde es daher beweisen, in der Unsicherheit der periodischen Offiziere etwas Ehrenrühriges oder auch nur Befremdendes zu sehen. Der Opfermuth dieser Offiziere muß im Gegentheil von jedem Unbefangenen weit höher geschätzt werden als bei den Berufsoffizieren, denn jene setzen ihr Leben aus rein ethischen Gründen fürs Vaterland ein, diese auch gleichzeitig für persönliche und Standesinteressen. Mancher brave Landwehroffizier mag schon sein Leben im Gefecht überflüssig geopfert haben, um nur einen falschen, seine Ehre verletzenden Schein, den seine Ungeübtheit erregen konnte, heroisch zu widerlegen.

Aber das läßt sich freilich auch nicht abstreiten, daß, ganz unabhängig von den Ursachen, unsicheres Auftreten der Offiziere stets verderblich auf Untergebene einwirkt. Wenn daher die Landwehroffiziere bei der bisherigen Aufgabe der Landwehr ihren Platz ausfüllten, in vieler Hinsicht besser, als Linienoffiziere es hätten thun können (wie sie auch, zerstreut in feste aktive Rahmen, mit Recht die höchste Anerkennnng erworben haben), so sind sie doch, wenn sie die größere Füllung dieser Rahmen ausmachen sollen, für die moderne Schlacht nicht vorbereitet genug. Noch weniger ist das der Fall bei den Unteroffizieren der Landwehr, die in ihrer Funktion als solche fast durchweg noch weniger Uebung gehabt haben als die Offiziere in der ihrigen, und von denen der größere Theil sich aus den ehemaligen Einjährig-Freiwilligen ergänzt, für deren Brauchbarkeit der Maßstab dienen mag, daß ihre aktive Dienstzeit nur ein Jahr betragen hat. Damit soll ihrem Patriotismus und ihrer Begeisterung keineswegs zu nahe getreten werden, sie können in der Schlacht durch persönliches Beispiel außerordentlich wirken, — aber zur Verstärkung des Formationrahmens tragen sie wenig bei.

Die Lehren der Stenographie sind in wenigen Stunden zu erlernen, auch lernt man bald nach dem System schneller als mit der gewöhnlichen Schrift schreiben. Was würde man aber dazu sagen, wenn man den Dilettanten hierin zumuthete, in Konkurrenz mit den Berufsstenographen eine erregte parlamentarische Verhandlung nachzuschreiben? Man würde das Verlangen thöricht finden, und noch thörichter, wenn die eifrigen Dilettanten durch den rein sachlichen Ausspruch ihrer Berufskollegen: das könnten sie nicht, dazu bedürften sie einer viel gründlicheren Uebung als sie gehabt hätten, sich verletzt fühlten.

Je näher die Wahrscheinlichkeit rückte, die Landwehr im Kriege in größerem Umfange als Schlachtentruppe zu verwenden, je mehr sich der voraussichtliche Termin ihrer Verwendung in der Schlacht verkürzte,

desto mehr mußte man darauf bedacht sein, ihren Kriegsrahmen zu verbessern.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch minder geübte Truppen in einem starken Rahmen kriegsbrauchbar werden. Man braucht blos auf die bewunderungwürdigen kriegerischen Leistungen der französischen Rekruten von 1813 hinzuweisen, die hauptsächlich darauf zurückzuführen sind, daß ihre prima plana aus lauter kriegserfahrenen, geübten Berufsmännern bestand.

Da sich die Verhältnisse endlich dahin zugespitzt haben, daß sich die Grenze der vordersten Kampfmassen bis zur Grenze der Landwehr ersten Aufgebots erstreckt, so hat man darauf Bedacht nehmen müssen, die Rahmen der neu aufzustellenden Bataillone noch *mehr* zu verstärken. Daß diese Verstärkungen bei den gegenwärtigen militärischen Einrichtungen nur auf Kosten der aktiven Armee vollzogen werden können, liegt auf der Hand; eben so, daß die Stärke der deutschen Rahmen für die zum Entscheidungkampf bestimmten Truppen weit hinter den gleichartigen französischen Vorkehrungen zurückbleiben. Selbst bei Bewilligung der hierauf bezüglichen Forderungen der Militärvorlage würde dieser Unterschied nur sehr unzureichend ausgeglichen werden. Je mehr dabei durch die bevorstehende Abkürzung der aktiven Dienstzeit die Qualität aller, sicher aber der älteren Jahrgänge der Landwehr herabgemindert wird, desto zwingender muß die Nothwendigkeit hervortreten, die Rahmen der Truppen, die sich gegenseitig bekämpfen, wenigstens *gleich* stark zu machen.

Das erreichen wir aber nicht, wenn wir uns mit wenigen berufsmäßigen Unteroffizieren und mit nur *einem* aktiven Führer *oder* Frontlieutenant für jede Compagnie der Linien- und Reserve-Bataillone begnügen. Es müssen weit mehr aktive Unteroffiziere und mindestens ein aktiver Führer *und* ein aktiver Offizier für jede Compagnie vorhanden sein.

Dazu genügen die Forderungen der Militärvorlage nicht. Sie *müssen* deshalb gesteigert und, bei nothwendiger Beschränkung der Mittel, selbst unter Verzicht auf andere Wünsche durchgeführt werden.

Wenn es einmal die moderne Bestimmung der Landwehr ist, sofort als Schlachtentruppe aufzubrechen, so muß man sie auch so ausrüsten, daß sie mit Aussicht auf Erfolg an die Lösung ihrer Aufgabe treten kann; sonst dürfte man sie vielleicht nur auf die Schlachtbank schicken.

Hannover. Major C. Tottleben.

Badekuren.

Aus einem Kolloquium beim Professor Schweninger.

Sobald in den Berliner Straßen die rothen Sprengwagen und in den Zeitungen die Berichte über den Saatenstand erscheinen, naht für die Aerzte, und besonders für die „Autoritäten" — die sich manchmal nur durch höhere Honorarforderung von ihren Kollegen unterscheiden oder auch dadurch, daß ihnen bei ihrer Gottähnlichkeit gar nicht mehr bange wird — die Zeit der reichlichsten Jahresernte. Von allen Himmelsrichtungen strömen die Leute herbei, die man Patienten nennt, vielleicht weil sie so geduldig sich von einem Heilkünstler zum andern spediren lassen, und in den Sprechzimmern sieht es oft aus wie in den Kasernen an den Tagen der Ausmusterung, — nur daß die Civilärzte sich auch noch mit dem weiblichen Rekrutenmaterial abzuplagen haben, das in die Bäder geschickt werden soll, muß oder — namentlich — will. Die Theilung der Verantwortlichkeit ist in der Medizin wie in der Politik der angenehmste Trost und die sicherste Stütze schwächlicher Gewissen; deshalb schickt der Hausarzt, der daheim die Rezepte verschreibt, den mehr oder minder einträglichen Kunden in die Hauptstadt, auf daß er dort eine Autorität konsultire, und die Autorität befördert das armselige Bündel Menschenfleisch wieder zum Badearzt, der mit weisen Sprüchen die zusammengetriebene Heerde der Trinkenden und Badenden zu überwachen hat. So zersplittert sich die Verantwortung: nützt die sogenannte Badekur scheinbar, dann sind alle drei Rathgeber große Männer; nützt sie nicht, dann zuckt der Hausarzt die Achseln, denn er ist durch die „Autorität" aus der Residenz gedeckt, die Autorität hat sich auf die Information vom Hausarzt verlassen und der Badearzt wieder auf die Indikation von der Autorität. Und das Beste an der Sache ist, daß auf jeden Fall alle drei Medizinmänner pünktlich und mit Fug und Recht ihre dankend quittirte Rechnung präsentiren können.

Das Geschäft der Konsultation wickelt sich häufig recht glatt und schnell ab. Es sind immerhin schon die selteneren Fälle, wo das Hemd vom Leibe gerissen, wo betastet, gedrückt, beklopft, gehorcht oder zur Urinbeschau geschritten wird. Meistens, und besonders, wenn der gefällige Hausarzt eine Information mit auf den Heilsweg gegeben hat, gilt die alte, bewährte Losung: Hier Krankheit, hier Mittel; und wenn man im

Winter sich noch mit dem Rezeptschreiben bemühen muß, so begnügt man im Sommer sich mit einer rasch aufgeklebten Etiquette, die den Namen eines der unzähligen Badeorte trägt. Bei der Gepäckbeförderung auf den Bahnhöfen kann man Aehnliches sehen und auch an den Automatenbetrieb erinnert das schleunige Verfahren: wie dort, sobald das Zehnpfennigstück hineingeworfen ist, die Chocolade oder die Cigaretten herauskommen, so folgt hier auf den Namen der Krankheit sofort auch der Name des Bades, das unfehlbar die Heilung bringen muß. Nur ist es mit einem Zehnpfennigstück leider hier nicht abgethan. Dann schnell noch ein Briefchen an den Herrn Badearzt, und allsogleich kommt der Nächste aus dem Wartezimmer ans Messer. Bei diesen kollegialen Briefen empfiehlt sich übrigens einige Vorsicht. Es ist einem berühmten Arzt, einer „Autorität ersten Ranges", begegnet, daß eine reiche Russin, die wider alles Erwarten Deutsch verstand, während der langweiligen Eisenbahnfahrt sein Empfehlungschreiben erbrach und darin die monumentalen und herzerquickenden Worte fand: „Lieber Herr Kollege, ich schicke Ihnen eine goldene Gans; rupfen Sie sie — ich habe sie gerupft!"

Diese Dame ist auf ihrer Pilgerfahrt umgekehrt. Wahrscheinlich aber ist sie dennoch zu einer anderen Autorität gegangen und hat der ihr Leid geklagt. Dann gab es gewiß ein Schütteln des Kopfes über die unerhörte Gewissenlosigkeit des sonst so geachteten Herrn Kollegen, der sich aber, wie man leider schon zugeben müsse, diesmal überhaupt ganz erstaunlich in der Diagnose geirrt habe. Wie konnte er Marienbad verordnen, wo doch offenbar nur Franzensbad das Richtige ist?! Er wird allmählich doch recht alt, der gute Geheimrath. Und mit gestärkter Zuversicht, mit erneuten Kräften und mit einem neuen Brief, der jetzt so sorgfältig abgefaßt ist, daß er am nächsten Tage im „Vorwärts" stehen könnte, wird die Badekur in Angriff genommen. Die Mittel erlauben das ja.

Was aber wird aus den Millionen von Menschen, deren Mittel das nicht erlauben und die nicht daran denken können, sich den Luxus einer Badereise zu gönnen? Sollen sie dem Verderben geweiht sein, weil sie nicht Geld genug haben, um sich an dem oder jenem Ort dies oder jenes Wasser in den Leib pumpen zu können? Wenn unser Herrgott die Welt so eingerichtet hätte, dann müßte man an seiner Weisheit verzweifeln; und wenn das die Folge unserer kapitalistischen Gesellschaftordnung wäre, dann müßten alle human Empfindenden längst schon Sozialdemokraten geworden sein. Zum Glück aber sehen wir, daß gerade in den weniger wohlhabenden Schichten — soweit sie nicht durch die rücksichtlose Ausnutzung ihrer Kräfte in industriellen Betrieben physisch ruinirt sind — die Volksgesundheit sich auf einem höheren Niveau erhält als bei den oberen Zehn- oder Hunderttausend. Der Ackerbauer, der Landmann, der in den einfachsten Lebensverhältnissen mäßig und

natürlich sich ernährt, ist noch immer der gesündeste Mensch, während bei den Reichen, die den Bauch überfüttern und sich an allen erdenklichen Giften gar nicht genug thun können, sämmtliche Leiden, die in den Lehrbüchern stehen, sich einfinden, und sie, trotz der wilden Jagd von einer Autorität zur anderen und von einem Bad ins andere, vor Fettsucht, Rheumatismus, Leberleiden Herz-, Nieren-, Magen-, Zuckerkrankheit, Kopf- und Leibbeschwerden, Gicht, Neuralgie, und wie alle die schönen Namen heißen, nicht bewahrt bleiben und schließlich in Degeneration verfallen. Der Gesundheitstand ist nur bei dem Theil des Proletariats noch schlechter, der sich die Vergnügungen und Genüsse der Reichen, natürlich in entsprechend verschlechterter Qualität, auch leisten möchte, ohne doch über die Ressourcen zu verfügen, die dem Wohlhabenden zu Gebote stehen. Fusel ist natürlich noch schlimmer als Cognac fine Champagne und eine im dumpfigen Dunst einer Spelunke verbrachte Nacht hat üblere Folgen als ein Zechgelage in den gut ventilirten und mit elektrischem Licht versehenen Räumen eines prunkvollen Modereſtaurants.

Ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß der weitaus größte Theil des Geldes, das alljährlich, und mit jedem neuen Jahr reichlicher, für Badereisen verausgabt wird, einfach zum Fenster herausgeworfen ist. Diese ganz unproduktive Verwendung so außerordentlich großer Summen, die so viel Neid und Mißgunst hervorruft, giebt dem schlimmen Kapitel von den Badekuren eine noch gar nicht genügend gewürdigte sozialpolitische Bedeutung. Es ist nicht wahr, daß in Ostindien Jemand sterben muß, weil er nicht bis nach Karlsbad gehen kann. Es ist nicht wahr, daß in gewissen Bädern gewisse Allheilmittel aus den Quellen hervorsprudeln. Ein vernünftiger Arzt, der seine Kunst versteht und der seinen in erster Reihe doch humanen Beruf nicht in der Absicht ausübt, durch den angenehmen Wechsel von Medikamenten und Badereisen die kranken Menschen nur immer in Athem zu halten, damit sie nur immer wieder kommen und neuen Trost suchen, — ein solcher Arzt kann jedem Kranken, der ihn rechtzeitig aufsucht und der seine Anordnungen pünktlich befolgt, in jedem Ort Erleichterung verschaffen, ohne ihn wie ein lebendes Stückgut hin und her zu hetzen.

Wenn man sieht, wie der Bäder-Almanach ins Ungeheuerliche anschwillt, wie in den Zeitungen und namentlich in den Fachblättern die Bäder-Annoncen sich häufen und wie nachgerade schon jedes Bad so ziemlich gegen alle Leiden, die ge- oder häufig auch erfunden sind, sich empfiehlt, dann muß man mit bitterer Betrübniß erkennen, wie nahe auf diesem Gebiet Heilkunst und Heilschwindel einander berühren, und im Interesse des Ansehens unseres Standes muß man es beklagen, daß Aerzte sich dazu hergeben, dieses Treiben mit ihrem Namen zu decken. Da wird die „unvergleichliche" Luft gerühmt, die so und so viele Tausendstel der merkwürdigsten Bestandtheile mehr

enthält als irgend eine andere auffindbare Luft, dort die „in ihren wunderbaren Erfolgen von allen Autoritäten des Aus- und Inlandes seit Jahren anerkannte Heilkraft der Quellen"; hier wird mit Reunions, Konzerten, Theater Reklame gemacht und da figuriren in den Ankündigungen „fünfzehn tüchtige Aerzte" — eine Zahl, die man vielleicht in einer Millionenstadt mit der Laterne suchen müßte —, die unzähligen Spezialisten jeder Richtung noch gar nicht gerechnet. Mit der Aufzählung aller verheißenen Wunder, mit der bloßen Registrirung aller Namen sogar, die den Trink- und Badequellen beigelegt sind, könnte man ganze Foliobände füllen. Es geht mit den Quellen wie mit den Medikamenten: jeden Tag wird ein neues entdeckt, von einem Chemiker oder von einem Geschäftskonsortium, dann wird es unter der Flagge einer mehr oder minder anerkannten Autorität geschickt lancirt, die Gimpel gehen auf den Leim und nach ein paar Monaten oder Jahren verschwindet der Wundertrank oder die Wunderpille oder die Wundersalbe, um einem Allerneuesten Platz zu machen, das noch „großartiger" und folglich noch theurer ist und an dem daher Chemiker, Apotheker und Aerzte noch mehr verdienen können. Wie manches Modemittel haben wir seit den letzten Jahren schon begraben, — und immer cirkulirt ein frisches Blut! Genau so geht es jetzt mit den Bädern; und dieser Turnus: im Winter Chemikalien, im Sommer ein möglichst schlecht schmeckendes, möglichst übel riechendes Wasser, nährt seinen Medizinmann und läßt den Patienten nicht zum Bewußtsein kommen, daß er auf dürrer Haide umhergeführt wird, wie das mephistopheliſche Thier. Hat das Rezept nicht geholfen, nun, so hilft das Bad oder die „Nachkur"; wars auch damit nichts, dann kommt wieder das Rezept an die Reihe. Auch giebt Niemand gern zu, daß er um sein Geld geprellt worden ist; lieber lügt er sich selbst Erfolge seiner Badewallfahrten vor. Und so kommt es, daß der Rezeptschwindel und die gewissenlose Symptomkurirerei ihren stärksten Rückhalt an den Spritztouren finden, die unter dem Namen Badereisen zu hohem Ruhm unter den sommerlichen Lügen der Kulturmenschheit gelangt sind.

Für den Arzt wie für den Laien ist es interessant und lehrreich, die Menschenkinder so einmal durchzumustern, die sich an einer Heilquelle zusammenfinden. Den verschiedenartigsten Leiden begegnet er da: Der klagt über Asthma, der Zweite über Gicht, der Dritte über Leberstiche, der Vierte gar über Gallensteine und bei einem Fünften hat der Doktor Zucker im Harn entdeckt. Alle diese ganz verschiedenen Menschen erhoffen von einem Wasser und von einer schablonenhaft geregelten Diätverordnung — die alle paar Jahre übrigens auch wechselt — Heilung von ihren ganz verschiedenen Schmerzen. Wer so stark im Glauben ist, daß er solche Allheilmittel-Wunder für möglich hält, der kann lieber gleich nach Lourdes pilgern

und im geweihten Wunderwasser dort sich Erlösung suchen, ehe er die Kosten und Beschwerden einer nur so genannten Badekur auf sich nimmt.

Je mehr von „Kuren" geschwatzt wird, desto seltener stellt zu dem Wort auch ein Begriff sich ein. Kur, cura, das heißt: Sorge, Pflege, Wartung und Bedienung des Menschen, des gesunden wie des kranken, weil zwischen „Gesundheit" und „Krankheit" feste Grenzen überhaupt nicht abzustecken sind und weil die Frage, wo die Gesundheit aufhört und wo die Krankheit beginnt, so leicht eben nicht zu beantworten ist. Der ärztliche Künstler hat sich mit dem Menschen zu beschäftigen, den er nicht heilen, den er nur pflegen und mit Rath unterstützen kann: natura sanat, medicus curat. Wer sich anheischig macht, ohne zu individualisiren, durch angebliche Kuren Krankheiten wegzuschaffen, der hat kein Recht, superklug über die Naturärzte zu spotten oder von der Höhe seiner wissenschaftlichen Grade verächtlich auf das Gewimmel der Pfuscher herabzusehen; denn auch er verspricht mehr, als er halten kann, weil die Natur sich von keinem noch so schön Betitelten ins Handwerk pfuschen läßt. Heute aber redet man mit aller Seelenruhe von Kuren gegen bestimmte Krankheiten und Zustände, wie Entfettungs-, Mast-, Gicht-, Hunger-, Entziehungs-, Vegetarianer-Kuren, oder von solchen, die nach ihren wirklichen oder vermeintlichen Erfindern benannt sind, von einer Ebstein-, Oertel-, Kneipp-, Mitchell-, Schroth- und Schweninger-Kur. Rheumatismus und Tuberkulose, Gicht, Zuckerruhr, Frauenleiden, Blutarmuth, Skrophulose, Krebse und alle Störungen der Cirkulation und Ernährung —: für jede „Krankheit" giebt es eine „Kur", meist sogar mehrere zur gefälligen Auswahl, und mit Diät, Bädern, Medikamenten, Brunnen, mit chemischen, thermischen und bakteriellen Mitteln sollen, so wird verheißen, die Landplagen der Menschheit beseitigt werden. Nun kann ja unter Umständen der Einfluß einer diätetischen, lokalen, mechanischen, medikamentösen oder thermischen Behandlung wohlthätig sein; in den allerseltensten Fällen aber nur wird eine dieser Behandlungarten in ihrer Ausschließlichkeit genügen, und eben deshalb kann von einer Kur im heute gebrauchten Sinne dann auch nicht die Rede sein. Schon die Menge der erfundenen und wieder vergessenen Kuren sollte zum Beweise dafür ausreichen, daß alle diese prahlerisch ausgeschrieenen Erfindungen mehr oder minder werthlos gewesen sind. Wo, bei einer spezifischen Behandlung, der Ausdruck „bei Jemandem in der Kur sein", gebraucht wird, da finden wir das Wort noch in dem alten, vernünftigen Sinn angewendet, während im Allgemeinen „Kuriren" schon gleich bedeutend mit „Heilen" sein soll. Die klimatischen Kurorte, die Wildbäder, die Kochsalz- und Jodquellen, die Säuerlinge, die Sool-, Sand-, Schlamm- und Fichtennadelbäder, die alkalischen und erdigen Quellen können, richtig angewendet, unter Um-

ständen auf den Kranken — nie auf die Krankheit! — günstig wirken, so gut wie Milch, Kumys, Kefyr, Kräuter, so gut wie das Wasserheilverfahren, die Hypnose, Suggestion und der ganze Waffenvorrath des sogenannten Magnetismus, wie Heilgymnastik, Massage, Orthopädie und die unzähligen anderen Methoden, Systeme und Schablonen, die von angeblicher Wissenschaft und angeblicher Kunst, von Theorie und Praxis so eifrig empfohlen werden. Aber weder die Bäder noch die Brunnen, weder die suggestiven noch die magnetischen, weder die homöopathischen noch die allopathischen, weder die Semmel-, Gähn-, Mast-, Entfettungs-, Fleisch-, Trauben-, Eisen-, Früchte-, Wasser- noch die Massage-Kuren sind als Kuren in dem jetzt üblichen Sinne irgendwie anzuerkennen; und wenn man z. B. von einer Schweninger-Kur spricht, so macht man sich eines raffinirten oder unbewußten Schwindels schuldig, denn Schweninger hat — so wenig wie jemals ein verständiger Arzt — nie daran gedacht, eine schablonenhafte Kur zu erfinden oder anzupreisen, sondern er hat jeden Kranken individuell behandelt und es ist gewiß nicht seine Schuld, wenn aus aufgeschnappten, schlecht oder halb verstandenen Verordnungen, die er dem Individuum gegeben hat, eine generelle „Kur" zusammengepfuscht worden ist, die Der, auf dessen Namen sie getauft ist, in neunundneunzig von hundert Fällen wahrscheinlich als unklug, engherzig, inhuman, scheuklappig oder gar schädlich verwerfen würde. In dem Augenblick, wo eine individualisirende Verordnung generalisirt und schablonisirt wird, verliert sie schon jeden Werth und es ist der Grundfehler fast aller heute geltenden medizinischen Systeme und Methoden, die oft so geräuschvoll in Szene gesetzt werden, um dann bald sang- und klanglos zu verschwinden, daß sie von dem Wahn ausgehen, der Arzt hätte es mit der Krankheit zu thun und nicht mit dem Kranken, und daß diese Kurzsichtigkeit sie zur gänzlich unfruchtbaren Schablone führt. Die Wissenschaft, auf die sie sich gern berufen, steht heute durchaus noch nicht auf der Höhe, die ihr den Anspruch auf irgend eine Art von Unfehlbarkeit sichert, und sie wird niemals mehr geben können als allgemeine Gesetze, von denen aus der praktische Künstler dann erst den geeigneten Weg finden muß, der ihm die Behandlung eines bestimmten Menschen in bestimmtem Alter und Geschlecht und unter bestimmten Lebensverhältnissen mit einiger Aussicht auf Erfolg ermöglichen kann. In der schablonenhaften Behandlung der Krankheiten, die an die Stelle der aufmerksamen, einsichtigen und sorgsam individuell unterscheidenden Krankenpflege tritt, liegt der Krebsschaden aller Kuren, wie sie von Doktrinären, Laien oder Pfuschern seit Jahrhunderten, je nach der herrschenden Lehre oder Richtung, immer wieder verkündet worden sind, und eben so oft nach kurzem Leben wieder zu verschwinden. Die Schwankungen, die man dabei beobachtet hat und noch täglich beobachten kann, beweisen

deutlich, wie gering in diesem langen Zeitraum die Ausbildung der eigentlichen Heilkunst gewesen ist, die allein doch dem Menschen zu nützen vermag.

Es ist eine hochmüthige Ueberhebung, wenn der Arzt sich einbildet, er könne mit einem Pulver, einem Brunnen, mit Salben, Pillen und Mixturen die Krankheiten verjagen. Das Beste, was er kann — und was leider auf mancher mit Spezialisten reichlich besetzten Hochschule noch immer nicht gelehrt wird — gehört dem Bereich der Therapeutik an. θεραπεύω, das heißt: ich diene; pflegen und dienen, das kann und das soll der Arzt. Er muß den Menschen als das Produkt seiner Abstammung und seiner Lebensverhältnisse betrachten und, da er die Abstammung und ihre heredităren Einflüsse nicht ändern kann, bei jeder auftretenden organischen Störung versuchen, die Lebensverhältnisse, die Gewohnheiten, die Ernährung, Blutbildung und Cirkulation zu beeinflussen, so weit das in jedem einzelnen Falle Erfahrung, Urtheil, Beobachtung, psychologische Einsicht, Logik, Können, Wissen und sorgfältige Beobachtung aller wägbaren und unwägbaren Faktoren gestatten. Hat er den Kranken dann in die für ihn thunlichst einfachen Verhältnisse in Bezug auf die ganze Lebensweise gebracht (Diät im engeren und weiteren Sinn, Bewegung, Ruhe, Schlaf, Wachen, Ernährung, Verdauung ꝛc.), und kann er die Wirkungen dieser veränderten Lebensweise überblicken, so fällt es auch nicht schwer, allmählich die weiteren Ergänzungen, Modifikationen, Variationen und Abänderungen zu finden, die nothwendig, nützlich oder wünschenswerth erscheinen. Und so muß es bald gelingen, entweder den Kranken so weit zu bringen, daß er wieder Alles vertragen kann, was der Durchschnittsmensch in seiner klimatischen, örtlichen, zeitlichen und individuellen Begrenztheit verträgt, oder es zeichnen sich die Grenzen und Einschränkungen ganz deutlich ab, bis zu denen der Kranke ohne erhebliche Gefährdung seines Lebens und ohne Verschlechterung seines Befindens gehen kann. Nur eine solche Kur kann zu absoluter oder wenigstens relativer Genesung führen; alle anderen tragen, mögen sie auch noch so selbstbewußt und lärmend ausgeklingelt werden, doch den Stempel der Unbrauchbarkeit.

Gerade diese individualisirende Kur aber ist in einem Badeort besonders schwer durchzuführen. Der Badearzt kennt die einzelnen Patienten kaum, kann sie bei seiner starken Beschäftigung auch gar nicht in ihren Funktionen beobachten; er behilft sich meistens mit weisen Sprüchen, konstatirt den Racoczy-Koller oder einen Diätfehler, verordnet einen Becher mehr oder weniger und vertröstet auf die Nachkur, wo der Erfolg sich schon herrlich offenbaren wird. Der Hausarzt aber — oder die konsultirte Autorität — hat die ärztliche Dienerrolle oft so aufgefaßt, daß er dem Herrn oder noch lieber der Dame den Badeort empfohlen hat, den sie selber wünschten. „Sie

müssen nach Marienbad." „Ach Herr Doktor, ich wäre so gern nach Schwalbach gegangen, da ist meine Cousine und dann die Kommerzienräthin, Sie kennen sie ja . . ." „Hm, Schwalbach ist auch nicht übel, meinetwegen können Sie auch nach Schwalbach gehen, das wird Ihnen sogar sehr gut sein." Hätte er entschieden abgerathen, wer weiß, ob die Cousine oder die Kommerzienräthin nicht dafür gesorgt hätten, daß er zum ersten Januar den Abschied erhält! Und schließlich wird er von seiner Kunst doch so viel gelernt haben, um zu wissen, welche untergeordnete Rolle bei der Behandlung das „Wo" spielt. Das ergiebt sich schon aus der unbestrittenen Thatsache, daß Kranke mit den selben Leiden an den verschiedensten Orten und von Aerzten der verschiedensten Richtungen mit gleichem Erfolge behandelt werden können, genau wie Kranke von den verschiedensten Leiden an dem selben Orte befreit werden können. Es handelt sich eben überall um die lokale oder allgemeine Einwirkung auf Ernährung und Cirkulation, auf die Vorgänge im Stoffwechsel, auf die Nervenaktion, d. h. um die Regulirung der gesammten vitalen Prozesse, so daß die Einwirkung auf bestimmte Organe doch mehr, als man sich gewöhnlich vorstellt, in den Hintergrund gedrängt und jedenfalls sehr oft auf mehr oder minder indirektem Wege erzielt wird. Wenn man bedenkt, wie viel auf die Gesammtkonstitution, auf die Reizbarkeit, Reizwirkung und Energie, wie viel überhaupt auf das Individuum, seine Gewohnheiten, Verhältnisse, Fähigkeiten zur Aktion und Reaktion und dergleichen ankommt, dann kann man doch niemals das Klima, den Ort, die Quellen, Wasser und Anstalten als das allein und einzig für die Behandlung des Kranken Maßgebende ansehen. Bäder und Kurorte sind nur in bestimmten Zeiten und nur für bestimmte Klassen erreichbar; der kranke Mensch aber braucht im Winter wie im Sommer, und der Arme so gut wie der Reiche, Pflege, Wartung, Sorge, er braucht einen Arzt, der ihn, das genau beobachtete Individuum, nach seinen besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten behandelt, seine Ernährung und Gewohnheiten regulirt und modifizirt und ihn nach und nach dahin bringt, daß er wieder für eine naturgemäße Lebensweise tauglich wird. Mit mechanischen, thermischen, chemischen Mitteln allein ist dieses Ziel niemals zu erreichen und die schablonenhafte Diät, die tausend verschiedenen Kranken mit den selben Schlagwörtern und Sprüchen angepriesen wird, kann selten genug irgend etwas nützen, sehr häufig aber, namentlich in Verbindung mit allerlei ungewohnten Zuführungen zweideutiger Gewässer, sehr erheblich schaden und den Organismus schwächen. Wasser ist ja eine sehr gute und nützliche Sache, besonders wenn es nicht zu viele fremde Stoffe enthält; aber Wasser allein thuts auch hier nicht, es sei denn der Geist der rechten, den Kranken und nicht die Krankheit anschauenden Heilkunst dabei.

Wer sichs erlauben kann, einige Wochen oder Monate, ohne zu arbeiten, in guter Luft, im Gebirge, an der See oder in schönen Wäldern zu leben, der wäre ein Narr, wenn ers nicht thäte. Gesund werden aber — immer seinen individuellen Verhältnissen entsprechend — kann er auch zu Hause, wenn er einen Arzt hat, der das „Wie" und „Was" der Ernährung und Lebensweise ordnet und sich um das „Wo" höchstens in letzter Reihe bekümmert. Die Methode, elf Monate unvernünftig zu leben und im zwölften Monat dann in einer Badekur das Allheilmittel zu suchen, erinnert immer wieder an den bequemen, aber noch nicht völlig bewährten Wechsel von Sündigen und Ablaßholen. Die Erfindung von neuen Badekuren hat sich allmählich zu einer blühenden Schwindelindustrie herausgewachsen, an der leider die Aerzte nicht immer unbetheiligt sind; welche unwürdige Spekulationen sich aus diesem blühenden Geschäftsbetrieb mitunter entwickeln, das verräth eine — leider nicht einmal ungewöhnliche — Anzeige, die neulich im „Aerztlichen Vereinsblatt" stand: „Für einen tüchtigen israelitischen Arzt ist in einem Kurplatz Gelegenheit geboten, seine Existenz zu gründen, indem derselbe in ein Haus einheirathen kann, wo Praxis nebst einem Vermögen von 100 Mille Mark übertragen wird. Reflektanten belieben sich unter Chiffre K. 2464 an Rudolf Mosse, Leipzig, zu wenden." Ist es da ein Wunder, daß im Publikum die Meinung weiterfrißt, wir Aerzte hätten im Grunde nur den Wunsch, die Menschen in ihren wirklichen oder eingebildeten Leiden zu erhalten, um uns eine reichlich sprudelnde Einnahmequelle zu bewahren, deren Heilswirkung jedenfalls zuverlässiger ist als die manches hoch und höchst gerühmten Brunnens?

Wenn es schon nicht möglich ist, die Menschen zur Erfüllung ihrer sozialen Pflichten dadurch zu bringen, daß man ihnen zeigt, wie sie durch Völlerei und Genußsucht sich selbst am Allermeisten schaden, dann sollte man ihre angewöhnten oder angelogenen „Bedürfnisse" wenigstens im Interesse der Allgemeinheit besteuern. In dem Bouquet einer Luxusbesteuerung sollte neben einer Korset- und Schleier-Steuer auch eine Bäder-Steuer nicht fehlen, denn die Badekursucht, die in einer sozial zerklüfteten Zeit nur berechtigten Neid und Ingrimm erregen kann, ist nachgerade zu einer der schlimmsten und kostspieligsten Epidemien geworden und die bakteriologische Forschung wird nicht verhindern, daß sie von Jahr zu Jahr verheerender auftritt. Wer eine solche Steuer zu tragen hätte und wie sie zweckmäßig unter sogenannte Patienten und angebliche Aerzte zu vertheilen wäre —: die Beantwortung dieser Frage können wir getrost den Künstlern, Laien und Pfuschern überlassen, die in den Parlamenten für die Entfettung des Portemonnaie sorgen, während ihre Gattinnen und Töchter, nach dem großen Prinzip der Theilung der Arbeit, in den Badekurorten wiederum sich schröpfen lassen.

Friedrich Smetana.

„Du bist gewiß, daß unser Schiff gelandet
An Böhmens Küsten?"

Shakespeare, Wintermärchen.

Es widerstrebt mir, auch nur ein Wort zu verlieren über die Unart, mit der die letzten beiden Generationen dem genialen Künstler, von dem ich berichten will, begegneten. Bis zum Jahre 1892 noch war der Ruf Smetanas ein blos papierner. Im dunkelsten Winkel der Musikgeschichten und in den ausführlicheren Musiklexicis, wo man sein Sm nicht leicht hatte umgehen können, hatte er sein Ehrengrab: „Friedrich Smetana (1824—1884), der Schöpfer der national-böhmischen Oper, der gefeierteste böhmische Komponist." Nun hat der Zufall der Wiener Musik- und Theaterausstellung im Jahre 1892 den Stein vom Grab weggewälzt und so einen neuen, schönen Ruhm flügge gemacht, — ein gerechter Zufall!

Zu den Räthseln seines Lebens, soweit ich es kenne — ich kenne es eben nicht genau, ich wandte mich nach Böhmen, um Genaueres zu erfahren, und man ließ mich ohne Antwort — zu diesen Räthseln will ich nicht zählen, daß der Knabe, zweimal von der Musik getrennt, von seinem Klavier fortgerissen und in ein Kloster geiperrt, wo er nicht spielen durfte, doch von der Musik nicht ließ; eben so wenig zähle ich zu diesen Räthseln, daß er, der elende Gymnasiast, der es nicht über die Quarta bringen konnte, später eine außerordentliche und vollsaftige Bildung sich erwarb. Was wirklich zu denken giebt, ist, daß Schumann und Liszt, diese zärtlichen Entdecker musikalischer Talente, seinen Weg kreuzten, ohne ihm mehr als die Almosen ihrer Beachtung zu bieten. Lag es an ihnen, lag es an ihm? Ich weiß es eben nicht zu sagen. Traurig wäre es zu denken, daß dies die Ursache war der ungerechten Lokalisirung seines Ruhmes auf „die Insel Böhmen", trauriger noch, daß er dieses Mißgeschick vielleicht für unkorrigirbar und unabwendbar hielt und darum resignirt sein späteres Schaffen im Sinne lokal möglicher Ausführungen modifizirte. Es giebt Werke von ihm, z. B. gleich die Ouverture zur „Verkauften Braut", die in ihrer prächtigen, nirgends eingeschränkteu Selbstherrlichkeit an ein ganz anderes als an ein blos anständiges Orchester appelliren; hat er nicht aber später, dem lokalen Zwange nachgebend, mit Bewußtsein das Opfer der Anpassung gebracht und für ärmere, mindere Orchester oder Kräfte geschrieben? Wir werden es aus den der Aufführung harrenden Werken erfahren, aber ich fürchte, daß es so war. Wie litt Mozart und nach ihm manch' Anderer an solchen lokalen Beschränkungen! Rechtzeitige Anerkennung eines Genies ist ein so natürliches und doch so selten erfülltes Postulat.

Als ich im Jahre 1892 in der Theaterausstellung die „Verkaufte Braut" zum ersten Male hörte, wollte ich mir den empfangenen Eindruck kaum selbst gestehen. Aber nun giebt mir der längere Verkehr mit diesem Meisterwerke, der durch die Aufführungen im Wiedener Theater neu belebt ist, doch zu dem Geständniß den Muth, daß ich seit „Figaros Hochzeit" keine Buffo-Oper mehr weiß, die ich mit so vielseitiger, organischer Freude in mich aufgenommen hätte. Ich weiß es ja, hier ist von stürmischer, frivoler, pikanter Laune keine Spur, keine erobernde, die Sinne verwirrende und berauschende Komik ist vorhanden. Es giebt hier nur das denkbar Einfachste von der Welt, die liebe

Harmlosigkeit vom Lande, eine Komik, so breitspurig, derb und bäuerlich flach .... und doch findet, wer den Weg herzlich mitmacht, die Komik hier eben so groß wie dort und es ist keine grüblerische und eigensinnige Sonderbarkeit, die vis comica der beiden Werke zu vergleichen.

Die Oper ist 1866 entstanden; der Librettist heißt Sabina, zum Unterschied von den rohen Zimmerleuten seines Fachs, die die wankelmüthige Kunstgattung der Oper heute wieder tief hinunterzerren, ein wirklicher Dichter-Librettist, dem es verziehen sein mag, daß er als einer der Alten (1866!) noch kein Neuerer gewesen. Es ist eine gar artige Kunst, was Alles er aus der Dorfgeschichte vom klugen Liebhaber, der den superklugen Heirathvermittler Kezal besiegt, in der Spanne dreier Akte gemacht hat; der arme Hans verkauft nämlich dem Kezal, der das Mädchen für einen reichen Freier braucht, seine Braut und es stellt sich am Ende heraus, daß das Mädchen wiederum — an ihren Hans verkauft ist. Dies die Anekdote. Der Verkauf der Braut ist der Mittelpunkt der Handlung. Und der Niedergang bis zu diesem tiefsten Punkt, wie dann der Aufgang zur Lösung bescheert in gleicher Waage glückliche Gelegenheit zu lyrischer Entfaltung verschiedenartiger Typen und Individuen, die Alle des böhmischen Lebens voll sind. Es ist wahr, daß das geistig und sozusagen sozial dünne Wesen des Bauern sich mit wenig Exposition begnügt und mit wenigen Zügen die Nuance des Individuums offenbart ist, — aber man muß es nur machen können. Und Sabina hat es nicht nur getroffen, sondern daneben auch zwei vollkommen neue Typen auf die Bühne gestellt: Kezal, den Heirathvermittler, und Wenzel, den Stotterer, der dabei noch einiges Andere mehr ist. Kezal ist kraft seines Berufs so niederschmetternd klug, so geräuschvoll, so aufdringlich, eine so prahlerische Vorsehung allen Eltern und Kindern, daß er organisch, ich wiederhole: nach der Natur seines Berufes und nicht etwa vom Dichter dazu gemacht, der leibhaftige Buffocharakter ist, wie es nur je einen gegeben, und dazu — auch das will wiederholt werden — ein Charakter, ganz neu in der Opernliteratur. Nächst Kezal aber ist neu und sonderbar der vom Buffo aufgestellte Heirathgegenkandidat, der Wenzel, der da stottert und ein Bischen Muttersöhnchen, ein Wenig Idiotengeistchen und bei allem tölpelhaft-dümmlichen Wesen doch eine kreuzbrave Haut ist. Und durch diese Figur vielleicht am Allermeisten wird das Stück zu einem echten Volksstück, das ja seine Moral haben will; denn es geht auf Diskreditirung des Heirathvermittlergewerbes und auf Verherrlichung einer vernünftig wählerischen, schön ökonomisirenden Liebe, und diese Moral wird an dem Beispiel dieses armen komischen Wenzel glaubwürdiger, leichter und heiterer zum Siege geführt.

Smetana ging an das Libretto mit Mozartschem Kunstverstand. Nicht aber „nach Mozart", sondern „wie Mozart" galt es ihm zu schaffen, um ein Wort David Youngs zu variiren. Auch er huldigt der grandiosen al-fresco-Methode Mozarts, die zugleich den subtileren Bedürfnissen der Wahrheit, soweit ihre Berücksichtigung erforderlich erscheint, gerecht werden kann. Auch er liebt es, mehr vom Standpunkt des Zuschauers als von dem der Opernpersonen, seine Stimmungen zu erfinden, wovon das herrlichste Beispiel das Finale des zweiten Aktes ist, wo nur die Eingeweihtheit des Zuschauers in die wahre Natur des nunmehr feierlich und öffentlich zu vollziehenden Verkaufsgeschäftes jene heitere Stimmung sofort intonirt wissen möchte, die schließlich nach Verlauf der wahr beurtheilten Szene ihr Fazit bildet. Im Uebrigen ahnt man kaum nach flüchtiger Betrachtung, welche Summe von Ideenassoziationen ver-

schiedenartigster Natur in dem Orchester, in der Musik Smetanas — wie bei Mozart eben — deponirt ist, wie jeder Wink der Situation, auch wenn sie noch so beweglich ist, von der Musik verstanden und beantwortet wird. Seit Mozarts Zeiten gab es aber auch auf dem Gebiet der Buffo-Oper keinen Komponisten, der die Mysterien des Motivs, der Thematik, insbesondere die Trag- und Fortpflanzungfähigkeit eines Motivs so gekannt hätte wie eben Smetana. Niemand hat seit Mozarts Zeiten Charakter oder Stimmung annähernd so genial auf das Orchester projizirt durch die Bewegung im Großen, die Klangfarbe, die Rhythmik, die Modulation, wie Smetana. Mehr aber als den Kunstverstand und etwa acht Takte in der Ouverture und einen ähnlich geringen Taktenkomplex in einer Arie des zweiten Aktes hat Smetana mit Mozart wirklich nicht gemein. Schon das ungleich raschere, kühnere und reichere Modulationsystem und, was interessanter ist, die Eigenart, gewichtschwerere Motive, die zu Themen beinahe ausgewachsen sind, so zu verwenden, wie Mozart sein flüssigeres und oft farbloseres Motivenmaterial zu Zwecken der bloßen Bewegung fortspinnt, muß ihn deutlich von Mozart unterscheiden. Das konkrete Stilgebiet wird eben nur von der böhmischen Nationalmusik und Smetana selbst beherrscht.

Also böhmische Musik? Ja. Doch ist böhmische Musik der deutschen viel verwandter als der italienischen. Liebt diese vorzugsweise eine schöne Pose der Stimme und erfindet sie auch ihre Melodien von Hause aus danach, so verehren dagegen die zuerst Genannten die Zeichnung der Melodie und den in ihr waltenden harmonischen Sinn mit besonderer Vorliebe. Die böhmische Musik aber wiederum — soweit die großen Volksliedersammlungen belehren — neigt, im Gegensatz zur deutschen Musik, noch zu einer schärferen Hervorkehrung ihrer rhythmischen Elemente, zu einer schärferen Kontrastirung verschiedener rhythmischer Arten (auch im engsten Rahmen) und liebt eine gewisse sanfte Monotonie, die sie gern mit den Mitteln der Reperkussion des Tones, wie die Alten sagten, d. h. einer häufigen Wiederkehr des Tones im Verlauf der Bildung erzielt. Es ziemt sich, voll die Genialität Smetanas hier zu würdigen, der in den Einzelwellen der Nationalmusik das ganze große Fluidum erfühlte, sie aus ihrer herrlichsten Natur nachzuschaffen und, was am Höchsten gilt, sogar fortzubilden und, ich möchte sagen, neu zu züchten vermochte, nicht anders, als in der Art der Menschen, die in den ewig empfangenden Schoß der Natur mit Glück ihre eigenen Schaffenspläne tragen und der spontanen Produktion der Natur die eigenen Wünsche suggeriren. Wie ich höre, wurde so Manches aus den Smetanaschen Werken schon seelisches Eigenthum des böhmischen Volkes. Das sind die Zinsen, die der Komponist seinem Volke zahlte.

Schon auf Grund der Partitur der „Verkauften Braut" halte ich Smetana für einen der glücklichsten Melodiebildner und Koloristen. Den Gipfelpunkt seiner Kunst, Melodien zu bilden, verehre ich hier im durchaus neuen Entwurf des so lange, lange fortschwirrenden und doch immer gut überblickbaren und so schönwinkeligen Hauptthemas der Ouverture, die im Ganzen, was echte, heiter rasche Bewegung anbelangt, sich würdig neben die Ouverture zu „Figaros Hochzeit" stellen darf und mit ihr die übrigen Rivalinnen vornehm, gutmüthig nur bedauern kann. Ich bewundere an Smetana die Geistesgegenwart, mit der er noch in den gefährlichsten Situationen der Melodie Plastik treibt, und freue mich darüber, daß er seine größte Kühnheit noch immer hinter die Bescheidenheit verbergen und mit ruhiger Weisheit den Luxus der Einfachheit pflegen kann, der ja so schwer zu treffen ist.

Ob ein Vorurtheil mit im Spiel war, ich weiß es nicht, oder ob etwa unklare theoretische Ahnungen mich umnebelten: kurz, meine Bewunderung des Smetanaschen Genies sollte noch eine Steigerung erfahren. In der eben zu Ende laufenden Saison war es mir gegönnt, ein Werk Smetanas kennen zu lernen, das mir seine Kraft noch schöpferischer, kühner im Wollen und Können, zeigte. Es ist sein Streichquartett „Aus meinem Leben", eine erschütternde Autobiographie, über der Beethovens Segen schwebt. Zur Ehre der Smetanaschen Art, Programmmusik zu dichten, sei hier gleich mitgetheilt, daß eigentlich nur ein einziges, sehr grasses Tonereigniß im letzten Satz des Quartettes das Mitwirken eines Programmes anzunehmen zwingt. Dem beigedruckten Zettel aber glaube man, daß das Quartett erzählt haben möchte, wie Smetana zunächst Vasall fremder, insbesondere deutscher Geister gewesen, wie er aber dann die böhmische Musik erkannt, ihr mit Enthusiasmus gedient, wie er auch glücklich geliebt und wie ihn endlich mitten im Glück der Verlust des Gehörs überrascht hat. Kein Mann schäme sich der Thränen, die ihm der Schluß der Erzählung abringt. Wie da alle Motive, die in den vergangenen Sätzen noch so lebensvoll gewirkt haben, verstört, wehmüthig zurückkehren, ihre Modulationen so schlaff herabhängen und endlich — erlöschen! Als ob der Arme geahnt hätte, daß der schrille Ton (das viergestrichene e), der ihm, nachdem er taub geworden, ewig im Ohr lag, störend, quälend, ihm den Wahnsinn vorbereitete. Smetana starb nach kurzer Geistesstörung in der Irrenanstalt zu Prag.

Das Streichquartett aber ist es, das mir die Eigenart seiner Originalität besser noch als die komische Oper erläuterte. In seiner Originalität merke ich nämlich immer deutlich einen gewissen Untergrund der Rezeption, die sich nicht etwa auf die Ausdrucksweise eines anderen Meisters, sondern blos auf den Kunstverstand bezieht. Sie macht mir den Eindruck, als hätte sie niemals und nirgends früher begonnen und gewirkt, bevor die geniale Rezeption, der Kunstverstand, nicht gleichsam ad hoc saturirt worden. Und daran lag es, daß ich, ehe ich diese erklärende Formel mir gefunden, beim Lesen, Spielen oder Hören seines Werkes immer an Beethoven, oder Schubert, Schumann dachte, trotzdem ich deutlich die Verschiedenheit der Ausdrucksweise fühlte.

Es will mir diese Erklärung auch mit der Thatsache gut stimmen, daß Smetana ein genialer, reproduzirender Künstler gewesen, sowohl als Klavierspieler wie auch als Dirigent (im Konzertsaal und in der Oper). Mir ist hier die Thatsache nur als Beweis für seine außerordentliche Gabe der Beobachtung und der Erkenntniß fremder Geisteswerke willkommen, auf die ich den merkwürdigen Charakter seiner Originalität gründe.

Auch soll Smetana in den späteren Jahren sogar den Kodex der Wagnerschen Opernmethode erfaßt haben. Unser Hofoperntheater wird uns einige seiner späteren Werke nächstens bescheren, — am Ende stellt es sich heraus, daß der Böhme Smetana Wagners Lehren reiner und wahrer aufgefaßt hat als dessen eigene Landsleute, die ihn so lange und so oft mißverstanden haben. Ich erwarte sogar diese Ueberraschung. Doch mehr noch als Das reizt es mich, zu erfahren, wie Smetanas Originalität zu dieser Wandlung der grundlegenden Anschauungen sich verhalten hat. So viel weiß ich aber schon heute, daß es nun an uns ist, Smetana den Ruhm zu geben, den er so reichlich verdient.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Die Münchener auf der Berliner Ausstellung.

In Paris rührte es sich zuerst. Der Widerspruch der Begriffe von Dem, was man Kunst nannte, ward immer heftiger, bis sich die Haufen trennten, und die Einen mit hochgehaltenem Banner aus dem Industriepalaste nach dem Marsfelde abrückten. Stolz verzichteten sie auf die Anerkennung des Staates, um die mit den Andern zu werben es sie nicht ruhmvoll genug dünkte.

Schneller als sonst Offenbarungen von Paris auf die deutsche Kunst überkommen sind, hat sich der Künstlerstreit nach München fortgepflanzt. Die Gegensätze der künstlerischen Anschauungen verschärften sich durch persönlichen Zwist, und die verfeindeten Kunstgenossenschaftler duldete es fernerhin nicht mehr unter dem einen weiten Dache des Königlichen Glaspalastes. Keine der Parteien mochte nachgeben, obwohl — oder weil — jede sich für die Klügere hielt.

In Berlin mochte man nun auch nicht nachstehen: eine kleinliche Kleinigkeit bot den Anlaß zu einer Spaltung des Vereins Berliner Künstler in zwei sich erbittert befehdende Lager. Doch das Kampfgetöse verstummte bald, ohne daß man einander Zugeständnisse gemacht hätte. Denn der heilige Schlaf ist des Friedens treuester Hüter. Die „Freie künstlerische Vereinigung" hätte sich auch niemals selbständig mit ihrer Kunst in Gegensatz zu der ihrer Gegner zu stellen vermocht, weil im Wesentlichen die rein künstlerischen Gegensätze nicht so ausgeprägt vorhanden waren wie in Paris oder in München, wo freilich auch persönliche und kunstwirthschaftliche Politik ihre Rolle im Kampfe spielten, wo aber schließlich die wahre Ursache des Zwiespaltes aus der entstellenden Polemik wieder klar zu Tage trat, in den gesonderten Ausstellungen. Da streiten sie mit der Waffe, die sie zu führen verstehen, und reden die Sprache, die ihnen geläufig ist. Und man hat doch so viel zu sagen.

Es ist kein Kampf der Alten gegen die Jungen, einer jungen Kunst gegen eine alte Kunst. Wann wäre echte Kunst je alt geworden? Der greise Meissonnier stand an der Spitze der Aufrührerischen in Paris; jetzt ist Puvis de Chavanne ihr Häuptling, und der ist auch kein Jüngling mehr, er malt nicht einmal modern, modern in dem banalen Sinne. Und hier bei uns waren es im Verein mit der Jugend gerade die wackeren Aeltesten, die den Obdach suchenden Sezessionisten die Stätte bereiteten, die ihnen die breite Masse der brotneidischen Proletarier und des philiströsen Mittelstandes, der Leute ohne Namen, Vergangenheit und Zukunft, verweigerte. Wir haben den Emanzipationkampf der Individualität mit der Heerde; die Absonderung der Kunst, die in dem Einzelnen sich zur eigenartigen Erscheinung formt, von einer Kunst, deren durch die Tradition bestimmte Gesetze den Geist in das Gleichmaß bannen. Die Einen, die voll heiligen Eifers in urschöpferischem Gestalten neuer Werthe nie sich selbst genug thun können; die Anderen, die selbstgefällig ihre altgewohnten gutgeübten Kunststückchen wiederholen, so oft sie verlangt werden. Aber mit diesen ist man immer bald fertig geworden, so wie sie selbst längst fertig mit sich sind, weil ihre ganze Kunst nur eine Fertigkeit ist. Es war aber auch eine Revolution gegen die Mittelmäßigkeit, die solches Kunsthandwerk duldete, weil die Anforderungen, die sie stellte, herzlich bescheiden waren. Dadurch war die Kunst erniedrigt worden, und Die nach höherer Kunst strebten, mochten nichts mehr mit den Anderen gemein haben.

Vorüber sind die Zeiten des großen Mißverständnisses, da man bei uns

noch die Modernen als Hellmaler, Pleinairisten und Graumaler so hübsch bequem unter einen Hut bringen konnte. Nur mit Böcklin, Thoma und Marées allein wußte man nichts anzufangen. Diese waren den guten Leuten Wunder und Räthsel. Und heute stehen Kritik und Publikum rathlos vor den Wänden der Sezessionisten, der Partei ohne Programm, in der ein Jeder das Recht der freien Rede hat: Pystizisten, Naturalisten, Symbolisten, — all die frohen Farbenschwärmer. Und sie schütteln die armen schwindelnden Köpfe, die des Denkens nicht gewöhnt sind, weil sie es bei den anderen Bildern, die da in den Sälen hängen, nicht brauchten. Daß man bei Bildern auch noch denken muß!

Die Kluft, die sich an der Schwelle des achten zum zwölften Saale aufthut, ist zu weit, als daß der Unvorbereitete den Sprung, den er mitthun soll, nicht als eine starke Zumuthung zurückweisen dürfte. Ueberhaupt mag er nicht an ein besseres Jenseits glauben. Aber die Evangelisten der neuen Offenbarungen verlangen durchaus nicht einen blinden Glauben, der sonst allein selig macht. Gewiß nicht. Oeffnet eure Augen und sehet! Es sind keine Wunder, Alles geht mit rechten Dingen zu. Aber die Augen sind des Sehens ungewohnt und staunen oder entsetzen sich gar über die phantastische Willkür des Malers, der doch nur das alltägliche Antlitz der Natur mit geübtem Auge getreu nachbildete. Doch es ist leicht den Zweifelnden zu überzeugen und zur guten Sache zu bekehren; man führe ihn nur an die rechte Stelle: vor die Natur. Dann wird er sein blaues Wunder selbst erleben und dem Klinger Abbitte thun.

Ein hohes, ernstes Streben geht durch die Kunst der Sezessionisten. Ihren ausländischen Freunden verglichen, treten die Münchener freilich noch nicht so sicher und bewußt auf, weil sie mit ihrer Entwickelung noch nicht abgeschlossen haben, sich mit dem bereits Erreichten noch nicht begnügen. Mancher steckt noch im Experimentiren und bei Einigen muß man es sich mit dem guten Willen genug sein lassen. Die Nationalfexe und Kunstchauvinisten brauchen sich aber nicht zu sorgen: solche Art verdirbt nicht. Menschen von dem schlichten Gebahren, wie Uhde sie darstellt ohne Pose und Pathos, und Landschaften von der unmittelbaren Wahrheit, wie Thomas Theodor Heine und seine Freunde sie schildern, wird man in Paris, von Franzosen gemalt, vergeblich suchen.

Wie gesagt, die jungen deutschen Sezessionisten sind noch fleißig am Studiren; sie probiren mit jugendlichem Feuereifer die Farben in dem neuen Kasten, der ihnen vor kurzer Zeit erst beschеert worden ist. Lehrreich sind die kleinen Stillleben, in denen sie ihr Farbenbekenntniß abgelegt haben. Zum Bildermalen sind überhaupt erst wenige gekommen, und die wenigen Bilder, die da sind — die Landschaften einmal ausgeschlossen — sind nicht fertig. Unfertig ist Stucks Kreuzigung, und unfertig ist Klingers Pietà. Dieser ist nicht fertig geworden, weil ihm das Malen schwer, der Andere, weil es ihm leicht wird. Klinger fühlt weniger, als er denkt. Er ist ein klarer Kopf, der weiß, woran es liegt, wenn etwas schön ist. Er tritt aus sich heraus und betrachtet sich prüfend, und was ihm an eigenem Lichte fehlt, das reflektirt er sich zusammen. Kürzlich hat er eine Schrift herausgegeben, in der er seine Gedanken über das Wesen der Kunst und des künstlerischen Schaffens niedergelegt hat. Den lehrhaften Zug hat auch sein Bild, die Pietà. Es ist so sehr klug gemalt; man empfindet, wie an manchen Stellen der Pinsel in der trockenen, zähen Farbe gebohrt hat. Vieles ist auch tiefinnerlich stark empfunden, aber nur stückweise, ruckweise; das Bild ist eine Mosaik. Die Hände allein sind ein großes

Kunstwerk, sie allein schon erzählen die Geschichte von der unendlichen Liebe und dem unendlichen Leide. Lange kann man vor diesem Bilde stehen und findet immer Neues. Die Kreuzigung von Stuck aber läßt sich nur ganz genießen, flüchtig im Vorüberschreiten, so in einem Zuge, wie es gemalt ist, jedenfalls in kürzester Zeit, mit der glühend flüssigen Farbe, die starr und kalt geworden wäre, wenn Stuck sich unterwegs in Gedanken aufgehalten hätte. Reifliche Erwägung ist nicht die Sache des Malers Stuck, dem der ausgesprochen persönliche Stil sonst vielleicht verloren wäre. Technische Schwierigkeiten existiren nicht für den Glücklichen, auch in der Bildhauerei nicht. Das kann aber auch sein Unglück werden, wenn er sich nicht zwingen lernt, bei einem seiner sich überstürzenden Einfälle — mehr ist auch seine Kreuzigung nicht — in ernster Arbeit zu verweilen.

Desto mehr Bilder, Oelbilder in des Wortes lieblichster Bedeutung, reihen sich in den mehr als fünfzig vorderen Sälen, Kojen und Nischen, zu einer selten unterbrochenen Front gleichgiltiger Künstlerphysiognomien. Man kennt da eine Sorte von Malern heraus — die Berliner sind besonders zahlreich darunter —, die ich zum Unterschiede mit dem Namen Oelmaler belegen möchte. Sie können malen, sie verstehens, mit Pinsel und mit Farbe umzugehen. Technik ist das Stichwort; hernach kommt erst das Andere. Meist hört es aber schon mit der Technik auf. Der Dünkel dieser braven Leute, die die Säle der Berliner Ausstellung überschwemmt haben, daß die Kunstreporter mit Wonne darin herumplätschern können, zuckt offen oder heimlich über Lenbach die Achsel. Denn ist das wohl gemalt? Da ist ja die Pappe nicht einmal zugestrichen; die Bleistiftstriche und die Kohle stehen noch da, und mit Pastell hat er auch noch hineingewirthschaftet! — Allerdings ist Keinem zu rathen, es eben so zu machen; nachgemacht hat es ihm auch noch Niemand. Das Publikum weiß es nicht besser und läuft an einem Wunder — das ist Lenbachs neuer Bismarck wieder — vorbei, um vor dem eigentlichen Ehrensaalbilde eines Thronsessels, neben dem der Kaiser Apotheose steht, offenen Mundes zu staunen, wie schön das gemalt ist.

Die „wahre Kunst" — als solche pflegen die Oelmaler ihre Fertigkeit bei Festmahlen zu feiern —, deren Werke allwöchentlich nach den Nummern des Kataloges von der Kritik sanft durchgepietscht werden, stellt sich bescheidene Aufgaben. In Düsseldorf freilich, wo es noch einen Gebhardt und einen Peter Janssen giebt, wagen sie sich noch an eine große Leinwand, auf der sie Figuren unterzubringen verstehen. In Berlin aber, wo es Ereigniß ist, wenn einmal ein junger Mann eine Kreuzigung in größerem Umfange riskirt, hütet man sich, mehr als zwei bis drei Personen sich in einem engen Goldrahmen begegnen zu lassen. Dem einen jungen Manne, der auch der einzige Konkurrent um den Staatspreis war, ist der große Wurf zwar nicht gelungen, mindestens aber nöthigt das Bild die Achtung ab: hier ist etwas gewollt worden.

Die Münchener Sezessionisten haben in diesem Jahre auf neutralem Gebiete nur eine Truppenschau abgehalten. Erst wenn sie öfter wiederkehren werden — der Berliner Kunst wäre Besseres nicht zu wünschen —, wird es vielleicht einmal zu einem Wettstreit kommen, einstweilen aber ist man darauf noch nicht vorbereitet. Eine andere Generation, die unter neuen Eindrücken aufgewachsen ist, wird erst den Handschuh aufzuheben sich stark genug fühlen.

Friedrich Fuchs.

Vorgeschobene Emissionfirmen.

Die Ferienhitze hat sich etwas vordatirt und so treibt man an den Hauptbörsen gegenwärtig mehr Konversation als Geschäft. In London befindet die Stockexchange sich in der gefährlichen Zeit der Rekonvaleszenz. Bei dem Namen Australien erneuert sie ihre Angst und bei dem Namen Griechenland ist sie der Verwunderung darüber voll, daß dieser Staat nicht einmal seine unbezahlt gebliebenen Coupons schleunigst in ein funded loan umwandeln lassen will. In Paris hat man inmitten des Entsetzens über die neue Börsensteuer nach Karnevalssinn genug gehabt, den Bleistift feierlich zu begraben, um sodann in Mexikanern das selbe eigenthümliche Baissespiel zu entriren, das bei Portugiesen jahrelang zu beobachten war. Am Schottenring zu Wien doucht sich die Spekulation in neuen Unternehmung-Aussichten der Kreditanstalt, und findet sie mit ihren Hausseneigungen bei uns in Deutschland keine Gegenliebe, so hat daran niemals unsere Vernunft Schuld, sondern ein zufälliges Leberleiden Carnots oder der höchst betrübende Futtermangel. In Berlin thun die Börsenbesucher namentlich gegenüber den Schmerzen der inneren Politik etwas hochmüthig, sie wollen dem Ausgang der Wahlen keinerlei Einfluß auf die Kurse gönnen. Weniger selbständig ist Frankfurt, wo man Meinungen keineswegs willkürlich oder auch selbstherrlich macht, sondern sich solche aus den Situationen beider Hemisphären, in denen selbst Buenos Ayres und Kalkutta nicht fehlen, zu einem Mosaikbilde zusammensetzt. Werden indessen Diskonto- oder Montanpapiere von Berlin etwa nur deshalb höher gemeldet, weil für den nach London plötzlich ausgewanderten Herrn Sternberg Zwangskäufe stattzufinden haben, so erfährt man solche lotterieartigen Ursachen auch am Main genügend schnell.

Da also, wie gesagt, wenig zu thun ist, so wird man auch an unsern Börsen so manches Stündchen akademisch verreden und so dürfte dort auch über ein Büchlein lebhafter gesprochen werden, das sonst mehr zu Hause und zum Nachschlagen anmuthend erscheint. „Die deutschen Emissionhäuser und ihre Emissionen in den Jahren 1886—91" (Kommissionverlag von F. Schneider & Co.) betitelt sich dieses Buch und ihr Verfasser ist W. Christians von einem Berliner Finanzwochenblatte mit stark ausgeprägten statistischen Neigungen, der auch die Ehre hatte, vor der Kommission der Börsenenquete um seine Meinung befragt zu werden.

Gerade dieser Umstand macht den kurzen, aber inhaltsvollen Text bemerkenswerther. Hier wird Nichts vertuscht, sondern mehr als freimüthig Alles gerade herausgesagt. Das hindert natürlich keineswegs, daß die Berliner über den Gedanken lächeln werden, Mendelssohn habe sich „ganz und gar von Aktien ferngehalten", da hierzu doch etwas mehr gehört, als nur mit seinem Namen nicht auf dem Prospekte zu erscheinen. Und am Main wird man über die seltsame Photographie des Frankfurter Rothschild lächeln, von dessen Mitwirkung bei Emissionen eine ihn selbst total verzeichnende Darstellung gegeben wird; — als ob der fromme und Ordnung liebende Baron jemals eine Anleihe selbständig studirt habe, anstatt dies geruhig der Direktion der Discontogesellschaft zu überlassen, oder seinem Verwandten, dem keck unternehmenden Lord Rothschild. Als auf eine Londoner „Anregung" hin das Frankfurter

Haus die bekannten Georgia-Bonds aufgelegt hatte, sagte am andern Morgen sein Rechtskonsulent (der übrigens nicht lange auf diesem Posten aushielt): „Was in Ihrem Prospekt als Bonds bezeichnet worden, sind eigentlich nichts weiter als Aktien". — Herr Willy v. Rothschild machte große Augen und wehklagte ein: „Das hab' ich nicht gewußt". Daß man andererseits auch als selbständig denkender Kopf in Anleihe-Irrthümer verfallen kann, beweisen die argentinischen Geschäfte der schon oben erwähnten Mendelssohnschen Häuser. Es ist von Augenzeugen oft voll Hochachtung erzählt worden, mit welcher Sorgfalt und welcher Umsicht der nunmehr verstorbene Kommerzienrath Mendelssohn die ersten Verhandlungen wegen eines argentinischen Anlehens persönlich geführt hat. Dies hat aber doch die schließliche Theilnahme der Firma an jenen verhängnißvollen Unternehmungen nicht verhindern können.

Einem merkwürdigen Versehen fällt aber Christians zum Opfer, wo er von vorgeschobenen Firmen spricht. Hier handelt es sich nicht um seine Behauptung, daß dies „selbstverständlich von vornherein unterwerthige Sachen" betreffe, sondern um ein Verkennen der Geldgruppirung überhaupt. Der Verfasser scheint nämlich nicht zu wissen, daß alle Mittelfirmen, die ja besonders bei kleineren Emissionen Pathenstelle vertreten und die er in seinem Buche so hübsch selbständig aufgeführt hat, nur in den allerseltensten Fällen nicht blos vorgeschoben waren. Wie kann man auch nur auf den Gedanken kommen, daß derartige Firmen das hinreichende Vermögen zu irgend einer größeren Anleihe besitzen, resp. im Verhältniß zu der Uebernahmeverpflichtung besitzen? Bei einem Kaufmann und Bankier wird doch nur immer ein bestimmter Theil der angesammelten Wohlhabenheit sozusagen riskirt.

Hinter allen diesen Emissionfirmen stehen große Geldgeber, alte Häuser, die natürlich vorher ziemlich genau prüfen, aber doch im Grunde ein persönliches Vertrauen zu ihrem Zwischenbankier haben. Dieser wird nicht etwa wie ein Makler gerufen, obgleich er ja dabei wenig Anderes vorstellt, sondern an ihn kommen die kleinen Gründungen direkt, er verhandelt mit dem betreffenden Fabrikanten oder Brauer und erst den fertigen, oft sehr geschickten Plan bringt er seinem Bankier, der wieder unter hundert Offerten schließlich nicht zehn acceptirt.

Diese Agenturverhältnisse liegen so fest, wie sie ja auch im Wesen eines großen Gebietes begründet sind, daß jeder Kenner der Bankfächer bei dem bloßen Ansehen des Namens bereits den backer weiß. Strohmann würde aber eine absolut entstellende Bezeichnung sein, Vertrauensmann eine um einen Grad zu hohe, da die Provision doch womöglich von beiden Seiten kommt. Immerhin wäre es ungewöhnlich, falls eine solche Mittelfirma nach erhaltener Ablehnung seitens ihres Großbankhauses sich nun noch an eine andere Adresse wenden würde. Meistens hat sich dann diese Form der Gründung zerschlagen und der betreffende Industrielle, der aus Ruhebedürfniß, Gewinnsucht oder wegen einer Geschäftsvergrößerung sein Unternehmen um jeden Preis „umwandeln" will, muß eben eine neue Vermittlerin ausfindig machen. Wer diese Dinge schon einmal ohne Schleier gesehen hat, der kennt auch die Metamorphosen, die solche Projekte oft durchzumachen haben, bis sie endlich in den Hafen des Gelingens einlaufen. Dann aber hat sich die eine oder andere Vorvermittlerin einige interessante Daten aufbewahrt, die höchst uneigennützig plötzlich in vielgelesenen Blättern auftauchen. Nicht gerade der geringste Theil von guten Informationen

fließt eben der Finanzpresse aus persönlichem Neid zu. Eine der interessantesten Beschuldigungen pflegen die ungeheuren Summen zu bilden, die so ein Gegründeter schon seit Jahren Dem oder Jenem versprochen hat, — Summen, die natürlich über Verhältniß zum Nutzen stehen und die bis zum wirklichen Perfektwerden des Ganzen eine Art von Entfettung-Kur durchgemacht haben.

Jedenfalls soll man das Talent dieser Art von Finanzvermittelung eher höher als zu niedrig schätzen. Es gehört Fleiß und Mühe dazu, wie sich denn in fetten Jahren die Auguren auf allen Eisenbahnzügen treffen, ferner sehr großer Scharfsinn zum Durchdringen der technisch-schwierigen Partien, Findigkeit im Erkennen glücklicher Auswege, da, wo Andere die Gründung schon für unmöglich halten, und endlich eine Tugend, die in England schon den gewöhnlichen Menschen, bei uns aber nur den Ungewöhnlichen ziert —: Ausdauer. Man bedenke nur, daß zuweilen an einer einzigen Sache ein Jahr und länger gearbeitet wird, daß das eine Gutachten schlecht lauten kann und man dann nach besseren auszulugen beginnt (Stück für Stück 1000 Mark), daß auch die Zeit oft die annehmbarsten Geschäfte durchkreuzt und man dann die nöthige Ueberredungkunst besitzen muß, damit der Bankier vorläufig die Aktien bis auf bessere Kurse in sein Portefeuille verschließt. Bei dieser ganzen Thätigkeit spielt überhaupt das Persönliche eine große Rolle. Es giebt sehr gescheidte derartige Zwischenhändler, die eine notorisch unglückliche Hand haben; gewöhnlich hängt dies mit irgend einem besonderen Charakterzug zusammen, etwa mit der unüberwindlichen Neigung, alle Trümpfe für sich zu behalten. Zuweilen bricht die Begabung zu diesen Geschäften bereits bei Unselbständigen durch. Die authentische Geschichte von einem feinem Bankier, dessen „junger Mann" vollauf in solchen Entwürfen steckte und der, wenn morgens die Post kam, zu sagen pflegte: „X., sehen Sie doch nach, ob auch ein Brief für mich dabei ist!"

So weit wie in Frankreich ist das Vermittler-Virtuosenthum bei uns übrigens noch nicht ausgebreitet. Dort haben solche Firmen, wie z. B. früher Betzold, ganze technische Bureaux, um die Studien für Anleihen vorzubereiten. Es sind aber auch die Provisionen ganz andere, wie dies ja Panama ziemlich drastisch vorgeführt hat. Indessen machen auch bei uns drei bis vier Gründungen ein Haus schon recht wohlhabend, um so mehr, als man gewöhnlich versucht, sich auch die Kontokorrentverbindung des Gegründeten zu sichern.

Nahezu $^9/_{10}$ aller industriellen Gründungen von 1886—1891 haben zu eigentlichen Emittenten nicht diejenigen Firmen, die Herr Christians in seinem Buche verzeichnet, aber eine absichtliche Täuschung haben dabei wohl die wenigsten Prospekte beabsichtigt. Die großen Bankfirmen sind dort mit ihrem Namen nicht heraus getreten, erstens, weil ihnen das Geschäft von dritter Seite erst gebracht wurde, die doch auch das Objekt gründlicher kannte, zweitens, weil geringere Anleihen überhaupt nicht in den Rang eines solchen Hauses hineinpassen. Wenn man morgen Staatsanleihen machen will, kann man heute kaum eine Bieraktie oder eine Cementfabrik auflegen. Höchstens müßten bei einer solchen Gelegenheit zufällig zwei erste Bankiers zusammengetroffen sein, so daß der Eine etwa Deckung durch den Andern findet. Auch der Stolz eines alten Emissionhauses wirkt entscheidend mit. Kommt es doch bei Staatsanleihen vor, daß ein größeres Institut einem anderen privatim eine weit größere Betheiligung bietet, als bei einem direkten Mitbewerb zu erzielen wäre, — nur um nicht mit dieser Rivalin auf dem selben Prospekt zu stehen-

Es giebt auch Gruppen, die aus persönlichen Gründen einander fast vollständig ausschließen, obgleich das Gegentheil Profit bringen würde.

Vorgeschoben kann eine Emittentin auch noch aus einem andern Grunde sein, der an dieser Stelle erst kürzlich („Das Kommissiongeschäft") erwähnt wurde. So gilt die Darmstädter Bank noch heute allgemein als Führerin des La Veloce-Geschäftes, während sie es thatsächlich aus den Händen dreier unbedingt zuverlässiger und erster Häuser empfing und es nur allein auflegte, um die Provision zu verdienen.

Gegen Schaden kann das Anlagepublikum überhaupt nur schwer vom Staate geschützt werden. Was Christians bei dieser Gelegenheit vorschlägt, macht einen vortrefflichen moralischen Eindruck, dürfte aber sonst wenig abhelfen. Nach seinem Vorschlage sollen bei Staats- und Kommunal-Anleihen die letzten dreijährigen Haushaltergebnisse spezialisirt wiedergegeben werden. Das setzt erstens: eine richtige Bilanzirung seitens Länder wie Portugal, Argentinien 2c. voraus, und die auf dem Prospekte unterzeichnende Bank kann sich dann vollständig mit jenen amtlichen Ziffern schützen, und zweitens: dürften sich dann später die Ausgaben oder Einnahmen nicht wesentlich verändern. Wir haben aber erlebt, daß Portugal später eine Kolonialpolitik inaugurirte, an der es Niemand hindern konnte, und daß Mexiko, in Folge des ganz unvorhergesehenen Silberrückganges, in seinen Einnahmen stark verlor.

Bei ausländischen Obligationen und Aktien schlägt der Autor u. A. Veröffentlichung der beiden letzten Jahresabschlüsse sowie der Garantie-Urkunden vor. Auch das ist nicht allzu viel, denn aus dem Gewinn- und Verlustkonto einer Bahn ist weder eine plötzlich geschaffene Konkurrenzlinie zu ersehen, wie etwa jetzt bei Prince Henri, noch strenge Regirung-Forderungen auf übermäßige Erneuerungen, wie z. B. jetzt bei der Lombardischen Bahn. Wie komplizirt der Wortlaut einer Garantie sein kann, geht zur Genüge aus dem kürzlichen Vergewaltigungversuch der Staatsbahnprioritäten hervor.

Bei Industriepapieren wird vorgeschlagen, daß neue Aktien „erst dann zum Handel und zur Notiz an der Börse zugelassen werden, wenn seit der Gründung bezw. Kapitalerhöhung mindestens zwei volle Betriebsjahre verflossen sind. In den von den Emissionfirmen verantwortlich zu unterschreibenden Prospekten müssen u. a. die Jahresabrechnungen über diese zwei Jahre veröffentlicht werden." Man muß aber nur Techniker über Bilanzen urtheilen gehört haben, um zu wissen, daß der Laie und die Zeitungkritik von derartigen Abschlüssen nur ganz schablonenhafte Begriffe besitzen. Welche Zeitung hat z. B. bis jetzt die Abschluß-Ziffern der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft richtig beurtheilt, oder es bei einer Brauerei anders als gut befunden, wenn ihr Ausschank gestiegen ist, während das doch nur ein weiteres Forciren des unheilvollen Systems des Ankaufens von Wirthschaften darstellt.

Gegen Mißbräuche beim Gründen giebt es eigentlich nur zwei Mittel: einen billigeren Kurs, der, wie die Prämie bei einer Versicherung, dem wirklichen Risiko entspricht, und eine Einschränkung der jedesmaligen Direktoren-Antheile, die bewirkt, daß alle Unternehmerlust wieder von der Industrie und nicht mehr von der Finanz ausgeht. Das Ungesunde unseres Bankwesens hat mit unserem modernen Häuserstil die größte Aehnlichkeit: man baut von Außen nach Innen, anstatt von Innen nach Außen. Pluto.

Die Annahme der Militärvorlage.

Deutscher Reichstag.

2. Sitzung vom 5. Juli 1893, 11 Uhr.

Auf der Tagesordnung steht die erste Berathung der Militärvorlage. Das Wort erhält zunächst der

Reichskanzler Graf von Caprivi: M. H., ich kann mich kurz fassen. Daß von der Annahme dieser Vorlage die Ehre, die Sicherheit und die Zukunft des deutschen Reiches abhängt, das wissen Sie Alle. (Oho! links.) Wer das bestreitet, der darf nicht den Anspruch erheben, politisch reif genannt zu werden. Ueber die Art der Kostendeckung werden Ihnen zu gegebener Zeit geeignete Vorschläge zugehen. (Murren links.) Die Verbündeten Regirungen werden bereit sein, auch jeden anderen Vorschlag, der die genügenden Summen bequem flüssig macht, wohlwollend zu prüfen und vorurtheilslos die guten Einnahmen zu nehmen, woher sie auch kommen mögen. (Bravo!) In keinem Parlament der Welt ist es Sitte, erst die Deckung zu beschaffen und dann ein vorhandenes Bedürfniß zu befriedigen. Uebrigens empfinde ich nach mancher unerfreulichen Erfahrung nicht das Verlangen, mich auf politische oder finanzielle Erörterungen hier weiter einzulassen; ich würde doch wieder mißverstanden werden. (Lebhaftes Bravo rechts und links.)

Präsident von Levetzow: Es ist ein Antrag auf Schluß der Debatte von den Herren von Stumm, Meyer und Liebermann von Sonnenberg eingegangen. Ich bitte die Herren, die für diesen Antrag sind, sich von ihren Sitzen zu erheben. Das ist die Majorität. Die Debatte ist geschlossen.

Zur Geschäftsordnung bemerkt Abg. Richter (freis. Volksp.): Durch den vorzeitigen Schluß (Oho!) der Debatte bin ich verhindert, zu erklären, warum ich im Gegensatz zu meinen früheren Freunden (Heiterkeit) noch heute der selben Meinung bin wie am 6. Mai dieses Jahres. Die freisinnige Volkspartei wird geschlossen gegen die Militärvorlage stimmen.

Präsident von Levetzow. Das war keine Bemerkung zur Geschäftsordnung. Ich bringe zunächst den § 1 der Regirungvorlage zur Abstimmung.

Die Abstimmung ist eine namentliche. Für die Vorlage stimmten 195, dagegen 188 Abgeordnete. (Dafür Konservative, Reichspartei, Nationalliberale, Polen, Antisemiten, Freisinnige Vereinigung und 3 Wilde. Dagegen Centrum, Sozialdemokraten, Freisinnige und Süddeutsche Volkspartei, Welfen, Elsässer und 1 Wilder. Es fehlen 14 Abgeordnete.) Die folgenden Paragraphen werden ohne Debatte mit der selben Mehrheit wie § 1 angenommen.

Präsident von Levetzow: Die Vorlage ist in erster Lesung angenommen. (Wiederholter, lebhafter Beifall rechts, Zischen links und im Zentrum.) Ich werde die zweite Berathung unmittelbar nach dem Ablauf des gesetzlichen Termins ansetzen. Bis dahin wird das Haus, wie ich hoffe, das Reichsseuchengesetz und die Nothstandsvorlage erledigt haben, so daß die Herren jedenfalls noch in der Lage sein werden, die am 9. Juli abends von Berlin abgehenden Züge zu benutzen. (Bravo! auf allen Seiten des Hauses.) Die Sitzung ist geschlossen. Nächste Sitzung: Mittwoch, den 5. Juli, abends acht Uhr: Reichseuchengesetz. — Schluß 11¾ Uhr.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Juli 1893.

Der Weg nach Theben.

Auf einer großen Leinwand, die jetzt in den Räumen der Berliner Kunstausstellung aufgehängt ist, hat Herr Anton von Werner die erste Eröffnung des Reichstages durch den Kaiser Wilhelm den Zweiten darzustellen versucht. Das künstlerisch völlig werthlose Bild, eine glatt und platt gemalte Haupt- und Staats-Aktion, die nicht stärker als etwa ein riesiger Oeldruck auf den Beschauer wirkt, gewinnt erst in der politischen Betrachtung ein melancholisches Interesse. Politische Erwägungen nur, so sollte man meinen, können dazu geführt haben, auf einem Bilde, das die Feierlichkeit vom 26. Juni 1888 wiedergeben will, den ersten Kanzler des Deutschen Reiches als einen gebückten und gebrochenen Greis auf wankende Beine zu stellen, um so der Nachwelt, die nicht weiß, daß heute noch Bismarcks straff aufrechte Haltung das schmiegsame Rückgrat manches Hofkünstlers beschämen könnte, ad oculos den Beweis für die Nothwendigkeit der Entlassung des müde dreinblickenden Mannes zu liefern. Die Motive, die einen Künstler oder Kunsthandwerker zu einer bestimmten Auffassung trieben, lassen sich freilich nicht kontroliren und der Akademiedirektor, der auf seinem Kongreßbilde Bismarck aus der Allers-Perspektive, mit dem Gesichtsausdruck eines mäßig intelligenten Kürassierwachtmeisters, dargestellt hat, darf in seinem Recht, ihn nun als verbrauchten Greis vorzuführen, gewiß nicht beschränkt werden. Der Maler ist auch sehr viel weniger interessant als das Gemälde, das einen feierlichen Moment der Zeitgeschichte festhalten sollte und das nun, unmittelbar nach seiner Vollendung, schon

zum Historienbilde geworden ist. Wo sind die Männer heute, die an den Stufen des Thrones damals die Wache hatten? Wiederum ist nun, zum dritten Male, ein Deutscher Reichstag vom Kaiser Wilhelm dem Zweiten begrüßt worden; aber nur eine Säule noch zeugt von entschwundner Pracht: Herr von Boetticher, der mächtige Ministermacher, der nach Herrn Bosse nun auch Herrn Nieberding, einen katholischen Manchestermann, den Nichtsalsfreihändlern zur Wonne, in ein wichtiges Staatsamt gebracht hat und dessen immer lächelnde Herzensheiterkeit auch das Bedauern darüber nicht verscheuchen kann, daß die erprobte Opferwilligkeit seiner Börsenfreunde den Thiergartenfreisinn nicht vor dem Untergange gerettet hat. Diese annoch ragende Gipssäule umringt ein Troß neuer Männer, und Herr von Werner müßte noch einmal zum Pinsel greifen, wenn er den Ehrgeiz empfände, die Spitzen und Stützen der zweiten wilhelminischen Epoche im Bilde der dankbaren Nachwelt aufzubewahren.

Nur ein Personenwechsel sollte es sein, der 1890 eintrat, und die schwärzliche Schaar der Cobdeniten — sie lispeln immer englisch, wenn sie lügen — lallte jauchzend ihr Stichwort: measures, not men, die heuchlerische Phrase, die Burke schon, als er vor genau hundertundzwanzig Jahren den Gründen der damals in England herrschenden Unzufriedenheit nachsann, eine Zauberformel genannt hat, „wodurch Manche sich jede Ehrenpflicht abzuschütteln verstehen.“ Neue Männer, so hieß es, sollen den alten Kurs weitersteuern, und da der liberale Wahn, die Menschen geringer als die Maßregeln zu schätzen, bis tief hinein in die Reihen der angeblich Konservativen Gläubige gefunden hatte, so wurde auch, jubelnd hier und seufzend dort, gehorsam überall die Losung aufgenommen, die bismärckische Politik solle fortgesetzt werden, ohne Bismarck. Der lange verhaltene oder doch vorsichtig nur geäußerte Haß, die haine inassouvie, die eine vieljährige und erfolgreiche Ministerlaufbahn immer begleitet, fand endlich Befriedigung und man durfte hoffen, in ruhiger Arbeit das reiche Erbtheil aus der größten Zeit deutscher Geschichte so verwaltet zu sehen, daß es dem rastlos drängenden Anspruch eines neuen Geschlechtes auch bewohnbare Heimstätten zu bieten vermöchte.

Es ist anders gekommen, so ganz anders, als selbst die nüchternste Skepsis erwartete, daß heute eigentlich nur von der Erhaltung des Erbes fast noch gesprochen wird, dem von keiner Seite doch An-

fechtung oder ernste Gefahr zu drohen schien. Heute wird verkündet, die Ehre, die Sicherheit und die Zukunft des Deutschen Reiches seien davon abhängig, ob einige Polen oder Antisemiten oder Börsenliberale bereit sein würden, todesmuthig für den allerneuesten Militärplan des Grafen Caprivi einzutreten; und die Sprache, die während des häßlichen Handels von dem einzigen Exekutivbeamten des Reiches geführt wurde, mußte unliebsam mitunter an die Tage erinnern, da, nicht zum Heil Preußens, auch ein General die Leitung der Staatsgeschäfte versah und da diesem Grafen Brandenburg der König Friedrich Wilhelm IV. schrieb, an Preußens Verzicht auf die führende Rolle und an der „Einsetzung des Königs-Collegii" hänge „unsere Zukunft speziell, dann aber die ganze Zukunft der Rehabilitirung Deutschlands." So konnte ein ungewöhnlich begabter Herrscher irren, weil er auf den Rath eines Ministeriums sich stützte, das weder in sich noch mit dem Monarchen jemals einig war, das solche Einigkeit auch gar nicht erstrebte, und weil, wie Gerlach, selbst ein Günstling, seufzend schrieb, Alles, was auf das Ohr des Königs Einfluß hatte, stets in der Sphäre des Günstlings blieb. Es war nicht leicht, so lange währendes Verfehlen und Unterlassen in der kurzen Spanne eines Jahrzehnts wieder einzuholen und Preußen die Kraft und auch die Bescheidung zu sichern, die beide nöthig waren, um das Werk der deutschen Einheit zu bereiten und zu begründen. Die Thronrede, mit der nun der neue Reichstag eröffnet worden ist, gedenkt dieser schweren Opfer; dennoch weckt ihr Inhalt bange Zweifel an dem Verständniß der Steuerleute für die ganze Fährlichkeit der Situation. Nicht immer, das Beispiel des verlorenen englischen Panzerschiffes beweist es warnend, bietet für jähe Wendungen das Fahrwasser den gehörigen Raum und in der rauhen Wirklichkeit des Wellengetriebes kann ein Manöver zum Schiffbruch führen, das auf dem Papier vielleicht, wo der Cirkel herrscht und der selbstherrliche Zeichenstift, den besten Erfolg zu verbürgen schien.

Ein Genie von so ausgesprochen mathematischer Beanlagung sogar, wie es Napoleon war, hat erkannt: Si le premier devoir du prince est de faire ce que veut le peuple, il faut se dire que ce que le peuple veut n'est presque jamais ce qu'il dit. Sa volonté et ses besoins doivent se trouver dans le coeur du prince et pas dans la bouche du peuple. Das Volk hat jetzt gesprochen, das heißt: es hat, wo es dem Wahlgeschäft nicht gänzlich

fern blieb, die Namen der Kandidaten nachgebetet, die von einer Centralstelle aus, mit dem äußersten Aufwand an agitatorischer und advokatorischer Kunst, ihm vorgesagt worden waren. Mit dem bloßen Rechnen und Zählen aber und mit dem mechanischen Versuch, da oder dort um ein in freundliche Aussicht gestelltes Konzessiönchen ein paar Stimmen einzuhandeln, ist es nun nicht gethan. Es kann keinen guten, die Zuversicht der Bürger stärkenden Eindruck machen, wenn in der Existenzfrage nationaler Wehrfähigkeit eine Regirung, nach manchem Schwanken und Tasten, aus einer Position sich in die andere drängen läßt, wenn sie mit kleinen Mitteln, mit dem in unreellen Geschäften beliebten Prinzip des Feilschens und Nachlassens, ein großes Ziel zu erreichen sucht und wenn sie schließlich, um jede Empfindlichkeit ängstlich nur ja zu schonen, sich völlig über die Art ausschweigt, wie sie für neue Lasten die finanzielle Deckung beschaffen will. Eine Regirung, die selbst, wie es in der Thronrede nun geschehen ist, erklären muß, daß sie von ihren zuerst als unverkürzbar bezeichneten Forderungen Etwas nachlassen kann, und die auch zugeben muß, daß die in ihren „zweckmäßigen" Steuervorschlägen gewiesenen Wege nicht die unbedingt richtigen sind, eine solche Regirung hat schon damit ihrer Aufgabe sich nicht gewachsen gezeigt, weil in der Politik eben nur das absolut Zweckmäßigste gerade zweckmäßig genug sein sollte.

Die Thronrede, in der man irgend einen produktiven Gedanken vergebens sucht, beschränkt sich darauf, das patriotische Empfinden der in der Wahltaufe zu höherer Einsicht Geweihten wachzurufen. Ein solcher Appell wird durch die beständige Wiederholung aber nicht wirksamer; und wenn jetzt, nachdem die parlamentarische Macht kleinlicher Kalkulatoren gebrochen ist, doch das Schicksal der Militärvorlage immer noch von dem Belieben gieriger Fraktionstreber abhängig bleibt, so sollte man den Gründen dieses in der jungen Geschichte des Reiches neuen Vorganges doch tiefer nachdenken. Vielleicht fände man gar nicht so schwer dann die Ursachen einer Verstimmung, die Deutschland, dem nach mancherlei Knochenbrüchen der callus noch nicht wieder ganz fest verwachsen ist, mit ungleich bedenklicheren Gefahren als einen Partikularstaat bedrohen muß.

In einer Zeit, deren Heimath der Kosmos war und die aus der schönen Muße humanistischer Studien noch nicht die wirthschaftlichen Ansprüche des nachdrängenden Gewimmels scheuchte, da konnte ein

feiner und kritiſcher Geiſt im Patriotismus nur eine heroiſche Schwachheit ſehen, während man heute in ihm eine durch die treibende Kraft des erſtarkten Gefühles nationaler Gemeinſamkeit raſch zur Entfaltung gebrachte Blüthe am Stamme des individuellen Eigennutzes erkennt. Je weiter die Sozialiſirung fortſchreitet, je mehr die wirthſchaftlichen Organiſationen an Bedeutung die rein politiſchen überflügeln und je raſcher gleichzeitig der Großbetrieb die Proletariſirung der Maſſen beſorgt, deſto enger wird auch der Kreis Derer, die von patriotiſchen Erwägungen ſich in ihrem Thun noch beſtimmen laſſen. Nur wo es uns wohlergeht, da nur empfinden wir Liebe zum Vaterland; dieſes Gefühl kann ein vorübergehendes Unglück, das den Einzelnen oder das Volk trifft, nicht trüben, aber es wird da entwurzelt, wo von vornherein der Kampf ums Daſein und um die endliche Selbſtſtändigkeit ausſichtlos erſcheint. Wenn man ſieht, wie moderne Staaten, ohne des ihnen gemeinſam drohenden Verhängniſſes zu achten, um politiſche Machtfragen den Streit entfeſſeln, dann muß man, wie einſt David Hume, den Eindruck gewinnen, daß Trunkene in einem Porzellanladen zu raufen anfangen.

Das Deutſche Reich, in ſeiner partikulariſtiſchen und ſozialen Zerklüftung, iſt ſolchem Porzellanladen nicht ganz unähnlich und vor allzu plötzlichem Bewegen ſollten ſeine Leiter deshalb ſich beſonders hüten, deren Aufgabe darin beſtehen muß, durch die Bereitung beſſerer Lebensbedingungen den Kreis der patriotiſch Empfindenden immer mehr zu erweitern. Nichts iſt nach dieſer Richtung geſchehen: zwölf Jahre nach der kaiſerlichen Botſchaft von 1881 wird jetzt das Evangelium der Selbſthilfe Denen wieder verkündet, die, ſich ſelbſt gegen übermächtige Bedrücker zu helfen, doch die Kraft nicht haben, und noch einmal ſoll das verbrauchte Stichwort von der freien Konkurrenz ſeine Dienſte thun. Auf jedem Gebiet, in großen und kleinen Dingen, wird mit bewußtem Nachdruck das Gegentheil von alledem gethan, was ſo lange für das allein Richtige galt und, von ungeahnten Erfolgen getragen, auch gelten konnte. Lange bleibt vor ſolchen Erſcheinungen die ſchwerfällige Geſammtheit eines Volkes ſtumm; wenn ſie endlich aber erkennt, daß gegen ihren heiligſten Beſitz ſich die Spitze vermeintlich rettender Thaten kehrt, dann erwacht ſie allmählich und ſchüttelt die trägen Glieder. Daß dieſes Erwecken des Volkes in dem Augenblick nicht völlig bewirkt worden iſt, wo an die von dem alten Kaiſer geſchaffenen

Heeresgrundlagen die Axt gelegt werden soll, daran trägt ganz allein der täuschende Chorus der Zeitungen die Schuld, der immer wieder von den Herrlichkeiten des jetzt erst völlig gesicherten politischen und wirthschaftlichen Aufschwunges sein Feierlied anzustimmen begann, das nun auch in die dürftige Monotonie der Thronrede einen helleren Ton zu bringen versucht.

Aber das freudige Grüßen festlicher Chöre empfing einst den König Oedipus auch, der ahnunglos auf dem Wege nach Theben den eignen Vater erschlagen hatte. Und später erst, als eine furchtbare Seuche sein Volk befiel, wandte die Menge sich von dem Herrscher ab, der ihrem Heischen die Heilung nicht zu gewähren vermochte, den sie, in seiner Verblendung, so lange gefeiert hatte, um ihn dann, den des Augenlichtes Beraubten, in die trostlose Nacht der Verbannung zu stoßen.

Ein unbarmherziges Mißverstehen —: und mit einem Herrscher versank ein Reich in den Jammer schwerer politischer Wirrniß. Nicht die Sphinx mit ihren Räthselfragen dräute auf dem Wege nach Theben dem Wanderer mit schlimmster Gefahr; er erlag, weil sein geblendetes Auge nicht sah, daß die Gewaltthat den Vater traf, der das Leben ihm und die Krone gegeben hatte. In der symbolischen Weisheit des alten Gedichtes können moderne Staaten auch eine sehr ernste Lehre finden.

Vieles kann ein Volk verzeihen, kleine und sogar große Irrthümer, und den Verlust der mächtigsten Persönlichkeit lernt es bald verschmerzen. Niemals aber hat ein Volk es verziehen, daß man seiner Geschichte ohne drängende Noth neue, noch nicht auf ihre Sicherheit erprobte Bahnen wies; und wenn es, in seiner kindischen Lust am Neuen und Ueberraschenden, zuerst auch dem waghalsigen Führer eilig Kränze wand, so hat ein Jeder doch, der, bewußt oder unbewußt, wohlthätig Bestehendes hochmögenden Wünschen opferte, noch das Schicksal des Oedipus getheilt, dessen ganzes tragisches Verschulden nur darin bestand, daß er auf dem Wege nach Theben in dem eignen Vater den gefährlichsten Gegner zu finden wähnte.

Deutschlands Antheil an der Silberproduktion.

Die Währungfrage der letzten zwei Jahrzehnte wird am Deutlichsten verstanden, wenn wir zwei Erscheinungen in ihrem Zusammenwirken verfolgen: die stete Zunahme der Silberproduktion seit 1851 und anderseits das bisherige Fehlschlagen aller Bemühungen, welche die aus der gesteigerten Silberproduktion mit Nothwendigkeit entspringende Silberentwerthung aufhalten wollten. Die Weltproduktion an Silber hat im Jahre 1892 mehr als das Fünffache der Silbermasse geliefert, die im Jahresdurchschnitte 1851—55 gefördert wurde.

Seit 1856—60 ist — im Durchschnitte fünfjähriger Perioden berechnet —, der Silberpreis fortwährend gesunken. Stellte ein Kilogramm Silber 1856—60 noch den Werth von so viel Gold dar wie heute in 182 Mark enthalten ist, so war Mitte Juni 1893 der Preis eines Kilogramms Silber nur mehr 113 Mark in Gold. Der Erlös, den die Silberproduzenten beim Verkaufe ihres Metalls in Goldwährungländern erzielten, nahm ab um 38 pCt., die Produktion aber ward nicht eingeschränkt, sondern verfünffacht. Seitdem ist im Zusammenhang mit der Einstellung der indischen Privatsilberprägung ein weiterer Preisfall des Silbers eingetreten.

Folgende, aus Soetbeers und des amerikanischen Münzdirektors Angaben*) kombinirte Uebersicht der Weltproduktion an Silber möge das eben Behauptete erweisen:

---

*) Vergleiche für die Jahre 1851—1885 Soetbeer, Litteraturnachweis über Geld und Münzwesen u. s. w., Berlin 1892, S. 73, 118. Die Ziffern für 1891, 1890, 1889, ferner für 1888, bezw. 1887, bezw. 1886 sind den Berichten des amerikanischen Münzdirektors für 1892, bezw. 1891, 1890 und 1889 entnommen; stets die letztveröffentlichten Ziffern wurden benutzt.

Produktion	1851—1855	im Jahresdurchschnitte	886 115	kg
„	1856—1860	„ „	904 990	„
„	1861—1865	„ „	1 101 150	„
„	1866—1870	„ „	1 339 085	„
„	1871—1875	„ „	1 969 400	„
„	1876—1880	„ „	2 450 300	„
„	1881—1885	„ „	2 808 400	„
„	1886—1890	„ „	3 464 903	„
„	1891	„ „	4 493 100	„
„	1892*)	„ „	4 730 647	„

Die naturgemäß beim Durchlesen dieser Ziffern sich aufdrängende Frage lautet: „Wohin mit all dem Silber?“ Die Bimetalliſten haben lange von dieser Kardinalfrage die Aufmerksamkeit abzulenken gesucht, durch eine Gegenfrage: „Woher ist für das Silber, wenn dieses die Rolle als Münzmetall verliert, ein Ersatz zu beschaffen?“ Man sprach von einer angeblichen Goldvertheuerung, die bereits eingetreten sei oder in Kurzem bevorstehe, man klammerte sich an die ungünstige Prognose, die Sueß der Zukunft des Goldes gestellt hatte. Doch die von Sueß erwartete Golderschöpfung ist nicht eingetreten; der Goldbergbau, dessen Zukunft er zu ungünstig beurtheilt hatte, ist derartig entwickelt worden, daß wir 1892 eine Goldproduktion, die auf 196 814 kg geschätzt wird, höchst wahrscheinlich aber noch mehr geliefert hat, verzeichnen können Diese Summe stellt sich nahezu gleich dem Durchschnitte der jährlichen Goldausbeute von 1851 bis 1855 (199 388 kg), also der Zeit der systematischen Erschließung der kalifornischen und australischen Goldfelder. Die Legende von der angeblichen Goldvertheuerung, die den Preisfall wichtiger Waaren in Europa seit 1873 verschuldet habe, ist unhaltbar; die Veränderung des Silberwerths gegenüber dem Golde ist nichts weiter als eine Werthverringerung des Silbers. Bimetallismus heißt somit, in klares Deutsch übersetzt: eine Vereinigung möglichst vieler Staaten, um durch Münzprägungen dem massenhaft erzeugten Silber Verwendung zu schaffen und den Silber-Preis zu steigern.

Nirgends in der Welt ist es nun bisher gelungen, durch internationale Verabredung den Preis einer Waare hochzuhalten, wenn blos die Nachfrage organisirt, nicht aber auch durch internationale Verabredung die Produktion dem Bedarfe angepaßt wurde. Solch ein Produzentenkartell für Silber, über die ganze Welt erstreckt, erklären bisher die Fachleute für technisch und wirthschaftlich undurchführbar. Warum sollen aber die Konsumenten

*) Die Ziffer für 1892 ist als vorläufiges Ergebniß der Erhebungen und Schätzungen dem Report of the director of the Mint upon the production of precious metals in the U. S. during the calendar year 1892 entnommen.

des Silbers sich allein organisiren, während die Produzenten hierzu unfähig sind?

Der tote Punkt der Währungfrage liegt da, wo die Bimetallisten zu beweisen haben, daß in Zukunft bei künstlich lohnend gemachten Preisen die Produktion, die schon bei sinkendem Silberpreise sich verfünffachte, sich nicht ins Maßlose ausdehnen werde. Wir wissen wohl, wie sehr sich die Kosten der Silbergewinnung verringert haben, — so nach Görz in Bolivien in diesem Jahrhundert um 59 pCt.! —; wir wissen auch wohl, daß noch eine Menge Silberlager und silberhaltiger Bleilager der Erschließung harren: aber wir wissen nicht zuverlässig Folgendes: „Bis zu welchem Silberpreise vermag jedes einzelne bestehende Silberwerk noch weiter Metall zu fördern? Welche weiteren Konkurrenten werden als eine Reservearmee, die den Preis drückt, den jetzigen Silberproduzenten erstehen, wenn durch internationale Konvention der Silberpreis gesteigert werden wird?"

Um die Erörterung dieser Fragen wird sich der Währungstreit, soweit er nicht für und gegen das inflationistische Parteiinteresse, sondern mit wissenschaftlichen Waffen gefochten wird, in nächster Zeit vor Allem bewegen müssen.

Bei Erörterung dieser Frage müßte man natürlich in erster Linie die Produktionbedingungen der beiden Hauptsilberländer: der Vereinigten Staaten und Mexikos, vom ökonomischen Standpunkte aus gründlicher und unparteilicher, als es bis jetzt geschehen, erforschen.*) Ein nicht geringes Interesse dürfte aber auch die Beantwortung der Frage nach Umfang und ökonomischer Lage der Silberproduktion in Deutschland haben. Man sollte glauben, daß wir am Ersten in der Lage wären, uns über diese deutschen Verhältnisse aus deutschen amtlichen Veröffentlichungen zu orientiren. Das ist aber nur möglich, wenn wir unserer Wißbegierde ziemlich enge Schranken setzen. Was wir wissen, ist Folgendes:

---

*) Sueß giebt in seinem 1892 erschienenen Buche „Die Zukunft des Silbers" auf S. 97.98 folgendes Resumé: „Es muß offen gesagt werden, daß jede Hoffnung auf eine Besserung der Münzverhältnisse durch Rückgang der Silberproduktion noch einen sehr wesentlichen Preisfall des Silbers voraussetzt. Ein Steigen des Silberpreises würde den Gewinn erhöhen, aber nicht sehr die Produktion vergrößern." Ich muß gestehen, daß ich von Sueß' Prophezeihungen Gebrauch zu machen Bedenken trage, mögen sie für oder gegen meine sonstigen Ansichten verwerthbar sein. Diese Bedenken erklären sich einmal dadurch, daß die 1877 von Sueß betreffs der Zukunft des Goldes gemachten Prophezeihungen sich durchaus nicht bestätigt haben, anderseits dadurch, daß ich auch in seinem neuesten Buche, da wo ich seine Quellen kontroliren kann, eine so ungeheuerliche Ingenauigkeit bemerke, wie den zweimal (auf S 171 und 173) wiederkehrenden Druckfehler, daß seit dem Gesetz vom 14. Juli 1890 die amerikanische Münzverwaltung 5,4 Millionen Unzen Silber jährlich ankaufe, während sie 54 Millionen ankauft!

	In deutschen Bergwerken sind Silber- und Goldерze gefördert:		In deutschen Hüttenwerken wurde an Silber ausgebracht:	
	durchschnittlich jährlich	im Werte von	durchschn. jährl.	im Werthe von
1871/75	24 000 000 kg (rund)	4 894 000 Mk. (rund)	143 100 kg (rund)	24 795 000 Mk. (rund)
1876/80	20 100 000 „ (rund)	3 896 000 „ (rund)	163 700 „ (rund)	25 260 000 „ (rund)
im Jahre				
1881	26 787 000 „	4 275 000 „	186 990 „	28 514 000 „
1882	22 977 000 „	4 331 000 „	214 982 „	32 763 000 „
1883	25 302 000 „	4 400 000 „	235 063 „	35 088 000 „
1884	25 186 000 „	4 819 000 „	248 116 „	37 056 000 „
1885	24 561 000 „	4 290 000 „	309 418 „	44 138 000 „
1886	21 230 000 „	4 478 000 „	319 598 „	42 703 000 „
1887	25 726 000 „	4 178 000 „	367 633 „	48 158 000 „
1888	20 390 000 „	4 069 000 „	406 603 „	51 476 000 „
1889	22 264 000 „	4 042 000 „	403 037 „	50 813 000 „
1890	21 360 000 „	4 584 000 „	402 945 „	56 151 000 „
1891	22 569 000 „	4 607 000 „	444 852 „	58 998 000 „

Was ersehen wir hieraus?

1. Von dem in Deutschland verhütteten Silber ist 1891 noch nicht ein Zwölftel aus solchen eigentlichen Silbererzen gewonnen, die der deutsche Bergmann, wesentlich der sächsische, gefördert hat. Dabei gehen wir von der Voraussetzung aus, daß nur der Silbergehalt, nicht auch der Goldgehalt der deutschen Silber- und Golderze eine nennenswerthe Rolle spiele.

2. Während die Menge des aus irgend welchen Erzen in deutschen Hüttenwerken erzeugten Silbers bis 1891 in steter Zunahme begriffen war und bis auf ein Zehntel der Weltproduktion angewachsen ist, hat das aus deutschen eigentlichen Silbererzen gewonnene Silber für die Weltproduktion durchaus keine beträchtliche Bedeutung. Unser eigentlicher Silberbergbau, der ja schon längst seine Glanzzeit hinter sich hat, trägt heut noch nicht 1 pCt. zur Weltproduktion bei.

3. Wir erfahren aus der deutschen Statistik nur, wie viel Silber aus irgend welchen Erzen in Deutschland verhüttet wurde, und ferner mit annähernder Genauigkeit, welcher Beitrag zu der Silberverhüttung der auf deutsche eigentliche Silber- und Golderze gerichtete Bergbau zu liefern vermochte. Unklar bleibt uns dagegen, ob die 92,2 pCt. des in deutschen Hüttenwerken gewonnenen Silbers, welche nicht aus deutschen Silber- und Golderzen extrahirt sind, sämmtlich aus importirten Erzen oder wenigstens zum Theil als Nebenprodukt aus silberhaltigen deutschen Kupfer- und Bleierzen ausgeschieden wurden.

Der amerikanische Münzdirektor Leech wünschte, um den von ihm jährlich veröffentlichten statistischen Bericht über die Weltproduktion des Silbers möglichst brauchbar zu gestalten, Näheres über den Silbergehalt der

im Oberbergamtsbezirk Bonn verhütteten Bleierze zu erfahren. Er ließ im Februar 1892 beim deutschen Auswärtigen Amt Auskunft über den Silbergehalt der deutschen Bleierze erbitten. Die Antwort, die ertheilt wurde, enthielt jedoch nicht die gewünschten Aufschlüsse. Dagegen wurden von privater Seite, nämlich durch den inzwischen verstorbenen Dr. Soetbeer, dem amerikanischen Münzdirektor brauchbare Informationen zugestellt. Durch eine überaus scharfsinnige und mühsälige Kombination der erlangbaren Ziffern*) kommt der amerikanische Münzdirektor zu folgendem Ergebniß:

	1889 kg	1890 kg	1891 kg
Die Summe des in Deutschland verhütteten Silbers betrug	403 037	402 945	444 852
Hiervon aus deutschen Silber- und Golderzen gewonnen	32 040	22 978	34 738
Ferner aus deutschen Kupfererzen als Nebenprodukt	99 710	98 545	98 545**)
Ferner aus deutschen Bleierzen als Nebenprodukt	61 044	60 564	57 317
Summe des aus irgend welchen deutschen Erzen verhütteten Silbers	192 794	182 087	190 600
Bleibt als Rest für aus fremden Erzen in Deutschland verhüttetes Silber .	210 243	220 858	254 252

Unwillkürlich kommt dem deutschen Leser der Gedanke: Wäre es nicht möglich, von Seiten der deutschen amtlichen Statistik die für die Währungfrage so werthvollen jährlichen Zusammenstellungen des amerikanischen Münzdirektors noch wirksamer zu unterstützen, als dies bisher geschehen ist? Deutschland zeichnet sich bereits in der Bankstatistik vor den anderen Kulturnationen sehr unvortheilhaft dadurch aus, daß es noch immer nicht die Zusammensetzung der Bestände der Reichsbank an Silbercourant und an deutschen Goldmünzen in den Veröffentlichungen scheidet. Sollten hierfür noch immer politische Gründe sprechen, so lassen sich diese doch nicht dafür anführen, daß Deutschland auch in der Statistik der internationalen Edelmetallproduktion Schwierigkeiten bereitet, daß es z. B. dem amerikanischen Münzdirektor nicht so zeitig wie andere Nationen die Ziffern der Silberausbeute von 1892 geliefert hat. Es ist in der amtlichen deutschen Reichsstatistik in letzter Zeit so viel an dankenswerthen Reformen geleistet worden, daß wir hoffen

*) Vergl. darüber die Einzelheiten in den Reports of the Director of the Mint upon the production of the precious metals in the Untited States für 1891 Seite 76—86, und für 1892, Seite 72—75. Ich halte auf Grund eigener Berechnungen nicht für ausgeschlossen, daß die Menge der eingeführten Erze von dem amerikanischen Münzdirektor überschätzt ist.

**) Diese Ziffer wird noch berichtigt werden.

dürfen, dieser Geist des Fortschritts möge sich allmählich auch auf die Edelmetallstatistik erstrecken. In dem ersten Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches von 1893 sind auf Seite 57 eine Anzahl Notizen zusammengestellt, die einiges Material bieten für ein tieferes Eindringen in das Problem, wie denn das in Deutschland verhüttete Silber auf Erze deutscher und auswärtiger Provenienz sich vertheilt. Wäre es nicht mözlich, die eben erwähnten Notizen künftig derart zu vervollständigen und zu verarbeiten, daß wir neben der amerikanischen auch eine deutsche amtliche Schätzung des gesammten aus deutschen Blei- und Kupfererzen als Nebenprodukt gewonnen Silbers besitzen würden?

Die Kenntniß dieser Dinge ist die unerläßliche Voraussetzung, um wenigstens für Deutschland feststellen zu können, aus welchen Gründen die Vervierfachung der deutschen Silbergewinnung sich erklärt, die seit 1872 trotz sinkendem Silberpreis eingetreten ist. Erst dann hätten wir auch einige Grundlagen, um wenigstens für Deutschland zu ermitteln, ob unter Berücksichtigung der Gestehungskosten der eingeführten und der in Deutschland gewonnenen Erze für unsere Silberverhüttung die Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie bei ferner sinkendem Silberpreis ihre Erzeugung einschränkt oder noch mehr vergrößert.

Jedenfalls steht aber bereits so viel fest, daß die künftige Entwickelung der in Deutschland erfolgenden Verhüttung deutscher silberhaltiger Kupfer- und Bleierze, sowie importirter Erze für die Gesammtsilberproduktion der Erde viel wichtiger ist als das allmähliche Absterben des sächsischen Silberbergbaues.*)

München. Professor Walther Lotz.

---

*) Während des Druckes dieser Zeilen erhalte ich die neueste amtliche deutsche Veröffentlichung über diese Frage, woraus zu entnehmen ist, daß vorläufig die Menge des 1892 in Deutschland verhütteten Silbers auf 487784,17 kg im Werthe von 87026000 Mk. geschätzt wird und daß hierzu deutsche Silber- und Golderze höchstens im Werth von 3665000 Mk. verwendet wurden.

Zweijährige oder dreijährige Dienstzeit?

Bereits länger als 30 Jahre wird in Preußen und in Deutschland zwischen der Regirung und den Volksparteien der Streit um die dreijährige oder zweijährige Dienstzeit geführt. Die Fortschritts- und spätere freisinnige Partei hatte die zweijährige Dienstzeit als Hauptforderung auf ihr Banner geschrieben; die Militärpartei, mit König Wilhelm an der Spitze, hielt um so entschlossener an den 3 Dienstjahren fest. Die erste Armeereorganisation wurde gegen den Willen der Volksvertretung durchgeführt, denn den Preis zu zahlen, um den deren Zustimmung vielleicht zu erhalten gewesen wäre, die verlangte Abkürzung der Dienstzeit, erschien den verantwortlichen Leitern und Fachmännern unmöglich. Die Kriege von 1866 und 1870/71 rechtfertigten glänzend die höhere Einsicht der Regirung und bewiesen schlagend die Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit ihrer Widersacher. Die große Masse des Volks schrieb die kriegerischen Erfolge fast ausschließlich unserer Ueberlegenheit an Zahl zu und erkannte diese dankbar als das Verdienst der weiseren Voraussicht und Festigkeit der Regirung an. Ein erheblicher Theil sah auch in der moralischen und intellektuellen Ueberlegenheit der Deutschen die Ursachen der Siege. In der Freude darüber wurde aber ganz übersehen, daß das Hauptmoment, die militärische Ueberlegenheit des einzelnen deutschen Soldaten, doch in erster Reihe das Ergebniß einer sorgfältigen und pflichttreuen Erziehung durch die Unteroffiziere und Offiziere war, wobei die (größtentheils, aber nicht durchweg vorhandene) Ueberlegenheit des Menschenmaterials diese Arbeit nur erleichterte. Der gleichzeitige Beweis von der großen Ueberlegenheit geschulter Soldaten über die zahlreichsten und opferwilligsten Miliztruppen wurde, so drastisch er auch in der zweiten Hälfte des letzten Krieges geführt worden, nur widerwillig und nicht einmal überall erkannt, und nur zu gern und bald vergessen. Der bleibende Eindruck aus den glücklichen Kriegen war: die Ueberlegenheit der Deutschen hatte sich überall und so augenscheinlich erwiesen, daß die große Masse sich gewöhnte, sie gewissermaßen als Nationaleigenschaft anzusehen, als ein angenehmes Vorrecht, das uns auch ohne besondere Anstrengung für alle Zukunft sicher wäre.

So allein wurde die merkwürdige Erscheinung möglich, daß, während die Ereignisse die Richtigkeit der weisen Militärpolitik des Kaisers Wilhelm erwiesen hatten, der in einer gründlichen und, um nachhaltig zu sein, eine längere Zeit erfordernden Ausbildung des Soldaten die sicherste Bürgschaft für kriegerische Erfolge sah, der Sturmanlauf gegen diesen Grundsatz nur noch heftiger und allgemeiner wurde. Er beschränkte sich fortan nicht mehr auf die freisinnige Partei allein, sondern zog immer weitere Kreise. Während

die zweijährige Dienstzeit von dieser Partei ungestüm, wie ihr durch die eben beendeten Kriege wohlerworbenes Recht, verlangt wurde, wurde sie auch bei andern Parteien, bis in die konservativen hinein, Gegenstand mehr oder weniger innigen Wunsches, und fand sogar unter manchen — selbst älteren — Offizieren schüchterne, aber wohlwollende Anhänger und Vertheidiger.

Dieser für human gehaltenen Zeitströmung setzte jedoch der greise Soldatenkaiser, unterstützt von den Bundesfürsten, die wirkliche Soldaten waren und ihren militärischen Rang nicht blos als Standesattribut bekleideten, sowie unter dem Beistande der ganzen kriegserfahrenen Generalität einen unerschütterlichen Widerstand entgegen.

Und doch schien gerade nach dem letzten Kriege der günstigste, vielleicht der einzige Augenblick zum Uebergange von der dreijährigen zur zweijährigen Dienstzeit gekommen zu sein. Unsere Ueberlegenheit an Zahl und Güte der Armee war handgreiflich erwiesen und unter den augenblicklichen Umständen hätte man wohl gar für die Preisgabe der dreijährigen Dienstzeit eine strenge Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und damit ein numerisches Uebergewicht bekommen können, das — selbst alle zu jener Zeit noch kaum vorstellbaren Möglichkeiten angenommen — in der Zukunft von Rußland allein übertroffen, von Frankreich aber nie eingeholt werden konnte. Das Alles war sehr verlockend und blendete selbst viele Militärs.

Aber die Weisheit der Gründer des Deutschen Reiches bewahrte Deutschland vor diesem gefährlichen Experiment. Ihren staatsmännischen Blick konnte der aus den großen Erfolgen nebelartig auftauchende Größenrausch nicht trüben. Sie täuschten sich keinen Augenblick darüber, daß die besiegten und gedemüthigten Nachbarn in dem beginnenden Wettstreit alle Energie aufbieten würden, um das große Uebergewicht, das uns zur Zeit noch die bessere Quantität und Qualität sicherte, durch umfangreichste Nachahmung unserer Einrichtungen auszugleichen, und daß, wenn wir auch hoffen dürften, noch länger einen Vorsprung darin zu behalten, dieser doch mit der Zeit immer geringer werden mußte. Scharfsichtiger als ein Theil des deutschen Volkes, erkannten seine Leiter, daß der Schwerpunkt unserer Ueberlegenheit, der auch die meiste Zeit und Anstrengung zum Ausgleich erforderte, in der Qualität der Armee lag. Diese uns auch ferner zu erhalten, schien ihnen das Wichtigste.

Gleichwohl brachten die unvermeidlichen Umstände es mit sich, daß der begonnene Wettlauf, namentlich mit der französischen Armee, uns zunächst zum quantitativen Schritthalten zwang, d. h. zur numerischen Verstärkung der Armee. Das war damals auch bei unserer noch zweifellos besseren Qualität berechtigt. Freilich wurden diese Armeeverstärkungen, um sie überhaupt durch-

zuführen, immerhin schon von einer gewissen Minderung der allgemeinen Güte der Truppen begleitet, da aus Ersparnißrücksichten die Zahl der Dispositionsurlauber vermehrt werden mußte. Noch schadete das nicht allzu viel, zumal die Vergrößerungen der Armee auch immer mit neuen starken Formationen verbunden waren. Außerdem war auch noch das Vertrauen auf unsere durch fast hundertjährige, bewährte Ausbildungmethode des einzelnen Soldaten errungene qualitative Ueberlegenheit so weit berechtigt, daß wir uns damit begnügen konnten, eine zu große Ueberflügelung an Zahl zu verhindern, um ein sicheres Uebergewicht über den einzelnen Rivalen zu behaupten.

Aber nach der Uebernahme und Aneignung unserer grundlegenden militärischen Institutionen wurde überall auch bald die Detailausbildung, nach unserem Vorbilde zwar, aber ohne sklavische Nachahmung, zum Gegenstand rationellsten Studiums und sorgfältigster Uebung gemacht und in den anderen Armeen eingeführt. Ob und wie weit uns auch hierin die Rivalen eingeholt haben, kann endgiltig nur in blutiger Probe entschieden werden. Es wäre aber sträflicher Leichtsinn von uns, wenn wir lediglich nach den verschiedenen, aus den nationalen Eigenthümlichkeiten sich ergebenden und von unserer Weise abweichenden Modalitäten der Ausbildung uns in die Sicherheit einwiegten, daß unsere Methode uns darin noch immer ein sicheres Uebergewicht verbürgen müßte.

Die freisinnige Partei, die nach ihren Worten für die zweijährige Dienstbewilligung zur strengeren Durchführung der Wehrpflicht immer bereit war, hat durch ihr Verhalten zahlreiche Offiziere zur unbefangenen Prüfung der Streitfrage angeregt. Die Folge war nicht blos ein immer stärkeres innerliches Abwenden der Militärs von dem Lockgespenst der zweijährigen Dienstzeit, sondern auch, mit dem Erkennen der in Zukunft progressiv wachsenden Wichtigkeit der Qualität der Armee, eine immer stärkere Beunruhigung über ihre Abnahme bei uns durch Anwachsen der Urlauber und Einjährig-Freiwilligen und durch Einfügung der Ersatz-Reservisten.

Die Hauptsache aber war — und diesen springenden Punkt in der heutigen Frage können oder wollen so Wenige erkennen — daß sich ein gewaltiger Wandel in den grundlegenden Ideen und Institutionen der Heeresverfassungen vollzogen hat, und zwar so allmählich, daß seine Bedeutung selbst in Fachkreisen nicht gleich richtig gewürdigt wurde, während doch durch ihn die Länge der Dienstzeit zur Lebensfrage geworden ist.

Dieser Wandel, in dem Frankreich mit rücksichtloser Konsequenz voranging und zur Nachfolge zwang, bestand in der vollständigen Verschiebung der Aufgaben der Landwehr. Während diese bisher nur die allgemeine Reserve der die Schlachten auskämpfenden Armee bilden sollte,

ging ihre Bestimmung jetzt mehr und mehr in die einer reinen Feldarmee über, und es wurde, um sie dafür frei zu machen, das zweite Aufgebot wieder hergestellt, das nun die bisherige Aufgabe der Landwehr übernahm. Das zwang dazu, der militärischen Qualität eine ganz andere, wesentlich gesteigerte Bedeutung zu geben als vorher. Und der Umstand, daß die Nothwendigkeit der Veränderung dieses Standpunktes dem Laienpublikum ganz, einem großen Theil des Militairs aber kaum weniger entging, hat jetzt die Streitfrage um die drei- oder zweijährige Dienstzeit von Neuem so heftig entbrennen lassen.

Bisher mußte die militärische Erziehung und Ausbildung den Soldaten für weit kürzere Zeit als jetzt zu einem in jedem Augenblick wirklich kriegsbrauchbaren Kämpfer machen. Der Grad dieser Brauchbarkeit mußte selbstverständlich gesteigert werden im gleichen Verhältniß mit der überraschenden Entwickelung der Waffen-Technik u. s. w. und den dadurch enorm gesteigerten Reibungen einer modernen Schlacht. Die blutigsten und schwierigsten Schlachtepisoden des letzten Krieges werden nur ein schwaches Abbild des normalen Verlaufs aller künftigen Schlachten bleiben. Um daher nicht die sich tötenden Massen so schnell und so leicht wie lockeren Schnee unter der heißen Frühlingssonne schmelzen zu lassen, bedürfen sie einer weit größeren Konsistenz und Zähigkeit, und deshalb muß der Soldat weit nachhaltiger zur Schlacht vorbereitet werden als je vorher.

Man hat daher auch die Ansprüche an die Einzelnausbildung zur Feldbrauchbarkeit sehr gesteigert, und am Schluß seiner aktiven Dienstzeit braucht auch jetzt der Soldat keinen Vergleich mit der Kriegsbrauchbarkeit der Soldaten aus den ruhmvollsten Episoden zu scheuen. Bei dem glänzenden Schauspiel einer heutigen Vorstellung wird es selbst dem geübten Auge eines Militärs schwer, einen Unterschied zwischen den drei Jahrgängen eines Truppentheils herauszufinden.

Da muß man es noch fast als leichtsinnigen Opfermuth ansehen, wenn der Laie bei solchem Anblick nur auf der zweijährigen Dienstzeit besteht, besonders da die Sehnsucht nach Abkürzung der Dienstzeit so verbreitet ist, daß selbst loyale Patrioten in ehrlichem Glauben die Forderung stellen, die Wehrpflichtigen je nach ihrer Bildung und Intelligenz 1 oder 2 Jahre dienen zu lassen, bei welcher Forderung besonders glühende Patrioten noch das großmüthige Zugeständniß machen, daß in beschränkter Zahl die geistig Schwerfälligsten und am Tiefsten Stehenden ein drittes Jahr bei der Fahne zurückbehalten werden können.

Diesen Schwärmern kann man ihren Irrthum wohl verzeihen. Es ist wenigstens entschuldbar, wenn sie nicht wissen oder vergessen haben, daß die militärischen Kenntnisse und Fertigkeiten des gemeinen Soldaten, so lange

sie zum Gegenstand täglicher Uebung gemacht werden, schnell erlernt und bald erträglich produzirt werden können, daß aber ihre sichere Beherrschung noch nach jahrelanger Unterbrechung eine vorangegangene mechanische Fertigkeit erfordert, die nur ein langer Zeitraum der Uebung zu verleihen vermag.

Für erfahrene Truppenoffiziere bedurfte es daher nicht eines großartigen, methodischen Versuches, um sich zu überzeugen, daß das dreijährige Pensum des Soldaten schon in 2 Jahren erlernt werden könne; Niemand zweifelte auch nur einen Augenblick, daß das sogar schon in einem Jahr möglich zu machen ist, besonders wenn die Versuchsobjekte aus auserwähltem Material bestehen und wissen, daß sie ihre Probe vor dem allerhöchsten Kriegsherrn abzulegen haben. Maßgebend würde solche Probe erst sein, wenn die Leute, die ihr unterworfen werden, nach 8 oder 10 oder 12jähriger bürgerlicher Beschäftigung plötzlich hätten zeigen müssen, was von ihrem früheren glänzenden Schuleramen noch ihr Eigenthum geblieben ist. Es hätte dann gar nicht erst der gewaltigen Friktionen des Krieges und der Schlacht bedurft, um sich zu überzeugen, wie winzig und unzureichend der Rest ihrer früheren Feldtüchtigkeit geworden ist.

Oder soll noch bewiesen werden, wie schnell die einst erworbene militärische Gewandtheit und Sicherheit im bürgerlichen Leben progressiv mit der Kürze der aktiven Dienstzeit abnimmt?

Das immer stärkere Umsichgreifen der faktischen zweijährigen Dienstzeit flößte darum auch den älteren Militärs immer stärkere Besorgniß dafür ein, ob auch die im aktiven Dienst erworbene Qualität den sich fortwährend steigernden Kriegsanforderungen gegenüber bei den als Kampftruppen bestimmten Reservisten genügend vorhalten werde. Das zähe Festhalten wenigstens an dem Prinzip der dreijährigen Dienstzeit gegen allen Ansturm steigerte darum, wenn das noch möglich war, ihre dankbare Verehrung und Hingabe für den greisen Gründer des Reiches. Als aber im Todesjahre des Unvergeßlichen die volle kriegerische Bestimmung auch auf die Landwehr ausgedehnt wurde, konnten sie nur in der Rückkehr zur strengeren Durchführung oder vollen Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit die unentbehrliche Vorbedingung sehen, um die Qualität der künftigen Kampftruppen auf der Höhe ihrer gleichartigen voraussichtlichen Gegner zu erhalten.

Wenn sie sich nun mit der plötzlichen, ganz entgegengesetzten Idee, mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit, durchaus nicht befreunden können, so haben sie das Bewußtsein, nur in uneigennütziger, loyaler Treue zu Kaiser und Reich vor der Preisgabe eines der kostbarsten Vermächtnisse des ehrwürdigen Kaisers Wilhelm des Ersten zu warnen.

Hannover. Major C. Tottleben.

Die Durchführung der Luxussteuer.

Ein Theil der für die Durchführbarkeit der Luxusbesteuerung zu erbringenden Nachweisungen ist in Nummer 40 der „Zukunft“ gegeben worden. Das Bild solcher Besteuerung ist hierdurch nach den großen praktischen Grundlinien und Gliederungen gezeichnet, doch fehlen noch bedeutende Striche. Die ausreichenden Kontrolmittel, die Rückwirkungen auf die Handelsgestaltung, die einzuräumenden Steuerbefreiungen, die Schonungen alles, namentlich des kleineren Betriebes, Gewerbes und Handels, die leitenden Grundsätze der Tarifbildung, die Wahl der Monopolbesteuerung, die Ausfuhrrückvergütung, die sozialpolitische Verwerthung und der Reichssteuercharakter der fraglichen Abgaben sind noch in thunlichster Kürze zur Erörterung zu bringen.

An einfachen Mitteln der Steuerfeststellung und der Steuerkontrole für eine vorwiegende Ganzfabrikat- (Konfektion-) und für eine Magazinbesteuerung, sowie für eine Kombination der beiderlei Weisen der Steuervorschußerhebung fehlt es durchaus nicht.

In den Vordergrund würde wohl die Buchbesteuerung theils dem Stück, theils dem Werthe nach treten. Aus den Geschäftsbüchern ließen sich bei Verhängung des Zwanges zu einer Buchung, die bei den in Betracht kommenden Fabrik- und Detailgeschäften ohnehin üblich ist, der Bezugs- und der Absatzwerth, insgesammt oder gegliedert nach den verschiedenen Positionen des Luxussteuertarifes, periodisch ermitteln und die Vorschreibung der Steuer nach Stück oder Werth vollziehen; das würde einfacher und wohlfeiler und könnte ohne so viel Kontrolen wie bei den großen Verbrauchsteuern von Statten gehen. Die Belästigung, welche die aufgetragene Selbstermittelung der Luxussteuern durch die besteuerten Geschäfte bringt, wäre nicht größer als jene in der Verbrauchsbesteuerung. Industrie und Handel sind diese Selbstermittelung dem Gemeinwesen doch nicht weniger schuldig als die Tabakbauer, Brenner, Brauer und Zuckerfabrikanten.

Man erschrecke überhaupt nicht bei dem Wort Buchkontrole und Buchbemessung der Luxussteuern! Es würde keineswegs jedes Geschäft, welches Gebrauchsgegenstände erzeugt und absetzt, vom Zwang der Steuerbuchung betroffen werden; denn nach dem, was noch zu sagen ist, würden nicht nur die kleinen Geschäfte in größter Zahl steuerfrei bleiben, sondern auch mittlere und große würden dem Buchungzwang entgehen, sofern sie die große Masse steuerfreier ordinärer Gebrauchsgegenstände fertigen und feil halten. Sodann wäre die Kontrole keine fortlaufende; denn es würde, wie noch hervorgehoben werden wird, die Steuer-Pauschalirung für längere Zeitabschnitte auf das Umfassendste angewendet werden können. Die wirklich

unerläßliche Büchereinsicht könnte durch völlig vertrauenswürdige, nicht ortsansässige, auf Geheimhaltung eidlich verpflichtete Beamte geschehen. Die der Steuerbemessung und der Steuerpauschalirung zu Grunde zu legenden Geschäftsaufzeichnungen über den Bezug und Absatz steuerpflichtiger Waaren könnten auf Verlangen abgesondert von der sonstigen Buchführung geschehen und nur ausnahmeweise fände eine Kontroleinsicht in diese statt. Es wäre hiernach keine Rede davon, daß das Eindringen in die Geschäfts-, Vermögen- und Einkommenverhältnisse auch nur in jenem Maße und Grade stattfände, wie dies bei der allgemeinen Einkommen- und der allgemeinen Vermögensbesteuerung jetzt schon geschieht. Die allgemeine Luxusbesteuerung legt an neuen Kontrolelasten nichts auf, was in der direkten Besteuerung sowie in der Verbrauchs- und Verkehrsbesteuerung nicht eben so stark und stärker den Steuerzahlern und Steuervorschußleistern bereits zugemuthet wird.

Eine Folge der allgemeinen Luxusbesteuerung würde jedenfalls die sein, daß die Fabrikation und der Detailverkauf der luxussteuerfreien Artikel von der Fabrikation und dem Detailverkauf der luxusbesteuerten Artikel sich trennen würden, daß bei gemischtem Fabriziren und Detailverkaufen die Geschäfte völlig oder annähernd gleicher Tarifhöhe sich von denjenigen in den Artikeln der anderen höheren oder niedrigeren Tariflagen absondern würden, sofern diese nicht gewillt sind, eine nach Tarifpositionen gegliederte Stück- (Gewichts-) oder Werthbuchung zu Diensten der Steuerbehörde zu führen. Aller indirekten Besteuerung haftet ja der große Vorzug an, daß nicht nur der Konsument, der die übergewälzte Steuer zahlt, sondern auch der Geschäftsmann, der die Steuer dem Staate vorschießt, seine Steuerleistung selbständig zu regeln, mehr oder weniger in der Lage ist. Die Geschäftsleute werden sich unter dem Druck des im Zollwesen längst geübten Grundsatzes, daß bei gemischter Waare der Zollsatz nach den werthvolleren Bestandtheilen sich richtet, nicht lange besinnen, in die ausschließliche Führung theils steuerfreier, theils steuergleicher Artikel sich zu fügen. Geschäfte steuerfreier Ordinärwaaren, Geschäfte mäßig besteuerter Mittelqualitäten, endlich solche hochgradig luxuriöser Artikel müßten sich sondern, und wenn diese Sonderung einmal vollzogen wäre, würde die Steuererhebung wenig belästigen.

Nun mag es wohl sein, daß zahlreiche kleinere Geschäfte, selbst in der Stadt, geschweige auf dem Lande, gemischte Vorräthe steuerfreier und steuerpflichtiger Waare führen müssen. Allein man kann entweder den Absatz der steuerpflichtigen Waare buchmäßig absondern, oder den Absatz pauschaliren, oder, wenn er sehr gering ist, auf besonderen Antrag bezirksweise aufgestellter Steuer-Kommissionen auch frei ausgehen lassen; wie man die Kleinbrauer und Kleinbrenner schont, könnten auch die Kleinhand-

werker und Flickhandwerker gegen die Verpflichtung, nur ihre Handarbeit den Kunden zu liefern, von allen Fabrikat- und Absatz-Luxussteuern freigelassen werden.

Außerdem könnte man auch gegen mittlere und größere Geschäfte die Pauschalirung für längere Epochen und für den Gesammtumsatz höchst umfassend zur Anwendung bringen und so die Steuererhebung von Plackereien frei halten. Aehnliche Pauschalirung der Steuer für längere Zeit kommt außerhalb Deutschlands, selbst in der Verkehrsbesteuerung, z. B. für die Gebührenentrichtung der Bankgeschäfte, bereits vor. Desgleichen in der Verbrauchs-Besteuerung, z. B. in der sog. Akkordbesteuerung des Weinumgeldes, in der Brennerei- und Brauereibesteuerung.

Ob und wie namentlich bei den Fabrikation-Sätzen des Luxussteuertarifs Präge-Stempelzeichen auf Hartwaaren und Verpackungstempel auf weiche Waaren, Saalbandfäden u. s. w. als Kontrolmittel anzuwenden wären, kann hier nicht erörtert werden. Es würde den Leser ermüden und den Raum überschreiten. Doch ist es offen ersichtlich, daß die Gebrauchsgegenstände wegen ihrer Dauerhaftigkeit die Defraudation mehr erschweren, und das glaube ich auf Grund sorgfältiger Erwägung behaupten zu dürfen, daß es an verhältnißmäßig einfachen und wohlfeilen Mitteln der Steuerkontrole über die Verkehrsbewegung der besteuerten Gegenstände durchaus nicht fehlen würde.

Eine weitere eigenthümliche Erscheinung der Gebrauchsbesteuerung heischt noch Erwähnung. Es ist die wiederholte Belastung der durch den Handel, die Auktionen und die Konkurse laufenden Gegenstände.

Der Luxusbesteuerung würden — und hiermit tritt wieder eine der Verbrauchsbesteuerung ihrem Wesen nach fremde Erscheinung auf — auch die vor voller Ausnützung nochmals in Verkehr kommenden Gebrauchsgegenstände steuerfähiger Art unterliegen, es sei denn, daß sie zur Formvernichtung erworben werden, wie Gold- und Silberwaaren zum Einschmelzen u. s. w. Wiederholte Besteuerung des selben, wenn nur steuerfähigen Gegenstandes wäre nicht bedenklich, vielmehr grundsätzlich gefordert. Nicht der Gegenstand, sondern die in seiner Erwerbung und Nutzung sich kundgebende besondere Steuerfähigkeit soll getroffen werden. Die Besteuerung alter, d. h. zur Nutzung schon gebraucht oder doch erworben gewesener Gebrauchsgegenstände ist daher begründet, soweit diese Gegenstände in den geschäftlichen Verkehr oder in die öffentlichen Auktionen gelangen. Der Gesammtbetrag an „alten Gebrauchsgütern" dieser Art, die alljährlich durch Verlassenschaft- und andern Verkauf, durch Leihhausverkäufe, durch Antiquitätenhandel, Kunstauktionen, Trödelhandel umgesetzt werden, und soweit sie mehr oder weniger entbehrlich sind, einer wiederholten Luxusbesteuerung

zu unterliegen hätten, dürfte nicht ganz unbeträchtlich sein. Das Mittel der Besteuerung wäre die Erhebung von Absatzprozenten unter der leicht durchführbaren Auktion- und Geschäftsbuchkontrole.

Eine weitere Frage, welche übrig ist, stellt sich so: Könnte denn nicht die Besteuerung des freihändigen Geschäftsbetriebes durch Monopolbesteuerung ersetzt werden? Ich glaube, daß dies sich weder empfehlen noch ausführen läßt. Vielmehr würde sich die Unanwendbarkeit der Monopole als weiteres, die Gebrauchs- von der Verbrauchsbesteuerung abhebendes Charaktermerkmal ergeben. Eben die Gegenstände des Gebrauchsluxus fordern, um dem ästhetischen Bedürfniß des Volkes entgegenzukommen, eine große Mannichfaltigkeit und einen — nach dem psychologischen Gesetz des Kontrastes — häufigeren Wechsel in der Formgebung. Sie verlangen bei der letzten Konfektion, z. B. durch Putz- und Kleidermacherin, sogar die Anpassung an den individuellen Geschmack und Formbedarf. Dieser Forderung könnten Luxussteuer-Monopole nicht gerecht werden, während bei der verhältnißmäßigen Bedeutungslosigkeit des Formwerthes, welchen die Verbrauchsgegenstände vor dem Detailabsatz, vor dem Ausschank, vor der Verwendung in der Feinbäckerei u. s. w. besitzen, für die Verbrauchsbesteuerung die Monopole sehr wohl sich eignen können. Das Monopol würde sich am Meisten ür ordinäre Kleider, Schuhe u. s. w. eignen; diese müßten jedoch als Gegenstände des nicht entbehrlichen Konsums luxussteuerfrei bleiben. Aus Gründen der Steuerpraxis kann hiernach ein Luxussteuermonopol nicht in Frage kommen. Als Mittel der Bekämpfung des Luxus, oder als Mittel der Vorbereitung kollektivistischer Zukunftproduktion, oder als Mittel der Verwohlfeilerung des Ordinärverbrauchs geht es mich aber hier nicht an.

Ich berühre hier weiter, jedoch nur kurz, die sozialpolitisch weittragende Frage der eventuellen Steuerbefreiungen.

Die Selbstanfertigung von Gebrauchsgegenständen zum Familiengebrauch, also namentlich die Selbstkonfektion von Kleidern und Putzsachen im Hause, mit oder ohne Beiziehung von Kleidermacherinnen, Putzmacherinnen u. s. w. gegen Kundenlohn, wäre selbstverständlich steuerfrei; nur die Materialien würden theilweise einer Fabrikatsteuer unterliegen. Desgleichen die handwerkliche Erzeugung im Kleinen, die eine gewisse Gehilfenzahl nicht überschreitet und stückweise für Kunden, nicht waarenweise für den Handel, arbeitet. Die Produkte häuslicher Familienarbeit an Gespinnsten, Leinwand, Geräthen zu eigenem Gebrauch, die Selbstherstellung von Braut- und dergleichen Aussteuern hätten ebenfalls steuerfrei zu bleiben. Somit würden die von der Familie und von Kundenlöhnern in der Familie, ferner die allein vom Kleinhandwerk hergestellten Produkte blos durch die auf das Material gelegten Fabrikat- und Halbfabrikat-Steuern,

etwa auf Seidenstoffe, Seidengarne, feine Leder u. s. w. belastet werden, soweit sie auf Entbehrliches weisen. Produkte jener Hausindustrie, welche durch Manufakturvertrieb größerer Unternehmer in den Handel gehen, wären erst bei diesem Vertrieb anzufassen, soweit sie überhaupt zur Besteuerung sich empfehlen, wie: Spitzen, Stickereien u. s. w.

Weiter ist noch die Tarifbildung zu berühren.

Die Ausarbeitung des Luxussteuer-Tarifes wäre allermindestens nicht schwieriger, als es die Aufstellung und Entwickelung der Zolltarife überall und der überaus künstlichen Verkehrssteuer- (Gebühren-)-Tarife in Ländern entwickelter Verkehrsbesteuerung gewesen ist.

Dem Luxussteuertarif kann in beliebigem Maße eben so viel Einfachheit gegeben werden wie den Zoll- und den Verkehrsteuern- (Gebühren-) Tarifen. Man braucht sich ja nur auf die ergiebigeren Artikel jedes Hauptzweiges von Gebrauchsgegenständen zu beschränken. Es entstünde allerdings ein vierter großer, allgemeiner Steuertarif neben dem Zoll- und Verzehrungsteuertarif und neben dem Gebührentarif der Verkehrsbesteuerung, aber komplizirter müßte er nicht ausfallen.

Die Höhe der Tarifsätze wäre, wie beim Zolltarif, nach dem Grade der Entbehrlichkeit (Luxuriosität) abzustufen, wie sich die in der Erwerbung der einzelnen Artikel ausspricht. Die Tarifirung würde etwa nach dem Stück oder nach dem Werth stattfinden.

Der Werthbesteuerung könnte eine weit größere Ausdehnung gegeben werden als der Werthverzollung; denn eine vollständig zuverlässige Werthdeklaration wäre durch die Buchungkontrole von selbst gegeben, die Werthsteuer-Erhebung also verhältnißmäßig einfacher als im Zollwesen.

Die tarifarische Abhebung der steuerfreien ordinären Waare und wieder der in verschiedenem Grade steuerfähigen halbfeinen, feinen und hochfeinen Artikel von einander wäre auch bei Stückbesteuerung oft mit den selben Mitteln durchführbar, die zu gleichem Zweck im Zollwesen angewendet werden. Es kann nämlich unterschieden werden nach der Beschaffenheit des verwendeten Materials (Weichholz — Hartholz — Fremdholz, Linnen — Wolle — Seide, Glattgewebe — Sammetgewebe, Edelmetalle — Nichtedelmetalle, Gold — Silber — Perlen — Edelsteine, echte — unechte Spitzen u. s. w.). Weiter nach der Anzahl der Fäden per Flächeneinheit, nach der Dichtheit der Gewebe, nach dem Gewicht der Gespinnste und Gewebe, nach der Verschiedenheit von Form und Größe (Taschenuhren — Wand- und Stutzuhren, Flügel — Tafelklaviere, Pianinos). Vielleicht ließe sich, z. B. für Konfektiongeschäfte, Bijouterien, Juweliere die Werthbesteuerung mit der Stückbesteuerung kombiniren, wenn für den Absatz von Stücken, die gewisse Preismaße übersteigen, eine gegliederte Buchung und Buchkontrole zur Be-

laſtung mit höheren Tarifſätzen verfügt würde. Im Ganzen wird man ſagen dürfen, daß, weil bei den Gebrauchs-, im Gegenſatz zu den Verbrauchsgegenſtänden die Entbehrlichkeitgrade im Form- und Formwerth-Unterſchied faſt durchgehends zur Erſcheinung kommen und weil die Erhebungweiſe überwiegend Fabrikation-, Konfektion- und Detailabſatz-Beſteuerung zu ſein hat, die grundſätzlich geforderte Tarifabſtufung nach dem Entbehrlichkeitgrad weitaus ſicherer ſich durchführen läßt, als dies — das Tabakmonopol ausgenommen — in der Verbrauchs- und analog in der Verkehrsbeſteuerung der Fall iſt.

Endlich die Koſten der Ueberwachung und Erhebung. Sie würden aus Gründen, die der Leſer leicht ſelbſt finden wird, höchſt wahrſcheinlich kleiner ſein, als ſie in der Verbrauchsbeſteuerung mit ihren fortlaufenden Betriebsüberwachungen ſich darſtellen. Wenigſtens dann, wenn das Pauſchalirungverfahren umfaſſende Anwendung fände.

Dies die zur Erörterung noch übrig geweſenen praktiſchen Fragen einer Regulirung der allgemeinen Luxusbeſteuerung!

Es gilt nun noch, einige Seitenfragen zur Erledigung zu bringen.

Zunächſt die bisher zurückgeſtellte Frage der Ueberwälzbarkeit, die für die Gebrauchs- wie für die Verbrauchsbeſteuerung als vorhanden angenommen werden muß. Es kann nun, wie ich glaube, mit Grund nicht wohl behauptet werden, daß Gebrauchſteuern dem Konſumenten (Gebraucher) ſchwerer zuzuwälzen ſeien, als die Verbrauchſteuern dem Verbraucher gegenüber. Eher wird nach der Natur der beiderlei Gegenſtände das Gegentheil anzunehmen ſein. Nur geſtattet es der an dieſer Stelle zugewieſene Raum nicht, den Nachweis für dieſe Wahrſcheinlichkeit zu erbringen. Sollte aber auch die Steuer da, wo die höheren Steuerſätze verminderten Abſatz zur Folge haben, alſo im Abſatz der hochfeinen Artikel, einige Einbuße am Geſchäftsgewinn zur Folge haben, ſo werden die betroffenen Geſchäfte in der Regel hierfür tragfähig ſein und von ihrem hohen Nutzen lediglich Etwas abzugeben haben, was längſt dem Reiche als Luxusſteuer gehört hätte. Der Kleinbetrieb aber, namentlich derjenige des Handwerkes zum Stückabſatz an Kunden, kann überhaupt nicht Noth leiden, da er gar keine Steuern oder nur geringe Fabrikat-Materialſteuern zu tragen haben würde.

Eine weitere Seitenfrage geht noch dahin: Wie wird die allgemeine Luxusbeſteuerung zu dem Zollſyſtem und zu dem Anſpruch der Ausfuhrwaaren auf Steuerfreiheit bezw. auf Steuerrückvergütung ſich ſtellen? Die Eingangzölle auf Gebrauchsgegenſtände würden durchgehends etwas höher anzulegen ſein als die Luxus-Inlandſteuern für die gleichartigen Steuerobjekte. Sofern jene Zölle durch Verträge feſtgelegt ſind, würden die Luxus-Binnenſteuern unter den Zolltarifſätzen zu halten ſein.

Die Steuerrückvergütung wäre ungleich leichter zu regeln, als es in der Verbrauchsbesteuerung der Fall ist. Der Grund hiervon trat schon früher hervor: die Luxusbesteuerung fände ja überwiegend erst bei und nach dem Fabrikationschluß durch Fabrikat- oder Detailverkaufabgaben statt, welche die Exportwaare überhaupt nicht treffen könnten. Der Fabrikatbesteuerung aber können die reinen Exportfabriken ganz, und soweit sie nur theilweise exportiren, mit dem Exporttheil ihres Fabrikates unter nicht drückenden Kontrolen und Lagerungverpflichtungen entrückt werden. Sofern feine Fabrikate als Materialien in die Exportwaare hineingearbeitet werden, ist die volle Rückvergütung unter Materialbezugs-, Materialverbrauchs- und Identitätkontrole mindestens so leicht durchzuführen, wie es in der Verbrauchsbesteuerung und bei der Zollrückvergütung bereits vor sich geht.

Droht denn aber nicht eine Doppelbesteuerung für die Importgegenstände? Schwer wäre es wohl manchmal zu vermeiden, daß Artikel, die schon Zoll bezahlt haben, nochmals, wenn sie durch die Stätten des Detailhandels laufen, der Luxusbesteuerung unterliegen. Doch ist dies nicht von Bedeutung. Es läge darin dennoch keine Doppelbesteuerung, sondern ein Luxussteuer-Zuschlag für die aus dem Ausland kommende Waare. Dieser Zuschlag wird im Durchschnitt ganz begründet sein, da die Kaufkraft für solche Waaren in der Regel auf besondere Steuerkraft hinweisen wird. Uebrigens ist es nicht ausgeschlossen, Waaren, die Zoll gezahlt haben, unter Kontrole in die besteuerten Materiallager, Fabrikgeschäfte, Magazine und Detailgeschäfte behufs Abschreibung des Zolles zu leiten.

Die Dienstorganisation der allgemeinen Luxusbesteuerung soll mich hier nicht aufhalten! Sie würde nur theilweise ein besonderes Personal neben dem bisherigen Personal der indirekten Besteuerung benöthigen.

Hiermit wäre gesagt, was über die Haupt- und Nebenfragen praktischer Regulirung einer allgemeinen Luxussteuer nicht verschwiegen werden durfte, wenn dem öffentlichen Urtheil ein völlig faßbares Bild der praktischen Durchführung solcher Besteuerung geboten werden wollte.

Es wären nur noch über die sozialpolitischen Wirkungen einer allgemeinen Luxusbesteuerung einige kurze Andeutungen zu geben.

Was die alten Luxussteuern nicht bewirken können, würde die vollständige Luxusbesteuerung erreichen: durch die Erfassung des ganzen Gebrauchsluxus von irgend welchem Belang, durch die aus dem Ertrag der Luxussteuern ermöglichte Schonung der schwächeren Steuerkräfte in den übrigen Zweigen direkter und indirekter Besteuerung und durch Andres würde sie wirklich „sozial versöhnend“ wirken.

Dem übertriebenen Luxus würde durch das ganze Volk hindurch ein

Zügel angelegt werden. Eine Umwendung von einseitigem Kleider- und Putzluxus zu größeren Verwendungen für das Wohnen, für die Gesundheitpflege würde bewirkt werden, wenn man das Wohnen der kleinen Leute, die Benutzung der öffentlichen Badeanstalten u. dergl. steuerfrei ließe.

Die häusliche Selbstkonfektion von Kleidern und Putzsachen, von Ausstattungen u. s. w., würde wieder ermuntert und der Beschäftigung von jetzigen Fabrikarbeiterinnen im Kundenlohne würde künftig mehr Vorschub geleistet werden. Das bedeutet ein wichtiges Stück der „Frauenarbeitfrage".

Auf „vernünftiges Bedürfen" im ganzen Umfang des Volkskonsums könnte durch die Tarifstaffelung und durch die Tariffreilassungen mächtig eingewirkt werden.

Auf dem selben Wege könnte der gewerbliche Kleinbetrieb, dessen Zukunft nur auf dem Gebiet der höheren Qualität des Werkes der Hand, mit Unterstützung durch einfache Motoren und Werkzeugmaschinen, zu suchen sein wird, gefördert und durch Freilassungen, Differentialtarifirungen, Pauschalirungen u. dergl., könnte auch dem Kleinhandel der schwere Kampf ums Dasein dem kapitalistischen Großbetrieb gegenüber erheblich erleichtert werden.

Eine Art „Schutzsteuern", d. h. Steuerschonungen im Innern, würden einen viel stärkeren Hebel sozialpolitischen Schutzes abgeben können als die gegen außen gerichteten Zölle als Schutzzölle, wenn man dabei nur streng innerhalb der Grundprinzipien allgemeiner Luxusbesteuerung verharren will, statt sozialpolitischen Uebertreibungen sich hinzugeben.

Zum Schluß sei betont, daß die allgemeine Luxusbesteuerung, in ihrem Hauptgebiete, nämlich als Fabrik-, Konfektion- und Ladenbesteuerung, nur Reichsbesteuerung sein könnte, genau so, wie die indirekte Verbrauchsbesteuerung dies ist und vollständig sein sollte. Der Grund ist einfach: für die Herstellung und für den Gebrauch wenigstens der beweglichen Gebrauchsgegenstände giebt es keine örtliche oder einzelstaatliche Absperrung. Nur die wenigen Konsumenten- und Mieth-Luxussteuern, von denen hier neulich die Rede war, sind am Besten als Gemeindesteuern nach besonderen örtlichen Verhältnissen zu reguliren.

Wenn die allgemeine Luxusbesteuerung als zweiter Hauptzweig einer vollständigen indirekten Konsumbesteuerung mit der Zeit Anklang finden sollte, so wird der auf allen Gebieten wachsende öffentliche Bedarf schon dafür sorgen, daß man für die praktische Ausgestaltung auch den rechten Mann, einen Miquel der allgemeinen Luxusbesteuerung, aufsucht und wirklich findet.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.

Jhering und Windscheid.*)

Windscheids Schicksale und Gesinnungen haben mit denen Jherings manche Berührungpunkte. Beide sind aus kleinen Lehrverhältnissen heraus nicht allzu schnell zu einem größeren Wirkungskreise gelangt und durften so völlig zur Reife kommen, ehe sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Beide fühlten sich zum Höchsten berufen und beide lebten und starben in ihrem Berufe, inmitten eines edeln Familienkreises, schon bei ihren Lebzeiten der Unsterblichkeit gewiß. Beide waren davon durchdrungen, daß ein Fortschritt für die Wissenschaft erforderlich sei und strebten bis zu einem gewissen Grade aus der Gelehrsamkeit der historischen Schule, die ihnen im Wissensqualme zu ersticken schien, hinaus, den Bedürfnissen des Tages entgegen.

Und doch faßte Windscheid seine Aufgabe ganz anders auf als Jhering. In Windscheids schlanker Gestalt mit ihren tiefernsten Zügen prägte sich eine weise Lebensführung und strenge Selbstbeherrschung aus. Ihm fehlte das ungestüme Feuer des Ostfriesen, dem die Fahrt auf die See kühner Unternehmungen nöthiger schien als das Leben; dafür wurde ihm die Weltklugheit des Rheinländers geschenkt. Sie lehrte ihn frühe die Eigenschaften kennen, welche an dem Juristen mehr als an allen Andern geschätzt werden, vornehmlich die Festigkeit der Gedanken und der Rede. Die Festigkeit des Rechtes ist es ja, ohne welche alle weiter aussehenden Unternehmungen, namentlich die kunstvolleren Geschäfte des Handels und der Industrie, sich die Sicherheit des Staatsschutzes nicht verschaffen und darum nicht gedeihen können. Der Sohn des verkehrsreichen Rheinlandes war daher ein Hoheprieſter dieser Juristentugend, der er alle seine Erfolge verdankt. In Jherings Kopfe erscheint der Gesetzgeber als ein Diener des Zweckgedankens und somit des Forschers, der diesen zu erfassen versteht. Darum liegt in seinen Sätzen etwas Herrisches, was den Durchschnittsmenschen leicht einschüchtert. Ganz anders tritt Windscheid dem Leser entgegen. Nach einem seiner gefügelten Worte ist die Rechtswissenschaft eine Magd der Gesetzgebung; aber eine Magd, die eine Herrscherkrone trägt. Die Magd mit der Herrscherkrone, das ist ein getreues Abbild der Seele Windscheids. Er war kein Streiter, sondern ein Diener, im besten Sinne des Wortes ein servus servorum Dei, ein Mann des Friedens, den er durch möglichst unbeugsame Lehrsätze zur höchsten Unanfechtbarkeit zu bringen bestrebt war. Er war ein Meister der Anpassung, nicht der Neugestaltung, und darum suchte seine scharfsinnige Zersetzungskunst die Eigenart der juristischen Denkweise so viel wie möglich von allem Fremdartigen abzusondern, während Jherings weitsichtiger Blick sie überall mit den andern Zweigen des geistigen Lebens verband. Für Windscheid war die Berufsarbeit nicht die Lebensbethätigung einer vulkanischen Urkraft, sondern in seinen Hauptwerken lagerten sich in neptunischer Art mit langsamer Stetigkeit Schätze des sorgsamen Forschens und er selbst bemühte sich durch die höchste Geduld, diesem ruhigen Werden jede Störung von außen und innen fernzuhalten. Auch seine Ausdrucksweise ist, wie diejenige Jherings, mit peinlicher Sorgfalt abgewogen, doch leitete ihn dabei eine andere Sorge, als sie Jhering empfand. Die Schönheit der Sprache schien ihm von untergeordneter Bedeutung, die Umprägung der allbekannten Ge-

*) S. Nr. 39 der „Zukunft".

danken in eine neue, anschaulichere Form liebte er nur insoweit, als es sich um die Verdeutschung römischer Begriffsnamen handelte. Im Uebrigen waren es zwei Ziele, die ihm vor Augen standen: die Anpassung der eigenen Rede an diejenige der höchsten Gerichtshöfe und die vorbeugende Sicherung seiner Sätze gegen voraussichtliche Einwendungen. Diese Sicherung kennzeichnet den Stil des Unterrichters, der die Anfechtung seiner Urtheilsgründe in höherer Instanz befürchten muß. Doch auch auf den höheren Stufen des Richteramtes hat das artikulirte Verfahren ein Streben nach der denkbar höchsten Schärfe des Ausdrucks, ein nahezu hochnothpeinliche Sorgfalt in der Sprachbildung hinterlassen. Von der Arbeit, die sich dieser Redeweise anpaßte, kann der Satz: „in ipso labore voluptas“ auch für Windscheid nicht durchweg gegolten haben; denn von seinem ruhmreichsten Werke, dem Pandektenlehrbuche, soll er, wie Eck mittheilt, geäußert haben, daß es ihn „gefangen“ halte. Mit saurem Schweiße schmiedete er den Stoff in Formen, die selbst dem gedankenarmen Leser völlig zugänglich waren, aber auch dem geistreichen Gegner einen undurchdringlichen Stahlpanzer entgegenstellten.

Obwohl diese Arbeitweise von derjenigen Jherings weit ablag, so war doch auch sie eine nothwendige und berechtigte. Nachdem Savigny und Puchta die gesammte ältere juristische Literatur von Jahrhunderten so sehr zurückgedrängt hatten, daß sie seitdem nur noch gelegentlich in Betracht gezogen zu werden pflegte, und sobald man anfing, die Aufgaben der römischen Rechtslehre unmittelbar aus den Texten der Justinianischen Sammlung zu beantworten (ohne jede Rücksicht auf die Rechtsquellen der späteren Zeiten), waren die Bedingungen des wissenschaftlichen Schaffens für das Privatrecht zwar in bestimmte Grenzen gebannt, aber eben dadurch auch im hohem Maaße erleichtert worden. Es war nicht allzu schwer, eine brauchbare wissenschaftliche Arbeit herzustellen. Hieraus entwickelte sich daher eine unnatürliche Fruchtbarkeit an mittelwerthiger Waare, die aber doch hier und da Beachtenswerthes enthielt, was verloren zu gehen drohte. Andererseits kam in die Wissenschaft durch ihre Zersplitterung in Einzeluntersuchungen eine Centrifugalkraft hinein, die schließlich an den Grundsäulen des ganzen Baues rüttelte und die Verwirrung eines babylonischen Thurmbaues in der juristischen Redeweise herzustellen drohte. Dies war um so schlimmer, als die deutsche Sprache bekanntlich keine Akademie besitzt, die ihrer willkürlichen Umgestaltung ein Gegengewicht bietet. In solchen Zeiten bedarf es einer Fundstelle für die Mannichfaltigkeit des beachtenswerthen Neuen und eines Sammelplatzes, dessen allbekannte Ausdrucksweise ein Verständigungmittel inmitten des wachsenden Auseinanderstrebens der Denk- und Redeweise ist. Einen solchen Mittelpunkt schuf Windscheid in Anlehnung an das überlieferte System, das die herrschende Lehre — die es für überflüssig hält, seiner Entstehung mit Sorgfalt nachzuforschen — nicht ohne Willkür Heise zuschreibt, der es zuerst in den Universitätvorlesungen verwendet haben soll, während dieser selbst bekennt, es von Anderen entlehnt zu haben. Dies System war von Puchta verbreitet worden, durch Windscheid wurde es verbessert und unausgesetzt aus der neueren Literatur vervollständigt. Windscheids Wahrnehmungfähigkeit in der Welt der Bücher war derjenigen Jherings dadurch überlegen, daß er die Ausübung der undankbaren Kunst, in fremde Gedankenkreise einzudringen, sich in noch ganz anderem Maße zuzumuthen verstand als Jhering. Hierin stand er ohne Nebenbuhler da; jeden Anderen schreckte die Aufgabe zurück, mit Windscheids Genauigkeit eine Beherrschung der zeitgenössischen Literatur anzustreben, und

kein neueres Pandektenlehrbuch erwartet, im Punkte der Vollständigkeit an dem seinigen gemessen zu werden.

Wie die Glosse des Accursius, mit dem Windscheid von Kuntze verglichen wird, für die Consiliatoren an die Stelle der Justinianischen Texte trat, so bewirkte auch Windscheids Buch zuweilen, daß die Lernenden und die Richter sich mehr und mehr des unmittelbaren Quellenstudiums entwöhnten und auf die Worte des Leipziger Rechtslehrers schwuren. Wohl den Ergebnissen der neueren Forschung, die sein Lehrbuch mit einem „placet" versah; wehe denen, die es ablehnte. Dadurch gerieth das Schicksal eines großen Theiles der juristischen Schriftstellerwelt und die gesammte gemeinrechtliche Praxis in eine Abhängigkeit von seinem Werke, die dem von Praktikern angefertigten ersten Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches den Stempel seines Geistes selbst dann aufgedrückt haben würde, wenn er auch nicht eine Zeit lang in der Gesetzgebungkommission thätig gewesen wäre. In der Verwaltung seines Herrscheramtes verfuhr Windscheid mit dem höchsten Wohlwollen und mit edlem Gerechtigkeitsinne, aber natürlich in den Schranken, die ihm, wie jedem Andern, die Naturanlage und die durch sie bedingte Auffassung seines Berufes steckten. Windscheid war keineswegs ein engherziger Freund des Altüberlieferten. Seine Hochachtung vor den römischen Juristen war eine geringere, als er sie bei seinen Lehrmeistern vorgefunden hatte und als man nach seinen Schriften zu glauben geneigt ist. Er war der festen Ueberzeugung, daß die Quellen einer Ergänzung bedürfen. Diese entnahm er aber grundsätzlich nicht aus politischen Erwägungen, um nicht aus der Rolle des Rechtsauslegers in diejenige eines selbstthätigen Gesetzgebers hineinzugerathen. In der Unterscheidung des blos wünschenswerthen Rechtes von dem bereits geltenden war sein gewissenhafter Sinn mustergiltig. Er wußte wohl, daß die Zweckgedanken unter dem Zwange des Satzes „quot capita tot sensus" stehen und daß sich also aus ihnen allein nur persönliche Ansichten de lege ferenda, nicht gemeingiltige Sätze de lege lata herstellen lassen. Er glaubte dagegen an eine produktive Kraft der reinen Denkthätigkeit. Er theilte hiernach für das Rechtsgebiet der reinen Vernunft neben der Erfahrung eine schöpferische Rolle zu, wie sie ihr im Sinne von Kants Kritik dieser Geisteskraft schlechterdings nicht zugestanden werden kann. Wegen dieses seines Glaubens an die Zeugungkraft des wissenschaftlichen Denkens war er von der Nothwendigkeit eines steten Fortschrittes der Wissenschaft durchdrungen. Dies war umso mehr der Fall, als er nicht minder als Ihering von der tiefen Kluft überzeugt war, die bei allen schwierigen geschichtlichen Aufgaben zwischen der Ueberzeugung des Einzelnen und der wirklichen, meist unerforschlichen Wahrheit liegt, und als er auch keineswegs etwa geneigt war, die eigene Ueberzeugung grundsätzlich für besser zu halten als diejenige irgend eines anderen redlichen Forschers. Darum war auch er aufstrebenden Anfängern nicht minder wohlgesinnt als Ihering. Er sah jedoch, wie dieser, weniger auf schöpferische Eigenartigkeit ihrer Gedanken als auf ihre Fähigkeit zu scharfsinnigen Zergliederungen und Umprägungen der vorhandenen Rechtsgedanken in neue Sätze oder neue Gruppen. Mit der höchsten Nachsicht verfuhr er in der Benützung und Verwerthung fremder Leistungen. In der Wissenschaft wie im Leben brachte seine mitleidvolle Seele einer jeden schwachen Kreatur, selbst den Thieren, das höchste Wohlwollen entgegen, während Iherings Neigung sich in allen Gebieten weit mehr den Gewaltigen der Erde zuneigte. Darum war auch Windscheid trotz seiner vornehmen Haltung, aus der das Bewußtsein des eigenen Einflusses

hervorleuchtete, doch frei von jeder Eitelkeit und jedem Hochmuth. Seine Besorgniß, irgend einer bescheidenen Regung nicht vollkommen gerecht zu werden, spiegelt sich insbesondere in der Gründlichkeit wieder, in der er die Anmerkungen seines Lehrbuches mit fremden Gedanken zum Theile förmlich überlud, und zwar vielfach auch mit solchen, welche eine derartige Ehre kaum verdienten.

So mild er jedoch nach dieser Hinsicht war und so gern er als ein Mehrer des Reiches neue Sätze (z. B. Bährs Lehre vom abstrakten Vertrage u. a. m.) zu dem alten Bestande zufügte, so wenig geneigt war er überall da zu irgend welcher Anerkennung, wo er glaubte, daß an den Grundlagen des Systems gerüttelt werde, das er übernommen hatte und wie ein heiliges Feuer wahrte. Die Zulassung einer schöpferischen Jurisprudenz, welche nicht blos neben den Quellentexten steht, sondern geradezu klare Gesetzesbuchstaben dem Gemeinwohle opfert, und die Behauptung derogatorischer Gewohnheitrechte ohne jeden Beweis widersprachen seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit. Nur seiner Liebe zur Festigkeit des Rechtes entstammte auch seine Neigung, veraltete Bestandtheile des römischen Rechtes als geltend beizubehalten, sowie seine Abneigung gegen Angriffe, die die herrschende Lehre nicht blos von der Außenseite, sondern in einer ihrer Grundanschauungen anfochten. Darum war ihm z. B. der Kampf gegen das „Willensdogma", den ich im Widerspruche mit seinen Schriften geführt habe, höchst unsympathisch. Wenn er mich trotzdem durch ein freundliches Wohlwollen bis zu seinem Lebensende zu aufrichtigem Dank verpflichtet hat, so glaube ich dies dadurch erklären zu dürfen, daß ihm mein Streben, die herrschende Lehre auf dem Boden der Exegese zu bekämpfen, nicht grundsätzlich verwerflich erschienen sein kann. Dagegen hat er seinem alten Freunde Ihering es ernstlich übel genommen, daß dieser nicht blos ein Inventarstück der herrschenden Lehre, den „Besitzwillen", anfocht, sondern dabei sich auch für berechtigt hielt, aus teleologischen Erwägungen einige Pandektenstellen als Ausgeburten eines verwerflichen Doktrinarismus des römischen Juristen Paulus einfach in Acht zu erklären. Eine solche Behandlung des geschriebenen Gesetzesbuchstabens hielt Windscheid für ein unverzeihliches Wagestück. Auch für die Fortschritte, welche Dernburgs Pandektenwerk angebahnt hat, soll er, wenn ich recht berichtet bin, nur wenig Empfänglichkeit gezeigt haben. Dernburg tritt den Texten und den üblichen Lehrformen mit einem hohen Maaße von Unbefangenheit und Kritik gegenüber, zwei Heilmitteln, deren Anwendung Windscheids vorsichtiger Sinn nur in kleineren homöopathischen Dosen liebte.

Diese Vorsicht, welche an den Grundzügen des Ueberlieferten nicht irre zu werden vermochte, setzte natürlich Windscheids selbständigen schriftstellerischen Leistungen Grenzen, die Iherings Geist nicht kannte. Die starken Wurzeln seiner Kraft lagen nicht in Rom, sondern in der Denkweise seiner juristischen Zeitgenossen. Darum stand er auch dem Gedanken, die Rechtsschöpfungen aus allgemeinen philosophischen Wahrheiten herzuleiten und dadurch den Ballast des Ueberlieferten los zu werden, einem echten, unverfälschten Rückfalle in die Naturrechtsschule, keineswegs feindlich gegenüber. Doch hütete er sich sehr wohl diese Brücke zu betreten, wohl wissend, daß der getreue Heerbann der Praktiker ihm dahin nicht folgen würde. Nicht durch ausdrückliche Behauptungen, wohl aber durch seine Darstellungweise wußte er über die Grundbegriffe des Systems den Schein des Unwandelbaren zu verbreiten. Dadurch wurde der längst überwundene naturrechtliche Glaube an die stets und überall giltigen Rechtssätze in einer neuen Form wieder lebendig. Jetzt trat er als die Ueberzeugung von

dem Dasein ewiger Rechtsbegriffe auf. In dieser Umgestaltung hatte er freilich seine volksthümliche Form und seinen neuerungsüchtigen Inhalt verloren und darum erwarb er sich die Gunst Derer, die zur Wahrung der Rechtsordnung berufen waren. Ihr Standesbewußtsein fand überdies eine besondere Befriedigung in Windscheids Streben nach einer streng logischen, scharfsinnigen und tiefsinnigen Redeweise, welche das profanum vulgus aus dem Heiligthume der Rechtspflege zu verscheuchen schien. Diese besondere Vorliebe für die Logik stand ihm jedoch gut an; denn in der Kunst, eine strenge folgerichtige Gedankenreihe in der Art der Mathematiker durchzuführen und fremde Ausführungen auf ihre Folgerichtigkeit hin zu prüfen, war er Ihering in nicht unbedeutendem Grade überlegen.

Es ist bekannt, daß gerade der Stil seines weitverbreiteten Lehrbuches unser neueres Juristendeutsch, insbesondere die erste Lesung des Entwurfes unseres bürgerlichen Gesetzbuches, immer mehr und mehr von schlichter Volksthümlichkeit abgedrängt hat. Freilich ging der Entwurf in dieser Richtung noch viel weiter, als es Windscheid gethan hatte. Warum die bereits geschilderte Art seiner Sprachbildung ihn dahin trieb, wurde schon vorhin erläutert. Dazu traten aber unabwendbare, unbeabsichtigte Einflüsse auf seine Ausdrucksart. Man kritisirt nicht ungestraft tagaus tagein Schriften, deren Inhalt aus vielfach verworrenen oder unklaren Gemeinplätzen besteht. Dabei muß sich schließlich eine übernatürliche Athletenkraft des Scharfsinnes entwickeln, deren Träger allmählich jedes Verständniß dafür verliert, was ein unbelehrter Leser oder Hörer im Begr.ifen und Festhalten allgemeiner Sätze leisten kann. So habe ich mir denn von glaubwürdiger Seite erzählen lassen, daß auch seine Vorlesungen in der Regel mehr für die Fassungkraft von Gelehrten als von Studirenden berechnet waren, und der große Zulauf, dessen sie sich trotzdem erfreuten, beweist nur, daß die Leichtverständlichkeit der Lehrvorträge für den Hörer nicht der Güter Höchstes ist, sondern daß dieser in erster Linie danach fragt, ob er das, was er lernt, in seinem späteren Berufe mit Erfolg werde verwenden können. Dessen war er freilich bei den Lehren des allmächtigen Beherrschers der Praxis bis zuletzt gewiß. Trotzdem würde man Windscheid weit weniger das gleiche Beiwort zusprechen können, mit dem die Heidelberger juristische Fakultät Ihering an seinem fünfzigjährigen Jubiläum ehrte, indem sie ihn einen „doctor doctorum“ nannte, gewisser Maßen einen Lehrer in zweiter Potenz. Windscheids Schriften haben nur wenig Nachahmung gefunden; (ich selbst freilich bin stolz darauf, daß der Berliner Censor meiner Doktorarbeit diese als eine Anwendung der Methode Windscheids bezeichnete, einer Methode, der ich allerdings späterhin durch Iherings Einflüsse in gewissen Punkten untreu geworden bin).

Zu Neuschöpfungen regte Windscheids Schaffen nur in wenigen Punkten an, aber überall war es grundlegend zum Ordnen und zum Sammeln. Der Schüler wie der Praktiker verlangen eben vor Allem etwas Festes; hierin decken sich ihre Interessen mit denjenigen der breiten Massen, während die Politiker und die ihnen gleichgesinnten Kreise des Volkes mehr auf einen ihnen erwünschten Inhalt des Rechtes sehen als auf die feste Form. Darum eben steht das Recht jederzeit unter dem Zwange der Unvollkommenheit des Irdischen. Was man bei ihm an Festigkeit gewinnt, verliert man in anderer Hinsicht an seiner Nützlichkeit; was man an dieser erreicht, büßt man an jener ein, und das strenge Festhalten am Hergebrachten ist sowohl eine Gewähr für die Erhaltung des Rechtes wie ein Hemmschuh für die Verbesserung seines Inhaltes. So kam es

denn, daß der nach einer Veredelung des Rechtes unausgesetzt strebende Ihering trotz seiner packenden Darstellungsgabe, trotz seines zündenden Humors, nur in dem beweglichen Wien die Massen der Hörer durch die Macht seines Geistes zu fesseln wußte, nicht aber im Lande der vorsichtigen Niedersachsen. Hier hatte Justus Möser schon im vorigen Jahrhundert gelehrt, daß der Formalismus eine Gewähr der Freiheit, die Vernunft aber eine Handlangerin des Despotismus ist. Darum setzte gerade hier eine unbeugsame, festgewurzelte Praxis allen neuerungsüchtigen Zweckgedanken eine eisige Kälte entgegen, und darum fühlten gerade hier die Schüler Iherings, sofern es ihnen an einer anderweitigen juristischen Durchbildung fehlte, daß sie von dem Meister nicht immer Das erhielten, was sie wollten, nämlich feste, unbeugsame Formen, aus denen sie sich einen Gedankenbau zurechtzimmern konnten, sondern vielfach nur gährende Gedankenmassen, die sie nicht festhalten und nicht fortentwickeln konnten, weil ihnen dazu die Kenntnisse fehlten, die sie eben erst suchten. Aber nicht blos der Anfänger, auch der Praktiker verlangt eine vollständige, mit Sorgfalt von Widersprüchen gesäuberte Gesammtdarstellung des Rechtes und eine Anpassung an die üblich gewordene Redeweise von Dem, den er als Berather bei seiner Arbeit zuziehen soll. Beides fanden sie minder bei Ihering als bei Windscheid. So kam es denn, daß derjenige von beiden Rechtlehrern, der an neuen werthvollen Gedanken reicher war, hinter dem andern an inländischem Einflusse auf die Jugend und die Praxis weit zurückstand. Wir erkennen hierin die scharfe Scheidung, welche die Jurisprudenz von der Geschichte und der Philologie, der sie ihre Methoden entlehnt, absondert. Sie dient fortlaufenden Bedürfnissen der Rechtspflege. Sie darf auf keine der Fragen, die der Erledigung harren, mit einem „non liquet" antworten und muß vor allem bestimmte Auskunft geben Wem dies am Besten gelingt, der wird des größten Einflusses sicher sein. Aber gerade, weil dies der Fall ist, müssen wir es als ein besonderes Glück betrachten, daß keiner der beiden Männer allein den Ausschlag gab, daß ihre beiderseitige Macht nach verschiedenen Richtungen hin drückte und der Fortschritt der Wissenschaft in diesem Parallelogramme der Kräfte sich in der Diagonale fortbewegt hat. Dies gilt für die Redeweise der Juristen, wie für den Inhalt ihrer Ausführungen. Unsere Ausdrucksweise vermag sich wohl niemals ganz zu der Bildersprache Iherings zu erheben, aber sie strebt doch in höherem Maße, als es früher geschah, aus der besonderen Redeweise der Juristen, wie sie in Windscheids Werken den schärfsten Ausdruck fand, hinaus, um sich der Sprache zu nähern, welche allen wissenschaftlich gebildeten Kreisen des Vaterlandes gemeinsam ist, und richtet sich daher nach Iherings Vorbilde wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Die Eintheilung des Privatrechts suchen wir nach wie vor in Anlehnung an die strenge Gliederung des von Windscheid verfochtenen Systems zu gewinnen und erachten ihn in der scharfen Prägung der Sätze als Vorbild. Den Inhalt unserer Lehren statten wir aber mehr und mehr nach Iherings Vorbilde mit den lebendigen Bildern des wirklichen Rechtslebens aus und gewinnen die Lösung aller Zweifel mehr und mehr aus einer Quellenexegese, welche den römischen Juristen nicht eine moderne dialektische Denkweise unterschiebt, sondern die Dinge aus Iherings teleologischem Gesichtswinkel betrachtet, dem selben, der einstmals auch für die Römer, das Mustervolk des praktisch-politischen Denkens, maßgebend war und darum auch vom rein geschichtlichen Standpunkte der richtige ist. „Sie wollen wohl Iherings Wein in Windscheids Schläuche füllen?" sagte mir einmal ein

Verehrer des Göttinger Meisters im Hinblicke auf den Inhalt meiner Vorträge. Ich mußte dies bejahen und glaube noch jetzt an die Brauchbarkeit der alten Schläuche und die Güte des neuen Weins.

Wir sahen bisher, was beide Männer waren und noch sind, was aber werden sie der Zukunft sein? Wir werden nimmer ihres Gleichen sehen, wie wir bei ihren Lebzeiten ihres Gleichen neben ihnen nicht gesehen haben. Darum sind sie beide unersetzlich, aber vielleicht entbehrlich. Die neue Zeit wird völlig neue Aufgaben erfüllen müssen. Endlich bricht der Tag des für ganz Deutschland aufgezeichneten Rechtes herein. Der Gesetzestext wird an die Stelle der festen Formeln Windscheids treten, Zweckgedanken im Sinne Iherings werden in die engen Grenzen seines Wortlautes gebannt sein und daher Iherings Schriften, welche sich an die älteren Texte anlehnen, nicht mehr unmittelbar entnommen werden können. Sonach scheint es beinahe, als sollte ihr Geist nur in den Formen des Gesetzbuches fortzuleben bestimmt sein. Wer jedoch auf dem Boden der geschichtlichen Schule steht, dem auch beide schließlich in der Hauptsache nicht untreu geworden sind, der muß ihnen eine schönere Zukunft vorhersagen. Es ist zu hoffen, daß man die Verachtung der Rechtsgeschichte, die bei der Einführung des preußischen Rechtes sowohl der Rechtspflege als auch der Würdigung des Gesetzbuches Unheil brachte, nicht nochmals sich wird zu Schulden kommen lassen. Man wird jetzt wahrscheinlich den Inhalt der Gesetzesstellen aus seiner Vorgeschichte durch den Lauf der Jahrhunderte zu schildern suchen. Eine Kenntniß des römischen Rechtes aus seinen Quellen wird hierbei als Grundlage dienen müssen, und den Männern, die diesen Wissenszweig bearbeiten werden, wird Iherings Methodologie nach wie vor die Wege der Auslegungskunst weisen und Iherings Geist des römischen Rechts ein Vorbild jener Geschichtedarstellung sein, die nicht blos ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer, sondern eine Darstellung fortschreitender Ereignisse abzubilden vermag.

Während also Iherings Geist an der Eingangspforte der Rechtsgeschichte Wacht halten wird, wird Windscheid durch sein Lehrbuch die wichtigste Quelle der letzten Entwickelungstufe sein, welche dem neuen Gesetzesbuche voranging; denn es ist eine Quintessenz der deutschen Privatrechtswissenschaft unseres Jahrhunderts, nur zum Scheine aus römischen Texten als ihrer einzigen Quelle hergeleitet, in Wahrheit eine eigenartige, meist unbewußte Verschmelzung römischer und nachrömischer Gedanken. An Windscheids Werk wird sich zunächst Jeder wenden müssen, der aus dem neuen Gesetzbuche in den Schacht der Vergangenheit wird hinabsteigen wollen. Hier wird er besser als anderswo die Fühlung mit den älteren Quellen gewinnen können, aus denen die Rechtslehre unserer Zeit und mittelbar das neue Gesetzbuch herausgewachsen ist. Die Arbeit selbst aber, die in solcher Art von späteren Rechtspflegern mit und an den Schriften der Beiden geleistet werden wird, wird auf andere Zeiten und darum auf andere Bedürfnisse gerichtet sein, als die ihrige war. Das neue Gesetzbuch muß neue Zweckbestimmungen schaffen, denen man das Werk ihrer Hände wird anpassen müssen. Aber in der neuen Form werden selbst da, wo ihr Name vergessen werden sollte, die Folgen der Windscheidschen Sorgfalt und des Iheringschen Gedankenschwunges fortleben. Ihre Werke werden ihnen nachfolgen, solange es noch eine deutsche Rechtswissenschaft giebt.

Marburg. Professor Dr. Rudolf Leonhard.

Bauerntheater in Schliersee.

Ich bin gar kein Theatermensch, bin es nie gewesen und werde es voraussichtlich auch nicht werden. Ich habe weder für noch über die Bühne geschrieben. Was ich in dieser Hinsicht für ein Barbar bin, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn ich sage, daß ich anderthalb Jahre nahe bei Berlin gelebt habe, ohne nur ein einziges Mal im Schauspielhause gewesen zu sein und ohne einer Sudermann-Aufführung beigewohnt zu haben. Wahrscheinlich steht es damit im Zusammenhang, daß ich gestern Abend, als auf dem hiesigen Bauerntheater „'s Lieserl von Schliersee" gegeben wurde und der Portier des Gasthauses, wie er draußen geht und steht, primo amoroso spielte und mein eigenes Kindermädchen auf der Bühne Schuhplattln tanzte, eine größere Illusion empfand, als wenn ich Johannes Bockerath sich auf dem „Deutschen Theater" in den Müggelsee stürzen sah.

Seitdem ich nach Deutschland kam — und das ist schon über drei Jahre her — habe ich nur zweimal den Geist des deutschen Bauern angetroffen. Das geschah zum ersten Mal in dem Buche „Rembrandt als Erzieher", — einem Buch, das in der gesammten außerdeutschen Welt als das eigentliche literarische Zeugniß von einheimischer, germanischer Eigenart aufgefaßt wurde, welches vom jungen Deutschland abgegeben worden, und bei dem sich die 40 Auflagen und die Zeitungrezensionen vor der Zukunft gut balanciren werden. Zum zweiten Mal geschah es hier in Schliersee, auf und außer der Bühne.

Sonst nicht?

Nein.

Dann liegt vielleicht die Schuld an Ihnen selbst?

Ob? Ich habe mich jedenfalls in Berlin redlich, aber vergeblich bemüht, darüber Auskunft zu erhalten. Ich hatte, selbst aus einem Bauernlande stammend und wie früher in unreifen, so jetzt wieder in reifen Jahren von einer germanischen Bauernkultur träumend, ein großes natürliches Interesse daran. Ich fragte viele Leute aus sehr verschiedenen Kreisen: Wo ist der deutsche Bauer? Die gewöhnliche Antwort war ein rathloser, etwas verwunderter Blick. Irgend Jemand sagte: Es soll etwas dergleichen in Friesland sitzen. Ein junger Dichter, der naturalistische Dramen — und nach meiner Auffassung die besten in Deutschland — schreibt, erzählte mir, daß die Weichselniederung ein Sitz von reichen und unabhängigen Bauern

sei; aber als kulturelle Macht waren sie jedenfalls auch für sein Bewußtsein nicht vorhanden. Noch einer Antwort erinnere ich mich. „Brauchen Sie nicht das Wort Bauer“ hieß es — es handelte sich um einen Artikel über nordische Verhältnisse —, „das versteht man hier nicht. Bauern, das sind hier die Leute, die z. B. am früheren Weichbilde von Berlin Grund besaßen und durch dessen Verkauf steinreich wurden und übrigens fürchterlich rohe Protzen sind. Sie müssen Ihre Bauern Gutsbesitzer oder so was nennen.“

Was die Ausländer, und besonders wir germanischen Südskandinaven bei „Rembrandt“ so stark empfinden — und was wir bei den jüngsten Deutschen sonst durchaus vermissen — das ist eben der Bauerngeist. Man kann es vielleicht mit dem Rembrandtisten selbst noch besser den „Erdgeist“ nennen. Es ist dies ein Wort für eine Sache, die, Eins wie das Andere, exklusiv germanisch sind. Dieser Erdgeist ist die tiefste Schicht in unserer Rasse; in ihm wurzelt der Baum unserer eigenartigsten Kultur, springt die Quelle unserer eigenartigsten Poesie, fußt unser eigenartigster Gesellschaftbau: der Geist der Ackerkrume, dem Jahrhundert der Millionenstädte gegenüber; der Geist des kleinen Grundbesitzers, Herr seines Grundes und zugleich dessen Bearbeiter, in den Tagen der Rothschilds und des Proletarierthums; der Geist der lokalen Eigenthümlichkeit, den nivellirenden Centralisationbestrebungen entgegengestellt; der Geist der Innigkeit des abseits geführten Lebens, der Geist der Träumerei, der stillen tiefen Wälder, der stillen weiten Wiesen; der Alles durchdringende Geist der mütterlichen Erde, der Alles durchsäuernde scharfe Geruch des feuchten, schwarzen Humus.

Es ist mir schwer verständlich, daß die süddeutschen Bauern noch nicht ihren Dichter gefunden haben. Die Leute von Seldwyla haben ihren Gotfried Keller gehabt, die Leute von Stavenhagen ihren Fritz Reuter; und wie die deutsch-schweizerischen und die norddeutschen Bauern in jenen Dichterwerken immer leben werden, so auch in Anzengrubers Volksstücken ihre österreichischen Standesgenossen. Wo ist aber in der Literatur dieses Denkmal für den bayerischen Bauern? Und es ist dies desto mehr auffallend, weil ja eben der bayerische Bauer der in Kultur und Selbstbewußtsein Vorgeschrittenste zu sein scheint. Die starke, gesunde, ruhige Gährung, die jetzt gerade in dem hiesigen Volke waltet, mit all den nicht nur isolirt politischen, sondern allgemein-kulturellen Neubildungen, die daraus entstehen können, sollte ja doch aus dem Volke selbst heraus auch den Dichter dieser Vorgänge zu erzeugen vermögen. Den politischen Kampf, den die Bauern gegenwärtig hier zu kämpfen angefangen, haben ihre skandinavischen Brüder schon hinter sich; ich finde, hier vollzieht sich ungefähr der selbe Häutungprozeß wie droben vor 30 Jahren. Und vielleicht wird

auch der Gang der Entwickelung der ſelbe ſein, hier wie dort; vielleicht wird die nächſte Zukunft auch hier ſolche Züchtungherde des bäuerlichen Bewußtſeins entſtehen ſehen, wie die ganz eigenartigen däniſchen und norwegiſchen Volkshochſchulen im Norden es damals waren und noch ſind. Und wenn die Bauern, hier künftig wie droben ſchon jetzt, nicht nur die politiſche Macht, ſondern auch das Recht dazu haben, dann wird wohl auch einmal aus dieſem Schoße der mütterlichen Erde dasjenige eine Individuum hervorgehen, durch das der Erdgeiſt zum höchſten Kulturträger wird. Von dieſem Punkt aus geſehen, iſt die jetzige politiſche Bewegung ein Vorſpiel. Und von dieſem Punkt aus bekommt das Bauerntheater von Schlierſee ein ganz anderes Intereſſe als ein Theater.

Herr Dreher, vom Gärtnertheater in München, der regſame Leiter dieſer eigenthümlichen Bühne, geht zum Herbſt mit ſeinen Bauern-Schauſpielern auf eine Gaſtreiſe durch ganz Deutſchland. Erſt nach Berlin, dann weiter über ein halbes Hundert von Bühnen. Ich glaube, das wird, mutatis mutandis, Kaviar fürs Volk ſein, der Ausdruck ſei mir geſtattet. Es wird als eine feinere Art von Tirolerjodelei aufgefaßt werden. Das Theaterpublikum wird den ſchönen Trachten und dem munteren Schuplattln applaudiren, und die Rezenſenten werden ſich über die Naivetät des Volkes, die ſie gar nicht empfunden haben, verbreiten. Und doch — wer weiß: vielleicht werden bei einzelnen Zuſchauern unbewußte Gefühle ſich regen, verblaßte Erinnerungen ſich wieder mit Farben ſättigen und die Sehnſucht der Zeit eine Richtung erhalten, wo ſie produktiv werden kann. Für Viele, auch unter Denen, die darin nur ein Theater ſehen, wird bei einem Vergleiche mit dem Bauerntheater das feine Theater in die Höhe ſchnellen, das ſchon längſt nicht mehr als ein Spiegel der Zeit aufgefaßt wird, noch weniger als eine Bildunganſtalt, ſondern — in allen Ländern — als Filiale der Börſe und der steeple-chase-Rennen. Wie es auch damit ſein mag: das Bauerntheater von Schlierſee gehört intim nur hierher, wo Bauern auf der Bühne für Bauern im Saale ſpielen.

Schlierſee iſt ein kleiner Flecken in Oberbayern, eben da belegen, wo die Hochebene aufhört und die erſte Thalkluft ſich zwiſchen die Ausläufer zweier Gebirgsketten hineingräbt. Das liebliche Städtchen ſtreckt ſich an einem kleinen See hin, in deſſen durchſichtigem Gebirgswaſſer die ſchlanken, delikaten Saiblinge hin und her gleiten. Auf den Abhängen liegen Villen und Bauernhöfe in Obſtgärten eingebettet; höher dehnen ſich weite grüne Wieſen mit Kuhheerden bis hinauf zu gemiſchten Fichten- und Buchenwäldern, die die langgeſtreckten Kämme und die kegelförmigen Spitzen hoch droben in der blauen Luft mit Dunkelſchwarz und Hellgrün bekleiden.

Neben dem erſten Gaſthaus des Ortes, von wo man einen ſchönen

Ausblick auf den See und die Gebirge bei bestem Leistbräu genießen kann, liegt ein bescheidenes Holzgebäude. Das ist das Bauerntheater. Da wird jeden Sonn- und Feiertagabend gespielt, d. h. sehr oft; denn bis jetzt jedenfalls sind die Feiertage in erstaunlicher Menge vorhanden gewesen. Der Katholizismus will es so; aber ich glaube, das Volkstemperament fühlt sich dabei gar nicht durch Priesterzwang eingeengt; in diesem glücklichen Lande, wo ich keine rechte Armuth gesehen habe, ist es noch Natur, sich gute Zeit zu lassen. Wenn man so am Feierabend um 7 Uhr hineintritt, befindet man sich in einem großen Saale, wo Leute, gut die Hälfte in Volkstracht, an langen Tischen sitzen und Bier trinken. Vor dem Vorhange, auf dem eine Gesellschaft Gebirgswanderer von einem vorspringenden Fels in das schöne Bayernland hinausblickt, in Biergemüthlichkeit oder in jugendlichem Enthusiasmus, spielen die Musikanten von Schliersee ein Stück auf. Und wenn darauf der Vorhang in die Höhe geht, z. B. überm „s'Lieserl von Schliersee", sieht man droben auf der Bühne vor sich eine Ecke von dem selben „Seehaus", in dem wir Zuschauer sitzen, und im Hintergrund die leibhaftige Kirche von Schliersee; die Leute, die sich in diesen Lokalitäten bewegen, sind auch die Leute von Schliersee, der Gastwirth, der Bader, der Maler, der Metzger, die Gastwirthfrau und die Küchenmagd. Wenn es angeht, ohne alle Maskirung; in Kleidung, Haar und Bart genau die selben, wie man ihnen noch vor einer halben Stunde im Wirthsgarten begegnete, und mit den selben Manieren.

Das Spiel ist hier Alles; darauf kommt es an. Die Stücke sind gewiß keine gottbegnadeten Dichterwerke; desto erstaunlicher ist es, daß sie so absolut glaubwürdig wirken. So wie sie dargestellt werden, kommt man keinen Augenblick auf den Gedanken, daß die Vorgänge, die sich hier abspielen, nicht ganz alltägliche Vorgänge seien, die sich jeden Augenblick unter diesen Leuten — den Leuten droben auf der Bühne und den Leuten drunten im Zuschauerraum — ereignen. Ich habe den Verdacht, daß die Stücke oder die Novellen, nach denen sie bearbeitet sind, an sich gar nicht zu lesen wären; so gespielt wie hier, machen sie den Eindruck absoluter Selbstverständlichkeit.

Diese Bauernschauspieler sind alle von Schliersee und Umgegend. Einige wohnen z. B. im benachbarten Miesbach und spielen im Gärtnertheater in München. Andere haben das früher gethan, sind dann aber zu ihrem bürgerlichen Beruf zurückgekehrt. Die Meisten sind jedoch immer die selben Bauern und Handwerker gewesen, die sie noch sind; es würde ihnen gar nicht einfallen, die Schauspielerei als Beruf auszuüben. Der Herr Metzger Xaver Terofal ist ein Komiker ersten Ranges, der mich mehr als einmal an den göttlichen Olaf Paulsen in Kopenhagen erinnert hat

und der wohl auf jeder erſten Bühne Karriere machen könnte; aber danach trachtet er nicht, er „wird nie von die Berg' weggehn". Dieſe Leute beſitzen zwei Eigenſchaften, durch die ſie ihre große Wirkung erreichen. Erſtens ein angeborenes ſchauſpieleriſches Talent, etwas, das hinter aller Schulung liegt und das dem Volke im Blute ſteckt; zweitens benehmen ſie ſich in Sprache und Geberden durchaus natürlich. Es giebt nichts Angelerntes. Ich habe keinen falſchen Tonfall gehört, obgleich gräulich ſentimental-pathetiſche Szenen vorgekommen ſind. Ich glaube, das kommt daher, weil ſie ſehr genau wiſſen, daß drunten ein furchtbar kritiſches Publikum ſitzt, nicht die Fremden, bewahre, aber die anderen Schlierſeer. Dieſe Raſſe hier hat ein allzu gutes Selbſtbewußtſein, als daß ſie ſich anders benehmen ſollte, als ihr natürlich iſt. Ich bin ziemlich viel in der Welt herum gekommen und habe unter verſchiedenen Völkern gelebt; aber ich habe noch keines gekannt, unter dem man ſich ſo raſch zu Hauſe fühlt. Das Protzen iſt nur ein Ausſchlag des Gefühls der eigenen Unzulänglichkeit; hier können die Leute ſo zugänglich ſein, weil ſie eine Selbſtſicherheit und einen Stolz beſitzen, die ſie gar nicht nöthig haben, immer hervorzukehren.

Ob nicht dieſes Bauerntheater von Schlierſee für meinen Freund Bruno Wille ein Vorbild ſein ſollte, nach dem er ſeine Volksbühne einrichten könnte? Es giebt eine Intimität, die nur innerhalb eines Geſellſchaftmilieus zu empfinden und wiederzugeben iſt, die aber nicht nach außerhalb vermittelt werden kann. Das jetzige Theater iſt ein Bourgeoiſietheater, wo Stücke aus dem Leben der Bourgeoiſie, verfaßt von Leuten aus dieſer Klaſſe, für ein Publikum aus dieſer Klaſſe geſpielt werden. Die Intimität iſt da vorhanden — für die Bourgeoiſie. Nicht aber für den Bauern oder für den Arbeiter. Die Eigenthümlichkeit, durch die ſich der eine Stand von dem andern unterſcheidet, iſt nicht eine mit dem Verſtand zu faſſende und zu zergliedernde, — dann wären wohl alle Mauern im ſozialen Verkehr ſchon längſt zerſprengt; ſondern ſie iſt ein unſichtbares und ungreifbares Etwas, das nicht da iſt und das immer da iſt, das auf tauſend geheimen Wegen hineinſchlüpft, um geheim zu wärmen oder zu erkälten, anzuheimeln oder zu entfremden. Dieſe unſichtbare Leitung von Bühne zu Zuſchauerraum hat mich im Schlierſeer Bauerntheater verwundert; und ich habe mich dabei oft gefragt: Was würde das für unberechenbare kulturelle Folgen haben können, wenn einmal aus dem Bauernſtand ein wirklicher Dichter entſtände, deſſen Werke von Bauern für Bauern geſpielt würden, wie jetzt die Werke von Bourgeoiſiedichtern von Bourgeoiſieſchauſpielern für das Bourgeoiſiepublikum geſpielt werden?

Schlierſee. Ola Hanſſon.

„Victoria".

„Es war kein Sturm, es war keine Schlacht,
Es drohte kein tückisches Riff —
Man hat eine falsche Bewegung gemacht,
Das kostet dem Staat das Schiff;
Man hat nicht ganz richtig manövrirt,
Dadurch fuhr seitlings der Stahl —
Das Schiff von den Wellen verschlungen wird,
Und das Schiff trug den Admiral —
Uebrigens auch vierhundert Mann."

Die Blätter bringen die Trauermär
Zwischen Wahlkampf und Kammerskandal;
Sie beklagen das stolze England sehr
Um das Schiff und den Admiral —
Selbst die Börsen notiren voll Mitgefühl
Den Verlust am Staatskapital;
Ein falsches Manöver — das kostet viel —
Das Schiff und den Admiral —
Natürlich auch vierhundert Mann.

Doch in Londons Straßen da wogt es herauf
Und weint und schluchzt zumal;
Zum Himmel schrillt schneidende Klage auf,
Nicht um's Schiff und den Admiral —
Wo sind unsre Männer, wo ist unser Sohn,
Gebt uns unsere Väter zurück!
Hört ihr den herzzerreißenden Ton?
Begreift ihr das Jammergeschick
Der Waisen der vierhundert Mann?

Und schaudernd die Menge zur Seite weicht,
Denn sieh, es ziehen heran,
Die Augen verglast und die Haare feucht,
Die Ertrunkenen Mann für Mann —
Mit triefenden Kleidern und geisterndem Gang,
Das Antlitz leichenfahl —
Sie heben die Hände mahnend und bang,
Sir George, der Admiral,
Und seine vierhundert Mann.

Aus der Tiefe gekommen, in die Tiefe zurück —
Und das Meer liegt in schweigendem Glanz —
Was wissen die Wellen von Menschengeschick,
Von Ruhm und Siegeskranz — —
Es war keine Schlacht, keine Sturmesnoth,
Doch richtet ein leuchtendes Mal,
Denn es starb für euch den Heldentod
Der tapfere Admiral
Mit seinen vierhundert Mann.

Hamburg. Theodor Suse.

Aus der Talmudschule.

„Talmudschule" ist eigentlich ein Euphemismus. Denn nichts war uns so fremd wie schulmäßige Disziplin. Planlos, regellos war unser Studium — aber ernst und schwierig und vielseitig war es. Denn wir disputirten über Wechselrecht, Scheidungakte, Ritualgesetze, Zeugenverhör, Heilkunde, Bibelexegese, Religionphilosophie, Mystizismus, Astronomie und was da noch mehr war. Unsere Disputationen waren scharfsinnig und spitz: so ist der Talmud, so sind seine zahlreichen Erklärer. Uns interessirte nicht das Meritorische der Fragen — waren doch die behandelten Fälle vorwiegend imaginärer Natur —, unser Studium war eine logisch-formalistische Denkübung. Dabei aber beherrschte die Unlogik unsere Lernweise. Mit der gewöhnlichen Schulintelligenz bringt man es eben hier nicht weit: im Osten gehört zum Talmudstudium ein Hyperscharfsinn, eine springende Denkweise, auf deren Verlängerunglinie die Verkehrtheit liegt. Da genügt eine verblüffende Wortanalogie, um turmhohe Schlußfolgerungen zu ziehen. Ein geistreicher Sprung, und der Talmudjünger ist über so und so viele Mittelglieder ruhig hinweg. Von einer methodischen Synthese, von einem denkrichtigen Aufsteigen vom Besonderen zum Allgemeinen ist hier keine Spur.

So war unser Studium.

In unserer Weltanschauung waren wir engherzig und beschränkt. Die talmudische Dialektik erschien uns als der höchste Ausdruck menschlicher Weisheit, dem gegenüber alle Wissenschaft und Philosophie verschwindend klein und werthlos sein muß. Die technischen Errungenschaften unserer Zeit betrachteten wir — insofern sie uns bekannt waren — als bloße Handwerkerleistungen, als Produkte physischer Fertigkeiten, die mit dem intellektuellen Kolossalbau der talmudischen Literatur nicht verglichen werden können. In unserer Durchgeistigung fehlte uns für das technische Genie jedes Verständniß. Und wie kläglich erschienen uns alle Diejenigen, denen der Talmud fremd war! Arme Naturen, Halbköpfe, denen die Freude am Spintisiren nie zu Theil geworden; jämmerliche, beschränkte Automatengeschöpfe, die blos aus Langeweile am thierischen Körper oder an allerhand Maschinerien gedankenlos herumexperimentiren. „Dazu gehört doch kein Scharfsinn", — und was ohne Scharfsinn gemacht wird, das verachteten wir grundsätzlich. Wir waren, ohne es zu wissen, etwas von dem Nietzsche'schen Uebermenschen; aber nicht in sittlichem, sondern in geistigem Sinne. Frei von allen dogmatischen Fesseln Aristotelischer oder Millscher Logik, hatten wir eine eigene, eine „Herrenlogik". Und fromm waren wir dabei und unerschütterlich in unseren religiösen Anschauungen. Es giebt keine Institution im gesellschaftlichen und geistigen Leben Europas, die mit der autoritativen Machtstellung des Talmuds innerhalb des osteuropäischen Judenthums verglichen werden könnte. Alle Urtheile, Anschauungen, Grundsätze, die uns der Talmud suggerirt, wirkten auf uns mit der Macht von

Zwangsvorstellungen. Es lag in ihnen etwas psychologisch Unfehlbares, Etwas das den Stempel der unumstößlichen Wahrheit in sich trägt.

So blieben wir beschränkte, unverbesserliche Vollblutsschwärmer: unser Leben reich an geistiger Gymnastik, unsere Phantasie durchtränkt von einem religiösen Mystizismus — Idealisten in üblem Sinne bis zur Lächerlichkeit.

In diesen Anschauungen und in dieser Lebensweise bin ich zwanzig Jahre alt geworden.

Dann kam der Umschwung.

Die Brücke, die mich vom Talmud zur europäischen Kultur geführt hat, war die neuhebräische Literatur. Hier eine kurze Erklärung in parenthesi.

Mit der verfassungmäßigen Gleichberechtigung der europäischen Juden am Ende des achtzehnten Jahrhunderts beginnt auch eine neue Blütheperiode ihres nationalen Geisteslebens. Die sogenannte „Measfim"-Schule in Berlin und Königsberg versucht es zunächst, moderne Stoffe hebräisch zu behandeln. Diese literarische Spielerei wird aber zu einer ernsten Aufklärungliteratur, als sich die neuhebräbische Literaturbewegung in ihrem weiteren Entwickelungsgange immer mehr nach Osten verschiebt, um endlich, in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, in Rußland und Galizien ihren Höhepunkt zu erreichen. In poetischer und prosaischer Form wird hier alles Ueberwundene, Ungesunde, Unzeitgemäße an der Kultur des alten Judenthums bekämpft. Die talmudische unwissenschaftliche Methode, die engherzige Buchstabendenkweise des Schulchan-Aruch und dessen Observanzen (insofern sie für den modernen Juden aus gesellschaftlichen Rücksichten undurchführbar sind), die jüdische Exklusivität in Erziehung und Lebensweise — alle die Ueberreste einer alten, überwundenen Zeit, die die Tradition geheiligt, werden von einer stattlichen Reihe hochbegabter, neuhebräischer Schriftsteller, die in der europäischen Schule gebildet sind, mit revolutionärem Eifer in den Staub gezerrt. Es ist eine Literatur der Stürmer und Dränger; das sozialpolitische Bedürfniß, aus dem sie hervorgegangen, der Reiz des Radikalen und der sittliche Ernst ihrer Vertreter sicherten ihr den Erfolg.

So war nun — um die Parantheſe abzuschließen — die Lektüre beschaffen, die mich nunmehr auf neue Bahnen führen sollte. Freilich war schon das bloße Lesen dieser Bücher ein kühnes Wagniß. Wurde doch von unseren Eltern und Vorgesetzten streng darauf geachtet, daß wir ja nicht derartige ketzerische Schriften in die Hand bekämen. Und wurde einer bei der Lektüre eines neuhebräischen Buches ertappt, so wurde er aus der frommen Gemeinschaft für immer ausgeschlossen.

So hatte diese Lektüre, abgesehen davon, daß sie neu war, auch noch den viel stärkeren Reiz des Verbotenen. Und wir lasen mit dem uns anerzogenen Eifer.

Das waren reiche Stunden. Der europäischen Geistesblasirtheit sind solche Genüsse fremd. Vor uns lag der dickleibige Talmudfoliant — unsere einzige Legitimation — und darüber ein ganz kleines, neuhebräisches Büchlein — eine Erzählung von P. Smolensky, eine Gedichtsammlung von J. L. Gordon oder Micha Löwensohn —, das natürlich flink hinter den Folianten gesteckt wurde, so oft ein Unberufener in unsere Nähe kam. Und wir verstanden, was wir lasen — denn es war ja hebräisch, unsere Studiensprache.

Und was für eine neue, schöne Welt war das, die sich uns hier aufthat!

Also giebt es auch eine Weisheit jenseits von der talmudischen Seifenblasenlogik und eine Wissenschaft außerhalb der formalistischen Geistesgymnastik. Da draußen giebt es also ein reiches, volles Geistesleben, von dem wir uns hier in unserer engen Talmudstube nichts haben träumen lassen. Da giebt es eine Kunst, die die Herzen bezaubert, und eine Poesie, die das Innerste des Menschen durchschaut, und eine Wissenschaft, die das Dasein und seine Formen erforscht und erklärt. Da draußen kennt man keine kleinkrämerische Buchstabentüftelei, da zerbrechen sich nicht die Leute ihre Köpfe über nichts und wieder nichts. Da beschäftigt man sich mit dem Menschen und der Natur und dabei kommt Etwas heraus, was wissenswerth und nützlich ist.

Und wie frei ist man in dieser schönen Welt. Da giebt es keine Zwangsjacke überwundener Observanzen. Da ißt man, trinkt man und lebt man nicht nach asiatischen Rezepten aus dem vorigen Jahrtausend, sondern ganz nach eigenem Gutdünken.

Und reizend ist das Leben in dieser neuen Welt. Da lasen wir in den neuhebräischen Romanen von den europäischen Salons, dem freien, gesellschaftlichen Verkehr, und uns ergriff ein banges Sehnen. Wie finster und arm war unsere Jugend im Vergleiche mit der, die uns hier geschildert wurde. Was wußten wir von Tanzabenden, von Theater und Eisgesellschaften. Wie fern waren wir von diesem hellstrahlenden, freudenreichen Leben, wir, die wir uns nie einem Weibe nähern, ihm nicht ins Gesicht sehen durften.

Diese schöne Welt mit ihrer geistigen und gesellschaftlichen Freiheit lockte uns verheißungvoll und verleidete uns unsere düstere Talmudstube. Uns beseelte ein mächtiges Begehren, die Talmudstube zu verlassen und in die schöne, freie Welt zu treten.

Unsere alten Ueberzeugungen waren erschüttert, unser Geistesleben war zerstört.

Jetzt mußten wir das neue Leben suchen, ins goldene Land der Verheißung ziehen.

Begeistert und lernbegierig machten wir uns zunächst an das Studium der deutschen Sprache. Steht doch diese unserem jüdischen Jargon am Nächsten. Und schon lasen wir — es war unsere erste deutsche Lektüre — Schillers Gedichte.

Natürlich nach der gewohnten Tüftelmethode.

Da lasen wir „Amalia“:

„Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!“

Was folgt daraus? Wenn irgend einer Amalia Lippen zitterten, kann es mir doch gleichgiltig sein. Schließlich wird sie älter und vernünftiger.

Soll das das verheißene Land der Kultur sein? Und fand der große deutsche Dichter nichts Interessanteres im Seelenleben der Menschen, als daß ein unbesonnener Jüngling einen koketten Backfisch im Dunkeln liebkost und mit ihm allerhand Narrenpossen treibt, um dann, wenn er vernünftiger geworden: vivat sequens! zu rufen und endlich vielleicht eine „reiche Partie von außerhalb“ zu machen? Giebt es keine anderen Kämpfe, Leidenschaften, Regungen, Begierden als diese eitlen Liebeständeleien?

Wußte ich doch davon so viel zu erzählen, von diesen seelischen Kämpfen, diesem unwiderstehlichen Drange nach Wissen, diesem Ringen nach einer neuen Lebensanschauung, diesem Sichlosmachen von allem Angelernten, Angewöhnten, von Allem, was mir zweite Natur geworden. Wie unvergleichlich höher schienen mir diese unbesungenen Kämpfe eines Kulturmärtyrers aus der östlichen Talmudstube, als die überspannten Ergüsse eines braven Jünglings an seine übrigens erzdumme Amalia!

Dann las ich Kant. Die unreifen talmudischen Ueberläufer greifen regelmäßig nach dem Höchsten. Sie verwerfen grundsätzlich jede Systematik.

Auch hier tauchten ähnliche Skrupel in mir auf, freilich anders geartet. „Existiren die Dinge an sich, oder sind sie blos Erscheinung?" Gewiß existiren sie. Uebrigens scheere ich mich um sie den Teufel, ob sie existiren oder nicht. Wenn es draußen kalt ist, lege ich meinen Winterrock an. Der wärmt mich, gleichviel ob er Erscheinung, Monade, Idee oder Ding an sich ist. Wenn ich hungrig bin, lasse ich mir ein Beefsteak geben. Das sättigt mich. Wenn auch Erscheinungen sättigen — gut, dann sind ja Erscheinungen eben Dinge an sich. Aber wozu das Alles? Wer fragt danach und wem soll damit geholfen werden?

So war meine erste Lektüre beschaffen. So war der erste Eindruck den sie auf mich gemacht.

Die Zeit und mein nimmer müder Fleiß brachten mich in das richtige Gleise. Nachdem der erste Erkenntnißrausch vorüber war, durfte ich an einen Lebenszweck denken.

Ich unterließ das platonische Bücherlesen und widmete mich systematischen Gymnasialstudien. Ich sollte „Doktor" werden. So wurde ich in die Anfangsgründe der Physik und Algebra, in die Naturwissenschaften und das klassische Alterthum eingeführt. Meine Fragesucht verschwand allmählich; ich lernte mit der Zeit, mich mit den Dingen abzufinden.

Dann ging ich den gewöhnlichen Weg. Nach bestandenem Examen bezog ich die Universität und eignete mir eine umfassende, allgemeine Bildung an.

Jetzt bin ich ein europäisch gebildeter Jude, kein „Asiate" mehr. Aber die gefährliche Reise, die ich von Asien nach Europa gemacht und der Sprung, der mich über zwei Jahrtausende menschlicher Geistesarbeit mit einem Male hinwegbrachte, haben mir Eines gesichert: meinen sittlich-geistigen Ernst.

Ich bin gegen alle Blasirtheit für immer gefeit.

Lemberg. M. Ehrenpreis.

Das Caprivi-Denkmal.

An die Kreuzzeitung, die mit anderen alten Sitten auch die freundliche Gewohnheit der Briefkastenkorrespondenz sich aufbewahrt hat, war neulich die Frage gelangt, wie es eigentlich denn nun mit dem Bismarck-Denkmal stehe, für das eine schwere Menge von Markstücken doch gesammelt sei. Die Redaktion that, was Redaktionen sonst niemals thun: sie gestand ihre Unwissenheit und versprach, der Sache doch einmal nachzuforschen. Dieses Versprechen stachelte meinen Neid; ich gelobte mir, Alles daran zu setzen, um, früher noch als die Kreuzzeitung, auszuspüren, welches Schicksal der wider den Wunsch und Willen Eugens Richter aufgebrachten Million nun beschieden sein könnte; und was ich aus der bekannten besten Quelle und von den noch bekannteren maßgebenden Persönlichkeiten darüber vernommen habe, das sei aus nächtiger Verborgenheit nun hier ans Licht gebracht.

Der Gedanke, in der Reichshauptstadt ein Denkmal für Bismarck zu errichten, darf heute als definitiv aufgegeben betrachtet werden. Dieser Gedanke konnte überhaupt nur in den verworrenen Köpfen unklarer Enthusiasten und erbärmlicher Speichellecker auftauchen, die sich von dem Glanz einer gemachten Reputation blenden ließen und in einem kleinlichen und zänkischen Egoisten den überragenden Säkularmenschen anbeteten, den ihre ausschweifende Phantasie oder ihre knechtschaffene Gewissenlosigkeit sich aufgethürmt hatte. Durch die Ereignisse der letzten Jahre sind nun aber selbst die naivsten Seelen von ihrem Heroenwahn gründlich geheilt worden. Den einsichtigen Vertretern wahrer Wissenschaftlichkeit zwar, einem Mommsen, einem Virchow oder Bigelow, war längst jeder Zweifel darüber geschwunden, daß Bismarcks fehlerhafte und abenteuerliche Politik nur von Moltke aus ihren Sackgassen herausgehauen worden war, und daß dieser Politik, in ihrem jeder humanen Regung baaren Realismus, auch die elende Interessenwirthschaft, das Wachsen der sozialdemokratischen und der antisemitischen Bewegung und alle die anderen Schändlichkeiten zuzuschreiben sind, die von den Volkswirthen der Thiergartenstraße schon lange bejammert werden. Seit im Juni des vorigen Jahres nun vollends die für Alle gemeine Norddeutsche „mit Schrecken" erkannt hat, „daß die Erinnerungen des Fürsten Bismarck bereits anfangen, sich völlig zu verwirren", und daß „die Männer, denen die ehrenvolle Berufung zu Theil geworden, das Werk des Fürsten Bismarck fortzuführen, vor der Aufgabe stehen, ihre Arbeit vor Allem zu schützen vor dem Manne, dessen Schöpfung sie erhalten sollen," — seit in so vortreff-

lichem Deutsch so vortreffliche Gesinnungen vertreten worden sind, ist auch der letzte Schleier gefallen und die allzu lange bethörte Nation hat erkannt, vor welchen Altären sie gekniet hatte. Für ein Standbild des Reichsnörglers ist in der Reichshauptstadt kein Platz; Herr Zelle würde es nicht dulden und kein Bildhauer, dem auf einen Staatsauftrag irgend noch eine Hoffnung bleibt, würde sich dazu hergeben, mit seiner Kunst den Mann zu verherrlichen, der muthwillig jetzt den eigenen, immer recht dürftigen Lorbeer selbst völlig entblättert hat.

Mannesmuthig hatten alle Abonnenten gewalkter Lumpen, alle Mitglieder unentwegt fortschrittlicher Bezirksvereine zu dieser tief sittlichen Ueberzeugung sich durchgerungen und nur eine Frage beschäftigte sie noch, diese: Was wird aus dem gesammelten Gelde, was wird aus der schnöde dem Volke abgeschwindelten Million? Einen Augenblick dachte man daran, sie dem Fonds für die Niederlegung der Häuser zu überweisen, die von den Fenstern des Schlosses die Aussicht hindern. Weil aber, Dank dem energischen Eingreifen namhafter Vertreter der bürgerlichen Selbstverwaltung, der großartige Plan ohnehin schon gesichert erschien, wurde der flüchtige Einfall rasch wieder aufgegeben, die Million blieb liegen, in müßiger Ruhe, und zum Zins häufte sich Zins.

Da traten erprobte Patrioten auf, die selben, die für den Wahlfonds liberaler Freunde der Militärvorlage zum Sammeln geblasen hatten, und riethen, weil für die neue lex Huene eine imposante Mehrheit doch nun gesichert sei, dem Manne ein Denkmal zu setzen, der in kurzen drei Jahren so herrlich weit uns gebracht hat und dessen bescheidener Thatkraft der verdiente Lohn in vollem Umfange noch immer versagt blieb. Die Berathung wurde geheim gehalten und „streng vertraulich!“ stand auch auf dem Schriftstück, das an die gütigen Spender für das Bismarck-Denkmal dann in die Lande ging und dessen Inhalt also lautete:

„Mitbürger in Stadt und Land!

Unter dem Eindruck einer irre geleiteten öffentlichen Meinung habt Ihr von Eurem sauer erworbenen Vermögen reichliche Opfer gebracht, um noch bei seinen Lebzeiten einem Staatsmanne, von dessen Größe und Bedeutung schwindelhafte Vorstellungen verbreitet wurden, ein Denkmal zu setzen. Heute seht Ihr klar und es kann nicht mehr unsere Aufgabe sein, Euch daran zu mahnen, wie über die politische Einsicht eines Volkes die Geschichte urtheilen würde, das den Vater der Lebensmittelvertheuerung, der Liebesgabe, des Rassen- und Klassen-Hasses, der Schnaps- und Schweine-Politik durch ein Standbild ehrte. Nicht jedes Verdienst soll diesem Staatsmanne bestritten werden; aber jedes Verdienst hat er dadurch wett gemacht, daß er mit dem Amt nicht zugleich auch den Verstand aufgab und

daß er sich erdreistete, mit seinem unerbetenen Rath nörgelnd hinter dem Reichswagen einherzupoltern.

Mitbürger in Stadt und Land!

Nur um Euch braucht Ihr zu sehen, auf das gewaltig gewachsene Ansehen unseren Deutschen Reiches, auf die festere Knüpfung des Bandes zwischen der Dynastie und dem Volk, auf das Erstarken des Einheitgefühles in den deutschen Stämmen, auf den blühenden Wohlstand Eurer Felder und Fluren, Eures Handels und Gewerbes, um des bedeutsamen und erfreulichen Wechsels der Zeiten Euch dankbar bewußt zu werden.

Wer hat die Grenzen geöffnet und Euch wohlfeile Nahrung an Feldfrüchten und Fleisch verschafft? Wer hat das letzte Stück deutscher Erde dem Reich zugeführt und sich bestrebt, an fernen Fieberküsten den deutschen Besitz einzuschränken? Wer hat es gewagt, mit dem Atheismus, dem Antisemitismus, dem Bimetallismus, dem Protektionismus und unzähligen anderen Landplagen den schweren Kampf aufzunehmen? Wem ist es gelungen, die Sozialdemokratie mit geistigen Waffen, ohne Zwang und Gewalt, niederzustrecken und in die Berathungen der Volksvertreter jene ruhige und vornehme Tonart wieder einzuführen, die eine rücksichtlose Selbstsucht daraus verscheucht hatte? Wer hat nach außen sowie im Innern uns den Frieden gesichert und mit Vertrauen die Freunde, mit Schrecken die Feinde erfüllt?!

Mitbürger in Stadt und Land!

Ein Name schwebt, als Antwort auf so viele Fragen, Euch auf der Lippe: der Name des großen Grafen Caprivi. Und in dem Augenblick, wo es diesem Manne gelungen ist, durch einen genial entworfenen und fast noch genialer vertheidigten Militärplan, den die überwältigende Mehrheit der Nation gebilligt hat, die Ehre, die Sicherheit und die Zukunft des Deutschen Reiches fest zu begründen, in dem Augenblick treten wir vor Euch hin, mit der ernsten und dringenden Mahnung, eine verzeihliche Uebereilung gut zu machen und das Geld, das zur Verherrlichung einer eitlen Scheingröße dienen sollte, nun dazu zu verwenden, daß einem wahren Mehrer des Reiches ein Standbild gesetzt werden kann. Schon haben alle Behörden sich mit unserem Plane einverstanden erklärt, schon hat, in langjährig bewährtem Patriotismus, die Verwaltung der Reichshauptstadt sich für die unentgeltliche Ueberlassung eines Baugrundes ausgesprochen, schon sind die hervorragendsten Künstler mit begeistertem Eifer an die beispiellos große Aufgabe herangetreten, und nichts fehlt mehr zum Gelingen des Werkes als Euer Spruch, dem wir in festem Vertrauen auf Eure politische Reife ruhig entgegensehen.

Der Ausschuß zur Vorbereitung des Caprivi-Denkmals.“

Beigefügt war eine unfrankirte Postkarte, auf der zu lesen stand: „Der Unterzeichnete wünscht nicht, daß sein Beitrag vom Jahre 189.. jetzt für das unter hohem Patronat geplante Caprivi-Denkmal Verwendung findet. (NB. Wenn diese Karte nicht binnen drei Tagen unterzeichnet an ihre Adresse zurückgelangt ist, wird der Beitrag für den neuen Denkmalsplan verwendet.)" Das war eine ungewöhnliche, aber nicht unklug gewählte Form eines Plebiszits: alle Beamten, Offiziere, Hoflieferanten, alle Leute, die für sich selbst oder für Söhne, Brüder, Töchter, Neffen und Basen nach oben hin Rücksichten zu nehmen hatten, mußten sich mindestens dreimal besinnen, ehe sie so in hellster Oeffentlichkeit von einer Huldigung für den kommandirenden Staatsmann sich ausschließen durften. In der nächsten Ausschußsitzung wurde denn auch verkündet, daß nur fünfzehn Beiträge in der Gesammthöhe von 112 Mark und 75 Pfennigen zurückgezogen worden seien. Sofort legte der Geheime Kommerzienrath Geldborger volle 113 Mark auf den Vorstandstisch nieder und man trennte sich in dem erhabenen Bewußtsein, daß durch ein unzweideutiges Volksvotum, ohne Agitation, ohne harten oder auch sanften Zwang, die Kosten für das Caprivi-Denkmal in drei Tagen aufgebracht worden waren, während die Freunde des Herzogs von Lauenburg länger als ein volles Jahr für ihren Säkularmenschen um die selbe Summe gebettelt hatten.

So weit waren die Dinge gediehen, als ich von dem Plane Kenntniß erhielt. Da war ja endlich die ersehnte Gelegenheit, löblichen Eifer zu zeigen und Beliebtheit sich und am Ende gar einen Kronenorden zu erwerben. Mit Plastik habe ich mich zwar nie vorher abgegeben; aber ist Herr Kunze nicht, der doch auch nur ein Laie war, durch ein Denkmalsprojekt zu hohem Ruhme gelangt, und soll, wenn die Entrüstung Verse zu diktiren vermag, die Begeisterung nicht im Stande sein, der ungeübten Phantasie sogar Schwingen zu leihen? Immerhin: ich habs gewagt, und nachdem ich den geheimen Plan doch nun einmal hier enthüllt habe, soll auch mein Denkmalsentwurf nicht scheu im Busen verborgen bleiben.

Die Platzfrage hat mir manches Bedenken erregt. Zuerst dachte ich an eine Insel mitten im Ententeich, mit der Aussicht auf das Schloß und die Börse. Aber der Raum wäre beschränkt und das könnte zu ärgerlichen Mißdeutungen den Anlaß geben. Auch wurde mirs, je mehr ich der Sache nachdachte, immer deutlicher, daß man nur an der Stätte seines erfolgreichen Wirkens und Schaffens dem Kanzler das Standbild errichten darf. Dazu ist nur die Ausquartirung der Reichskanzlei und des Auswärtigen Amtes nöthig, für die im Kriegsministerium mühelos und bequem die entsprechenden Räumlichkeiten frei gemacht werden können. Inmitten herrlich prangender Anlagen, zwischen der Wilhelmstraße und dem Thiergarten, würde sich dann

das Denkmal erheben, natürlich in leuchtendem Gips, und der große deutsche Staatsmann stände so dem großen deutschen Dichter gegenüber und er könnte gleichzeitig doch auch das Brandenburger Thor, durch das von Petersburg bekanntlich der Weg nach Konstantinopel führt, im Auge behalten. Wie günstig diese Lage für feierliche Versammlungen des Thiergartenfreisinns ist, das braucht eigentlich kaum angedeutet zu werden.

Trotz seinen laut gepriesenen Bürgersitten wird man den General doch hoch zu Rosse darstellen müssen. Ein einfaches Reiterstandbild: ein kraftvoll ruhiges Pferd und in schlichter Haltung darauf der Staatsmann, mit dem durchbohrenden Blick seines mächtigen Auges. Auf der Faust könnte er, statt des wieder modernen Falken, den zierlichen Kanarienvogel führen, den er, wie gefällige Zeitungen meldeten, so gern um sich sieht, — zum Unterschied von dem grausamen Freund wüthiger Doggen. Dem Pferde, unter dessen derben Hufen machtlos geifernd ein Lindwurm mit einem Bismarck-Kopfe sich windet und krümmt, schreitet aufrecht zur Seite ein strahlender Genius: Alexander Meyer, in antikem Gewande, ganz rein angezogen, der mit der Linken den Zügel lenkt, während die Rechte zu Häupten des Reiters als ein weithin im Winde wehendes Banner das Berliner Tageblatt entfaltet. Zwei kleinere Genien, in Huenes und Hinzes reizenden Wohlgestalten, kauern zu Füßen des Hengstes und schmieden, mit kindlichem Werkzeug, ein starkes Gewaffen und einen schützenden Tarnhelm aus schwarzem Stahl. Freundlich schmunzelt, bei aller Hoheit und ernsten Würde, der ragende Reiter auf ihr williges Mühen herab.

Rechts und links fahren, gleichsam aus dem Gipssockel, zwei stattlich bespannte Quadrigen heraus. Die Eine lenkt Heinrich Rickert, als gepanzerter, grimmig dreinblickender Reichsherold, der in zornigem Eifer auf die nach rechts strebenden Rosse einhaut und den wallenden Mantel um die fetten Glieder eines verängsteten Herrn von nicht rein arischem Typus schlägt. Als Knabe Wagenlenker thront auf der Andern der Freiherr Marschall von Bieberstein, den Franzosen, Russen, Polen, Oesterreicher, Schweizer und Welfen jubelnd umdrängen. Zwei bewegte Bilder in stucco di lustro, die deutlich die Richtung der Politik der Versöhnung erkennen lassen. Um jeden Zweifel aber unmöglich zu machen, trägt in glänzenden Goldbuchstaben die rechte Quadriga die Inschrift: „Das franco-russische Bündniß bedeutet die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes!" und auf dem Lanzenfähnlein, das links die nervige Faust des Herolds in die Lüfte emporreckt, liest man die tröstliche Botschaft: „Freies Spiel der Kräfte in Deutschland, dem Industriestaat!" Mastige Landwirthe, deren feiste Leiber der rollende Wagen zur Seite drängt, blicken in ohnmächtigem Ingrimm zu dem flatternden Wimpel hinauf.

Noch mancher Kernspruch des zu feiernden Helden könnte auf ziervoller Tafeln angebracht werden. Gleich die Kolonialgruppe — ein Sansibarite der mit breitem Grinsen einem Helgoländer die Pickelhaube präsentirt — dürfte z. B. die Aufschrift tragen: „Das Schlimmste, was uns passirer könnte, wäre, wenn Einer uns ganz Afrika schenkte!" Auf den Reliefs aber erst, die deshalb so wichtig sind, müßte der ganze reiche Inhalt dieses wahrhaft staatsmännischen Lebens und Strebens würdige Darstellung finden, von dem Tage der Abreise aus Hannover an bis zur glücklichen Pilotirung der Militärvorlage in den bergenden Hafen einer stolzen und einheitlichen Majorität. Da sollte, wenn die besten Meister in froher Thatenlust ihre Kräfte regen, der Kampf um das Volksschulgesetz, um die Handelsverträge, um Unteroffizierprämien und neue Rekruten, in kraftvoll belebten Bildern der Nachwelt aufbewahrt werden und der Moment darf nicht fehlen, wo, am Markstein der Zeitwende, Herr von Huber das erste durch Oesterreichs Bundesfreundlichkeit verbilligte Brod unter dem endlich sich öffnenden Schlagbaum den darbenden Landsleuten in freudigem Siegesbewußtsein entgegenhält.

An der ungeheuren Aufgabe, ich fühls, ist die ungeübte Kraft mir erlahmt und die spärlichen Ansätze zum großen Werk werden besser bereitete Kunstsinnirer zu gedeihlichem Wachsthum erst führen müssen. In so gewaltigen Dingen aber ist auch gutes Wollen schon genug. Der Gedanke wird, einmal angeregt, wies in den Blättern so hübsch immer heißt, nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden. Das Denkmal wird für den Würdigsten sich erheben. Und wenn es von seinem mächtigen Wirken, von seinem gewaltigen Schaffen späten Zeiten einstmals noch die Kunde bringt, so werden die Mitlebenden, die an dem Besitz des Einzigen noch sich erfreuen, in andächtiger Rührung doch auch gern schon vor dem kunstvoll und künstlich gefügten Bilde verweilen, dem gipsernen Symbol einer mit minderwerthigem Material mühsam, unter Keuchen und Aengsten, sich abarbeiten Zeit. Und des ganzen Unterschiedes, dessen sie froh werden durften, wird in Dankbarkeit ihr Gemüth immer gedenken, wenn ihr Blick auf die Vorderseite des Postamentes fällt, wo dem Schreiber der Uriasbriefe ein getreuer Eckart, der die gewinnenden Züge des Herrn Rudolf Mosse zeigt, einen von schmählicher Selbstsucht niemals entblätterten Lorbeerkranz reicht, dessen lang wallende Bänder die aus dem tiefsten Herzen der deutschen Volkheit geflossenen Worte zieren:

Dem Fürsten Caprivi,
dem allezeit wachsamen Mehrer des Reiches,
Das dankbare Vaterland.

Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Juli 1893.

Schnitzeljagd.

Sieben ganze Stunden hat der Deutsche Reichstag, der zum dritten Theile doch fast aus neuen Männern sich zusammensetzt, gebraucht, um sich, einstweilen freilich noch ohne bindende Abstimmung, für die Adoptirung des seines Erzeugers Huene beraubten militärischen Waisenkindleins auszusprechen. Der Saal war, der Hitze wegen, künstlich verdunkelt; aber die neugierigen Sonnenstrahlen drangen durch die schützende Decke, ließen die pflichtgemäß intelligenten Gesichter der geweihten Vertreter des Volkes heller erglänzen, in mattem Schweiß, und huschten kichernd über den historischen Moment, da, nachdem in dem schlechten Deutsch des neuen Kurses von leistungsfähigen Schultern sehr viel gesprochen worden war, die milde Hand des Generalkanzlers, kosend und kräftig ermunternd zugleich, die Schulter des Herrn Rickert aus Putzig berührte. Für die Sonnenstrahlen und für die Volksvertreter war damit die Neugier gestillt und ein befreites Summen zog durch den Saal: das Schicksal des Tages, so hieß es, war nun entschieden, der Militärvorlage die kleine, aber für bescheidene Ansprüche ausreichende Mehrheit gesichert, — denn er hatte ihn ja auf die Schulter geklopft.

Es versteht sich, daß solche Prophezeiung nur der ungemein scherzhaften Laune ungemein scherzhafter Herren entspringen konnte, die im Deutschen Reichstag immer über eine gesicherte Mehrheit verfügen und die ihrer durch die Bodenverhältnisse der Reichshauptstadt offenbar begünstigten Ulkstimmung auch da freien Lauf zu lassen lieben,

wo es sich, angeblich in einem und wirklich in einem anderen Sinne, um die Ehre, die Sicherheit und die Zukunft des Vaterlandes handelt. Diese lustigen Leute wissen ganz genau, daß Herr Rickert gar nichts mehr bedeutet, daß hinter ihm keine Partei und keine Fraktion, sondern nur eine Clique steht, die von der Gnade einiger von bleicher Antisemitenfurcht geschreckter Geldmänner lebt; sie wissen eben so genau, daß die Entscheidung noch immer von der Besetzung des Hauses abhängt und von der Möglichkeit, im letzten Augenblick vielleicht ein Dutzend Mannesseelen zu dem Gefühl ernster Verantwortung zurückzuscheuchen; dennoch thun sie, weils so viel bequemer ist, als läge schon res judicata vor, fühlen sich, da auch am Bundesrathstische die Krampfadern schon nicht mehr sichtbar sind, außerordentlich erleichtert und verkünden, auch hierin dem glorreichen Beispiel des ersten Beamten getreu, über die Militärvorlage lasse sich Neues überhaupt nicht mehr sagen. Das vollzieht sich, um nur ja nicht den Besitzer einer Stimme in seinen heiligsten Interessen zu kränken, in den verbindlichsten Formen und selbst der schwere Vorwurf der Unehrlichkeit, den sonst namentlich uniformirte Herren nicht gern hinnehmen, wird mit der Ruhe des Weisen ertragen, in philosophischer Erinnerung an den kleinstaatlichen Minister von Goethe und an sein Wort: „Wer das Falsche vertheidigen will, hat alle Ursache, leise aufzutreten und sich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts heißen."

Leider wurde solche Höflichkeit nur gegen die nicht zu verstimmenden Stimmenbesitzer geübt, und nicht gegen das Ausland, das auf höfliche Behandlung doch am Ende auch Anspruch erheben darf. Rußland und Frankreich, mit denen wir, trotz den Reden des Grafen Caprivi, einstweilen doch noch im Frieden leben, wurden mit übler Nachrede bedacht, ohne daß der Präsident sich zum Eingreifen veranlaßt sah und ohne daß die Herren, die für die Leitung der politischen Geschäfte bezahlt werden, zu einer Abwehr die Mühe nahmen. Vielleicht wäre eine unfreundliche Rückäußerung von der Newa oder von der Seine ihnen eben so angenehm gewesen wie der Pariser Studentenkrawall, der in den Berathungen des hohen Hauses ja auch eine wichtige Rolle spielte. Als eine Schaar gallischer Jünglinge gegen die prüden Bedenken eines Denunzianten die Garderobefreiheit der Modellbälle und die nackten Brüste des Fräulein Sara Brown vertheidigte, da

ahnte sie gewiß nicht, daß sie damit für die deutsche Militärvorlage Stimmung machte. Aber auch mancher gute Deutsche, der — öffentlich wenigstens — auf strengere Sitte hält, hatte bisher nicht geahnt, daß ein Kanzler des Reiches ruhig dabei sitzen könnte, wenn Rußland als unser Feind bezeichnet wird und Frankreich als ein verkommenes und im Kern korrumpirtes Land. Das Moment selbstgefälliger und hochmüthiger Ueberhebung hatte bis dahin noch immer in dem klinischen Bilde der sich häufenden Verfallserscheinungen gefehlt.

Auch sonst wurde, im Verlaufe der sieben Stunden, dieses Bild noch wesentlich ergänzt, und es ist eigentlich ungerecht, diese erste Debatte im neuen Reichstag so ganz unfruchtbar und öde zu nennen. Zwar die dröhnenden Deklamationen des Herrn von Bennigsen, der nicht zum ersten Male so unvorsichtig war, seine sozialpolitischen Ansichten zu enthüllen, brachten nichts Neues, und die krampfhaften Versuche des Herrn Rickert, durch Accente von wahrhaft nationalliberaler Wucht den jähen Gesinnungwechsel zu übertönen, können höchstens den Satiriker reizen. Interessant aber und lehrreich war doch die Art, wie von den gewissenhaften Vertretern des Volkes die militärische und die finanzielle Frage behandelt wurde, interessant und lehrreich, weil sie sofort in der Perspektive erkennen ließ, wessen man von diesen gewissenhaften Vertretern für kommende Zeiten sich zu versehen hat.

Ein Gesetz soll beschlossen werden, das sich gegen die Grundlagen unserer Heeresverfassung richtet, dem der alte Kaiser und Moltke niemals ihre Zustimmung gegeben hätten und das vom Fürsten Bismarck mit rückhaltloser Offenheit als eine unheilvolle und unsere Wehrfähigkeit schädigende Maßregel bezeichnet wird. Die Generäle Caprivi und Goßler sind anderer Meinung, — und das ist ihr gutes Recht; aber auch diese Herren, das darf man mit Sicherheit annehmen, wissen, daß dieses Gesetz nur einen ersten Schritt bedeuten kann, daß — wenn man von der Frage der Dienstzeit einmal absieht — an Offizieren und Unteroffizieren mindestens das Dreifache der jetzt geforderten Zahl verlangt werden muß, um mit einiger Aussicht auf Erfolg die Reserve und Landwehr ins Feld rücken zu lassen, daß auch das Geschütz- und Pferde-Material einer erheblichen Verstärkung bedarf und daß es beinahe ein Verbrechen wäre, überall die Zahl auf Kosten der Qualität zu erhöhen. Trotzdem wird im Parlament und in der Presse die Sache so behandelt, als sollte der Abschluß und nicht der

Anfang einer neuen Organisation geschaffen werden, und es wird durch Reden und noch mehr durch Schweigen der Schein erregt, als könnte die Annahme dieser Vorlage auf Jahre hinaus vor weiter gehenden Militärforderungen den armen Steuerträger bewahren. Und die konservative Partei, die in ihrem Programm versprochen hat, die geschichtlich gegebenen Grundlagen nicht zu verlassen, die, als sie auftauchte, die Vorlage mit erbitterter Energie zu bekämpfen begann, die konservative Partei hält es nun für patriotisch, ihre noch immer „schweren Bedenken" zu unterdrücken und mit der ganzen Begeisterung des Konvertiten Das zu preisen, was ihr vorgestern noch verdammenswerth erschien. Dabei verkünden die Herren laut ihre Unabhängigkeit und hüten sich gleichzeitig doch, für Herrn Stoecker, der sicherlich einer ihrer fähigsten und muthigsten Streiter ist, den der Wechsel der Zeiten aber zu einer in den wichtigsten Regionen nicht gern gesehenen Persönlichkeit gemacht hat, in ihren Reihen ein Plätzchen zu finden. Diese Taktik, dieses ängstliche Kompromittiren und Paktiren mit den Eintagsmächten hat die konservative Partei um die Vortheile gebracht, die ihr, bei festem und derbem Auftreten, aus der wirthschaftlichen Bewegung des letzten Jahres erwachsen mußten. Von dem organisirten Hof- und Beamten-Adel, der für ein gnädiges Lächeln sogar die agrarischen Interessen drangab, hat die konservative Bevölkerung des Mittelstandes sich abgekehrt und ihr Heil da gesucht, wo der Antisemitenspiegel des putzigen Herrn Rickert die ärgste Verworfenheit zu zeigen bemüht war. Nicht Herr von Manteuffel ist augenblicklich der Herr der Lage, sondern Herr Boeckel, der, kaum zu so ungeahnten Ehren gelangt, auch schon ein hübsches diplomatisches Talentchen gezeigt und von dem kommandirenden Staatsmann ein artiges Kompliment für seine „geistvollen Phantasien" ergattert hat. Den Antisemitismus und den Bimetallismus nannte zwar Graf Caprivi, mit einem eben so schönen wie schiefen Bilde, die zwei schlimmen Pferde vor dem konservativen Wagen; aber das kann ihn natürlich nicht hindern, den antisemitischen Gaul, da er ihn braucht, um weiterzukommen, jetzt recht zärtlich bereits zu streicheln. Wer weiß, ob er eines Tages nicht auch das andere Roß vom Stallmeister Otto Arendt in Freiheit für sich dressiren läßt.

Jedenfalls muß er rechtzeitig nach einem „leistungfähigen" Pferde sich umthun, wenn er in der großen Schnitzeljagd, die nun begonnen

hat, die Hauptrolle des führenden Fuchses ausfüllen will. Bei diesem Jagdvergnügen besteht der Spaß bekanntlich darin, daß der Gejagte durch ausgestreute Papierschnitzel die Spur bezeichnet, und den Verfolgern bleibt mit der Meute die Sorge, das Wild aufzuspüren und zu umringen. Es ist nur eines unter den vielen Verdiensten des sonst streng infanteristischen Kanzlers, daß er dieses lustige Waidmannsspiel in die politischen Gebräuche des Deutschen Reiches eingeführt hat.

Unwillkürlich drängt das etwas entlegene Bild sich auf, wenn man die ganz originelle, nie und nirgends bisher gesehene Manier bezeichnen will, wie im neuen Reichstag von den neuen Steuern gesprochen worden ist. Die Börse, das Bier und der Branntwein sollten ursprünglich die Kosten decken; aber die Freunde des Bieres und des Branntweins setzten es durch, daß diese Steuerquellen eiligst wieder verstopft wurden, und nur die Börse blieb als Geldbringerin erhalten und sie soll sogar, da nun ja der Freisinn nicht mehr allzu rücksichtvoll geschont zu werden braucht, „ausgiebiger" herangezogen werden. Der Rest aber ist Schweigen. Graf Caprivi weiß zwar, was er will und denkt, aber er kanns, der Aermste, nicht sagen: „Denn, wenn ich das sagte, so würde — wir haben ja die Erfahrung in reichlichstem Maße für uns — bei jedem Wort, bei jedem Substantiv, das ich in Bezug auf Steuern als mögliche Quellen nennte, das einen Sturm hervorrufen, der die Sache grade so erschlüge, wie er die vorige erschlagen hat." Der Sitzungbericht verzeichnet an dieser Stelle „Bewegung", und das ist nicht wunderbar, denn ein so offenes Bekenntniß des eigenen Unvermögens, gegen die sogenannte öffentliche Meinung sich zu behaupten, hatte man nie zuvor irgendwo oder wann noch erlebt. Indessen muß die Bewegung doch wohl nicht tief oder bemerkbar genug gewesen sein, denn der Redner fuhr muthig fort: „Also ich muß mir das versagen. Ich kann nur an Ihr Vertrauen appelliren, an Ihren guten Willen und an Ihren Glauben an uns." Damit war es nun nicht weit her; aber der in alle Sättel gerechte Kanzler hatte plötzlich Herrn Miquel, den er doch sonst nicht liebt, an der Peripherie erscheinen lassen, und zu Herrn Miquel hat man wirklich Vertrauen, auch da, wo der Ahlwardtbacillus seine Wirkung gethan hat. Freilich: hexen kann auch Herr Miquel nicht und man braucht gar nicht an seine Reichstagsrede vom Jahre 1887 zu denken, in der er als „zu erschließende Einnahmequellen" den Tabak und die

geistigen Getränke empfahl, um sicher zu sein, daß auch er zu den Luxusbedürfnissen der Massen sich wenden oder — zunächst — mit dem weitausblickenden Luxussteuerplan seines Kollegen Schäffle einen Versuch machen wird. Ohne den Tabak, das Bier und den Branntwein schwerer zu belasten, wird das Reich dauernd doch nicht seine wachsenden militärischen und sozialen Bedürfnisse befriedigen können, und es ist eine dumme demagogische Verhetzung, wenn dieser Weg mit lautem Geschrei als ungangbar bezeichnet wird.

Einstweilen ist der Fuchs weit schon voraus und an Papierschnitzeln, auf denen allerlei in die Irre führende Steuerprojekte stehen, läßt ers nicht fehlen. Die Landwirthschaft, der Mittelstand, die Konsumbedürfnisse der Massen sollen von Lasten frei bleiben und die Herren Rickert, Boeckel und Manteuffel soll die Beschaffung der Kosten gleichmäßig mit Freude erfüllen. Einen mehr versprechenden Finanzkünstler hat man noch nirgends gesehen und auf den Ausgang der lustigen Schnitzeljagd darf man immerhin neugierig sein. Der deutsche Reichstag aber darf sich nicht wundern, wenn nach seinem ersten Siebenstundenwerke von einem früheren Mitgliede der Wunsch ausgesprochen wurde, es möchten in dem von den römischen Bureaukraten befreiten Lande sich unabhängige und muthige Intelligenzen finden, die von dem neupreußisch-höfischen Geist sich nicht biegen und beugen lassen und die sehr stolz darauf sind, daß ihre Wiege, fernab von den modischen Jagdspielen, in Lippe-Detmold einst stand.

Ethik und Entwickelung.

Es giebt eine hübsche englische Kindergeschichte, die den älteren Briten unter dem Namen „Jack und die Bohnenranke" wohl bekannt ist. Nicht den Jüngeren, denn die heutige Jugend ist zum großen Theil mit bedeutend stärkerer intellektueller Milch groß gesäugt worden und kennt das Wunderland des Märchens vielleicht gar nur aus einem „Leitfaden der vergleichenden Mythologie". Es ist die Geschichte von einer Bohne, die wächst und wächst, bis sie in den blauen Himmel hineinreicht und dort ein weites Laubdach bildet. Jack kommt auf den Gedanken, an der Stange in die Höhe zu klettern, und entdeckt, daß der Blätterhimmel einer anderen Welt zum Untergrund dient, die zwar aus den selben Elementen zusammengesetzt ist wie die untere, dennoch aber seltsam Neues bietet. Seine Erlebnisse allda, bei denen ich nicht zu verweilen brauche, müssen seine Ansichten über das Wesen der Dinge vollständig umgewandelt haben; das Märchen freilich, das weder von noch für Philosophen geschrieben ist, hat hierüber nichts zu sagen.

Mein Unternehmen gleicht in gewissem Sinne dem dieses kühnen Wagehalses. Ich will den Versuch machen, mit Hilfe einer Bohnenranke eine Welt zu erreichen, die heute noch der Mehrzahl fremd ist. Eine Bohne ist bekanntlich etwas Einfaches, Unansehnliches. Und dennoch zeigt sie eine starke Triebkraft, wenn sie nur unter geeigneten Bedingungen gepflanzt wird, deren wichtigste genügende Wärme ist. Ein winziges, grünes Keimchen bricht hervor, erhebt sich zur Oberfläche des Erdbodens, nimmt schnell an Größe zu und unterliegt gleichzeitig einer Reihe von Verwandlungen, die nur deshalb unser Erstaunen weniger erregen als die Wunder der Sage, weil sie täglich und stündlich zu sehen sind.

Mit kaum wahrnehmbaren Schritten steigt die Pflanze auf zu einem großen, reich gegliederten Gebilde mit Wurzel, Stamm, Blättern, Blüthen, Früchten, von denen jedes, innen wie außen, nach einem außerordentlich komplizirten und überaus fein ausgeführten Muster gebaut ist. Jedem dieser komplizirten Gefüge wie ihrem kleinsten Bestandtheile wohnt eine Kraft inne, die im Einklang mit der aller andern unabläßig auf die Erhaltung des Ganzen und auf die wirksame Ausfüllung der Rolle hinarbeitet,

die es im Naturhaushalt zu spielen hat. Kaum jedoch hat dies so mühsam errichtete Gebilde seine Vollendung erreicht, so beginnt es auch schon zu verfallen. Die Pflanze verwelkt, entschwindet langsam dem Auge und hinterläßt nur mehr oder weniger unansehnliche, einfache Körper, der Bohne gleich, aus der sie entsprungen, gleich ihr im Besitze der Fähigkeit, einer gleichen Kette von Erscheinungen das Dasein zu geben.

Weder der Dichter noch der Forscher braucht mühsam nach Bildern für diesen Prozeß des Wachsthums und der Rückkehr zum Ausgangspunkt zu suchen. Er ist dem Steigen und Fallen eines Steines oder eines Pfeils auf seiner Bahn zu vergleichen. Wir können sagen, daß die Lebenskraft sich erst in aufsteigender und dann in absteigender Linie bewegt, oder noch besser das Aufwachsen eines Keimes mit dem Entfalten eines Fächers oder dem Dahinfließen des Baches und seinem Anschwellen zum Flusse vergleichen. So gelangen wir zu dem Begriff Evolution oder Entwickelung. Worte sind hier wie überall leerer Schall und Rauch; das Wichtige dabei ist, daß man mit dem Ausdruck eine klare und zutreffende Vorstellung Dessen verbindet, was er bezeichnet. Und in diesem Falle ist das die Sisyphusarbeit, mit der sich die lebende, wachsende Pflanze aus der verhältnißmäßigen Einfachheit und der latenten Regenerirungfähigkeit des Samens heraus zur vollkommenen Erscheinung eines hoch differenzirten Organismus entwickelt, um von dieser Stufe aus abermals zurückzusinken zur Einfachheit und Regenerirungfähigkeit.

Der Werth des scharfen geistigen Erfassens Dessen, was dieser Prozeß ist, liegt darin, daß, was von der Bohne gilt, auch für die Lebewesen im Allgemeinen giltig ist. Von den niedrigsten Formen bis zu den höchsten, im Thierreich wie im Pflanzenreich, bietet der Lebensprozeß das selbe Bild der Kreisentwickelung. Wir brauchen nur um uns zu blicken, und der Kreislauf ewigen Wechsels tritt uns allenthalben entgegen. Wir sehen ihn im Strom, der sich in die See ergießt und dessen Wasser zu den Quellen zurückkehrt; in den Himmelskörpern, die entstehen und vergehen, wandern und zu ihren Plätzen zurückkehren, in der unerbittlichen Folge der Generationen, in Aufsteigen, Blüthe und Sturz von Herrschergeschlechtern und Staaten, was den hervorstechendsten Zug der sozialen Geschichte bildet.

Wie Niemand, der einen reißenden Fluß durchschreitet, seinen Fuß zweimal in das selbe Wasser tauchen kann, so kann auch Niemand mit Sicherheit von irgend etwas in der Sinnenwelt behaupten, daß es wirklich sei. Während er die Worte noch ausspricht oder auch nur denkt, hört das Prädikat auf, anwendbar zu sein; die Gegenwart ist bereits zur Vergangenheit geworden; das „ist" müßte „war" heißen. Und je mehr wir in die Natur der Dinge eindringen, desto augenscheinlicher wird es, daß, was wir Ruhe

nennen, nichts ist als unbemerktes Geschehen, daß der scheinbare Friede nur stiller, aber erbitterter Kampf ist. An jeder Stelle, in jeder Minute ist der Zustand des Alls der Ausdruck des Gleichgewichtes sich entgegenstehender Kräfte, das Bild eines Kampfes, in dem ein Streiter nach dem anderen fällt.

Was von jedem Theil gilt, gilt auch vom Ganzen. Die Naturerkenntniß nähert sich mehr und mehr dem Schlusse, daß der ganze Sternenreigen und die Schönheiten dieser Erde doch nur vergängliche Formen einer gewissen Menge Weltenstoffes sind, die den Gang der Entwickelung wandeln von der bloßen Entwickelungfähigkeit im Weltennebel durch das endlose Werden von Sonnen, Planeten und ihren Trabanten, durch all die wechselvollen Formen des Stoffes, durch unendlich mannichfaltige Bedingungen des Lebens und Denkens, ja vielleicht durch Stadien des Seins, von denen wir weder einen Begriff haben, noch haben können, wieder zurück zu dem unbestimmbaren Dunkel, aus dem sie einst aufgestiegen sind. Wandelbarkeit ist also eigentlich die hervortretendste Eigenschaft des Weltalls. Es bietet nicht den Anblick einer konstanten Wesenheit, sondern den eines wechselreichen Geschehens, in welchem nichts dauert als der Strom der Kraft selbst und die ehernen Gesetze, die ihn regiren.

Damit wären wir denn die Bohnenranke hinaufgeklettert und hätten ein Wunderland erreicht, wo die einfachsten, altbekanntesten Dinge uns neu und fremdartig erscheinen. Die höchsten Geisteskräfte des Menschen finden in der Erforschung des so aufgefaßten kosmischen Werdens unerschöpfliche Arbeit zu thun; Riesen sind uns jetzt dienstbar geworden und dem geistigen Eifer des spekulativen Philosophen thut sich eine Welt auf, deren Schönheiten ewige Dauer verdienten.

Noch in einer anderen Form zeigt sich uns das kosmische Werden, vollkommen wie ein Mechanismus, schön wie ein Kunstwerk. Wo die weltenbildende Kraft im fühlenden Wesen arbeitet, da entsteht neben ihren anderen Erscheinungformen auch das, was wir Schmerz, was wir Leiden nennen. Dies unheilvolle Erzeugniß der Entwickelung nimmt mit der aufsteigenden Organisation der Lebewesen an Ausdehnung und Tiefe zu, bis es im Menschen seinen höchsten Grad erreicht. Diese Höhe zeigt sich jedoch weder schon in dem Menschen auf der Thierstufe, noch in dem Ganz- oder Halbwilden, sondern erst in dem Menschen als Mitglied einer organisirten Gemeinschaft. Und sie ist eine unausbleibliche Folge seines Versuches, in einer solchen zu leben, d. h. unter Bedingungen, die für die volle Entwickelung seiner edelsten Fähigkeiten unentbehrlich sind.

Der Mensch, oder richtiger das Thier, hat sich auf die oberste Stufe der Lebewelt hinaufgearbeitet und ist im Verlaufe seines siegreichen Kampfes

ums Dasein zu dem stolzen Individuum geworden, das er heute ist. Seine Organisation hat sich den Bedingungen, wie sie nun einmal vorlagen, besser angepaßt als die seiner Mitbewerber im Daseinskampfe. Dazu verhalfen ihm sein Selbstvertrauen, sein unbedenkliches Ergreifen alles Ergreifbaren, sein zähes Festhalten alles Dessen, was festzuhalten ist, kurz die Züge, die nun einmal das Wesen des Kampfes ums Dasein ausmachen. Bis zum Zustand des Wilden hat der Mensch seine erfolgreiche Laufbahn größtentheils den Eigenschaften zu danken, die er mit dem Affen und Tiger gemein hat; nämlich seinem besonders günstigen Körperbau, seiner Verschlagenheit, seinem Heerdeninstinkt, seiner Neugier und seinem Nachahmungtriebe, ebenso aber seiner grausam wilden Zerstörungwuth, wenn Widerstand seinen Zorn reizt.

In dem Maße, wie die Menschen von der Anarchie zur sozialen Organisation übergingen und die Civilisation eine höhere wurde, sind diese tief eingewurzelten, nützlichen Fähigkeiten zu Fehlern geworden. Wie ein echter Emporkömmling möchte der civilisirte Mensch nur zu gern die Leiter umwerfen, auf der er emporgeklommen ist. Nur zu gern würde er den Affen und Tiger in sich sterben sehen. Die aber hüten sich, es ihm so bequem zu machen, und das unwillkommene Eindringen dieser tollen Genossen seiner stürmischen Jugend in das geordnete Leben civilisirter Verhältnisse mehrt noch die Leiden und Schmerzen, die der Weltlauf ohnedies mit Nothwendigkeit über das bloße Thier bringen muß, zahllos, unsagbar. Alle solche Affen- und Tigergelüste brandmarkt der Mensch mit dem Namen Sünde; viele der aus ihnen entspringenden Thaten straft er als Verbrechen; und in besonders schweren Fällen thut er Alles, was er kann, um dem Ueberleben der Tüchtigsten früherer Tage mit Schwert und Strang vorzubeugen.

Ich habe gesagt, der civilisirte Mensch habe diesen Punkt bereits erreicht; dieser Ausspruch ist vielleicht zu weit und zu allgemein. Ich hätte sagen sollen, es sei das Streben des sittlichen Menschen, diesen Punkt zu erreichen. Die wissenschaftliche Ethik will uns eine vernunftmäßig begründete Richtschnur für unser Leben geben; sie will uns sagen, was Recht ist und warum es Recht ist. Was für Meinungverschiedenheiten auch sonst unter den Ethikern von Fach herrschen, darin sind sie alle einig, daß das Betragen des Affen und Tigers im Kampfe ums Dasein mit gesunden ethischen Prinzipien unvereinbar ist.

Der Held unserer Geschichte ließ sich wieder an der Bohnenranke hinunter und kam so zurück in die Alltagswelt, wo Brot und Arbeit beide hart waren, wo es lästige Mitbewerber in weit größerer Zahl gab als schöne Königstöchter und wo man aus dem ewigen Kampf mit dem

eigenen Selbst viel schwerer siegreich hervorging als aus einem Strauß mit einem Riesen. Ganz das selbe haben wir gethan. Tausende und aber Tausende unserer Mitmenschen haben sich schon Tausende von Jahren vor uns dem selben furchtbaren Problem des Bösen gegenüber befunden. Auch sie haben gesehen, daß der Weltlauf ein Entwickelungprozeß ist; daß er an Wundern, an Schönheit und doch zugleich an Schmerzen reich ist. Sie haben versucht, die Beziehung dieser wichtigen Thatsachen zur Ethik zu entdecken und herauszufinden, ob im Wesen des Weltalls die Heilighaltung eines Sittengesetzes eingeschlossen liege oder nicht.

Weltsysteme, in denen der Begriff der Entwickelung die Hauptrolle spielte, gab es mindestens schon sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Aus fernen Gegenden wie dem Thale des Ganges und der asiatischen Küste des Aegäischen Meeres ist uns aus dem fünften Jahrhundert sichere Kunde von ihnen überliefert. Für den alten Philosophen von Hindostan wie von Jonien war der hervorstechendste und bezeichnendste Zug der Erscheinungwelt ihre Wandelbarkeit, der rastlose Fluß aller Dinge durch die Geburt zum sichtbaren Wesen und von da zum Nichtsein, in dem sie kein Zeichen eines Anfangs entdecken konnten und der für sie keine Aussicht hatte auf ein Enden. Einigen dieser antiken Vorläufer war es nicht weniger ausgemacht, daß das Leiden das Merkzeichen der ganzen Kette fühlender Wesen ist, daß es keine Begleiterscheinung, sondern einen wesentlichen Bestandtheil alles kosmischen Werdens bildet. Der thatenfrohe Grieche konnte in einer Welt, wo der Streit der Vater und König aller Dinge war, heiße Freuden finden, aber in dem indischen Weisen beugte der arische Geist sein Haupt dem Quietismus. Die Nacht des Leidens, die sich über die Menschheit ausbreitete, verdeckte dem Auge alles Andere; ihm war Leben gleichbedeutend mit Leiden und Leiden mit Leben. —

In Hindostan wie in Jonien war langen Zeiten der Halbbarbarei und des Kampfes eine Periode verhältnißmäßig hoher und einigermaßen dauernder Civilisation gefolgt. Dem Reichthum und der öffentlichen Sicherheit waren Muße und Verfeinerung entsprungen, und das Laster des Denkens hatte sich ihnen an die Ferfen geheftet. Dem Kampfe um das nackte Dasein, der niemals endet, wenn er auch wenigen Glücklichen erleichtert und theilweise verhüllt werden kann, folgte der Kampf, das Dasein zu erklären und die natürliche Ordnung der Dinge in Einklang mit dem moralischen Empfinden des Menschen zu bringen; ein Kampf, der auch niemals endet, aber für die wenigen Denkenden mit jeder Mehrung der Erkenntniß, mit jedem Schritt zur Verwirklichung eines würdigen Lebensideals schärfer wird.

Vor zweitausendfünfhundert Jahren war der Werth der Civilisation bereits so deutlich zu erkennen wie heute; schon damals war es klar, daß nur in dem Garten eines geordneten Gemeinwesens die edelsten Früchte reifen können, welche die Menschheit fähig ist, hervor zu bringen. Aber es war eben so klar geworden, daß die Segnungen der Kultur keine ungemischten waren. Der Garten war nahe daran, sich in ein Treibhaus zu verwandeln. Die Anreizung der Sinne, die Verzärtelung der Leidenschaften, vermehrte die Quellen des Vergnügens ins Endlose. Die beharrliche Erweiterung des geistigen Gesichtsfeldes dehnte das Reich der speziell menschlichen Fähigkeit, vorwärts und rückwärts zu schauen, ins Unendliche und schuf dadurch zu der flüchtigen Gegenwart die alte und die neue Welt der Vergangenheit und Zukunft, in denen sich die Menschen mit jeder höheren Kulturstufe mehr zu leben gewöhnen. Aber gerade diese Verschärfung der Sinne und die überreiche Differenzirung der Gefühlsregungen hatten leider auch eine entsprechende Vergrößerung der Empfindlichkeit im Gefolge; und während die göttliche Gabe der Einbildungskraft ihnen neue Himmel und neue Erden schuf, ließ sie es auch an der entsprechenden Hölle thörichten Bereuens der Vergangenheit und tötlicher Angst vor der Zukunft nicht fehlen. Endlich öffnete dann die unvermeidliche Strafe der Ueberreizung, die Erschöpfung, die Thore der Civilisation ihrer bösen Feindin, der Blasirtheit; der stumpfen, dumpfen Abspannung, wo Mann und Weib überhaupt genußunfähig geworden sind; wo alle Dinge eitel und ärgerlich erscheinen, und das Leben aus keinem andern Grunde mehr lebenswerth ist als, weil man dadurch dem leidigen Sterben entgeht.

Selbst rein geistiger Fortschritt führt seine Strafe mit sich. Probleme, die der gewöhnliche Mensch, der in seiner Arbeit aufgeht, kurz und bündig erledigt, fordern erneute Berücksichtigung und erweisen sich als ungelöste Rätsel, sobald die Menschen nur Zeit zum Denken haben. Der freundliche Dämon Zweifel, dessen Name Legion ist und der überall in den Gräbern versunkener Religionen zu Hause ist, schleicht sich bei der Menschheit ein und läßt sich fürderhin nicht wieder hinausweisen. Geheiligte Bräuche, ehrwürdige Sprüche der Ahnenweisheit, die von der Ueberlieferung geweiht sind und die sich für gut in alle Ewigkeit ausgeben, werden in Frage gestellt. Das gebildete Nachdenken fragt nach ihrer Legitimation, mißt sie mit seinen eignen Maßen und rafft schließlich diejenigen, die seinen Beifall finden, zu ethischen Systemen zusammen, deren Begründung selten mehr ist als ein leidlicher Vorwand für die Annahme vorgefaßter Meinungen.

Eines der ältesten und wichtigsten Elemente in solchen Systemen ist der Begriff der Gerechtigkeit. Eine Gesellschaft ist unmöglich, so lange

Diejenigen, die sich zusammenthun, nicht übereinkommen, gewisse Verhaltungmaßregeln gegen einander zu befolgen; ihre Festigkeit hängt von der Stetigkeit ab, mit der jene an diesem Uebereinkommen festhalten; sobald sie wanken, löst sich und fällt auch das Wechselvertrauen, das die Bande der Gesellschaft bildet. So könnten die Wölfe nicht in Rudeln rauben, wenn nicht die wirkliche — wenn auch unausgesprochene — Abmachung zwischen ihnen herrschte, sich während des Raubzuges nicht gegenseitig anzufallen. Die niedrigste Gesellschaftordnung ist die einer Horde von Menschen, die unter der gleichen stillschweigenden oder ausgesprochenen Uebereinkunft leben und vor dem Wolfsrudel den wichtigen Fortschritt voraus haben, daß sie die Gesammtmacht der Gemeinschaft auch gegen Diejenigen anwenden, die sich dagegen vergehen, und zum Nutzen Derer, die ihre Abmachungen erfüllen. Dieses Beobachten einer allgemeinen Uebereinkunft mit ihrer Folge der Vertheilung von Lohn und Strafe nach festen Normen erhielt den Namen Gerechtigkeit, das Gegentheil den Namen Ungerechtigkeit. Die älteste Ethik kümmerte sich nicht weiter um den Dolus des Uebertreters der Gesetze. Trotzdem konnte die Civilisation keine hohe Stufe erreichen, ohne die Grundunterscheidung zwischen dem Fehlen aus Versehen und aus bösem Willen zu machen, zwischen einer nur unrechten That und einer wirklichen Schuld. Mit der zunehmenden Verfeinerung des sittlichen Urtheils errang das Problem des Verdienstes, das aus jener Unterscheidung entspringt, höhere und immer höhere praktische und theoretische Wichtigkeit. Wenn es auch hieß: Leben um Leben, so erkannte man doch an, daß der Mörder wider Willen nicht den Tod verdiene, und ein Kompromiß zwischen dem öffentlichen und privaten Gerechtigkeitbegriff ließ das Heiligthum entstehen, in das jener vor dem Bluträcher flüchten konnte.

So stieg die Gerechtigkeitidee ganz allmählich. Aus Lohn und Strafe für Thaten wurde Lohn und Strafe nach Verdienst, oder in anderen Worten: nach den Motiven. Die Rechtschaffenheit, d. h. das Handeln nach guten Motiven, wurde nicht nur gleichbedeutend mit Gerechtigkeit, sondern der eigentlichste Kern des Freiseins von Schuld und das innerste Wesen menschlicher Trefflichkeit.

Wenn nun der alte indische oder griechische Weise, der sich zu diesem Begriff des Guten aufgeschwungen hatte, der Welt und insonderheit dem Menschenleben ins Gesicht sah, fand er es eben so schwierig wie wir, den Lauf, den die Entwickelung genommen hat, auch nur mit den primitivsten Forderungen des ethischen Ideals von Gerecht und Gut in Einklang zu bringen.

Denn wenn etwas klar ist, so ist es dieses: daß in der reinen Natur weder die Freuden noch die Leiden des Lebens nach Verdienst vertheilt sind;

denn den niederen Gattungen der Lebewesen ist es ja überhaupt unmöglich, das Eine oder Andere zu „verdienen“. Und wenn es überhaupt eine Verallgemeinerung von Thatsachen im menschlichen Leben giebt, die den Beifall denkender Menschen jeder Zeit und jedes Landes findet, so ist es die, daß der Uebertreter des Sittengesetzes immer wieder der verdienten Strafe entgeht, daß der Gottlose grünt wie ein Lorbeerbaum, während der Gerechte um seine Nothdurft betteln geht, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern; daß im Reiche der Natur Unkenntniß eben so streng geahndet wird wie absichtliche Uebelthat, und daß Tausende und aber Tausende unschuldiger Wesen für das Verbrechen oder den ungewollten Fehltritt eines Einzigen leiden.

Darin sind sich Griechen, Semiten und Inder einig gewesen. Das Buch Hiob stimmt darin überein mit den Erga kai hemerai und den buddhistischen Sutras, der Psalmist und Prediger Israels mit den tragischen Dichtern Griechenlands. Und welches Motiv kehrt auch in der alten Tragödie häufiger wieder als das der unergründlichen Ungerechtigkeit im Walten der Natur? Was wird tiefer als wahr empfunden als seine Darstellung in der Vernichtung des Unschuldigen, entweder durch eigene Hand oder durch die verhängnißschwere Wirkung der Sünden Anderer? Sicher war Oedipus reinen Herzens; und es war der natürliche Lauf von Ursache und Folge — die Naturnothwendigkeit —, die ihn dazu trieb, in aller Unschuld seinen Vater zu erschlagen und zur Verzweiflung seines Volkes und zum eignen jähen Verderben der Gatte seiner Mutter zu werden. Oder, um für einen Augenblick die Zeitgrenzen, die ich mir gezogen habe, zu überspringen, — worin besteht die unvergängliche Anziehung, die Hamlet auf uns ausübt, anders als in dem Appell an die tiefste Wahrheit dieser Geschichte eines eben so völlig schuldlosen Träumers, der wider Willen in eine Welt außer Rand und Band gezerrt und in ein Netz von Verbrechen und Elend verwickelt wird, das einer der vornehmsten Naturtriebe geschaffen hat, wie er im Menschen in die Erscheinung tritt?

Vor das Tribunal der Ethik gezogen, würde die Natur wohl ihrer Verurtheilung sicher sein. Das Gewissen der Menschen hat sich gegen die Unbekümmertheit der Natur um Sittlichkeit und Unsittlichkeit aufgelehnt und der atomhafte Mikrokosmus sollte den unendlichen Makrokosmus schuldig finden. Aber nur Wenige haben — oder eigentlich Niemand hat — es gewagt, diesen Urtheilsspruch auch wirklich zu Protokoll zu nehmen.

London. Professor Thomas H. Hurley.

Futternoth, Bauernrecht und Staatshilfe.

Auch über die Futternoth soll ich mich äußern! Ich will, wenn auch mit einigem Widerstreben, gehorchen und mich bemühen, den praktischen Wink zu verstehen, den diese Noth ertheilt.

In Süd- und Westdeutschland, wo solcher Futtermangel im ganzen Jahrhundert nicht dagewesen sein wird, legen Regirungen, Gemeinden, Vereine die Hand energisch an die Nothstandshilfe und es wird geschehen, was noch geschehen kann. Allein die wirthschaftliche Bedrängniß, die für Jahre noch über Tausende und aber Tausende bäuerlicher Existenzen verhängt bleiben wird, bis die Viehbestände wieder hergestellt und die Vorschüsse zurückbezahlt sind, — diese Bedrängniß läßt sich nicht aus der Welt schaffen, und sie kann jedes Jahr aus irgend einem anderen Wetterwinkel in irgend einer anderen Form aufs Neue hervorbrechen. Nicht so eigentlich der Futtermangel, sondern der chronische Zustand wirthschaftlicher Widerstandsunfähigkeit, worin sich zahllose kleine und große Oekonomen befinden, bildet den Sitz der Nothstände, ob solche aus zu viel Sonnenschein oder aus zu viel Regen, aus dem Hagelschlag oder aus dem Preisdruck der Auslandskonkurrenz hervorbrechen. Das ultraliberale Bauernrecht ist es meines Erachtens, aus welchem jener Schwächezustand immerfort quillt, und darum muß ich mir gestatten, weniger über die Futternoth selbst und über die Nothstandshilfe, als aus Anlaß dieser Noth und Hilfe über die auf Grund eines besseren Bauernrechtes mögliche Nothstandsverhütung mich zu äußern.

Der Agrarismus schmält so gern über das Manchesterthum. Meine Ansicht ist, daß der Zopf des Manchesterthums der deutschen Landwirthschaft selbst ellenlang vom Kopf bis zur Ferse am Leibe hängt. Das uneingedämmt und unorganisirt liberale Agrarrecht giebt mit seiner unbeschränkten Ueberschuldungfreiheit die Bauern immerfort der Ausbeutung und dem Wucher preis, das eine Mal beim Viehverkauf, das andere Mal beim Vieheinkauf, jetzt bei der Vergantung und dann wieder bei der Güterschlächterei. Ja, diese Freiheit ohne Ordnung und ohne standesgenossenschaftliche Organisation der Freiheit ist es, die den Bauernstand den Wucherern und Zwischenhändlern in immer neuem Kreislauf zur Beute werden läßt und ihn in allerlei Formen darniederdrückt. Das bestehende ultraliberale, ultraindividualistische Bauernrecht ist von allem Manchesterthum meines Erachtens das weitaus verhängnißvollste Stück. Es hat verschuldet, daß der bedeutendste Arbeiterstand der Nation, der Stand der ländlichen Eigenthumsbearbeiter, im Kreditnehmen, im Viehhandel und im Güterhandel um den „Mehrwerth" seiner Arbeit gebracht wird, so zwar, daß er aus den Nothlagen — wenige Zeitläufte ausgenommen —

eigentlich gar nicht herauskommen kann. Auch dieses Manchesterthum sollte fallen, freilich so, daß man die Freiheit des Güterverkehrs und die Freitheilbarkeit der Güter, diese großen Errungenschaften der liberalen Epoche, dabei nicht antastet.

Die neueste Futternoth ist wohl besonders dazu angethan, diese Auffassung als die richtige zu erweisen und einer Agrarpolitik Bahn brechen zu helfen, welche die außerordentliche Nothstandsorganisation, durch die, ich möchte sagen, ordentliche Gutstandsorganisation auf Grund gesunder bauernrechtlicher Ordnung vollständig überflüssig machen würde, gleichviel ob Futter oder Körnermißwachs, Auslandskonkurrenz oder Inlandwucher dem Bauernstand die Kehle zuschnüren will. Hier liegen die größten Aufgaben der deutschen Landwirthschaft, Aufgaben, deren schleunige Lösung der Bund der Landwirthe nur zu wollen braucht, um sie zu erzwingen. Hier ist ein praktischer Antisemitismus, der gleichwohl keinem ordentlichen Juden wehe thut, wirklich möglich, und während der Futtermangel durch das agrarische Schutzzollatein den dicken Strich der Zollsuspendirung machen will, tauchen hier für eine weiter ausschauende Agrarpolitik Hilfs- und Heilmittel auf, die allem unverschuldeten Massenleiden des Bauernstandes vorzubeugen, wenigstens starke Dämme entgegenzusetzen geeignet sind.

Indessen wollen Sie zuerst vom Thatbestand unserer Futternoth und Nothstandshilfe hören. Zahlen giebt es darüber noch nicht, der Verlust an Viehkapital, der Zuwachs an Schulden läßt sich genau noch nicht schätzen, aber sicherlich geht er in ungezählte Millionen. An einzelnen Orten ist, so wird glaubwürdig versichert, das Kalb- und Rindfleisch auf 30 und 20 Pf. p. K. zurückgegangen. Rinder sind zahlreich zum vierten oder fünften Theile des Preises verkauft worden, zu welchem sie vor ein und zwei Jahren jung in den Stall gestellt worden sind. Kälber mußten bis zu fünf Mark das Stück abgegeben werden. Der Urstand der Natur, d. h. der Volkswirthschaft kehrt wieder, da der Bauer selbst zum Pökeln zurückkehrt. Leute, die von den Wahlreisen auf dem Lande heimkommen, erzählen Herzzerreißendes vom Hungerbrüllen des Viehes und vom Jammern der Viehbesitzer, die da und dort dem Reichstags-Kandidaten zuriefen: „Wir wollen nicht mehr Soldaten, wir wollen Regen!“

An Bereitwilligkeit zur Hilfe fehlt es nun zur Zeit bei den Regirungen nicht. Man hat Waldgras und Waldstreu aus den Staatsforsten für das Vieh zur Verfügung gestellt; allein, wenn auf der Wiese wenig wächst, sichts auch in den Waldschonungen mit dem Grase flau aus, und wie der Bauer seines Viehs, erbarmet sich der Oberförster seines Wildes und ist wenig geneigt, dem Bauern zu helfen. Man ist bereit, für Futtereinkäufe Nothstandsdarlehen oder Staatsgarantie für solche unter Haftung oder Mit-

haftung der Gemeinden zu gewähren. Allein diese Hilfe kommt hier buchstäblich erst, nachdem die Kuh aus dem Stall, nachdem sie zum Schleuderpreise weggegeben ist. Die Nothstandsorganisation, das fühlt man schon jetzt, darf nicht erst in der Noth geschaffen werden, sie muß vorher da sein, sie kann nur darin liegen, daß der Bauer, wenn ihn Noth trifft, nicht schon bis über die Ohren verschuldet ist, daß er noch einigen Nothkredit ohne Auswucherung findet. Dann wird und kann er bei Zeiten Futter kaufen, einzeln oder genossenschaftlich, kann er dem Nothverkauf des Viehs zu Schleuderpreisen und dem späteren Ankauf zu Wucherpreisen sich entziehen, kann er den Krallen des Händlers und Viehverstellers, den Kontributionen des seine Noth ausbeutenden Kauf-, Leih- und Kreditwuchers sich entwinden. Der extreme Individualismus, der im Agrarwesen schrankenlose Kontrakt-, hiermit auch schrankenlose Ueberschuldungfreiheit einräumt und die Einschränkung dieser Freiheit durch Solidarität bisher verhindert hat, ist der eigentliche Grund der bäuerlichen Agrarmißstände. Dieser agrarmanchesterliche Ultraliberalismus und Ultraindividualismus, dieses laissez faire, laissez passer schlägt, sobald seine Folge, die Noth, da ist, in sein Gegentheil, in den Kommunismus einer staatlich-kommunalen Nothstandshilfe um, deren Zeche auch alle Nichtlandwirthe mitzubezahlen haben und deren Wirkung, weil sie nur verspätet kommen kann, nicht entfernt dem Bedürfniß der Wiedererholung zu genügen vermag. Besäße man schon eine positive sachgemäße Ordnung der Kreditfreiheit für die Landwirthschaft, hätte man bereits ein zeitgemäßes Bauernrecht, wäre auf dieser Grundlage in Gutstandszeiten der Apparat für Nothstandshilfe voraus und völlig schlagfertig hergestellt und schon vorhanden, dann könnte jeder ordentliche Bauer sich immer selbst helfen, einzeln und im genossenschaftlichen Zusammenstehen, dann würde die Selbsthilfe zur rechten Zeit eintreten, bevor die Kuh aus dem Stall ist, dann wäre Staats- und Gemeindehilfe nur bei ganz außerordentlicher Noth erforderlich, fände aber in solchen Fällen an der Organisation des Bauernstandes den breitesten und sichersten Stützpunkt für die Durchführung öffentlicher Beistandsleistungen und eben so für die sachgemäße Tilgung der öffentlichen Nothstandschulden. Der Individualismus wäre gestärkt durch Solidarität und nicht genöthigt, nach dem praktischen Kommunismus einer unvergoltenen Staatsunterstützung zu rufen.

Auf die Reform des Bauernrechtes und auf die Organisation solidarischer Selbsthilfe weist in der That gerade die Futternoth besonders eindringlich hin. Bei dieser Art bäuerlichen Massenleidens zeigt sich die Unzulänglichkeit, theilweise sogar die völlige Unanwendbarkeit der agrarpolitischen Heilslehren, die man dem Bauernstand und Landwirthebund von den Dächern predigt. Die Schutzzölle helfen nicht nur nicht, sie müssen, was

die Futtermittel betrifft, vielmehr suspendirt werden; in Frankreich sind sie es schon, und wenn sie nicht auch in Deutschland außer Kraft gesetzt werden, erschweren sie nur die Nothstandshilfe. Der Wald kann nach der soeben gemachten Erfahrung die Wiese nur in sehr belangloſem Maße ersetzen. Grundsteuerstundungen und Futterfracht-Ermäßigungen sind schöne und gute und dankenswerthe Maßregeln, allein positive Hilfe bringen sie doch nur sehr wenig. Der Staat kann wohl Vorschüsse geben unter Haftung der Gemeinden, aber das Wiederhereinbringen der Vorschüsse wird das Schwierige sein, gegenüber allem voraus überschuldeten Bauernbesitz, und darum wird schon das erste Gewähren vielfach nicht stattfinden können. Wenn es hierzulande schon bestehenden Genossenschaften, namentlich den Molkereigenossenschaften, gelungen ist, mit vereinten Kräften den Futtermangel durch rechtzeitige Einkäufe zu decken, so konnte das doch wesentlich nur deshalb geschehen, weil ihre Mitglieder noch mehr oder weniger zahlungfähig sind und die Genossenschaften von vornherein in schlagfertiger Organisation dastanden.

Worin hätte denn nun die Ausgestaltung eines positiven und modernen Bauernrechtes zu bestehen? Welche Reformziele sind es, die von der Futternoth dem Bund der Landwirthe als erstrebenswerth gezeigt werden? Hierauf läßt sich wohl leicht eine ganz bestimmte Antwort finden. Man braucht nur den allgemeinen Thatbestand der Noth ursächlich in die einzelnen besonderen Vorgänge aufzulösen, durch die das bäuerliche Massenleiden sich vollzieht. Wie ergeben sich denn bezüglich der Futternoth diese besonderen Vorgänge? Einmal und zuoberst gebricht es dem einzelnen Landwirth an freiem Vermögen und ordentlichem Kredit, um Futtermittel zu kaufen; er ist schon vorher überschuldet, er kann nicht rechtzeitig und genug Futter kaufen, er muß sein Vieh weit unter dem Ankaufs- und Aufzuchtwerth losschlagen. Er befindet sich in einer Nothlage gegenüber Demjenigen, welcher das Vieh zur Durchfütterung auf Wiederverkauf zu Seltenheitpreisen erwirbt, ferner gegenüber dem Fleischer, der das Vieh zu Schleuderpreisen übernimmt, aber über dem Ankaufspreise ausschrotet, endlich gegenüber dem konsumirenden Publikum, das nun, jedoch nur um den Preis baldiger und längerer Fleischtheuerung, auf kurze Zeit billiges Fleisch ißt.

Ist die Futternoth vorüber, so hat längst die Düngernoth, die Noth des Mangels an Milch-, Zucht- und Zugvieh begonnen. Wucherische Vieh- und Viehleihpreise sind da und jeder von der Noth im Zustand der Ueberschuldung angetroffene Landwirth, der nicht schon vorher im ersten Stadium des Nothstandes zu Grunde gegangen ist, muß diese Kaufnoth-Nothpreise wirklich annehmen, wie er zuvor die niedrigen Verkaufs-Nothpreise bewilligen mußte. Er hat jedoch nur noch beim Wucherer Kredit,

der ihm Stellvieh in den Stall giebt oder für Geldbarlehen Zinsen abfordert, die auf die Dauer vom Schuldner nicht zu erschwingen sind. Das Ende ist der Verkauf der Grundstücke sammt Inventar zu den Nothpreisen der Zwangsverkäufe, die Auffaugung des Bauernbesitzes durch das bewegliche Kapital mit der Verwandlung des Eigenthumbebauers in den Kleinpächter, oder die Auffaugung des bäuerlichen Besitzes in den Großgrundbesitz unter stückweiser Vernichtung des Bauernstandes, oder die Auffaugung durch die Spekulationen der Güterschlächterei, welche die zu Gantpreisen erworbenen Güter parzellenweise zu Preisen ausschrotet, die den kapitalisirten Ertragswerth wieder weit übersteigen, und somit den Keim neuen Verderbens bei nächsten Nothständen unaustilgbar in sich bergen. — Diese ganze Kette verderblicher Ursachen und Wirkungen läuft analog auch dann ab, wenn nicht Futtermangel, sondern Körnermißwachs oder Seuchenverlust oder Hagelschlag oder dauernder Preisfall durch auswärtige Konkurrenz oder außerordentliches Familienunglück über den kreditlosen, weil schon vor dem Eintreten des Unglücks überschuldeten Grundbesitzer hereinbrechen und ihn, sei es sofort dem Zwangsverkauf oder vorläufig doch dem ausbeutenden wuchernden Händler oder Gläubiger, preisgeben. Mit der Futternoth haben alle übrigen Arten bäuerlichen Massenleidens die Hauptzüge des Krankheitverlaufes gemein.

Vergegenwärtigt man sich das soeben in den Grundstrichen gezeichnete volkswirthschaftliche Krankheitbild der Futternoth und anderer bäuerlichen Massenleiden, so leuchtet es sofort ein, daß und warum man im Nothstande nur wenig helfen kann. Mit der staatlichen Futteranschaffung allein, aus dem Wald und durch den Handel, ist es nicht gethan. Diese Anschaffung kommt immer erst dann, wenn Noth schon vorhanden und in einem Grade vorhanden ist, bei dem kein Ohr gegen den Hilfeschrei mehr taub bleiben kann. Das ist immer zu spät, ganz abgesehen davon, daß es für Tausende immerfort Unglück giebt, auch wenn kein allgemeiner Futter- und Körnermißwachs eintritt; sie brauchen sich nur von langer oder kurzer Zeit her so überschuldet zu haben, daß der letzte Tropfen das Glas zum Ueberlaufen bringt. Und wenn auch das Futter geschenkt würde, bei der Wiederergänzung des unentbehrlichen Viehstandes geht die Noth aufs Neue an und hält das Kapital am Bauernelend Jahre lang seine Ernte. Staat und Gemeinde können auch nur schwer helfen; denn das allgemeine Unglück trifft bereits eine Masse von Existenzen an, die sich nicht mehr erholen, die Futter- und andere Vorschüsse nicht mehr heimzahlen, die gestundete Grundsteuer nicht nachentrichten können. Die Nothstandshilfe für diese unrettbaren Existenzen ist, genau betrachtet, hinaus geworfenes Geld, das zuletzt nur dem Gläubiger in den Schoß fällt, der den Bauer wucherisch umstrickte, aber zuvor schon aussaugte; sie ist Crispinusarbeit, ein Kommunis-

mus, dessen Zeche dem nichtüberschuldeten Gemeindegenossen und der Gesammtheit aller Steuerträger des Staates zur Last fällt.

Es sind nun zwei allgemeine Grundursachen, wie der Futternoth, so der übrigen bäuerlichen Massenleiden, wahrzunehmen. Und zwar sind es Ursachen, die man agrarpolitisch aufheben kann, ohne auch nur im Geringsten die grundbesitzliche Freitheilbarkeit und die Freiheit der Veräußerung anzutasten. Da ist einmal der Mangel an so viel freiem Vermögen und ordentlichem, nicht ruinösem Kredit, als freies Vermögen und ordentlicher Kredit nöthig wären, um die außerordentlichen Einbußen schlechter Zeiten durch die Einnahmen guter Perioden auszugleichen, also der Mangel an Vermögen- und Kredit-Nothreserven! Da ist ferner der Mangel an jener theils körperschaftlichen, theils genossenschaftlichen Organisation des mittleren und kleinen Grundbesitzes, die im Stande wäre, den Verlust jenes freien Vermögens und der Kreditreserven, die Ueberschuldung zu verhüten, Nothverkaufs- und Nothankaufspreise der Güter und des Inventars durch solidarisches Dazwischentreten der Grundbesitzer selbst auszuschließen, solchen Genossen, welche ihren Besitz nicht behaupten können, diesen zu einem dem Reinertragswerthe sich nähernden Preise endgiltig oder auf Zurückgabe im Falle der Wiedererholung abzunehmen, den bewuchernden Privatkredit, die wucherische Viehleihe, die Güterschlächterei thatsächlich oder auch rechtlich völlig auszutreiben und jedem mit oder ohne Staatsgarantie zu den billigsten Bedingungen die volle Befriedigung des wirthschaftlichen Kreditbedürfnisses zu verschaffen. Auf der Basis eines der Ueberschuldung wehrenden Erb-, Güterverkehrs, Pacht- und Kreditrechts ausgestaltet, vermöchte diese Organisation die Widerstandsfähigkeit der kleinen und mittleren Landwirthschaft gegen jede Art landwirthschaftlicher Nothstände fast vollständig sicher zu stellen und in verschiedenster Form ließe sich daran die umfassende Versicherung gegen Hagelschaden, Viehschaden u. s. w. anknüpfen. Auf solche Organisation, welche fähig und veranlaßt sein würde, so bedeutende Reservefonds zu bilden, um in schlimmer Zeit selbst Errettungwagnisse zu gestatten, ließe sich in ganz außerordentlichen Nothstandsfällen ein großartiges, rechtzeitiges und dabei einfaches Helfen des Staates stützen, sei es in der Form von anfangs unverzinslichen oder doch niedrig zinsenden Vorschüssen mit sachgemäßer Terminirung der Heimzahlungraten, sei es in Form der Staatsgarantie für bauerschaftliche Kreditaufnahmen jeder Art. Man hätte die fruchtbarste Solidarität ohne jeglichen Kommunismus verwerflicher Art. Und streng neuzeitlich, ohne Beeinträchtigung der Freitheilbarkeit, ohne neue Privilegien der Geburt im Erbrecht, ohne Beschränkung der Freiheit der Veräußerung, müßte diese Reform des Bauernrechtes und die vielgliedrig hierauf gestützte, theils körperschaftliche,

theils genossenschaftliche Neuorganisation des Standes ausgestaltet werden. Der Bewegung jeder Spanne Landes zu jenem Besitzkompler, für welchen sie den höchsten Gebrauchs- und Tauschwerth hat, der Bewegung der Güter und Parzellen zum zahlungfähigsten und daher betriebskräftigsten Bewirthschafter, also, wenn dies keines der Kinder des Besitzers ist, zu einem Dritten, dürfte hierbei keinerlei Eintrag gethan werden. Das ganze liberale Grundbesitzrecht soll aufrecht bleiben. Es gilt lediglich zur Freiheit die Organisation der Solidarität des Bauernstandes hinzuzufügen, kurz, den Manchesterzopf auch im Interesse der Eigenthumsarbeiter, nicht blos der industriellen Lohnarbeiter, abzuschneiden, indem man der Ueberschuldungfreiheit Schranken setzt. Es würde dadurch geschehen, daß man im Erb-, Liegenschaftverkehr-, Pacht- und Kreditrecht, endlich im Zwangenteignungwesen, die einzig gerechtfertigte, einzig sachgemäße Werthbildung für die Güter und das Gutinventar, die Bildung der Erbanschläge, der Güterpreise, der Pachtschillinge und der Zwangsverkaufpreise nach dem jeweiligen Ertragswerthe zu möglichst voller Geltung bringt, Verkaufsschleuder- und Ankaufs-Nothpreise aber abschneidet. Ich glaube, daß dies Alles durch körperschaftliche Organisation des Kredites und Güterhandels möglich ist, wenn der organisirte Agrarismus, wenn der Bund der deutschen Landwirthe sich nur entschließen wollte, auch seinerseits das Manchesterthum, das Bekenntniß zum schrankenlos freien, solidaritätfeindlichen Agrarliberalismus, abzuschwören, wenn man die Freiheiten der Neuzeit zwar eifersüchtig hüten, jedoch ordnen würde, wenn man der im landwirthschaftlichen Genossenschaftwesen nur erst begonnenen Organisation solidarischer Selbsthilfe mittelst besseren Agrarrechtes mit und ohne materielle Staatshilfe zu sicherem Durchbruche verhelfen wollte.

Welche sind denn nun die Mittel, die einem so hohen Ziele zuführen könnten und die in äußersten Fällen auch der Staatshilfe einen schon bereitstehenden sicheren und festen Stützapparat darbieten würden? Bevor ich an die positive Beantwortung dieser Frage herantrete, will ich das Mißverständniß ausschließen, daß ich an dieser Stelle nur für die bäuerlichen Massenleiden Herz und Sinne hätte. Das Leiden der Großgrundbesitzer in den östlichen Provinzen Preußens, der Arbeitermangel möge nur immer im großartigen Maßstab durch Herstellung von Mittel- und Kleingütern, die Arbeitkräfte geben und festhalten, auf dem schon betretenen Wege der Rentengüterbildung und durch jedes andere zweckmäßige Mittel gehoben werden; kein Vorschußopfer hierfür ist zu groß. Ich beschränke mich aber auf die Massenleiden des Bauernstandes; denn diese sind es, welche die neueste Futternoth ins Gesichtsfeld rückt.

Die erste der zwei Grundursachen bäuerlichen Massenleidens

der weit verbreitete Mangel an Vermögens- und an Kredit-Nothreserven, ein Mangel, ohne dessen Hebung auch die standesgenossenschaftliche Selbsthilfe eben nur den wohlhabenderen Oekonomen gelingen kann, ist die sogenannte Besitzüberschuldung. Unter „Besitzüberschuldung" oder „unproduktiver Verschuldung" verstehe ich die aus Ueberzahlung der Güter, aus dem bloßen Besitzerwerb entstehende Verschuldung. Diese Ueberzahlung der Güter, und ähnlich die Ueberzahlung der Pachtnutzungen ist überall da, wo kein Anerbenrecht besteht, in weiter Ausdehnung wahrzunehmen und zweifellos die Hauptquelle der bäuerlichen Massenleiden. Die Ueberzahlung besteht darin, daß man Güter und Pachtnutzungen auf Kredit zu einem Preise erwirbt, welcher über den allein natürlichen Satz, den Kapitalwerth des jeweils erzielbaren Durchschnittreinertrages mehr oder weniger hinausgeht. Solche Besitzüberzahlung drängt zu Schulden, deren Verzinsung und Tilgung aus dem Gutsertrage nicht bestritten werden kann, zur unproduktiven Besitzverschuldung und diese zum Untergang, jedenfalls zur Nothausbeutung seitens des beweglichen Kapitals in Handel und Kredit, ganz besonders aber zur wirthschaftlichen Widerstandsunfähigkeit bei Krisen, bei Betriebs- und Familienunglück jeder Art. Die Folge der Ueberzahlungen kann ja nur die sein, daß immer mehr Schulden für Unglücksfälle und für die Verzinsung gemacht werden müssen, daß eine schließlich zum unvermeidlichen Untergang führende Verschuldung eintritt, daß die Güter mit einer unproduktiven Besitzschuldenlast überzogen werden, welche keinen Spielraum für ordentlichen produktiven Betriebs-, Meliorations- und Nothstandskredit mehr übrig läßt. Wenn die unproduktive Besitzüberschuldung einmal vorhanden ist, so giebt es keine Möglichkeit, Krisen zu bestehen, so muß der Bauer Vieh und Boden zu Schleuder- und Gantpreisen verkaufen, so ist er dem Handel-, Kredit- und Viehverstellungwucher rettunglos preisgegeben, so ist innerhalb des bäuerlichen Vermögens keinerlei Stützpunkt für Kreditgewährungen und heimzahlbare Nothstandsanlehen mehr vorhanden, so kann einfach weder Selbsthilfe noch Staatshilfe rechtzeitig und ausreichend geleistet werden, so ist aktuelle Betheiligung an Betriebs- und Betriebskredit-, an Ankaufs- und Verkaufs-Genossenschaften ausgeschlossen, so ist standesgenossenschaftliche Organisation nicht in dem Umfange möglich, um den Zwischenhandel, die Viehverstellung, die Güterschlächterei, die Gantspekulation und andere Parasiten aus dem Pelz des Bauernstandes hinauszuklopfen.

Die im letzten Jahrzehnt stattgehabten Enquêten über die Ursachen der Zwangsversteigerung des Grundbesitzes haben überall die Thatsache ergeben, daß wirklich Erb- und Kaufüberzahlung, daß die hypothekarische Belastung der Güter für Erbabfindung- und Kaufgelds-Reste, nächst der chro-

nischen Kreditnoth, die wie ein Mühlstein sich daran anhängt, weitaus den ursächlichen Hauptantheil an den Zwangsversteigerungen hat. Allein nicht blos den letzten Akt des Unterganges bewirkt die unproduktive Besitzverschuldung hauptsächlich. Viel größer wird der Verlust sein, den der Bauernstand jahraus, jahrein durch Auswucherung, durch Verkaufsschleuderpreise und Ankaufsnothpreise zu tragen hat. Das noch größere Folgeübel ist die völlige wirthschaftliche Abhängigkeit vom privaten Zwischenhandel und Leihkapital, von denen der Bauer fortgesetzt abgeschröpft wird. Auch ohne außerordentliche Unglücksfälle, auch ohne den Ueberfall durch die Auslandskonkurrenz ist der Bauernstand stets ausgebeutet, und kommt eines der sieben mageren Jahre, so zieht es, wenn auch der Bauer der Zwangsversteigerung noch entgeht, selbst für die nächsten sieben fetten Jahre die fortgesetzte Ausbeutung nach sich, da der Bauer im Kredit, im Kauf und im Verkauf immerfort den Kürzeren zieht. Daher ist es, wenigstens in Deutschland, meines Dafürhaltens die Grundaufgabe eines verbesserten Bauernrechtes: die unproduktive Verschuldung die Besitzüberzahlung so allgemein, als es nur immer geschehen kann, zur Unmöglichkeit zu machen.

Ich sage wohlbedacht: wenigstens in Deutschland! Denn es giebt Länder, wo der Bauernstand gegen den Pächterstand sehr zurücktritt und ich kann es dahin gestellt sein lassen, ob auch im Auslande bei vorwiegend bauerschaftlicher Landwirthschaft zur unproduktiven Besitzschuldung eine eben so starke und beharrliche Tendenz stattfindet. In Deutschland ist sie vorhanden, und daß sie „von selbst" bald aufhören werde, ist nicht abzusehen. Lange, nachdem um die Mitte der siebenziger Jahre die überseeische Konkurrenz die deutsche Landrente zu drücken begonnen hatte, stiegen Güterpreise und Pachtschillinge noch immerfort bis gegen Ende der achtziger Jahre. Man kann diese Thatsache, den sogenannten „Landhunger" der kleinen Leute, in verschiedener Weise erklären. Meines Erachtens wirken dabei verschiedene Ursachen, und zwar zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten in verschiedener Weise zusammen. Einmal die Liebe zum Eigenthum auf den heimathlichen Gefilden. Dann das Streben nach unabhängiger Existenz auf Grund der Bearbeitung des Eigenthums, mag dieses noch so klein und die Arbeit noch so mühsälig sein. Dazu kommt die Steigerung der Güterpreise durch das in sicheren Grundbesitz sich steckende Kapital. Endlich wird die starke Volkszunahme hereinspielen, aus welcher eine steigende Nachfrage nach Grundstücken zu Eigenthum und Pacht nothwendig hervorgeht. In Deutschland, wo das Zweikindersystem nicht herrscht, wo aber auf den Quadratkilometer 91 Menschen gegen 71 in Frankreich kommen, würde die Bevölkerungzunahme allein schon den Landhunger, die Güter- und Pachtüberzahlung erklären. Die Thatsache der unproduktiven Verschuldung ist

für Deutschland jedenfalls vorhanden, sie ist unter den Erscheinungen des Kampfes ums soziale Dasein in unserer Zeit eine der allerverhängnißvollsten. Man kann den aus dieser Thatsache hervorgehenden Ausbeutungs- und Vernichtungskrieg des beweglichen Kapitals gegen die produktive Arbeit im unverbesserlichen Manchesterglauben an das ultraliberale Recht hinnehmen, wegläugnen kann man das daher rührende bäuerliche Massenleiden für Deutschland wenigstens nicht. Und der deutsche Bauernstand scheint mir augenblicklich in der Stimmung zu sein, positive Hilfe zu verlangen. Ihm ist bei seiner Freiheit eben so wenig wohl als vor 1848 bei seiner Unfreiheit. Die Ausbeutung seiner einstigen Unfreiheit durch die adligen fruges consumere nati ist der Bauer los geworden, die Ausbeutung seiner nunmehrigen Freiheit ist keine geringere. Diese neue bürgerliche Ausbeutung durch das bewegliche Kapital muß er entweder ertragen oder aber einige Ordnung in seiner Freiheit, eine die unproduktive Verschuldung ausschließende Schuldrechts-Gestaltung auf sich nehmen. Agrar-Manchesterthum oder nicht! Das ist meines unmaßgeblichen Dafürhaltens das Entweder—Oder für den Bund der deutschen Landwirthe.

Welche positiven Wege sind nun aber gewiesen, um der Güter- und Pachtüberzahlung, dem Mangel an den erforderlichen Vermögens- und Kredit-Nothreserven allgemein und gründlich ein Ende zu machen? In der üblichen Antwort hierauf stößt man wieder auf den Ultraliberalismus der unbeschränkten Ueberzahlungs- und Verschuldungfreiheit selbst. Nicht im Recht soll allgemein und zwingend eine Schranke gesetzt werden. Die freie Einsicht in den Abgrund der Ueberzahlungfolgen soll allein die Urquelle der bäuerlichen Massenleiden zuschütten. Wie gut, wenn diese Hilfe erhofft werden dürfte! Fragt man aber die bisherige Erfahrung, so wird jeder praktische Agrarpolitiker den Kopf schütteln und sagen: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“ Umgekehrt wird ein besseres Bauernrecht dem allgemeinen Aufkommen und Befolgen jener freien Einsicht Vorschub leisten.

Andere weisen von dem selben hochliberalen Standpunkte aus auf die allgemeine Betheiligung an dem Kredit- und sonstigen Genossenschaftleben der neuzeitlichen deutschen Landwirthschaft hin. Diese Betheiligung kann nicht allgemein und stark genug gewünscht werden, sie setzt aber das Vorhandensein von freiem Nothvermögen und ordentlichen Kredit-Reserven voraus, eine Voraussetzung, welche eben für die nothleidendsten Existenzen in den weiten west- und südwestdeutschen Gebieten der Freitheilbarkeit und Zwergwirthschaft durch ihre Abwesenheit glänzt. Hier hat die allein seligmachende genossenschaftliche Selbsthilfe eine bedauerliche Aehnlichkeit mit der Art, wie Münchhausen aus dem Sumpfe herauskommen wollte.

Eine dritte, aber mindestens einseitige Meinung will im Rechte, aber nicht im Bauernrechte helfen. Das Zoll- und Steuerrecht soll danach den Rettunganker abgeben. Auch ich halte dafür, daß so lange, als die unproduktive Verschuldung besteht, in der Ermäßigung der Ackerbauzölle nicht wohl noch weiter gegangen werden kann, und bin weiter der Meinung, daß das unbewegliche Vermögen auch nach Durchführung der Miquelschen Steuerreform vom Steuersystem härter getroffen wird als das viel schwerer zu fassende bewegliche Kapital. Allein die Grundursache fast alles bäuerlichen Massenleidens kann auf dem mittelbaren Wege der Zoll- und Steuergesetzgebung nicht ausgetilgt werden. Durch die künstliche Herstellung hoher Getreidepreise und durch Ermäßigung der Steuern wird für die ganze Masse jener bäuerlichen Existenzen, die immer am Rand der Ueberzahlung und der Ueberschuldung, die Ketten des Zwischenhandels und des Kreditwuchers am Arme, dahin laufen, das Grundübel nicht gehoben. Vielmehr würde der Spielraum der Ausbeutung nur zu Gunsten der Ausbeuter bäuerlichen Nothstandes erweitert werden. Für die Futternoth insbesondere ist ja die künstliche Vertheuerung ausländischer Futtermittel offenbar keine Erleichterung.

Man wird hiernach, wenn man nicht fatalistisch auf alle Bekämpfung der bäuerlichen Massenleiden verzichten will, unmittelbar im Rechte, nämlich im Bauern-, im Agrar-Rechte, helfen müssen. Da ist nun Verschiedenes möglich. Theils die Reform des prozessualischen Rechtes, näher des Rechtes für das grundbesitzliche Zwangsversteigerungverfahren, theils die Reform des sog. materiellen Agrarrechtes, des Agrarerb-, des Agrarkredit- und des Liegenschaftverkehrs-Rechtes. Reformen im Agrarkonkursrecht, gerichtet auf Verhütung von Schleuderpreisen der Zwangsversteigerung und dergl., sind nun theils schon vollzogen, theils in verschiedener Gestalt erst vorgeschlagen. Alles in dieser Richtung Praktische kann nur willkommen geheißen werden. Allein, daß die in dieser Richtung gemachten Vorschläge ausreichen, um die unproduktive Besitzverschuldung umfassend zu verhüten, das ist nicht anzunehmen, nicht erwiesen und, genauer besehen, auch nirgends behauptet worden. Man findet sich daher in der Hauptsache dennoch auf unmittelbare Reformen, auf Reformen im materiellen Bauernrecht, verwiesen.

Worin beständen denn nun die geeigneten Maßregeln einer Reform des materiellen Bauernrechtes in der Richtung allgemeiner Verhinderung der unproduktiven Besitzverschuldung und damit auch in der Richtung verhältnißmäßiger Offenhaltung des Kredites für jegliche Art bäuerlichen Kreditbedarfes? Hierauf im Einzelnen eine sorgfältiger begründete Antwort zu geben, muß ich einem besonderen Aufsatze vorbehalten. Für jetzt will ich nur noch die denkbaren Maßregeln materieller Reform des Agrarrechtes andeuten.

Als das Nächstliegende erscheint es auf den ersten Blick, für alle Immobiliar-Erbtheilungen, für alle Liegenschaftverkäufe, für alle Verpachtungen den Ertragswerth unmittelbar zur Geltung zu bringen, d. h. die natürliche Preistilgung direkt durchzusetzen.

Für die Pachtungen ist Solches durch die irische Landakte Gladstones versucht worden. In der Verlassenschaftstheilung des Grundbesitzwerthes könnte man die Schätzung nach dem Kapitalwerth des Durchschnittsreinertrages allgemein und gegen den Willen der Miterben vorschreiben. Wäre Solches aber auch gerecht und volkswirthschaftlich wünschenswerth? Ich glaube nicht. Jeder Preis, welcher dem Gebrauchswerth der Immobiliarverlassenschaft entspricht, muß geboten werden dürfen und gezahlt werden können, damit die Grundstücke in die festeste Hand kommen und die Miterben des Gutsübernehmers nicht verkürzt werden. Im Liegenschaftverkehr unter Lebenden, im Kauf und Verkauf der Güter kann sodann der Ertragswerthpreis überhaupt nicht vorgeschrieben werden; wer selbst weit über den Werth des Durchschnittsreinertrages hinaus zahlen kann und will, soll als besitzkräftigster Wirth das Gut erhalten, wenn er dabei sich nur nicht unproduktiv überschuldet. Die Freiheit des nicht zu unproduktiver Verschuldung führenden Liegenschaftverkehrs muß völlig unangetastet bleiben. Die unmittelbare Beseitigung der unproduktiven Besitzverschuldung durch Erzwingung alles Liegenschafterwerbes zum Durchschnittsertragswerthe wird nicht wohl gelingen können.

Dieser Behauptung werden allerdings alle Freunde des bäuerlichen Anerbenrechtes widersprechen. Nicht blos diejenigen des fakultativen Anerbenrechtes der Höferollen, wie solches für verschiedene Provinzen Preußens neu geregelt worden ist, sondern auch — und namentlich — die Freunde des gewohnheits- und gesetzesrechtlich obligatorischen Anerbenrechtes, wie solches über alle liberale Gesetzgebung hinaus in den deutschen Alpenländern Oesterreichs sich erhalten hat und durch ein neues Normativgesetz wieder zu befestigen gesucht wird. Allein ihr Widerspruch ist doch nicht stichhaltig. Wenigstens nicht für Süd- und Westdeutschland, nicht für die slavischen und italienischen Kronländer Oesterreichs. In Süd- und Westdeutschland ist das fakultative Anerbenrecht, welches gestattet, einem bevorzugten Erben durch Eintrag in die Höferolle das Gut zum Werth der Ertragsfähigkeit, zu einem Preise, wobei dieser „Erbe bestehen kann", zu hinterlassen, — in einem großen Theile Deutschlands wäre dieses Recht sicher, nicht in einem einzigen Falle wirklich angewendet zu werden. Die obligatorische Vererbung aber zum Ertragswerthanschlag widerspricht vollends dem ganzen Rechtsgefühl der dortigen Bevölkerung. Wer Menschen und Dinge in den Gegenden der Freitheilbarkeit und der vorwiegenden Klein-

bauernwirthschaft kennt, wird hierüber keinen Augenblick im Zweifel sein. Indessen auch angenommen, daß vom fakultativen Anerbenrecht Gebrauch gemacht werden würde, oder daß das obligatorische durchgesetzt werden könnte, so wäre ja unproduktive Besitzverschuldung durch den Liegenschaftverkehr unter den Lebenden im Wege des Anerbenrechtes nicht zu beseitigen. Ihr wäre, wo dieser Verkehr bedeutend ist, doch noch durch besondere Maßregeln neben dem Anerbenrecht zu steuern. Die gesetz- oder gewohnheitrechtlich allgemeine Uebertragung des Grundbesitzes zum Ertragswerthe an einen Anerben aus der Familie hat überdies Folgen, welche für die Erhaltung einer Nation recht bedenklich werden können. Hainisch führt in seinem schönen Buch über „Die Zukunft der Deutsch-Oesterreicher" das Vordringen der slavischen und italienischen Bevölkerung Oesterreichs auf die um die Hälfte geringere Zuwachsrate der deutschen Alpenbevölkerung und diese geringere Zuwachsrate lediglich auf die gewohnheitrechtlich allgemeine ungetheilte Familienvererbung zurück. Die unproduktive Besitzverschuldung trifft nach Hainisch in den deutschen Alpenländern zwar nicht zu. Aber der Fortbestand der ungetheilten Vorzugsvererbung der bäuerlichen Grundbesitze hat nach Hainisch Folgen, die vielleicht noch bedenklicher sind als diejenigen der unproduktiven Besitzverschuldung. Nach meinem Dafürhalten ist das fakultative Anerbenrecht überall da, wo es vom Rechtsgefühl gebilligt wird und wo der Liegenschaftverkehr unter Lebenden nur geringen Umfang hat, sicherlich nicht gering zu schätzen. Nur das läugne ich, daß es überall in Deutschland, daß es allein, daß es mit vollständigem Erfolg als Mittel zu allgemeiner Verhinderung unproduktiver Besitzverschuldung und zur Sicherstellung von Kredit jeder Art, namentlich von Nothkredit, angewendet werden könne. Die neuere Anerbengesetzgebung weiß ich, wie die Rentengütergesetzgebung, wohl zu würdigen. Immerhin könnte das Anerbenrecht, das fakultative und das obligatorische, völlig entbehrlich und überflüssig gemacht werden, wenn es gelänge, ein Mittel zu finden, das gestatten würde, ohne jegliche Antastung der Freitheilbarkeit und der Freiheit des Liegenschaftverkehrs die unproduktive Besitzverschuldung allgemein und einfach zu beseitigen.

Ein solches Mittel giebt es! Es ist die Beschränkung der individuellen Freiheit der Schuldenaufnahme auf einen Bruchtheil des Ertragswerthanschlages der Güter, verbunden mit körperschaftlicher Organisation der Kreditgewährung der Kredittilgung über diese Grenze hinaus. Ein zweiter Artikel soll dies und die Anlehnung der ganzen Genossenschaftorganisation des Bauernstandes an solche „Inkorporation des Hypothekenkredits" genauer bezeichnen und begründen.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.

Bambergers Kampf gegen das Silber.

Anfangs Juni erschien eine neue Schrift Ludwigs Bamberger unter dem Titel: „Die Stichworte der Silberleute“*), in welcher der bekannte Parlamentarier und Vorkämpfer für die Goldwährung neuerlich gegen die Anhänger des Silbers zu Felde zieht. Das Büchlein ist, wie Alles, was von Bamberger stammt, elegant und bestechend geschrieben, aber Denjenigen, der nicht an der Oberfläche haftet, der gewohnt ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, wird es wohl kaum zu überzeugen vermögen. Die Schrift die etwas von dem Charakter einer Streitschrift im Civilprozesse an sich trägt, nimmt alle möglichen Argumente vor, die für das Silber angeführt werden, und trachtet, sie zu widerlegen. Da wird z. B. geltend gemacht, daß die Parteiführer der äußersten Rechten den Antisemitismus und den Bimetallismus zu Hilfe rufen, um die Massen der Landwirthe auf ihre Seite herüber zu ziehen (beiläufig bemerkt, wäre es vielleicht nicht so schwer, die Gründe nachzuweisen, aus welchen die Antisemiten Gegner der Goldwährung sind); ja es wird sogar gesagt, daß es lächerlich wäre, die Silberwährung aufrecht halten zu wollen, damit durch die Entwerthung des Silbers die Besitzer von silbernen Löffeln, von silbernen Tafelaufsätzen u. dgl. nicht geschädigt würden. Kurz, alles Mögliche wird widerlegt, was etwa zu Gunsten des Silbers vorgebracht werden könnte, aber dem eigentlichen Kern der Frage geht die Schrift Bambergers vorsichtig aus dem Wege. Ueberdies steht Bamberger auf dem exklusiv deutschen Standpunkte und argumentirt ungefähr in folgender Weise: Deutschland hat die Goldwährung eingeführt, Deutschland besitzt genügende Goldbestände und ist mit der Goldwährung zufrieden — ergo ist an eine Remonetisirung des Silbers in Deutschland nicht zu denken. Daß durch den Vorgang Deutschlands in der Währungfrage die übrigen Staaten in Mitleidenschaft gezogen werden und daß die Verhältnisse dieser Staaten dann ihrerseits wieder auf Deutschland zurückwirken könnten, dieses Bedenken existirt für den „orthodoxen“ Nationalökonomen nicht; hat doch seinerzeit einer der konsequentesten Vertreter des Manchesterthums (Prince-Smith) gelegentlich einmal verkündet, daß die Solidarität ein der Nationalökonomie unbekannter Begriff sei und Jeder die Folgen seiner Handlungen allein zu tragen habe.

Die Gründe, die Bamberger gegen das Silber ins Treffen führt, sind die nämlichen, die von allen Anhängern des Goldes geltend gemacht werden: nicht die Regirungen haben das Silber in Acht und Bann gethan, sondern das Publikum, welches das bequemere Gold vorzieht und von dem unbequemen und unhandlichen Silber nichts mehr wissen will. Diese

*) Rosenbaum u. Hart, Berlin.

Abkehr des Publikums vom Silber ist der erste Grund der allgemeinen Entwerthung des Silbers. Hinzu kommt die ungeheuere Steigerung der Silberproduktion in den letzten Jahren, wodurch dieses Metall noch weiter entwerthet wurde. In Folge dieser kolossalen Entwerthung des Silbers ist an dessen Remonetisirung absolut nicht mehr zu denken. Andererseits steigt die Goldproduktion in den letzten Jahren ganz außerordentlich — ergo ist die Goldwährung das einzig Richtige. Diese Argumentation ist eine so einfache und zwingende, daß sie gar keinen Gegenbeweis zuzulassen scheint; — leider muß man von ihr nur sagen, daß sie die Thatsachen vollständig auf den Kopf stellt.

Die Entwerthung des Silbers (bezw. die Werthsteigerung des Goldes) beginnt — wie heute jedes Kind weiß — seit dem Jahre 1873, d. h. seit dem Zeitpunkte, da Deutschland daran ging, die Goldwährung bei sich einzuführen; und die Ursache dieser Erscheinung ist nicht schwer zu entdecken. Eine Werthsteigerung des Goldes hätte nie und nimmer eintreten können, wenn 1873 Goldlager von der Mächtigkeit der kalifornischen irgendwo mitten in Deutschland entdeckt worden wären. Wäre dies nämlich der Fall gewesen, so hätte die Regirung des Deutschen Reiches diese neu hervorgetretenen Goldschätze an sich gezogen, ausgemünzt und in den Verkehr gebracht und es wäre — von einer vorübergehenden Entwerthung des Silbers abgesehen — so ziemlich Alles beim Alten geblieben; eben so wie durch die Entdeckung der kalifornischen und australischen Goldlager keine gewaltsame Erschütterung des Geldwesens herbeigeführt wurde.

Leider war das nicht der Fall. Deutschland ging zur Goldwährung über in einer Zeit, in welcher sich sowohl die Gold- als die Silber-Produktion in ganz normalen Bahnen bewegte und keinen besonderen Umfang aufwies. Es waren somit keine Extra-Bestände an Gold vorhanden, aus denen der plötzlich auftretende Extra-Bedarf Deutschlands an Gold zu Münzzwecken hätte gedeckt werden können. Deutschland entnahm vielmehr die Goldquantitäten, die es zur Einführung der Goldwährung brauchte, der französischen Milliardenzahlung. Scheinbar, d. h. von seinem subjektiven Standpunkte aus, hatte Deutschland vollständig recht. Das Gold, das es zur Einführung der Goldwährung benöthigte, lag ja in seinen Kassen, fein säuberlich aufgespeichert, vor; es brauchte nur umgeprägt und in den Verkehr gebracht zu werden, und die Goldwährung war da. Nur eine Kleinigkeit war hierbei vergessen, daß nämlich der schöne goldene Berg, über dessen Besitz ganz Deutschland sich freute, ganz genau einem eben so großen Loche entsprach, das in die Goldbestände Frankreichs gerissen war, d. h. daß das Gold, welches zur Einführung der Goldwährung in Deutschland verwendet wurde, kein neu produzirtes, sondern altes Gold war, das lediglich seinen

Platz gewechselt hatte, weil es aus Frankreich geholt und nach Deutschland herüber geschafft worden war.

In die Sprache der Nationalökonomie übersetzt, bedeutet dies, daß dem bestehenden und unverändert gebliebenen Angebote an Gold mit einem Schlage eine neue, in die Hunderte von Millionen gehende Nachfrage nach Gold gegenübertrat, und die nothwendige Folge hiervon mußte eine empfindliche Steigerung des Goldwerthes sein. Hierzu kam aber noch ein Zweites. Wollte Deutschland die neu eingeführte Goldwährung behaupten, so mußte es ein entsprechendes Quantum von Silber aus dem Verkehr ziehen. Deutschland begann demgemäß damals, einen Theil seiner Silberthaler zu verkaufen, und damit war der erste Anstoß zur Entwerthung des Silbers gegeben. Durch die deutschen Silberverkäufe aber war selbstverständlich zunächst Frankreich bedroht, denn es mußte befürchten daß ihm dieses entwerthete Silber zugeführt und vielleicht gar nach der gesetzlichen Werthrelation von 1 : 15½ gegen Gold umgetauscht werde. Wollte also Frankreich sich gegen die Ueberfluthung mit dem aus Deutschland hinausgeworfenen und dadurch entwertheten Silber und gegen die fernere Schwächung seiner durch die Kriegskontribution ohnehin schon stark geschwächten Goldbestände schützen, so blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als mutatis mutandis dem von Deutschland gegebenen Beispiele zu folgen. Und da es nicht in der Lage war, sein eigenes Silber — wie es Deutschland gethan hatte — über die Landesgrenze hinauszuwerfen, so mußte es wenigstens darauf bedacht sein, das Zuströmen des deutschen Silbers von sich abzuwehren Es that dies in der Weise, daß es schon im nächsten Jahre (1874) seinen Münzstätten verbot, Silber für private Rechnung auszuprägen. Durch diese Versperrung des französischen Absatzgebietes war dem entwertheten Silber begreiflicher Weise die Möglichkeit benommen, sich zu rehabilitiren. Als dann Deutschland in den folgenden Jahren mit der Abstoßung seiner überschüssigen Silberbestände fortfuhr und gleichzeitig der indische Markt eine geringere Aufnahmefähigkeit für Silber zeigte, mußte natürlich die Entwerthung des Silbers noch größere Fortschritte machen.

Je weiter aber die Entwerthung des Silbers fortschritt und je größer andererseits das Goldwährungsgebiet (England, Deutschland, Frankreich, Belgien, die Schweiz) wurde, um so mehr sahen die bisherigen Silberwährungländer in Europa — Holland, Dänemark und Schweden-Norwegen —, denen ihr Silbergeld so zu sagen unter den Händen zusammenschmolz, ihr Geldwesen bedroht. Was sollten oder konnten diese Silberwährungländer thun, um aus der sie bedrohenden Währungskalamität herauszukommen? Alle zusammengenommen, waren sie zu klein und zu unbedeutend, um sich zu einem widerstandsfähigen Silberbunde zusammen zu schließen. Rußland und Oester-

reich-Ungarn konnten sich — selbst wenn die Frage angeregt worden wäre — ihnen nicht anschließen, denn beide Staaten steckten damals noch viel zu tief in der Papiergeldwirthschaft und konnten noch lange nicht daran denken, die Baarzahlungen (auch nur auf Grund der Silberwährung) aufzunehmen. So blieb jenen kleinen nord-europäischen Staaten kein anderer Ausweg übrig, als auch ihrerseits sich den Goldwährungländern anzuschließen und als Käufer auf dem Goldmarkte aufzutreten. Und da ziemlich gleichzeitig auch Italien an die Wiederherstellung seiner Valuta schritt und bedeutende Goldquantitäten (über 400 Millionen Lire) an sich zog und auch Rumänien ein Gleiches that, so mußte selbstverständlich das Gold noch mehr im Werth steigen, das Silber noch tiefer im Werthe sinken.

Nun begann das entwerthete Silber nach Oesterreich-Ungarn einzuströmen; und da auch Oesterreich-Ungarn in seiner Isolirtheit zu schwach war, der fortschreitenden Silberentwerthung Halt zu gebieten, so blieb auch diesem Staate — wollte er sein Geld nicht im Werthe sinken lassen — kein anderer Ausweg übrig, als (anfangs 1879) das Nämliche zu thun, was Frankreich bereits 1874 gethan hatte, d. h. die freie Silberausprägung für private Rechnung einzustellen.

So erleben wir das geradezu wahnwitzige Schauspiel, daß alle Welt (die Regirungen der verschiedenen Staaten mit inbegriffen) über die Werthsteigerung des Goldes und die Entwerthung des Silbers klagt, weil alle Welt unter dieser Thatsache empfindlich leidet, und daß gleichzeitig jeder Staat — weil jeder, für sich allein genommen, zu schwach ist, dem Uebel zu steuern — nach Kräften bemüht ist, das Gold noch höher im Preise hinaufzutreiben und den Silberwerth noch tiefer hinabzudrücken. Denn jeder Staat glaubt, sich nur dadurch retten zu können, daß er auch seinerseits die Goldwährung bei sich einführt, d. h. also, daß er nach Kräften Gold an sich zu ziehen und sein Silber abzustoßen bestrebt ist. Und angesichts dieser Thatsachen wollen die Goldschwärmer uns glauben machen, daß der Anstoß zur heutigen Werthsteigerung des Goldes nicht von den Regirungen, sondern vom Publikum ausgegangen sei, das von dem unhandlichen und unbequemen Silber nichts mehr wissen will! Da möchte ich mir denn doch die Gegenfrage erlauben:

1. „Glauben die Herren, die mit solcher Begeisterung für die Goldwährung eintreten, daß der Entwicklungsgang der Dinge der nämliche gewesen wäre, wenn Deutschland nach dem siegreichen Kriege mit Frankreich nicht die Goldwährung eingeführt, sondern sich begnügt hätte, die Doppelwährung einzuführen und seinen Beitritt zur lateinischen Münzunion auszusprechen?“ — Oder:

2. „Glauben die Herren, daß der Entwickelungsgang der Dinge der nämliche gewesen wäre, wenn Deutschland nach dem siegreichen Kriege mit

Frankreich die Währungfrage gar nicht angeregt hätte und ruhig bei seiner Silberwährung geblieben wäre?" — Oder endlich:

3. „Was wäre geschehen, wenn nicht Deutschland, sondern Frankreich aus dem Kriege als Sieger hervorgegangen wäre; oder glaubt Jemand im Ernste, daß es auch nur einer einzigen menschlichen Seele in ganz Europa eingefallen wäre, die Einführung der Goldwährung in irgend einem europäischen Staate zu befürworten, wenn Deutschland gezwungen worden wäre, die Kriegskosten-Entschädigung an Frankreich zu bezahlen?"

Die Anhänger des Goldes lieben es, die Sache so darzustellen, als wenn die Einführung der Goldwährung in Deutschland auf volkswirthschaftliche Gründe zurückzuführen wäre, und dies ist einfach falsch. Daß man der Sache ein nationalökonomisches Mäntelchen umgehängt hat, ist ja richtig, aber das ändert nichts an der Thatsache, daß die Einführung der Goldwährung in Deutschland ausschließlich eine Folge der damaligen politischen Konstellation war. Das deutsche Nationalbewußtsein war nach den beispiellosen Siegen über Frankreich gehoben, und geradezu Wunder hätten geschehen müssen, wenn dem nicht so gewesen wäre. Nun besaß England die Goldwährung, das besiegte Frankreich schwamm, so zu sagen, im Golde; es war also nichts natürlicher, als daß das eben geschaffene und wie ein Riese dastehende Deutsche Reich den Wunsch hegte, es diesen beiden Staaten gleich zu thun. Und die Realisirung dieses Wunsches erschien um so leichter durchführbar, als ja die goldenen Milliarden dalagen und man nur zuzulangen brauchte. Der Schritt wurde also unternommen. Hinterher allerdings blieben die nothwendigen Folgen nicht aus und es stellte sich heraus, daß die Einführung der Goldwährung in Deutschland eine der verhängnißvollsten Maßregeln war, die je getroffen wurden, weil sie das Geldwesen der gesammten civilisirten Welt in Verwirrung gebracht hat. Die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung ist es, den Entwickelungsgang der Dinge mit kühlen und nüchternen Blicken zu verfolgen und die Lehren zu ziehen, die sich hieraus ergeben, ohne Rücksicht darauf, ob diese Lehren just angenehm lauten oder nicht. Der richtigen Erkenntniß ist aber wenig gedient, wenn man in den historischen Entwickelungsgang nachträglich Dinge hineininterpretirt, die nie darin zu finden waren, wenn man die Sache so darstellt, als hätte zuerst das Publikum sich vom Silber verächtlich abgewendet, weil ihm dieses zu unbequem und unhandlich geworden sei, und hinterher seien sodann die Regirungen gekommen und hätten nur widerstrebend dieser Abneigung des Publikums Rechnung getragen und das Silber demonetisirt.

Uebrigens hat es mit dieser angeblichen Abneigung des Publikums

gegen das Silber seine eigene Bewandtniß. Da wird zunächst auf die Thatsache hingewiesen, daß die Silberbestände sich in den Banken und den öffentlichen Kassen aufhäufen, weil die Bankiers und Großkaufleute, bei denen größere Silbermengen zusammenströmen, sich ihrer so rasch wie möglich zu entledigen trachten. Das ist auch wieder ein Ausfluß jener alten „orthodox"-nationalökonomischen Anschauung, der die Börse die Welt bedeutet und der die Nationalökonomie nichts Anderes ist als die Lehre von dem Treiben an der Börse und in den Comptoirs der Großkaufleute. Als ob die Handvoll reicher Bankiers das ganze Volk repräsentirten und als ob es auch in den Ländern der „reinsten" Goldwährung nicht Millionen von Menschen gäbe, die ihr ganzes Leben lang kein einziges Goldstück in die Hand bekommen. Meinen denn die Herren, die sich gar so sehr für das Gold begeistern, daß die Millionen von Bauern und kleinen Handwerkern, von Tagelöhnern und Handwerksgesellen, daß selbst die unzähligen kleinen Beamten die Silberstücke verächtlich mit dem Fuße von sich stoßen, weil es ihnen zu beschwerlich ist, die Silbermünzen — die wohl die Größe von Mühlsteinen haben — aufzulesen und davon zu tragen?

Eben so verhält es sich mit der zweiten Behauptung, daß nämlich das Silber für den heutigen Verkehr zu unbequem geworden sei. Für Denjenigen, der auf der einen Seite große (bis in die Tausende gehende) Posten auszuzahlen hat, ist das Silbergeld allerdings ein sehr unbequemes Zahlmittel; allein die Herren, die immer auf diese Unbequemlichkeit hinweisen, vergessen, daß dies nur für diejenigen Fälle gilt, in denen man nach beiden Richtungen hin mit großen Summen zu operiren hat, und daß diese Fälle nur die verschwindende Minderheit bilden. In der überwiegenden Mehrheit von Fällen hat man — d. h. die kleine Zahl von Personen, die überhaupt in die Lage kommt, mit großen Geldsummen hantiren zu müssen — es mit Summen zu thun, die nur nach der einen Seite hin einen großen Posten repräsentiren, während sie sich nach der anderen Seite hin in eine große Zahl von kleinen Posten auflösen. Der große Arbeitgeber z. B., der am Zahlungtage den Lohn an mehrere hundert Arbeiter auszuzahlen hat muß allerdings eine recht große Summe Geldes in die Hand nehmen, allein Tausendmark-Noten wird er zu diesem Zwecke nicht verwenden können. Und eben so ergeht es umgekehrt Demjenigen, bei dem große Summen pfennig- oder groschenweise einfließen. Was nützt dem Manne alles Lamento über die Unbequemlichkeit des Silbers, des Nickels oder gar des Kupfers? Er muß einfach mit dem höchst unbequemen Kleingelde operiren und kann sich im besten Falle nur damit trösten, daß das Metall, mit dem er es zu thun hat, immer noch viel handlicher ist als dasjenige, das der Eisenhändler tagtäglich in die Hand zu nehmen gezwungen ist.

Endlich vergessen die Anhänger des Goldes, daß sie sich selbst ins Gesicht schlagen. Auf der einen Seite schildern sie die Beläſtigung, die das Silber dem Menschen verursacht, in den lebhaftesten Farben und fügen mit der ernstesten Miene der Welt hinzu, daß ein Metall, welches die Menschen wegen seines großen Volumens und Gewichtes nicht mehr in der Tasche tragen wollen, sich nicht mehr zum Geldstoffe eignet. Ein paar Seiten später erzählen sie jedoch ganz harmlos, daß die Leute das Papiergeld dem Golde vorziehen, weil die verwöhnten Menschen der Gegenwart finden, daß auch das Gold die Taschen zu sehr beschwert. Da muß man denn doch sagen, daß, was dem Einen recht ist, auch dem Anderen billig sein müsse. Entweder eignen sich beide Metalle nicht mehr zum Geldstoffe — oder aber ist die Thatsache, daß die Menschen die Note dem Silber vorziehen, kein Argument gegen das Silber allein.

Während diese Zeilen geschrieben wurden, hat die Regirung von Britisch-Ostindien die freie Silberprägung in den letzten Tagen des Juni 1893 sistirt und das nächste Resultat dieser Maßregel war, daß der Londoner Silberpreis binnen einer Woche von 38½ auf 33⅜ Pence pro Unze Silber herabsank, d. h. also, daß das Werthverhältniß des Goldes, das bis dahin noch wie 1:24½ stand, sich nunmehr wie rund 1:28 stellt. Am 29. Juni war der Londoner Silberpreis sogar auf 30¼ Pence pro Unze gefallen, was einem Werthverhältnisse von nahezu 1:31 entspricht. In Folge dieser Maßregel der britisch-ostindischen Regirung ist somit der Preis des Silbers innerhalb der ersten Woche um mehr als 5 Pence gefallen. Diese Thatsache illustrirt deutlicher als Alles die Richtigkeit der ewig wiederkehrenden Behauptung der Goldfanatiker, daß die Entwerthung des Silbers nicht entfernt auf irgend welche Regirung-Maßnahmen, sondern einzig und allein auf die Abneigung des Publikums gegen das Silber zurückzuführen sei. Die Inder sind wirklich ein bewunderungwürdiges Volk! Binnen einer Woche ist die Abneigung jedes einzelnen Hindus gegen das Silber so groß geworden, daß der Londoner Silberpreis sofort um 5 Pence hinunterging.

Den Anwälten des Goldes ist zu den kolossalen Erfolgen, die sie erringen, in der That Glück zu wünschen. Vor Jahresfrist erlebten sie die große Genugthuung, daß Oesterreich-Ungarn sich zu ihrer Ueberzeugung bekehrte und die allein-seligmachende Goldwährung adoptirte, und heute schon beugt sich das britisch-ostindische Reich der Macht ihrer Argumente. Und wenn die Dinge sich mit der gleichen Geschwindigkeit weiter entwickeln, werden die Goldfanatiker binnen Jahresfrist die Genugthuung haben, daß — das Silber wieder remonetisirt sein wird.

Den praktischen Goldmännern, d. i. denjenigen, die die Freundlichkeit hatten, den betreffenden Staaten das zur Ausmünzung erforderliche Gold in uneigennütziger Weise zu liefern, wird man dann zum zweiten Male

Glück wünschen dürfen. Dem hochentwickelten Spekulationgeist dieser Kreise wird die Wahrnehmung wohl kaum entgangen sein, daß der gegenwärtige Moment überaus günstig ist, um größere Posten des entwertheten Silbers billig zu erwerben, und daß umgekehrt der Silberpreis ganz außerordentlich in die Höhe schnellen dürfte, wenn der Sieg der Goldschwärmer ein unbestrittener sein und der kühne Bau der alleinigen Goldwährung auf der ganzen Welt zusammenkrachen wird. Die betreffenden Kreise werden also zwei gute „Geschäfte" zu registriren haben: einmal das Profitchen bei der Lieferung des Goldes und das zweite bei der Lieferung des Silbers.

Eines aber mögen die Goldmänner der Praxis bedenken. Man weiß bei uns in Oesterreich-Ungarn sehr gut, von wem die Agitation für die Einführung der Goldwährung ausging, denn als im März 1892 die Enquête-Kommissionen in Wien und Budapest zusammentreten sollten, die sich mit der Goldfrage zu beschäftigen hatten, da wurden speziell die „großen" Tagesblätter der liberalen Couleur nicht müde, tagtäglich in immer neuen Variationen die Segnungen der Goldwährung in den verlockendsten Farben auszumalen. Und wer hinter dieser Sorte von Journalen steht und wessen Interessen sie vertreten — das weiß heute jedes Kind. Wenn also — wie vorauszusehen — die Goldwährung als alleinige Währung der ganzen Welt sich als undurchführbar erweisen, wenn sich die Nothwendigkeit der Wiedereinsetzung des Silbers in die Rolle eines Währungmetalles immer deutlicher herausstellen wird, dann wird die große Masse der Bevölkerung zu berechnen anfangen, wie viel ungefähr die praktischen Goldmänner bei der Einführung der Goldwährung und wie viel sie bei der Remonetisirung des Silbers „verdient" haben mögen. Dann dürfte aber ein Strafgericht über die Betreffenden hereinbrechen, welches ihnen den klaren Beweis erbringen wird, daß die Millionen, die bei dem zweimaligen Währungwechsel als Gewinn in ihre Taschen flossen, furchtbar theuer erkauft waren. Die Partei, deren Stimmenzahl in Deutschland von einigen 40 000 bei der vorletzten Reichstagwahl auf rund 450 000 bei der letzten Reichstagwahl gewachsen ist, existirt bekanntlich nicht nur in Deutschland, sondern ziemlich in ganz Europa und gewinnt — trotz den vielen Fehlern, die von ihren bisherigen Führern begangen werden — tagtäglich neue Anhänger, denn sie repräsentirt eine Bewegung von geradezu elementarer Gewalt. Wird sie genügend von Schlacken gereinigt, wird in den europäischen Völkerschaften das Bewußtsein ihrer Stammes- und Blutgemeinschaft geweckt sein, dann wird es keine Schwierigkeit verursachen, der Handvoll Menschen, die heute den eigentlichen Stamm der sogenannten „goldenen Internationalen" bilden, jene Stellung anzuweisen, die ihnen inmitten einer großen Völkerfamilie gebührt.

Czernowitz. Professor Friedrich Kleinwächter.

Beim Dr. Sigl.

Es regnete. Es regnet immer in München, wenn man da Etwas auszurichten hat. Dann und wann zuckte ein weißliches Leuchten durch den wassergrauen Himmel und fern bullerte es. Die Luft war voller Elektrizität und die Schwüle erdrückend.

Wir saßen in einem kleinen Weinrestaurant, einige Münchener Politiker auf der Grenzlinie zu den upper ten — aus der Gegend, wo die Grenze unbeutlich wird — und ich.

„Sie sollten lieber nicht zu Sigl gehen," sagte der Eine, „das kann unter Umständen gefährlich werden. Er soll vollständig unberechenbar sein. Neulich hat er einen Korrespondenten des „Figaro" hinausgeworfen, der ihn aufsuchte."

„Er ist überhaupt ein verworfener Mensch," erläuterte der Andere. „Ein Skandalmacher ohne Grundsätze und Prinzipien. Komplet ohne Grundsätze. Ein Nachtschwärmer und Schlemmer. Erbarmen Sie sich, der Mann sitzt Ihnen täglich bei Austern und Rheinwein." Er war hitzig geworden und kühlte sich mit einem Glas Mosel mittlerer Güte. Darauf ließ er sich den dritten Gang bringen.

„Der Genuß von Austern und Rheinwein," bemerkte der Erste objektiv, „ist an sich doch noch kein sittlicher Defekt."

„Aber erlauben Sie, die Mittel, durch die er dazu kommt!" ereiferte sich der Moseltrinker und die beiden vertieften sich in eine gründliche Erörterung von Sigls privatem Charakterwerth. Es kam dabei ein solches Monstrum heraus, daß ich die lebhafteste Lust empfand, ihn kennen zu lernen.

Das „Vaterland", dessen Lektüre ich mich während 14 Wahlagitationtagen befleißigt, hatte einen sehr ansprechenden Eindruck auf mich gemacht. Das war ein Programm mit Hand und Fuß, von beneidenswerther Einfachheit und Deutlichkeit, in einer bündigen, schlagenden Sprache ohne übertünchte Höflichkeit formulirt. Es enthielt gewiß auch einige Winkelzüge, dunkle Stellen und pfiffige Schachzüge, aber das war Alles so ohne Buchhaftigkeit und Doktrinarismus, so antihochdeutsch eingekleidet, daß es ganz unleitartikelmäßig anregend wirkte. Es war so etwas Persönliches in dem Blatt.

„Leider!" sagte der Moseltrinker. „Er macht sein Blatt ganz allein. Er hat gar keine Mitarbeiter, oder wenn Sie wollen — er hat ganz Bayern zu Mitarbeitern. Alles wird ihm zugetragen. Es ist unglaublich, wie der Mensch orientirt ist. Und gefürchtet! Er weiß Alles, was hinter den Coulissen von Thron und Altar vorgeht —"

„Und wem er Feind ist," fügte der Andere hinzu, „der ist geliefert. Er hat den Witz, der totsticht. Er macht Ihnen einen Gegner so lächerlich,

daß er einfach unmöglich wird. Aber dann ist er auch wieder so — kommt der arme Kerl dann zu ihm und sagt ihm ganz gerade zu: Nun lassen Sies aber auch genug sein. Nun haben Sie mir auch genug mitgespielt — ja, da schlägt er um, da nimmt er ihn in Schutz."

„Er ist eben gar kein Charakter," ärgerte sich der Moselfreund, der ein Ostpreuße war. „Er ist ein Augenblicksmensch, er thut, was ihm gefällt und einfällt. Alles an ihm ist negativ. Ein Krakehler, ein Wühler —"

„Ein Individualist?" warf ich ein.

„Ich bitte Sie, wo soll er denn hinführen, der Individualismus," schrie der andere zornig. „Das ist ja der reine Verfall. Der Mann ist überhaupt gar nichts. Er ist Opposition um der Opposition willen. Er hat schon 1870 Opposition gemacht, als er noch ganz allein stand. Rein aus dem Nichts ist er gekommen. Einfach ein Bauernsohn, der der geistlichen Laufbahn den Rücken kehrte. Später studirte er dann Jurisprudenz. Und seit 1870 ist er eine Macht. Ein einzelner Mensch, mit nichts hinter sich."

Solche Urtheile hatte ich schon massenweise, von den Bestunterrichteten und den Ununterrichteten, gehört. Niemand wußte, wo man ihn hatte, Niemand schien ihn zu verstehen. Alle wußten, wo er seinen Kaffee trank, welche Theater er favorisirte und in welchem Keller er nächtens mit kleinen Spießbürgern die letzten Römer leerte. Alle kannten ihn, aber Niemand wußte, wo er ihn hatte. Den Parteiführern, die mit ihm zusammen arbeiteten, schien es nicht besser zu gehen. Unberechenbar! Das war Alles, was man von ihm zu sagen wußte.

Ich ging zu Sigl. Am Kopf des „Vaterland" war ja die Redaktion angegeben. Ich kam in eine der alten Straßen im alten München, zu einem alten Hause. Durch den Thorweg hinein, eine winklige, ausgetretene Treppe hinauf: erster Stock Druckerei, zweiter Stock Druckereibesitzer, dritter Stock — kein Name an der Thür. Versuchen wir. Ich klingele. „Wohnt hier Herr Dr. Sigl?" „Ja, aber er ißt jetzt zur Nacht und dann reist er gleich aufs Land zu einer Versammlung. Aber sonst ist er jeden Abend um diese Zeit zu treffen."

Nun, der scheint ja merkwürdig zugänglich zu sein. Ich gehe vergnügt die Treppe hinunter. Alles sieht aus, als sei hier einmal geistliches Stift gewesen. Kreuzwölbung, gemalte Glasfenster, Alles alt, echt alt. Es riecht fast noch nach Weihrauch. Die große Hauspforte ist jetzt zu. Ein Mädchen läuft mir nach mit einem Riesenschlüssel. „Bitt' schön, ich schließ' gleich auf."

„Ja, ist denn die Thür", — ich sehe nach der Uhr, es ist drei Minuten nach Sieben, — „die Thür schon abgeschlossen?"

„Ja, um Sieben wird abgeschlossen.“

So? Das ist ja wie eine Burg, die, wenn die Sonne schräg steht, die Laufbrücken aufzieht.

Einige Tage später stieg ich wieder die winkligen Treppen hinauf.

Vorher war ich in der Druckerei gewesen, wo mir eine hübsche, lächelnde Buchhalterin versicherte, jetzt sei Dr. Sigl ganz sicher zu treffen. Der Mann schien ja unglaublich zugänglich zu sein.

Auf den Treppen tummeln sich wie Elstern die Setzer- oder andere Mädchen.

Eine dämlich aussehende Magd schließt mir auf.

„Herr Dr. Sigl zu Hause?“

„Ja. Kimmen's ein.“

„Bitte, meine Karte.“

Sie nimmt die Karte und wandert in einem langen Korridor um die Ecke. Ein riesiger Hund kommt herangetrottet, geruht aber nicht einmal mich zu beriechen. Aus dem Quergang schallt das Gekläff eines kleinen Köters. Ich stehe in einem rundbogigen, weiß gestrichenen Kreuzgang, es ist dämmerig in ihm, das Licht kommt allein durch ein altes dunkelfarbiges Glasfenster.

Im Quergang kläfft der Hund nicht mehr, dagegen schilt und schreit eine ältere Herrenstimme. Die Magd scheint nicht zu begreifen und der alte Herr ärgert sich. Darauf kommt sie wieder zum Vorschein und sagt ganz sanft und gleichgiltig: „D'r Herr mecht halt wiss'n, wos Sie mit ihn z' bereb'n hobn?“

Ich gab ihr mit vollständiger Glaubenslosigkeit, daß sie das begreifen könne, als Grund meines Erscheinens an: ich hätte Dr. Sigl eine Abhandlung — von mir — über die Entwickelung des Bauernstandes bei den Nordgermanen zugeschickt und möchte mit ihm darüber sprechen.

Sie schob befriedigt ab. Drinnen knurrte es, aber nicht der Hund. Darauf erschien sie wieder und sagte: „Kimmen's ein!“

Sie ging mit durch den Quergang, öffnete eine Thür und ich stand in einem sehr hellen Zimmer. Vor einem riesigen, mit Zeitungen bedeckten Tisch saß ein ältlicher Herr, in einem grauen Schlafrock, langausgestreckt in seinem Stuhl, und schrie mich an, ohne den Kopf nach mir zu drehen oder mich eines Blickes zu würdigen:

„Na, g'schwind, g'schwind, sagen's rasch, was S' z' sagen habn, ich bin nicht dazu da, um meine Zeit zu verlier'n!“

Da begriff ich, worüber ich mich die ganze Zeit gewundert, warum es bei diesem überlaufenen und berühmt-berüchtigten Mann kein System des Sichverleugnenlassens und keinen feineren Hausknecht zum Hinauswerfen

gab. Dr. Sigl war immer zu Hause, wenn er zu Hause war, denn das Hinauswerfen besorgte er erforderlichenfalls ganz persönlich. Er handhabte das als eine heilige Prärogative, die ihm von den Vätern überliefert worden und für die es allen politischen und unpolitischen Bourgeois so gänzlich an Verständniß mangelte, daß er allein schon dadurch etwas Mystisches für sie erhielt. Denn der Bourgeois aller Grade hat nur eine oder zwei Thüren in seiner Wohnung, eine Parade- und Hintertreppenthür, wodurch das Sichverleugnenlassen oder das höfliche Abweisen durch die darauf geschulten Dienstboten eine angenehme, ja man könnte sagen eine organische Nothwendigkeit wird — wäre die Bourgeoisie nicht selbst so unorganisch —, der Bauer aber kann den Eindringling überall treffen, auf dem Felde, im Stall, in der Scheune, in seinem Heu und in seiner Stube. Er kann nicht erst nach seinem Knecht rufen — wenn er einen hat —, um ihn zu expediren, sondern er sieht ihn sich an, taxirt ihn und behandelt ihn dann nach dem Maßstab seiner eigenen, in Bayern jedenfalls durchaus zureichenden Körperkräfte. Nachdem ich dieses stolze Vätererbe und die Bauernprotzigkeit in Dr. Sigls Haltung erkannt, schrie ich meinerseits dagegen:

„Na, eh Sie mich zu Worte kommen lassen, kann ich wohl nicht sagen, weswegen ich da bin —"

Dr. Sigl drehte den Kopf und sah mich mit ein paar blitzenden, scharfen, braunen Augen humoristisch und wohlwollend an. Ich merkte, daß ich einen günstigen Eindruck auf ihn machte, und fing als Einleitung an, von meiner Abhandlung über die nordgermanischen Bauern zu sprechen, er schrie aber sofort dazwischen: „Abhandlung, Abhandlung, hab' ich nicht krigt, les' keine Abhandlungen, ist beim Kurz liegen blieb'n, geht mich nichts an, les' überhaupt nichts. Lassen's mich 'n Friedn, hab' keine Zeit."

Die Situation wurde kritisch, ich spielte meinen letzten Trumpf aus, und schrie ihm dazwischen:

„Ich kanns Ihnen ja gleich grabaus sagen, weshalb ich gekommen bin, dann machen's, was Sie wollen. Harden von der „Zukunft" hat mich gebeten, zu Ihnen zu gehen und über Sie zu schreiben, und nun sagen Sie ja oder nein, wie Sie Lust haben."

Er sagte nicht ja, nicht nein, wir sahen uns nur beide an und lachten — mit den Augen. Er sprach wieder von seinem Uebermaß an Arbeit und fragte mich, ob ich nicht morgen um Zwölf wiederkommen könne, worauf ich ihm versicherte, daß ich schon heute abends abreisen müsse; und als ich dann die Lage mit ruhigerem Gemüth überschaute, fand ich ihn auf dem Tischrand und mich auf der Stuhllehne sitzen und uns in

gebildetem Tone angenehm unterhalten. Diese Unterhaltung ganz wortgetreu zu referiren, muß ich mir leider versagen, da sie an dieser Stelle schwerlich einer mißverständlichen Auffassung des Staatsanwalts entgehen würde, und da Sigl, der ja kein Mann ist, der sich genirt, sie von dem geschützteren Platz eines Reichstagsredners zu wiederholen beabsichtigt. Und während er also, ohne Blatt vorm Munde, vor einem fremden Menschen redete, sah ich ihn mir näher an.

Dr. Sigl — Sigl muß ein alter bajuvarischer Name sein, denn man findet ihn, mit oder ohne Kombination, in München auf jedem zehnten Schild — Dr. jur. Sigl ist ein untersetzter Mann, schulterbreit und kräftig, mit ergrauendem Haar und Schnurrbart, frischer Farbe und oberbayerisch-kurzer, krummer Nase; ein Fünfziger mit den leichten, spannkräftigen Bewegungen eines Dreißigers. Das Merkwürdige an ihm ist der Blick. Die braunen Augen hinter der Brille richten sich so fest auf Einen wie zwei Gewehrmündungen; es ist in diesem Blick ein gerades, streitlustiges Draufzugehen, man denkt gleich an aufgekrempte Hemdärmel. Es ist auch der bayerische Bauernhumor darin, der sofort die komische Seite an den Menschen und Dingen herausfindet, aber noch Etwas mehr, eine souveraine, wildwüchsige, gute Laune, die überhaupt geneigt ist, Alles komisch zu finden. Diesem Mann steht es im Gesicht, daß er sich von nichts imponiren läßt, daß er aber als echter Hitzkopf zugleich, und wohl meist aus ganz physiologischen Gründen, ein guter Kerl ist. Er ist wahrscheinlich gar nichts anderes als Amateur, Amateur von Politik, wie Viele Amateurs von alten Bildern und kleinen Schauspielerinnen sind. Es macht ihm Spaß.

Solch eine Erscheinung muß dem disziplinirten, uniformirten, gymnasiastisch und universitätlich hochdeutsch verunpersönlichten Bourgeois ganz unverständlich sein. Die norddeutschen „höheren Klassen" haben keinen Humor, das beweist schon, was sie aus der deutschen „Schriftsprache" gemacht haben, sie haben Witz, aber der ist zur Hälfte jüdisches Pfropfreis. Worüber der norddeutsche Bourgeois, der norddeutsche Berufspolitiker und die meisten norddeutschen Blätter, die mit den edelsten Brusttönen Jahrzehnte lang die öffentliche Meinung machten, sich in einem Zustand jungfräulicher Ahnungslosigkeit befanden, das war der deutsche Bauer. Diese keusche Unwissenheit ziert sie noch. Inzwischen fängt der Bauer an, Geschichte zu machen. Und hier in Bayern wird es sein, wo Sozialismus und Bauernthum eine organische Verbindung einzugehen sich anschicken.

Kein preußischer Sozialismus. Der ist diesem Volk der Phantasie und frischen Sinne zu doktrinär, zu strohdürrer Verstandesdrill. Dessen praktische Seite, die Disziplin, hat seine eigene militärische Erziehung es respektiren gelehrt; sonst aber ist der bayerische Sozialismus nicht unperson-

lich wie der norddeutsche: er heißt Georg von Vollmar. Er ist individualisirt, affektiv, an eine Persönlichkeit geknüpft. Ohne Vollmars viele Siege wäre Sigls Sieg bei den Wahlen undenkbar. Seine Agitation, sein Programm, seine Politik sind, ob er will oder nicht will, nur eine Vorstufe zu Vollmar. Die selbe Bauernschicht, die für ihn votirt und den Bauernbund bildet, votirt in anderen Gegenden heute bereits für Vollmar. Das äußere Distanzhalten ist ganz unwesentlich, wo das innere Ineinanderwachsen doch nur eine Zeitfrage ist.

Ob Sigl das überschaut, oder überschauen will, darüber äußerte er sich nicht. Er that selbst sehr erstaut über den Bauernbund, die politische Bewegung, die in zwei Monaten spontan, ohne Führer, keiner konnte sagen wie, entstanden war und um sich gegriffen hatte, mit unerwarteten, unglaublichen Resultaten bei den Wahlen. „Freilich werden wir bei den Stichwahlen wieder viele verlieren", sagte er. „Aber das schadet nichts. Es geht doch Alles zum Teufel. Alles geht zum Teufel. Selbstverständlich wird die Militärvorlage bewilligt werden. Und dann kommen hundert Millionen für die Marine dran. Und so weiter. Immer so weiter. Wir müssen ja zum Teufel gehen. Bedenken Sie doch, diese Steuern! Wie soll der arme Mann das aushalten". Und er fing mir geläufig, an direkten und indirekten Steuern, die jährlichen Abgaben eines Arbeiters an vorzurechnen. Hundert Mark von siebenhundert Mark Jahreseinnahme. Soundsoviel per Kopf. Er regte sich auf, und schrie als stände er vor einer Bauernversammlung. Die Zahlen hagelten. Er rechnete die Erleichterungen der privilegirten und besonders des Militärstandes herunter, und wie der saure Steuergroschen für Uniformen ꝛc., ꝛc., ꝛc. außer Landes ging. Er wurde hitzig, er ärgerte sich wirklich, er fühlte es an seinem eigenen Fleisch. Das war keine Pose. Da war nichts von dem gemachten Antheil des Berufspolitikers, der von der Machenschaft lebt. Das war der Bauer, der sein Eigenthum, die schweißigen Früchte seiner Arbeit vertheidigt.

Das ist auch der Bourgeoisie so etwas komplet Unverständliches. Sie lebt in der einen oder anderen Form gern vom Staat. Der Staat ernährt sehr häufig wenigstens eins der Glieder einer bürgerlichen Familie. Die schönste Perspektive für den bürgerlichen Ehrgeiz ist der Beförderungen und Ehren verleihende Staatsdienst. Wenn es auch nur ein Titel ist, der von Staats wegen vergeben wird, — welch ein Rückgrat für das Selbstbewußtsein. Geschichtschreibung, Philosophie, Kunstbetrachtung sind, seitdem sie bürgerlich geworden, auch die devotesten Staatsdiener, oder, besser gesagt, Bureaukraten geworden und haben diese Gesinnung schon einige Generationen lang den Bourgeoisiesöhnen als das höchste zu erstrebende Ziel mit großem Erfolg eingepflanzt.

Wann hat das Niveau der geistigen Interessen so niedrig in Deutschland gestanden wie jetzt, wann hat die studirende Jugend der höheren Klassen sich so sehnsüchtig dem Sattel und Zaum der Beförderung gewährenden öffentlichen Posten entgegengedrängt? Le revers dieser Medaille ist der Anarchismus mit seinen Stimulationen.

Mit Sigl ist zum ersten Mal für das allgemeine Bewußtsein in die Klasse, die das öffentliche, mit Ehren belohnte Urtheil macht, ein Vertreter einer anderen Klasse gedrungen, die vom Staat nichts zu erwarten, aber desto mehr für ihn zu leisten hat. Bisher hatte ein studirter Bauernsohn nichts Eiligeres zu thun, als sich in einen Bourgeois zu verwandeln; — hier haben wir eins von den Beispielen, daß die Bourgeoisie ihre auffaugende Kraft verloren hat. Der deutsche Bauer, über den die kapitalkräftig schwelgende Bourgeoisie als eine zuwidere Erscheinung so lange und komplet wegsah, hat eine Zunge gefunden, um zu sagen, daß er nicht länger der Dumme sein möchte. Für ihn wird der Staat nur etwas Konkretes, wenn er nimmt. Der Bauer hat geringe Ehrfurcht vor dem Staatsganzen, das ihn nicht ernährt, nicht befördert, nicht ihm schmeichelt, nicht einmal ihn beschützt, denn die ländliche Polizei kann naturgemäß meist nur post festum sich am Ort einer Unbill einfinden, — um sie zu konstatiren; der Bauer ist in allem Wesentlichen auf sich selbst angewiesen, und es fängt an, ihm wenig Freude zu machen, seine Söhne vom Militärdienst aufgeblasen, der heimischen Erde und ihrer Arbeit entfremdet, und häufig auch sonst defekt zurückkehren zu sehen. Was sich hier regt, ist eine konservative Bewegung, es ist aber zugleich ein zum Standesbewußtsein erwachter Stand. Und wer den bayerischen Volksschlag kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, der weiß, was das zu bedeuten haben wird.

Was Sigl so stark macht und was ein Mensch, der psychologischen Instinkt hat, gleich an ihm wahrnimmt, das ist seine Veranlagung zur Verachtung. Er ist ein Verächter aus erster Hand, er hat die spezifische Verachtung des Bauernsohnes für alles „Unnütze". „Er liest nichts" — wie oft ist ihm das vorgeworfen worden —, denn das Meiste, was man zu lesen kriegt, ist unnütz, die gesammten geistigen und anderen Errungenschaften der Civilisation sind ihm wohl auch sehr problematisch; er verläßt sich, wie der bayerische Bauer überhaupt, auf seinen scharfen Blick und sein gesundes Urtheil; alle Werthe, die geprägt sind, sind von einer anderen Klasse geprägt, und er hat das ganze, von Generationen ihm vererbte Mißtrauen seines Standes dagegen. Man beschuldigt ihn, er verfolge grundlos und höre eben so grundlos auf zu verfolgen; aus beiden Ursachen hat man ihn oft der Bestechlichkeit verdächtig gemacht, ob mit, ob ohne Berechtigung, liegt mir ganz fern zu erörtern. Ein Mann seiner Art und mit seinem Ent-

wicklungsgang muß dazu kommen, die Welt um sich herum für eine große Schuftigkeit zu halten — ganz humoristisch und gelassen, wie der Bauer fremde Erscheinungen betrachtet —, ohne daß das Bewußtsein der Standeszusammengehörigkeit das zu einer Auffassung inter pares herabmilderte. Sind nun die meisten Menschen Schufte, mein Gott, so ist es eigentlich ein Unrecht gegen den einzelnen Schuft, ihn aus der Masse herauszuholen und zur Zielscheibe der Schadenfreude seiner Genossen zu machen. Man ist zwar durch Beruf und Neigung dazu gezwungen, im Gefühl der begangenen Parteilichkeit aber auch zum Umschlag und zur Milde geneigt. Warum nicht? Der Vorrath kann Einem ja gar nicht ausgehen.

Ein solcher Mann ist fürchterlich durch seine Unverbildetheit. Er kann Alles, was er will, denn er ist kein Erziehungprodukt, weder politisch noch menschlich. Alles an ihm ist aus erster Hand, unabgeschliffen, unverbraucht. Ich fragte ihn nach seinem Programm. Er lief um den Tisch herum, wühlte eine Nummer vom „Vaterland" unter einem Haufen Zeitungen hervor und gab sie mir. „Da steht Alles. Mehr weiß ich auch nicht zu sagen." Ich sah in das Blatt. Es enthielt den Aufruf an die Urwähler der Provinz Niederbayern. Da standen die bekannten Forderungen: Aufhebung der Grund-, Gewerbe- und Haussteuer, Einführung einer progressiven Einkommensteuer; Verstaatlichung des Hypothekenwesens und bessere Gestaltung des Hypothekenkredits; Verstaatlichung der Mobiliar- und Viehversicherung; Verstaatlichung der Volksschulen und sämmtlicher Mittelschulen und dadurch finanzielle Entlastung der Gemeinden und des Kreises; größte Sparsamkeit im Staatshaushalt und möglichste Entlastung der Landwirthschaft und des Gewerbes, dafür größere Heranziehung des mobilen Kapitals und der Börse; Ankauf der sämmtlichen Militärpferde für Bayern von den bayerischen Landwirthen selbst; Beseitigung des Zwischenhandels beim Einkauf von Getreide, Fourage, Gemüse und anderen Lebensmitteln von Seite der königlichen Militärverwaltung und des Civilärars; Verschärfung der Bestimmungen über den Hausirhandel, die Wanderlager und Abzahlungsgeschäfte; Aenderungen der Bestimmungen über die Sonntagsruhe, das sogenannte Wapperlgesetz und die Unfallversicherung u. s. w. u. s. w. Da flatterte „das weiß-blaue Banner uns stolz voran" und sogar die Treue zu Kaiser und Reich fehlte in diesem angeblich doch so starr partikularistischen Programm nicht.

Ganz schön. Aber dieser Mann ist kein Programm — er ist eine Individualität, d. h. das Unerwartete unter hundert Wahrscheinlichkeiten. Ich stand auf und empfahl mich. Er reichte mir die Hand, eine kleine Hand, die fest zugriff, aber den Arm nicht ausstreckte.

Schliersee. Laura Marholm.

Die Silberschlacht.

Der Harpagon des Herrn Molière würde heute ein Fünfmarkstück nur noch zu 2½ Mark annehmen, einen Thaler zu 1½ Mark, ein Zweimarkstück zu 90 Pfennigen und unser Einmarkstück nur noch zu 45 Pfennigen —: damit ist der ungeheure Preisfall des Silbers wohl deutlich genug markirt.

Am 10. Juni schloß hier an dieser Stelle ein Artikel über Mexikanische Werthe mit folgenden Worten: „Was dann aus dem Silberpreis wird, muß abgewartet werden; nur hat man schon mehrmals in der Edelmetallgeschichte geglaubt, daß Silber „auf Nichts" ginge — und hat sich jedesmal geirrt." Damals, am 10. Juni, notirte Silber in New-York noch 83, am 24. Juni 81, am 26. Juni 78, am 27. Juni 76, am 28. Juni plötzlich 67, am 29. Juni 63. Was während dieses fürchterlichen Sturzes an den europäischen Börsen vorging, läßt sich schwer beschreiben. Auf Nichts versteht sich die Gewohnheitspekulation schlechter als auf Währungfragen; nun sah sie gleichsam einen Boden unter sich aufgerissen, dessen schon lange wellenförmige Bewegungen nur als Studienobjekt für Theoretiker gegolten hatten. Die Werthe aller möglichen Länder schienen in Frage gestellt. Italien, Spanien, Belgien, Holland, sogar Rumänien, das längst eine Goldwährung besitzt, sollten von einer Kündigung der lateinischen Münzkonvention bedroht sein, — Oesterreichische und Ungarische Renten, bei denen man ein Stocken der Valutaregulirung fürchtete, ohne freilich Herrn v. Wekerle zu kennen, verlieren an einer einzigen Börse 1½ Prozent, — die Bank von Frankreich, die ihre Noten stillschweigend längst in Gold einlöst, sollte, als ob es gar keine Wochenausweise gäbe, 13 Milliarden in Silber besitzen, anstatt wie in Wirklichkeit 1500 Millionen, — und endlich vollzogen sich die gewaltigen Kursentwerthungen von Mexikanischen Fonds an unserm kapitalistischen Gefühl wie die blutigste Operation. Hier zum ersten Male fehlte sogar das nothwendige Entrüstungobjekt. Denn, abgesehen vielleicht von Volksversammlungen in Oberhessen, konnte man doch nirgends die Republik Mexiko deshalb eine Schwindlerin nennen, weil sie an ihrem Silberreichthum dem Erliegen etwas nahe kommt. Dazu die Aussichten auf alle möglichen Schädigungen unseres Handels, der ja bei einer Anzahl überseeischer Länder mit Silberrimessen zu rechnen gewohnt war; kurz, eine so drohende Ungewißheit, einen so gefährlichen Feind, dessen Sturmschritt unser Ohr vernahm, ohne doch eigentlich zu wissen, von welcher Seite er kommen würde, hat die Börse seit Menschengedenken nicht mehr gekannt.

Und doch liegt das Außerordentliche der neuen Situation weit weniger in dem silberentwerthenden Charakter der indischen Regirungbeschlüsse als in der Thatsache, daß eine Handvoll Europäer viele hundert Millionen Asiaten mit einem Gesetze überraschen darf, das uralte Lebensführungen zerstört. Das

Indien, das unter britischer Hoheit oder britischem Einfluß steht, soll 288 Millionen Menschen zählen; hiervon gar nicht zu trennen ist die Riesenziffer der ostasiatischen Bevölkerungen, und allen diesen ist das weiße Metall der gemeinsame Schatz, in dem sie zahlen, den sie vergraben und vor Allem zu Schmuck verarbeiten. Alljährlich verschwinden ungeheure Mengen von Silber in jenen Ländern auf Nimmerwiederkehr und es ist bisher noch nicht gelungen ihren Verbleib ausfindig zu machen. Sollte es wirklich möglich sein, den Indern diese Gebräuche dadurch werthlos zu machen, daß man ihnen die Goldwährung aufdrängt?

Einen verhängnißvolleren Weg, sich bei diesen Volksstämmen unbeliebt zu machen, als denjenigen, auf welchem ihre zahllosen Schätze geviertheilt werden, giebt es wohl nicht.

Aber auch eine Währungsgefahr wird damit heraufbeschworen. In dem Augenblicke, wo Gold einmal in Indien bei der großen Masse einzieht, dürfte das Vergraben und Verarbeiten auch dieses Metalls beginnen und es würden dann alljährlich die Goldvorräthe erschreckende Verminderungen erleiden. Nun ist es zwar richtig, daß England heute den einzigen wirklichen Goldmarkt bildet, wohin z. B. Griechenland und Portugal sofort ihre Bestände auszuführen beginnen, sobald sie finanzschwach werden, und wo man andererseits auch täglich enorme Summen erhalten kann; aber andere Länder, wie z. B. Deutschland, Oesterreich, Frankreich, sind doch wenigstens nicht Gold *verschlingend*. Sollte jedoch plötzlich an unsern Kulturring ein unübersehbares Gebiet heranschwimmen, wo das Gold ins Nirwana geht, so würde das unerträgliche Zustände mit sich führen. Schon heute sind die Börsen in diesem Punkte so nervös geworden, daß sie z. B. einen Goldausgang bei der Bank von England von 200,000 Pfund nach Egypten günstiger ansehen als einen solchen von nur 100,000 Pfund nach Argentinien, weil von diesem Lande die Rückkehr auch ein oder zwei Jahre dauern kann. Wie soll das aber erst werden, wenn man den Moneymarket in der „Times" täglich auf die Sendungen nach Bombay oder Calcutta untersuchen soll? Das wären Störungen, die oft die legitimste Erholung durchbrechen könnten.

Sonst wäre ja Gold genug vorhanden, um auch die Heimath des Buddhismus damit zu beglücken. So versichert wenigstens der Einzige, der in den letzten Wochen gerade diese Frage aufgeworfen hat, nämlich Paul Leroy-Beaulieu. Dieser Franzose ist thatsächlich von der Maßregel des indischen Rathes viel begeisterter als irgend ein Engländer, dem die Pflicht des Zeitungschreibens darüber oblag. Man lobt in London wohl die Energie und Schnelligkeit, mit der die Herren im indischen Rath der freien Silberprägung ein Ende gemacht haben, aber man ist weise genug, dies nur als einen einstweiligen Versuch, als ein Ausprobiren an einer Anzahl von Mitteln zu erklären. Selbst wenn der ehemalige Schatzkanzler *Goschen* das nicht gesagt hat, was ihm der Interviewer eines Wiener Blattes in den Mund gelegt haben soll, so *könnte* er es doch gesagt haben, so vorsichtig und entfernt von einem Definitivum wird in jenem Interview die ganze neue Maßregel behandelt.

Den frischesten und fröhlichsten Krieg aber hat — außer Bamberger — jetzt Ottomar Haupt dem Silber erklärt. Da dieser Herr trotz den sehr großen Summen, die er in Paris vor wenigen Jahren am Silberrückgang verdiente, sich auch schon einmal in dieser Materie geirrt hat, z. B. bezüglich des möglichen Kurses von Rupien, so würden seine Auslassungen keinen geradezu über-

wältigenden Eindruck machen. Ein Anderes ist es aber, wenn sie inmitten der allgemeinen Bestürzung in einem Weltblatte wie der Kölnischen Zeitung, die ihren Handelstheil immer etwas von oben herab behandelt, als politischer leader erscheinen. Alsbald gewinnen die Theorien eines kenntnißvollen, gewiß unparteiischen, aber — excentrischen Währungschriftstellers eine praktische Tagesbedeutung. Es ist z. B. an sich ganz richtig, daß viele Kapitalisten ihre noch zu hohen Kursen erworbenen Mexikaner zum Theil abgeben, eben so wie neue Anlagen die heutigen billigen Kurse benutzen werden, aber Diejenigen, welche z. B. auf jenen Silber-Nichts-Artikel in der „Kölnischen" sehr ängstlich geworden sind — was nur zu natürlich wäre —, haben doch schlechte Geschäfte gemacht, denn Silber stieg dann auf 69 und sodann fiel es vorläufig erst bei 75 wieder. In solchen schweren Zeiten, wo das Anlagevermögen („Nationalvermögen" würde man zu Manchester trompeten!) vor beängstigenden Verlusten steht, erfordert die Aufgabe der Preise eine nicht gewöhnliche Behutsamkeit. Wie abgenützt klang es z. B. in der Wochenschau der „Vossischen", daß zu den Verwüstungen in anderen Papieren die Festigkeit unserer Konsols einen erfreulichen Gegensatz bildete. Welch vaterländischer Augenaufschlag an unrichtiger Stelle! Konsols waren da nämlich gar nicht fest, sondern, wie auch Russen, Spanier und Portugiesen, von der Angst um Größeres, — vergessen. Erst als der Ultimo erledigt war und die großen Couponseingänge des Julitermins erstrahlten, erhob sich auch die Nachfrage für deutsche Staatspapiere. Es ist dies überhaupt ein Punkt, wo man niemals mit Prahlereien einsetzen sollte, denn selbst im Verhältniß zu dem Reichthumsunterschied leistet das deutsche Kapital unseren Staatspapieren immer noch zu wenig. Der Defekt in seiner ganzen Größe wird nur durch unsere Kautioneinrichtungen verhüllt, die bekanntlich schwere Fonds beanspruchen. Auch die großen Summen, die Bankfirmen bei der Reichsbank zu hinterlegen haben, werden mit ziemlicher Vorliebe in Konsols erstellt. Konsols haben auch noch den Vortheil, als Geldbeschaffungobjekt zu dienen. Haben allererste Häuser, wie z. B. Bleichröder, Mendelssohn oder Sterns (von Rothschild ganz zu schweigen), einmal sehr große Anzahlung zu leisten, so können sie, die selbst diskontiren, mit ihren Marktwechseln nicht gut zur Reichsbank gehen, dagegen würde für noch so große Konsolsverkäufe am offenen Markt Geld zu haben sein. Die göttliche Ignoranz einiger konservativer Blätter hat ähnliche Verkäufe kürzlich einmal als Baissespekulationen ausgelegt. Jedenfalls ist auch dies eine Quelle, aus der viele Anlagen in unsern Staatspapieren erfließen, die man sich eben wie Wechsel hinlegt. Die breiten Volksschichten stehen damit, wie gesagt, noch stark zurück.

Von Silberthalern besitzen wir noch ca. 325 Millionen Mark. Davon sind 200 Millionen im Umlauf, der sich aber bei dem eigenthümlichen Instinkte des Publikums jetzt rasch vermindern dürfte, ferner liegen, so weit man hinter die etwas geheimgehaltene Summe kommen kann, für ca. 125 Millionen Mark in der deutschen Reichsbank, nachdem für weitere 75 Millionen Mark Oesterreich Vereinsthaler zurück erhalten hat. Für Silber als Währungsgeld kommen wir so wenig in Betracht, daß man nur wünschen kann, der deutsche Goldmarkt möge an Wichtigkeit jetzt endlich einmal etwas gewinnen.

Dabei soll natürlich die österreichische Valuta keineswegs mit unserem Golde regulirt werden. Das wäre ein schlechter Dank für den Bundesdienst, den unsere Regirung den Herren in Wien und Pest dadurch geleistet hat, daß wir mit unseren neuen Konsols nicht eher herauskamen, als bis jene großen

Konversionanlehen erledigt waren. Dem Kenner gewisser Verhältnisse erscheint es übrigens begreiflich, wenn zahlreiche Patrioten in der Habsburg-Monarchie die ganze Valutaregulirung nur wie eine glänzende Tapete ansahen, die das Jubiläum Franz Josephs mit dekoriren helfen sollte. Allein die Zeiten sind doch vorbei, da Metternich sich hinsetzte und an Ismael Pascha einen vielgefeierten Brief wegen des Suezkanals schrieb, um sich dann nicht mehr um die Sache zu bekümmern. In Wien ist freilich noch Vieles möglich: Geschäfte mit der Regirung, vehemente Ableugnungen, schließliches Erringen des Erhofften — — — aber hinter Wien beginnt jetzt Pest und mit Herrn v. Wekerle ist nicht zu spaßen. Er wollte die Valutaregulirung und er hat sie auch ein gut Stück vorwärts gebracht. Ob er dabei weniger Fachkenntnisse gezeigt hat als der verflossene Gouverneur der Oesterreichisch-Ungarischen Bank, der Goldkäufe und Konversionen überhaupt auseinander zu halten rieth, ist keine so wichtige Frage. Freilich könnte Herr Wekerle eines Tages vielleicht gestürzt werden und dann käme die Valutaregulirung stark in Frage. Die Hauptsache war bis jetzt die Schnelligkeit der Operationen, und wenn Direktor Mauthner von der Kreditanstalt kürzlich in einer sonst höchst interessanten Darlegung versicherte, daß seine Gruppe ursprünglich beabsichtigt gehabt hätte, das nöthige Gold langsam durch zwei Jahre am offenen Markte in London anzuschaffen, so soll man das ruhig für unrichtig halten. Ein so gefährlich Ding wie eine Währungherstellung hat hauptsächlich Eines zu fürchten: die Unterbrechung. Noch so große Vortheile im billigeren Kaufen konnten die Eventualität z. B. eines Krieges nicht verringern. Wer kann für zwei Jahre Frieden garantiren?

Es konnte aber auch noch ein anderer unliebsamer Zwischenfall entstehen, wenn die Vereinigten Staaten, um wieder Gold zu sich herüber zu ziehen, Goldbonds in Europa ausgegeben hätten. Um diese Schatzbonds hätte sich das Kapital in England und auch bei uns gerissen, — und dann hätten die Minister Steinbach und Wekerle wirklich das Nachsehen gehabt.

Die Union! Weiß man wirklich nicht, daß die indische Regirung oder besser England die Silberschlacht neulich nur gegen die Union geschlagen hat? Die dortige Produktion überschwemmt Asien mit dem weißen Metall, sie forcirt sich im Verhältniß zu dem Fallen des Preises, und in Folge der hieraus entstehenden Schwankungen kommt der Beamte in Ostindien mit seinem Gehalte in die größte Rathlosigkeit, erleidet auch der dortige Handel regelmäßige und schwere Verluste. Die Silberkönige in Colorado und Nevada würden aber ohne eine große Rückendeckung längst nicht mehr so stark zu produziren wagen, nämlich ohne die so eigennützige Shermanbill, wonach der Schatzsekretär jeden Monat für nicht weniger als $12^1/_2$ Millionen Dollars Silber zu kaufen hat. In diese Bill hat nun plötzlich John Bull durch seine Maßregel für Indien ein so großes Loch gemacht, daß selbst die Augusthitze vor der Einberufung des Kongresses nicht schützen kann. Eine der keckſten Liebesgaben für Millionäre, die angeblich nur ihre Arbeiter leben lassen wollen, hat damit bald ihr Ende erreicht. Wie geradeaus aber England sein Geschoß wenigstens in dieser Sache richtet, geht aus seiner jüngsten Erklärung in Washington hervor, daß es den internationalen Münzkongreß zu Brüssel für erledigt halte.

Der Londoner Rothschild hatte sich gewiß für Brüssel wieder von Herrn Meyer in seinem Bureau eine Originalrede über dieses Thema ausarbeiten lassen. Schade!

Pluto.

Die kleine Revolution.

In Passy, beim Doktor Blanche, ist Guy de Maupassant gestorben, Frankreichs stärkster und feinster Erzähler und in Europa der Liebling aller Leute, die, wie in den Wäldern das Schwein nach Trüffeln, in der Literatur nach Sexualanregungen spüren und schnüffeln. Der arme Maupassant hätte ein besseres Schicksal verdient; er wurde als Künstler geboren und Zola, der ihm die Grabrede sprach, konnte mit Fug behaupten — freilich im Gegensatz zu Theodor Wolff, dessen Urtheil auch nicht zu verachten ist —, daß er als ein Fertiger gleich auf den Kampfplatz sprang und das Erbe antrat, das Rabelais und La Fontaine ihm gelassen hatten. Als er zum ersten Male sich in der Welt umsah, erfüllte mit süßen Liedern von lockerer Liebe Béranger gerade die Lüfte und Lisette beherrschte, seine muntere Heldin, die Köpfe und Sinne leicht beweglicher Gallier von der Jahrhundertmitte. Als zum letzten Male aber der vom Irrsinn umdüsterte Blick des Dichters sehnend die Sonne suchte, war Herr Bérenger eben zum Helden des Tages geworden, der sittenreine Senator, dessen Schreckensschrei um ein Haar schon die kleine Revolution von 1893 entfesselt hätte. Was war denn geschehen? Auf einem Balle, den die Kunstbohème mit ihren Modellen veranstaltete, erschienen die kleinen Mädchen in ungewöhnlich mangelhafter Toilette und namentlich Fräulein Sara Brown erregte durch ihr der Temperatur allzu sehr angepaßtes Kostüm — schwarzes Tüllhemd und schwarze Strümpfe — selbst bei verwöhnten Parisern einiges Aufsehen. Aber Modelle kann am Ende jeder Künstlerinnenfreund jeden Tag in noch erweiterter Hüllenlosigkeit sehen und an der Eingangspforte zu diesem Paradiese, das von Sünden zu entwöhnen besonders geeignet gewesen sein soll, wurden 20 Francs als Steuer erhoben, — also nicht weniger und nicht mehr als an den Pforten der Häuser mit den großen Nummern, wo das Laster allnächtlich sich zu Tische zu setzen pflegt. Da kam der Senator Bérenger seines Weges gefahren, der verdienstvolle Begründer der ligue contre la licence des rues, entsetzte sich ob so babylonischer Gräuel, denunzirte sie dann der Staatsanwaltschaft und erreichte dadurch, daß die nicht einmal schöne Sara verurtheilt wurde. Die Sache wäre im Sande verlaufen, wenn nicht zugleich die Schließung der Arbeitbörse den längst schon gegen die Panamarepublikaner sich regenden proletarischen Grimm geweckt und dem lüderlichen Knabenstreich den Hintergrund einer dumpf grollenden sozialen Revolution gegeben hätte. Am 13. Juli 1793 hatte die fanatische Girondistin Charlotte Corday den großen Demagogen Jean Paul Marat ermordet, dem Goethe in der Geschichte der Farbenlehre ein nicht unrühmliches Denkmal gesetzt hat. Hundert Jahre später waffnet das Lumpenproletariat von Paris sich gegen die neuen Girondisten einer kapitalistischen und panamistischen Zeit und an der Spitze des Rächerchores schreitet nicht mehr eine kleine Provinzlerin aus Caën, sondern die allzu üppige Sara Brown einher, in schwarzem Tüllhemd und schwarzen Strümpfen, die neue Göttin der neuen Freiheit, die erprobte Patriotin, die des Vaterlandes Ehre und seiner Kunst nur im Busen trägt, von der vielleicht aber doch auch das Wort gelten darf, das Rousseau in unbarmherziger Bosheit einst der Gräfin von Boufflers versetzte: Je vous entends parfaitement; vous êtes Française par votre buste, et cosmopolite du reste de votre personne.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Juli 1893.

Die Posaune von Jerichow.

An den festlichen Hymnen, die nach der Annahme der Militärvorlage durch das weite Waldrevier der offiziösen Presse schallten, mußte der unbefangene Zuhörer schmerzlich einen Accord vermissen: den Dank an die Sonne, ohne deren brennenden Eifer das Werk doch so mühelos vielleicht nicht zur Vollendung gebracht worden wäre. Alle die mitunter sehr seltsam aussehenden Patrioten wurden bedankt, die der mehr oder minder widerstrebenden Seele ein vernehmliches Ja abgerungen hatten, und das große Himmelslicht nur ging leer aus, dem für die Zeit des entscheidenden Dekamerone ein neuer Josua doch befohlen zu haben schien: Sonne, stehe stille zu Gibeon. Es muß wohl eine berechtigte Eigenthümlichkeit deutscher Volksvertreter sein, daß sie neben Gott und vielen Menschen auch die Hitze gar bänglich fürchten; in anderen Parlamenten macht man die Ehrenpflicht, die Interessen seiner Mitbürger vertreten zu dürfen, nicht von dem Thermometerstand abhängig; in Berlin aber sind die Herren, denen ein Mandat als willkommener Vorwand doch zu allerlei Vergnüglichkeiten in Kneipen und Spezialitätentheatern dient, sofort immer bereit, über die ärgste Vergewaltigung zu schreien, wenn sie in heißen Räumen einige Stunden zubringen sollen. Deshalb müßten die Herren Caprivi und Miquel eigentlich ganz schnell sich zum Parsenglauben bekehren und die Sonne anbeten; denn ohne deren Hilfe, die aus dem schwer beladenen Busen manches Erwählten das Gefühl der ernsten Verantwortung wegsengte, wäre weder die Steuerreform noch das Militärgesetz so rasch unter

das bergende Dach gelangt. Wenn im Winter für die neuen Soldaten das nöthige Geld ausgespürt werden soll, dann wird es sich zeigen, wie angenehm während der kalten Tage sichs in Berlin lebt und wie gering die Sehnsucht der Auserkorenen nach den heimischen Gefilden ist. Diesmal wars heiß, und so hüpfte man munter über alle gesetzlichen Fristen hinweg, um, wie es hier scherzend vorausgesagt wurde, an die Ferienzüge geschwind den Anschluß noch zu erreichen.

Die Sonne wird sicher über die Undankbarkeit sich nicht beklagen und die anderen Helfer am Werke haben bereits ihren Lohn dahin: der Freiherr von Stumm hat das Komthurkreuz zum Hausorden von Hohenzollern erhalten, der nach den Statuten sonst nur für besondere Verdienste um die Dynastie verliehen wird, und Herr von Kosciól-Koscielski ist durch Verleihung des Kronenordens geehrt worden. Es ist im Allgemeinen nicht üblich, parlamentarische Abstimmungen mit Orden zu belohnen; doch auch die Bosheit wird zugeben müssen, daß über den Auszeichnungen diesmal ein gerechter Wille gewaltet hat. Herr von Stumm war der erste, der eifrigste und lange genug auch der einzige Anhänger der Militärvorlage in ihrer ersten und in ihrer zweiten Gestalt; und Herrn von Koscielski, der sehr klug und still freilich sich im Hintertreffen hielt, fiel die ungemein heikle und schwierige Aufgabe zu, durch seine diplomatische Geschicklichkeit die Polen für die Soldatenvermehrung zu gewinnen und so zu zeigen, daß seine Landsleute, die, nach einem alten Schülerspruch, um die Quantität der Silben sich nicht bekümmern, für die Quantität des deutschen Heeres doch ein heißes und zärtliches Gefühl nachgerade sich anempfunden haben. Auch war es gewiß das Verdienst des polnischen Diplomaten, daß drei katholische Vertreter von Oberschlesien, wo jetzt ja das Polenthum längst neue Hoffnungen schöpft, der dritten Lesung fern blieben und damit die Mehrheit auf die stattliche Ziffer 16 empor brachten.

Den gelehrigen Reptilien, die in österreichischen und englischen Preßsümpfen ganz besonders laut jetzt quaken, mag man die Sorge gern überlassen, den Ausgang des langen Streitens als einen glorreichen Sieg des Grafen Caprivi der ungläubigen Welt anzupreisen. In Deutschland weiß Jeder, der es eben wissen will, daß nicht die Wahlen und der sogenannte Appell an das Volk die Entscheidung

gebracht haben, sondern der Umfall strebsamer Fraktionen und die Versprechungen, die der Generalkanzler, gleich dem Mädchen aus der Fremde, so reichlich den nach anmuthigen Spenden Lüsternen auf den Weg zu streuen verstand. Herr Rickert, Herr Boeckel und Herr von Koscielski können sich in die Ehre theilen, das Vaterland gerettet zu haben; die parlamentarisch organisirten Philosemiten und Antisemiten rangen in heißem Raufen um das und um den Verdienst, aber ihr emsiges Mühen wäre erfolglos geblieben, wenn die achtzehn Polen nicht Mann für Mann aufmarschirt und für die Ehre, die Sicherheit und die Zukunft des Deutschen Reiches eingetreten wären. Daß sie dafür „eine Linderung auf allen den Gebieten erwarten und hoffen, auf welchen bei uns eine Unsumme von Mißstimmung und Erbitterung existirt", das kann man gewiß ihnen nicht verargen und man muß die Aufrichtigkeit sogar loben, mit der das Erwarten und Hoffen in der offiziellen Erklärung ausgesprochen wurde. Graf Eulenburg wird ja einige Seufzer ausstoßen, denn er muß die vom Kollegen Caprivi kontrahirten Schulden am Ende bezahlen, und die achtzehn Nothhelfer werden so pünktlich sicher ihre Rechnung präsentiren, daß man in Preußen mit Schrecken vielleicht eines Tages noch an die hitzigen Kämpfe von 1893 denken und nicht von der Hueneschen, sondern von der polnischen Militärvorlage sprechen wird.

Der ganze Zwist ist hier immer nur als ein Symptom betrachtet und häufig genug ist die Analyse der Erscheinungen versucht worden, die schließlich die Möglichkeit der Annahme ergaben. Im Volk hat man, trotzdem, mit Hochdruck gearbeitet und mit allen verfügbaren Säbeln gerasselt wurde, weder Beunruhigung noch Begeisterung verspürt und höchstens ist da oder dort das durch eine dreißigjährige Tradition gepflanzte und gehegte Gefühl laut geworden, daß ein Widerstand gegen die Beschlüsse des Kriegsherrn und seiner Generäle nicht rathsam und beinahe gefährlich sein könnte. Solche Erwägungen waren auch manchen Reichsboten wohl nicht fremd, und wenn man zu den Regungen der Strebsamkeit, zu der Sehnsucht nach vortheilhaften Handelsgeschäften und zu dem nationalliberalen Optimismus, der immer das Beste hofft und immer zur Dupe wird, noch die Angst vor den Entschließungen rechnet, die man von einer schwankenden und in ihren Zielen unklaren Regirung sich versehen zu können glaubte, dann kann das Resultat gewiß nicht überraschen. Der leitende General

hat seinen vorläufig letzten Willen durchgesetzt, unter Umständen, die ihn selbst kaum erfreuen und stolz machen werden und es wird sich nun darum handeln, möglichst schnell die Lücken auszufüllen, die einstweilen das Gesetz noch bietet. Eine neue Militärvorlage wird kommen und muß kommen und unsere Nachbarn in Ost und in West, die, entgegen den offiziellen und offiziösen Versicherungen, noch längst nicht an der Grenze ihrer Leistungfähigkeit angelangt sind, werden den bündigen Beweis für die Richtigkeit der Ansicht führen, die in dem nun gesicherten Plan nicht den Abschluß, sondern den Anfang einer neuen Heeresorganisation erkannte. Deshalb sind die schönen Versprechungen, mit denen die Steuerfurcht jetzt eingelullt worden ist, auch so völlig werthlos; man wird viel mehr Geld brauchen, als es vorläufig den Anschein hat und man wird sich früher oder später bequemen müssen, zu den Luxusbedürfnissen der Massen zurückzukehren, die allein die nöthige Ausbeute liefern werden. Ob dann Herr von Maltzahn oder Herr von Schraut oder gar Herr von Huene im Reichsschatzamt regirt, das wird für die Sache selbst ungemein gleichgiltig sein, denn die Initiative liegt beim preußischen Finanzminister, der nach der Verfassung auch die jetzt entworfenen Steuerpläne vorgeschlagen und gebilligt haben muß, und es hätte der feierlichen Versicherung des Grafen Caprivi, er werde nunmehr sich in engster Fühlung mit Herrn Miquel halten, daher auch gar nicht bedurft. Der Reichskanzler, das scheint der geehrte Herr immer wieder zu vergessen, ist nur ein Exekutivbeamter; er hat im Bundesrath die Instruktionen zu vertreten, die er von dem preußischen Ministerium empfangen hat, und im Reichstag ist er wiederum auf die Vertretung der Beschlüsse des Bundesrathes beschränkt. Eine überragende Persönlichkeit hatte diesen engen Rahmen gesprengt; aber es würde für den Bestand und für die Entwickelung des Reiches nicht vortheilhaft sein, wenn auch dem ungleich geringeren Können nun der weite Spielraum erhalten bliebe.

An der äußeren Machtstellung Deutschlands hat die Annahme der Militärvorlage nichts geändert, denn diese Machtstellung ist in erster Reihe von dem Prestige abhängig, dessen sich die diplomatische Geschäftsführung zu erfreuen hat, und nicht von einer Kopfzahlvermehrung, die an Menschen und Mitteln reichere Völker uns leicht und schnell nachmachen können. Wohl aber ist für den Gang der

inneren Politik mit einiger Sicherheit eine entscheidende Wendung zu erwarten und das Ende des Caprivismus ist vielleicht näher gerückt, als die Sieger von vorgestern sichs heute wahrscheinlich noch träumen. Die Niederwerfung der Manchesterpartei, die der Regirung die sicherste Stütze bot, das unaufhaltsame Vordringen der Vertreter der produktiven Stände, das bis in die lockeren Glieder der Nationalliberalen hinein schon bemerkbar ist, die fortschreitende Demokratisirung des Centrums und die wachsende Siegesgewißheit der Sozialisten: das sind Erscheinungen, über die man nicht hinwegsehen kann und die dem neuen Kurs gefährliche Klippen zeigen. Und in die letzten Stunden des Kampfgetümmels drang noch ein lange vermißter Ton, der zum Signalruf werden und die träge Bequemlichkeit der Konservativen aus allzu willig ertragenem Schlummer scheuchen kann.

Graf Bismarck-Schönhausen, der Vertreter des Wahlkreises Jerichow, hat sich entschlossen, für die Militärvorlage einzutreten, die sein Vater als eine wirkliche Heeresverstärkung nicht zu betrachten vermochte. Fürst Bismarck hätte, darüber hat er keinen Zweifel gelassen, im Nothfall auch allein gegen das Gesetz gestimmt, und er ist der Mann, der auch ein überraschendes Votum mit Gründen nicht nur, sondern auch mit dem Gewicht einer bei Lebzeiten schon mythisch gewordenen Persönlichkeit decken kann. Er hat jetzt, genau wie in den Märztagen, da alle Anstrengungen gemacht wurden, um den Grafen Herbert dem kaiserlichen Dienst zu erhalten, auf die Entschlüsse seines Sohnes nicht den geringsten Einfluß geübt, und das Wort, das er damals zu den drängenden Boten sprach, würde er jetzt gewiß den Fragern wiederholen, die über die Abstimmung des früheren Staatssekretärs sich verwundern möchten: Mein Sohn ist mündig. Vielleicht hätte Graf Bismarck sich persönlich in eine günstigere Position gebracht, wenn er dem Beispiel seines Vaters gefolgt wäre; jedenfalls hat er sich redlich bemüht, das Gewissen der ihm nahe stehenden Politiker aufzurütteln und für eine Verbesserung der Heeresreform im Sinne der ersten wilhelminischen Epoche Unterstützung zu finden. Als diese Versuche mißlungen waren, glaubte er offenbar den Interessen seiner konservativen Wähler die Zustimmung zu dem Gesetz schuldig zu sein und die Verantwortung für das Chaos nicht tragen zu können, das nach einer zweiten Ablehnung zu befürchten war. Da er keiner Fraktion angehört, kam er spät erst, in der Spezialdiskussion, zum

Wort; und da er den bestgehaßten Namen trägt und noch jung genug ist, um gefährlich zu erscheinen, so ließen die liberalen Claqueurs des Grafen Caprivi die lockende Gelegenheit sich nicht entgehen, durch pöbelhaftes Gebrüll und beinahe überraschend unanständige Zwischenrufe bei den Machthabern sich rasch noch ein Bischen beliebt zu machen.

So vortrefflich, wie man es nach diesem würdelosen Verhalten und nach den entsprechenden Leistungen der Presse erwarten mußte, war die Rede des Grafen Herbert Bismarck nun freilich nicht; sie knüpfte äußerlich an die zweijährige Dienstzeit an und mußte das Gebiet der politischen Bedenken deshalb fast völlig vermeiden. Ein Verdienst aber, und kein geringes, hat diese Rede, von der noch zu sprechen sein wird, dennoch: zum ersten Male im Deutschen Reichstag zeigte sie den weiten Weg, der den Caprivismus von allen Traditionen der größten Zeit deutscher Geschichte abgeführt hat. Der Träger dieser Politik hielt es für angemessen, die Worte des Warners, dem er für seine Zustimmung doch eigentlich dankbar sein mußte, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Mißverständnisse sich für seine Bedürfnisse zurecht zu legen, und dann, als er durch sachliche Zwischenrufe berichtigt wurde, die Hilfe des Präsidenten anzuflehen. Dafür erntete er donnernden „Beifall links" und erlebte die Freude, am anderen Tage in den ihm ergebenen Blättern zu lesen, durch seine Erklärungen sei es nun nachgewiesen, daß der Konflikt aus den sechziger Jahren nur in dem hartnäckigen Eigensinn des alten Königs Wilhelm seinen Ursprung hatte. So schreitet der kommandirende Staatsmann von Erfolg zu Erfolg.

Die Posaune von Jerichow aber wird öfter hoffentlich und auch heller noch künftig ertönen. Einem unabhängigen konservativen Politiker, der keinen Vortheil erstrebt und von keiner ungnädigen Laune sich schrecken läßt, bietet die rathlos verworrene Situation eine große Aufgabe, wenn er ohne Ermatten zum Sammeln bläst und von dem Anblick der herrschenden Apathie sich in seinem Bemühen nicht verstimmen läßt. Siebenmal mußten sieben Posaunen die Luft erschüttern, ehe die Mauern der verschlossenen und verwahrten Stadt Jericho umfielen; dann aber, als das Volk den Hall der Posaunen hörte, machte es ein groß Feldgeschrei und die Mauern fielen um und das Volk erstieg die Stadt, ein Jeglicher stracks vor sich.

Sibirien.

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate". „Ich habe mit einem Manne geſprochen, der in der Hölle geweſen iſt" — wie oft habe ich dieſe Redensarten in der letzten Zeit hören und leſen müſſen!

„So? Sie ſind auch in Sibirien geweſen? Dann haben Sie gewiß auch Kennan geleſen? Schauderhaft, nicht wahr? aber koloſſaler Kerl! Großartig, was?" —

In Nagpore lernte ich einſt einen Herrn aus Frankfurt am Main kennen, der ſeit beinahe einem Menſchenalter in Indien lebte. „Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben kann", ſagte er mir einmal beim abendlichen Brandy und Soda, „ſo erzählen Sie ſpäter in der Heimath nie die Wahrheit von Ihren Reiſen, die glaubt Ihnen kein Menſch. Als ich vor 15 Jahren zuerſt wieder von hier nach Frankfurt kam, fragten mich meine Bekannten, wie man denn in Indien lebe. Na, erwidere ich, wir leben da draußen gar nicht ſchlecht. Wir trinken Tivolibier, eſſen oft Sauerkraut mit Frankfurter Würſtchen und Weihnachten bauen wir uns unſern Chriſtbaum. Das glaubte Niemand: 'Thun Sie uns doch den Gefallen und ſchneiden nicht ſo furchtbar auf, wir wiſſen doch auch einigermaßen, wie es in Indien zugeht'.

Kürzlich beſuchte ich meine Vaterſtadt wieder einmal, und wiederum wurde natürlich die ſelbe Frage an mich geſtellt. Diesmal war ich aber ſchlauer: „Ach Gott", ſagte ich, „das Leben da draußen iſt ganz nett, wenn nur die verfluchten Affen und Tiger (ſpr. „Thiecher") nicht wären." „Ja, ja, ganz Recht, das wiſſen wir, bitte erzählen Sie uns." „Na das Spazierengehen im Urwald wäre ja ganz ſchön, wenn die verdammten Paviane und Orang Utans Einem nicht immer Kokosnüſſe von den (ſpr. „benne") Palmbäumen auf den Kopf würfen. Und dann die Thiecher! Kaum ſitzen wir abends bei Tiſch, ſo kommen die Viehcher ſo dicht an uns heran, daß wir ihnen die Hühnerknöchelchen zuwerfen und ganz deutlich hören, wie ſie die verknaren. Das haben meine Landsleute aufs Wort geglaubt, denn ſo Etwas hatten ſie ſchon einmal irgendwo geleſen." —

Kennan hat mit ſeinen drei Büchern*) einen großartigen, ganz außer-

*) I. „Sibirien"! — Deutſch von E. Kirchner. Berlin 1890.
II. „Sibirien! — Neue Folge." Sechste Auflage. Berlin 1890.
III. „Sibirien!" — Dritter (Schluß-) Band. Berlin 1892.

ordentlichen Erfolg erzielt, einen Erfolg, wie ihn in Deutschland nur ein Ausländer erringen kann. Verfasser, Verleger und Uebersetzer werden dabei ein schweres Stück Geld verdient haben. Das deutsche Publikum schwärmte für diesen „Dante späterer Zeiten", seine Bücher wurden sogar gekauft und Niemand hätte wagen dürfen, ein bescheidenes Wort des Zweifels, der nüchternen Kritik zu äußern. Wenn man dazu noch selbst nicht nur ein Buch über Sibirien geschrieben hat*), sondern auch selbst dort war (was nur wenige der modernen Autoren über Sibirien von sich behaupten oder beweisen können) und in seinem Urtheil über Kennan etwas zurückhaltend war, so hieß es gleich mehr oder minder liebenswürdig: „Aha Brodneid!" oder „Kennan hat eben mehr gesehen als Sie". — Das ist ganz richtig, wir haben aber auch mehrfach ein und das selbe gesehen, und dennoch ganz entgegengesetzte Eindrücke von dem Gesehenen in uns aufgenommen und wiedergegeben.

Solch plötzliche Begeisterung-Anfälle kommen überall, in den besten Völker-Familien vor, selbst bei den sonst so bedächtigen Engländern. Sie dauern nie lange. Meist endigen sie mit einer Blamage für beide Theile.

Wer hätte vor einigen Jahren geglaubt, daß dem in Wales von unbekanntem Vater geborenen, in Amerika erzogenen, für amerikanisches Geld reisenden und für amerikanische Zeitungen Reklame machenden Reporter und Deutschenfresser H. Stanley in eben der Stadt London, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt hatte, vor Kurzem das Mißgeschick widerfahren werde, unter dem dröhnenden Beifall bezw. Zischen, Johlen und Pfeifen einer tausendköpfigen Menge öffentlich als Schwindler, Maulheld, Massenmörder, Sklavenmißhandler, Aufschneider u. s. w. bezeichnet zu werden? Nur durch die Geistesgegenwart seiner Frau blieb der bleiche, gebrochene Mann vor Thätlichkeiten bewahrt. England hat eben Stanley ad acta gelegt; es ist über ihn zur Tagesordnung übergegangen, wird sich aber bei irgend einer nächsten passenden oder unpassenden Gelegenheit wieder gerade so blamiren — wie etwa Deutschland kürzlich mit seinem Tuberkulin, durch das Mancher gestorben, aber bisher noch Niemand genesen ist.

So glaube ich es denn heute wagen zu dürfen, das deutsche Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß vor und nach Kennan in den letzten Jahren eine ganze Menge von Nichtrussen Sibirien bereist haben, deren Schilderungen denen des „New-York Century Magazine"-Reporters auffallend widersprechen. Merkwürdiger Weise stimmen dagegen eben so sehr viele Autoren, die nach und auch vor Kennan schier unzählige Bücher über sibirische Gefängnisse, Siberian atrocities u. s. w. geschrieben haben, in ihren

*) „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien." Köln 1887.

sensationellen Berichten auffallend mit denen des amerikanischen Reisenden überein. Diese Bücher werden nun mit Vorliebe von dem lesenden Publikum verschlungen, man glaubt Wort für Wort, jede Uebertreibung, jede Lüge, jeden himmelschreienden Unsinn, die sie enthalten, trotzdem von den maßgebendsten, berufensten Leuten längst nachgewiesen ist, daß von den Verfassern — spekulativen Hintertreppen-Romanschreibern oder noch gefährlicheren Propagandisten der internationalen Anarchie — kaum ein Einziger jemals in Sibirien war, oder daß sie, wenn wirklich Einer von ihnen einmal über den Ural per Eisenbahn bis Westsibirien gelangt ist, nachweisbar von den dortigen Gefängnissen nicht mehr als die Außenmauern gesehen haben.

Die Uebereinstimmung zwischen diesen Schwindlern und Herrn Kennan, sofern es sich um Verfasser von Büchern handelt, die nach den Berichten dieses Herrn im „Century Magazine" erschienen sind, läßt sich leicht erklären: sie haben einfach Kennan abgeschrieben. Ganz unverfroren und munter werden Kennan'sche Brocken gestohlen, zusammengerührt, mit einer nihilistisch-antirussischen Sauce übergossen, als Pikanterie wirft man hier und da noch ein „lasciate ogni speranza" in den faulen Topf, und das neue Buch über Sibirien ist fertig. Ein solches liegt unter dem vielversprechenden, das Herz und den Geldbeutel manches Philisters sicher rührenden Titel vor mir: „Aus den sibirischen Bleibergwerken. Unedirte Briefe des zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilten Russischen Professors Vasziły Jakszakov." Die eigenthümliche Schreibart dieser Namen wird durch die Bemerkung erklärt: „Aus dem Ungarischen übersetzt." Merkwürdiger Weise fehlt der sonst übliche Zusatz „In Rußland verboten".

Ein entsprechendes Plagiat ist — ich beschränke mich hier nur auf die neuere deutsche Phantasieliteratur über Sibirien — „Aus dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten" von Theophil von Falken. Das Buch, das sich ganz angenehm liest, in dem auch mehrere, natürlich gefälschte Briefe von Bismarck abgedruckt sind, ist, oft seitenlang wörtlich, aus der deutschen Uebersetzung von Dostojewskys „Sapiski is mjortwawo doma", „Denkwürdigkeiten aus dem toten Hause" zusammengestellt.*)

Ich halte diese und ähnliche Bücher für verwerflich und verderblich. Wenn wir, die heute Alten, uns in der Jugend gegen oder für skalpirende Rothhäute

*) Soeben erhalte ich zufällig Heft I. eines Kolportageromans, der über die Hintertreppe Eingang in meine Küche gefunden hatte. Der Titel lautet: „Russische Willkür, oder Schuldlos in Ketten und Banden. Nach den Aufzeichnungen eines sibirischen Sträflings verfaßt. Keine Dichtung, sondern grauenvolle, schreckliche Wahrheit". Der Inhalt, der sich eng an Kennan anlehnt, entspricht dem grausigen Titel.

oder menschenfressende Kanaken begeisterten und ihnen Tod und Verderben schwuren, so hatte das weiter keine Bedeutung. Waren die Schilderungen auch übertrieben, so bargen sie doch immerhin einen gewissen Kern aktueller Wahrheit. Die heutigen Beschreibungen von Sibirien aber, zumal der dortigen Strafanstalten, wie sie mit Vorliebe gelesen und geglaubt werden, sind entweder unwahr, übertrieben, oder sie beziehen sich auf längst vergangene Zustände und Zeiten, die niemals wiederkehren werden. Aber gerade sie erfüllen unsere Jugend, und durchaus nicht die Jugend allein, mit höchst bedauerlichen, grundfalschen Anschauungen über die Verhältnisse in unserem Nachbarreich, dem europäischen und asiatischen Rußland, mit einer Unkenntniß, oder vielmehr durch und durch verkehrten, falschen, eingebildeten Kenntniß der wirklichen Zustände, die, abgesehen davon, daß sie lächerlich ist, uns vielleicht noch einmal manche Thräne der Reue kosten kann.

Es erscheint keine noch so hirnverbrannte, einfach blödsinnige Zeitungnotiz über Sibirien, die nicht überall abgedruckt und allgemein geglaubt wird. Wie soll man da unter den alten Märchen, den eingewurzelten Vorurtheilen und falschen Anschauungen aufräumen? Wie oft bin ich gefragt worden: „Waren Sie auch in einer Quecksilbermine in Sibirien?“ Darauf kann man nur antworten: „Nein, denn es giebt in Sibirien gar keine Quecksilberminen, und hat deren nie eine gegeben, wohl aber in Europa, z. B. in Spanien, Oesterreich und Frankreich!“ Das glaubt einfach Niemand. Man wird darauf den Bescheid erhalten: „Ich habe das Gegentheil aber in mindestens sechs Büchern, die aus der Feder sibirischer Verbannter stammten, gelesen.“ Erwidert man: „Dann haben Sie sich sechsmal täuschen und belügen lassen“, so hält Einen der Betreffende für einen Ignoranten, oder er fügt vielleicht hinzu: „So, dann habe ich mich geirrt, dann handelte es sich wohl um giftige Quecksilberdämpfe.“ Soll man sich nun noch die Mühe geben, dem Manne auseinander zu setzen, daß es auch keine Quecksilberdämpfe in Sibirien giebt, weil das Gold auf rein nassem Wege, nicht mittelst Amalgamirung gewonnen wird? A quoi bon?

Wer glaubt mir, wenn ich die anscheinend kühne Behauptung aufstelle, daß man heute von Moskau, ohne auf andere Verkehrsmittel als Eisenbahnen und Dampfer angewiesen zu sein, bequemer, rascher und besser verpflegt, nach dem durch Kennans Schilderungen so berüchtigten Tomsk — da hinten fern in den eisigen Steppen des schneebedeckten Sibirien — reist, wie etwa nach New-York, beinahe eben so rasch, und jedenfalls viel angenehmer, als von Berlin nach Chicago?

Um aber wieder auf Kennan zurückzukommen, so möchte ich durchaus den Anschein vermeiden, als ob ich ihn zu der Kategorie der obenerwähnten Bücher- und Zeitungschreiber rechnete, oder persönlich irgendwie gegen ihn

eingenommen wäre. Ich habe keine Veranlassung anzunehmen, daß Kennan — wenn er auch häufig arg übertreibt —, jemals absichtlich die Unwahrheit sagt, oder Vorfälle und Thatsachen beschreibt, die er nicht selbst gesehen hat, oder gesehen zu haben glaubt, oder Geschichten erzählt, an deren Wahrheit er selbst zweifelte. Er glaubt diese Geschichten einfach, weil sie ihm erzählt worden sind. Aber wer, wie und was sind denn seine Quellen?

Seine Quellen sind ausschließlich politische Verbrecher, einige russische Offiziere und Beamte, und — gestohlene Akten!

Das Wort hat einen schlechten Klang; Kennan empfindet das nicht. Er „wußte sich heimlicher Weise Formulare zu verschaffen" (II., 19), wichtige Papiere und Dokumente verdankt er „Petersburger Beamten, welche mit den politischen Verbrechern sympathisiren, ihm Abschriften von solchen verschafften" (I., 171). Bis zum Ueberdruß (I., 187; 232; II., 112; 129) wird ein geheimer Bericht des Generalgouverneurs von Ostsibirien, eines Generals Anutschin,*) an den Zaren angeführt, von dem er sich eine „Abschrift zu verschaffen wußte", nachdem der Zar die heute bekannten Worte: Grustnaya no ne novaya kartina (Ein trauriges, aber nicht neues Bild) darauf bemerkt haben soll.

Welchen Werth haben solche, wie Kennan schreibt, von „Petersburger Beamten, die mit den politischen Verbrechern sympathisiren", gestohlene Akten und angebliche Abschriften für uns?

Doch wohl nur einen sehr zweifelhaften.

Von welcher Sorte waren ferner diese mit den Nihilisten und Anarchisten sympathisirenden Beamten? Einer wird uns genannt: Herr Krassin, der „höchste Polizeibeamte des Distrikts Tjumen" (I, 39), der Kennan „mit einer Herzlichkeit aufnahm, die eben so angenehm wie unerwartet war". Leider widerfuhr diesem liebenswürdigen Ispravnik bald darauf das Mißgeschick, „verhaftet, der Gelderpressung in seinem Bezirk schuldig befunden und als Sträfling nach Ostsibirien geschickt zu werden".

Abgesehen hiervon, kann es nicht scharf und laut genug betont werden, daß Kennan auch nicht eine einzige seiner vielen Mord- und Schauergeschichten als Augenzeuge zu bestätigen oder zu beweisen im Stande ist. Alle die so ins Einzelne gehenden Schilderungen von unterirdischen Kerkern, von Mißhandlungen der politischen Sträflinge, von deren Zwangsarbeit in den Minen, kurz einfach Alles, was irgendwie über längst allge-

*) Dieser so oft genannte General, den ich persönlich kenne, heißt nicht Anuschin, wie Kennan oder sein Uebersetzer stets schreibt, sondern Anutschin. Auch die englische Familie in Tjumen heißt nicht Wardropper, sondern Wardroper.

mein Bekanntes hinausgeht, — Alles weiß er nur vom Hörensagen. Alle seine rührenden Erzählungen, bei denen Kennan immer aufs Neue zum ersten Male seit seiner Jugendzeit in Thränen ausbricht, bei denen dem Leser ob der russischen Tyrannei und Grausamkeit die Haare zu Berge stehen, alle diese romantischen scheinbaren Momentaufnahmen beginnen oder endigen mit den Worten: „So erzählte mir ein politischer Verbannter", oder: „Wie mir Fräulein X., eine sympathische, junge, unschuldige Dame erzählte", oder: „Wie ich von den Lippen der Verbannten hörte" (I., 127, 171, 199, 200, 241, 265; II., 18, 96, 135, 137, 144, 151). Wenn dann aber Kennan so weit geht, nach irgend einer solchen Geschichte, die ihm aufgebunden wurde, zu schreiben: „Nichtsdestoweniger ist dies eine Thatsache, denn es ist nicht anzunehmen, daß die politischen Gefangenen selbst mich belogen hätten", so heißt das dem Leser doch Etwas zu viel zumuthen. Herr Kennan kann meinetwegen Alles glauben, was ihm diese Verbrecher vorlügen, er möge aber nicht verlangen, daß auch seine Leser all diesen Unsinn für wahr halten. Wer giebt uns denn eine Garantie dafür, daß in diesen Mordgeschichten auch nur ein Fünkchen Wahrheit steckt? Wo ist auch nur der Schatten eines Beweises?

Jedermann, der einmal in Sibirien war, weiß, daß jeder gemeine Verbrecher (Räuber, Aufschlitzer, Muttermörder, Falschmünzer u. s. w.), der draußen seine Zwangsarbeitzeit abgedient hat, Sibirien aber dennoch nicht verlassen darf, sich stets als „Politischer" bezeichnet.*)

Es ist das ja so erklärlich, daß sich Niemand hierüber wundern wird. Gerade solche Menschen, die natürlich alle „unschuldig" verurtheilt wurden, sind es nun, die sich ein Vergnügen daraus machen, wißbegierigen Reisenden die schönsten Märchen z. B. über ihren Aufenthalt in Schlüsselburg oder der Peter-Pauls-Festung, Gefängnisse, die sie nie betreten haben, aufzubinden.

Ich spreche aus eigener Erfahrung.

Ein Opfer dieser Leute ist wohl auch der nach Sensationsartikeln dürstende Korrespondent der New-Yorker Zeitschrift geworden, obgleich ich nicht zweifle, daß auch wirkliche „Politische" ihre Lügen, ihren Haß und ihre giftige Wuth gegen die russische Regierung dem amerikanischen Reporter in den allezeit offenen Schooß warfen.

Allerdings hat Kennan — ich kann ihm diese bittere Wahrheit nicht vorenthalten — seine eigene Glaubwürdigkeit dadurch ganz bedenklich untergraben, daß er fortwährend damit prahlt, die russischen Behörden, an die und von denen er empfohlen war, an der Nase herumgeführt zu haben.

*) „Magazine writers and lecturers do not hesitate, either from ignorance or design, to confound this class of flagitious criminals with the prisoners deported for political offences". Charles de Arnaud. London 1890.

Dieses ewige Großthun mit Lug und Betrug — olet, eben so wie die gestohlenen Akten.

Ich kann es durchaus nicht schön finden, daß ein Mann, der sich als Apostel der Wahrheit aufspielt, in einem fort in selbstgefälliger Breite sich damit brüstet, seine russischen Gastfreunde, hohe Beamte und Offiziere, die ihn mit offenen Armen und echt sibirischer Gastlichkeit empfingen, planmäßig belogen und betrogen und deren Vertrauen so weit getäuscht zu haben, daß er hinter ihrem Rücken mit den allergemeinsten Verbrechern konspirirte. In Amerika mag man das smart nennen; wir haben andere Ausdrücke dafür.

Man lese nur Kennan nach: „Wir besuchten die politischen Verbrecher systematisch und brachten Empfehlungbriefe von einer Kolonie an die andere" (I. 166) „Wir spielten uns als prächtige Bursche auf, tranken mit den Männern, bis wir doppelt sahen, erwiesen den Frauen Aufmerksamkeiten, portraitirten die Kinder, aber hinter dem Rücken unserer gutmüthigen Wirthe verkehrten wir insgeheim mit den Verbrechern und ließen uns Briefe (die Kennan später aber aus Angst, abgefaßt zu werden, nicht ablieferte, sondern verbrannte), revolutionäre Schriftstücke, Gefängnißpläne, Aufzeichnungen aus Staatsarchiven (II. 91) von denselben mitgeben" (I. 168; II. 58. 77. 80. 91. 103). Es gelingt ihm „den gewitzigsten, verschlagensten und gewissenlosesten Gendarmerie-Offizier von ganz Ostsibirien zu täuschen und irrezuführen, ihm ein Schnippchen zu schlagen" (II. 21. 99); das nennt er „diplomatische Kniffe" (II. 91).

Ich finde es darum vollkommen verständlich, daß der größte und bedeutendste theoretische und praktische Menschenfreund in Rußland, der wirklich „ins Volk gegangen ist" und mit dem Volke arbeitet, lebt und empfindet, daß Graf Tolstoi, der trotz seiner Schrullen Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle ist, den schreibseligen amerikanischen Reporter, der sich an ihn heranzudrängen suchte, mit eisiger Kälte abfahren ließ und ihm, wie M. Harden sagt, „die Thür wies".*)

Kennan berichtet hierüber selbst in aller Harmlosigkeit: „Ich erzählte dem Grafen Tolstoi von der unglücklichen Lage von Frau und Frl. A., er wollte jedoch von den Leiden der politischen Sträflinge in Ostsibirien nichts hören, die Manuskripte, die ich absichtlich mitgebracht hatte, nicht lesen und sagte ausdrücklich, daß, obgleich ihm viele der Politischen Mitleid einflößten, er ihnen doch nicht helfen könne und für die Art ihres Vergehens keinerlei Sympathie empfinde. Sie hätten Gewalt gebraucht und müßten folglich unter Ge-

*) „Zukunft" Bd. I. Nr. 3. Harden ist übrigens der erste und bisher einzige deutsche Journalist, der den Muth hatte, dem Fetisch Kennan die bis dahin üblichen Ehren zu verweigern.

walt leiden." Das sind goldene Worte. Kennan, der sich durch diesen moralischen Fußtritt nicht im Geringsten berührt fühlt, bemerkt hierzu nur: „Der Graf wollte offenbar sich nicht einmal mildthätig gegen Männer und Frauen erweisen, deren Thaten er mißbilligte." Wie sollte er denn dazu kommen? Ich verstehe Kennans Logik nicht.

Kennans Buch ist gefährlich für unsere Jugend und für die Laien überhaupt, — ich meine damit Leute, die nicht selbst in Sibirien waren, noch das Land durch gründliche wissenschaftliche Studien kennen gelernt haben. Wer dort war, legt Kennans Berichte achselzuckend bei Seite die Laien aber werden empört die Fäuste ballen und zähneknirschend das barbarische Rußland, den Zaren, und Gott weiß was noch verdammen und verfluchen! Und Alles wegen ein paar geschickter Artikel eines amerikanisch-sibirischen Stanley in irgend einer amerikanischen Zeitschrift, die bis dahin kein Mensch in Europa kannte. Mundus vult decipi.

Ich möchte aber noch einmal hervorheben, daß gar nicht die Annahme nöthig ist, daß Kennan seine Leser absichtlich täuscht. Er wiederholt nur Das, was man ihm erzählt hat und was er anscheinend glaubt; dann reitet er sich dermaßen auf seinem Steckenpferd in die ihm passende Materie hinein, daß er nicht wieder herauskommen kann. Er sieht nur noch das Böse und Schlechte; ohne es selbst zu wollen oder zu merken, verschließt er allem Guten, Edlen, Schönen die Augen. Durch den steten verbotenen und dadurch reizenden und aufregenden Umgang mit Verbrechern der gefährlichsten Art wird Kennan im Lauf seiner Artikel ein dermaßen verbitterter und verbissener Nihilist, Sozialist und Anarchist, daß man ihm den Strick, oder 10 Jahre seiner selbstgeschilderten Gefängnißjahre wünschen möchte, wenn man nicht wüßte: — er meint es gewiß nicht so böse. Er hat sein Schäfchen ins Trockne gebracht, ist, wie wir aus seinem letzten Buch ersehen, glücklicher Familienvater, vielleicht Stadtverordneter oder Gemeindevorsteher in seiner Heimath und erfreut sich seines erschriebenen Daseins. Seine Leser mögen später Zarenmörder, Bombenschmeißer, Dynamitbuben oder Petroleusen werden, — das wird ihm ungemein gleichgiltig sein.

Dennoch aber finde ich es vor Allem in hohem Grade beklagenswerth, daß Kennan seinen Lesern die Scheidung zwischen politischen und gemeinen Sträflingen ungemein schwer macht. Er wirft sie ganz bunt durcheinander. Der Leser kann sich hierin ganz entschieden nicht zurechtfinden, er wird nie wissen, von wem die Rede ist, ob von einem politischen oder gemeinen Verbrecher.

Hierzu muß noch ein Wort bemerkt werden: Kennan sympathisirt mit den „Politischen" der allergemeinsten Art, deren feige Verbrechen er beschönigt und entschuldigt, in solchem Maße, daß er allmählich auch im Leser die An-

schauung aufkeimen läßt, als ob schon allein in der bloßen Bestrafung eines Politischen von Seiten der russischen Regirung ein Unrecht begangen würde. Was sind denn seine „sympathischen politischen Freunde"? — ganz gemeine Meuchelmörder, Spitzbuben, Räuber, Diebe, Prostituirte und Zuhälter! Aber Herr Kennan weiß Jedem ein schönes Mäntelchen umzuhängen. Der Lump, der den Zaren gemordet hat, der Eisenbahnzüge zur Entgleisung bringt oder Stadtviertel in die Luft sprengt, nur um den Kaiser oder einen seiner Stellvertreter zu vernichten — der ist ihm ein sympathischer „Politischer mit liberalen Anschauungen;" die sich mit jedem Gesinnungsgenossen prostituirende Studentin, die Kassen erbricht, Geld stiehlt, um davon ihren Zuhältern Schnaps und Cigaretten zu kaufen, sie wird unter Kennans Feder zu einem „sympathischen Opfer russischer Tyrannei." Merkwürdig ist auch, daß Kennans unschuldig duldende „schüchternen Schulmädchen" stets „ihrer Entbindung entgegensehen". Weiteres hierüber später. Kennan verleitet systematisch seine Leser zu dem Glauben, daß seine politischen Freunde sich keiner größeren Vergehen schuldig gemacht haben, als etwa ein deutscher Redacteur, der sich über den „heiligen Rock" in Trier lustig macht oder der dem Fürsten von X. Y. Z. (mittlerer Linie) nicht die nöthige Devotion entgegenbringt. Das ist aber grundfalsch, eine vollkommene Entstellung der Thatsachen.

Gleich im Anfang des ersten Bandes schreibt Kennan: „Im Jahre 1885 dem Jahre meiner Reise, wurden aus Rußland nach Sibirien verschickt:

1551 durch gerichtliches Urtheil mit Zwangsarbeit bestrafte Verbrecher,
2659 durch gerichtliches Urtheil zu Zwangsansiedlung verurtheilte Verbrecher,
1719 Landstreicher,
182 Verbannte durch Richterspruch,
3751 Verbannte von Dorfgemeiden,
368 Verbannte auf administrativem Wege (sogenannte „Politische", also Attentäter, Dynamitdiebe, Anarchisten, nihilistische Meuchelmörder, Einbrecher, Spione, Hoch- und Landesverräther, darunter kassirte Offiziere und Beamte, die zufällig abgefaßt wurden oder die die Sachen zu toll trieben — Alles „Politische").

„Aus dieser Aufstellung geht hervor . . . daß von 10230 als Verbrecher nach Sibirien geschickten Personen nur 4392, also weniger als die Hälfte, von einem Gerichtshofe verurtheilt, während 5838 auf administrativem Wege verbannt wurden, d. h. auf Befehl des Ministers des Innern."

Das ist nun einfach nicht wahr, und die Unwahrheit dieser Behauptung mußte Kennan bekannt sein, weil er sie ein paar Zeilen weiter und an anderer Stelle der drei Bände selbst als solche erkennen läßt. Nicht 5838 von den 10230 Sträflingen wurden

im Jahre 1885 nach Sibirien auf administrativem Wege, d. h. auf Befehl des Ministers des Innern, verschickt, sondern nur deren 368. Jeder Mensch, der einigermaßen mit russischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß der Minister (früher die sogenannte dritte Abtheilung) mit den durch Spruch der Dorfgemeinden (Mir) nach Sibirien abgeschobenen Leuten, hier deren 5470, nicht das Geringste zu thun hat.

„Jede Dorfgemeinde „Mir" in Rußland hat das Recht, diejenigen ihrer Mitglieder, welche ihr zur Last fallen, oder durch schlechtes Betragen bei ihren Mitbürgern übel berüchtigt sind (z. B. Säufer) nach Sibirien zu verbannen."*)

Wer schreibt das? Niemand anderes als Kennan selbst (I, 51).

Die Gemeindeverwaltung in Rußland ist nicht nur eine rein demokratisch-republikanische, sondern beinahe kommunistische. An der Spitze jeder Mir steht der von ihr, nicht als Leiter, sondern als Willensvollstrecker gewählte Starosta. Die Gemeinde hat selbständige Gerichtsbarkeit; sie kann ihre Mitglieder zu jeder Strafe, von Ruthenhieben bis zur Verbannung nach Sibirien verurtheilen. Zu den Kosten der Ueberführung oder der Verpflegung auf dem Marsch, zumal zum Transport und zur Verpflegung der die Verurtheilten freiwillig nach Sibirien begleitenden Angehörigen (in dem selben Jahre 5536) trägt die Gemeinde auch nicht eine Kopeke bei — das ist Sache der Regirung! Der Minister des Innern aber mischt sich in diese Verhältnisse in keiner Weise hinein, — in der Mir ist der Muschik Autokrat.

Hier sehen wir also gleich auf den ersten Seiten des Kennan'schen Werkes die politischen und gewöhnlichen Sträflinge nicht in richtiger Weise geschieden, diese Verwirrung windet sich dann durch alle drei Bände bis zur letzten Seite hindurch. Der Leser, der zum Schluß nicht mehr weiß, ob von einem (gewöhnlichen) Muttermörder oder „nur" einem politischen Zarenmörder, ob von einer gewöhnlichen oder politischen Kindesmörderin (also einer Person, die als politisch verdächtig ihr Kind tötete), ob von einer Straßendirne oder einer politischen Priesterin der nihilistischen free love die Rede ist, wird einfach so konfus, daß er, sein Haupt verhüllend vielleicht gerade noch seufzen kann: „Wohl mir, daß ich kein Russe bin."

Es ist ja möglich, daß Kennan den politischen und übrigen Verbrechern seine vollste, wärmste Sympathie entgegenbringt, er soll aber den Leser mit dieser seiner durchaus falsch angebrachten Gefühlsduselei gefälligst verschonen. Seine Tiraden erinnern an die Predigten hysterischer männlicher

*) In den Jahren 1867—76 wanderten im Ganzen 151 584 Sträflinge nach Sibirien, davon 78 686 auf Beschluß der Mir.

und weiblicher Thierschutzvereinler, z. B. in England, wo nachweisbar ein Mann, der ein Pferd oder einen Hund prügelt, schwerer bestraft werden kann als Der, der seine Frau und Kinder mißhandelt.

Kennan fühlt, schwärmt, denkt und leidet mit den politischen Strolchen, — gut, daß ist seine Sache — chacun à son gout. Jeden anders fühlenden und denkenden Menschen aber muß es empören, wenn Kennan diese Mordbuben und Hochstapler unaufhörlich als „sympathische, interessante, anziehendste, liebenswertheste Männer und Frauen" schildert, für die er „größte Hochachtung, aufrichtige Zuneigung u. s. w. empfindet", „Leute, die unter anderen Umständen ihrem Vaterlande schätzenswerthe Dienste hätte leisten können". (I. 87, 101, 120.) Als ob unsere Falschmünzer, unsere die Förster mit nie fehlender Sicherheit treffenden Wilddiebe, unsere Einbrecher, die in stundenlanger Arbeit die diebessichersten eisernen Schränke erbrechen „unter anderen Umständen" ihrem Vaterlande nicht auch „schätzenswerthe Dienste" leisten könnten! Sie thun es aber nicht, darum sind sie Verbrecher, darum sitzen sie bei uns hinter Schloß und Riegel, in Rußland in Sibirien und bei uns bringt glücklicherweise kein Mensch diesen Leuten „größte Hochachtung" oder „aufrichtige Zuneigung" entgegen.

Aus unzähligen Beispielen will ich nur eins herausgreifen, um zu beweisen, in welcher Weise Kennan das Urtheil des Lesers, wenn auch, wie wir zu seiner Ehre annehmen wollen, vielleicht unbewußt, trübt. Aus Krasnojarsk (III. 30) schreibt er: „Persönlich bekannt wurden wir nur mit Frau D., die im Jahre 1880 von ihrer Heimath wegen eines in Gemeinschaft mit Frau R. und einem aus Sibirien entflohenen Sträfling gemachten Versuches, die Regierungskasse in Cherson zu berauben, nach Ostsibirien verbannt worden war." Die Diebinnen bohrten einen Tunnel — „ein vermessenes Unternehmen für eine junge gebildete Frau", „ein schlagender Beweis für die Gewandtheit, Energie, Geduld und die tollkühne Waghalsigkeit, welche die revolutionäre Bewegung in gewissen Kreisen der russischen Gesellschaft (welcher?) damals erzeugte." Nun kommen wieder die bekannten „jungen, gebildeten, wohlerzogenen Damen," die in ihren Mußestunden Polizeipräsidenten ermorden, Regirungskassen bestehlen oder sonstige harmlose Allotria treiben. Dann fährt Kennan fort: „Der Tunnel unter dem Regirungsgebäude in Cherson wurde ausgehöhlt, durch Entfernung einer der schweren Steinfliesen des Bodens Zutritt in das Schatzgewölbe erlangt, und die jungen Frauen trugen 1½ Millionen Rubel in baarem Gelde fort." Zum Glück wurden die Diebe abgefaßt, bevor sie ihren Raub in Sicherheit bringen konnten. Das bedauert Kennan natürlich: er giebt sich auf drei langen Seiten die Mühe, diese „Dame von vielleicht 30 Jahren, mit dunklem Haar, großen dunklen Augen, regel-

mäßigen Zügen, klarem Teint und freundlichem, unbefangenem Benehmen, eine Dame von hohem sittlichen Werth, die früher ein sehr anziehendes, wenn nicht gar schönes junges Mädchen gewesen sein mußte", als Unschuldengel und als beklagenswerthes Opfer der barbarischen russischen Justiz darzustellen. Der russische Oberst Nowikow dagegen, der die beiden Weiber mit vollem Recht „gemeine Einbrecher und Diebe" nannte, die sich als „Politische" aufspielten, um mit einer leichteren Strafe davonzukommen, oder in Sibirien besser behandelt zu werden als die gewöhnlichen Verbrecher, wird darum als „sehr unwissend und voller Vorurtheile" bezeichnet.

Da scheint die Frage doch berechtigt: Ist Kennan vollkommen verblendet, oder hält er seine Leser allesammt für Dummköpfe?

Was geht uns das an, ob solche Einbrecherinnen und Diebinnen klaren Teint und dunkle Augen haben? Ins Zuchthaus gehören sie, gleichviel, ob sie in ihrer Jugend vielleicht schöne Mädchen waren oder nicht. Von den beiden Personen wurde aber nur die R. als die Aeltere und Urheberin des Plans zu Zwangsarbeit verurtheilt. Fräulein A. wurde einfach verbannt und heirathete in Krasnojarsk den Missionar Dubrow (III. 32).

Das ist eine „Probe russischer Justiz", allerdings nicht eine solche, wie das nach Nervenkitzel lüsterne Publikum sie sonst so oft als Geistesprodukt irgend eines hungrigen penny-a-liner in unseren Zeitungen finden kann.

Als Gegenstück zu obiger Schilderung Kennans erlaube ich mir, aus meinem Buch (S. 173) die Beschreibung meines Zusammentreffens, ebenfalls mit einer Millionendiebin, im Gefängniß in Irkutsk wiederzugeben. Ich nehme durchaus keinen Anstand, mich selbst zu citiren, da ich meine Erlebnisse und Eindrücke in Sibirien ohne jegliches Vorurtheil, ungetrübt durch sensationelle Lektüre, frei von der Leber weg geschrieben habe. Ich beanspruche für Das, was ich selbst gesehen, mindestens eben so viel Autorität, wie ich sie Herrn Kennan bei seinen Schilderungen zugestehe.

Ich schreibe: „Auf der Pritsche der letzten Zelle lag ein schlafendes Weib, das sich beim Rasseln der Schlüssel erhob und uns mit Schmähungen überhäufte. Die jetzt so verkommene Person stammte aus einer der ältesten Familien Rußlands, ihr Vater war General-Adjutant des Kaisers, sie selbst jung in nihilistische Umtriebe verwickelt und vor einigen Jahren wegen Theilnahme an einem Diebstahl von mehreren Millionen in Charkow zur Ansiedelung nach Sibirien verbannt worden. Hier wurde es ihr leicht, sich durch Flucht der Polizeiaufsicht zu entziehen, sie trieb sich lange mit den verschiedensten Verbrechern umher, und wurde vor Kurzem, körperlich und sittlich durch und durch verkommen, aufgegriffen und wieder

nach Irkutsk abgeliefert. Die widerliche Person beklagte sich laut und drohend, daß sie am gestrigen Tage, als an einem Feiertage, ihre Portion Wein nicht bekommen habe; dabei suchte sie uns durch die unanständigsten Bewegungen zu ärgern." (Sie zeigte uns ihre unbekleidete Rück- und Vorderseite.)

Diese Schilderung entspricht allerdings wenig denen Kennans von den „sympathischen, sittlichen, schönen und interessanten politischen Damen in Sibirien", aber — sie beruht eben auf Wahrheit.

Eben so wahr und richtig charakterisire ich die Nihilistinnen mit denen ich in Berührung kam, im Allgemeinen: „Diese Nihilistin bildete übrigens durchaus keine Ausnahme unter ihren Genossinnen; alle, die ich sah, gehörten zu der selben Klasse von Weibern, die bei uns die Zucht- (und H—)häuser bevölkern." Milder, aber in ähnlichem Sinne äußert sich der Engländer de Windt, der nach Kennan Sibirien bereiste, und auf dessen hochinteressantes Buch „Siberia as it is" ich noch zurückkommen werde: Good looks are rare amongst „political ladies". They would . . . I fear, if better known, lose much of the sympathy extended in England to the „young and beautiful exiles", of whom we hear so much. I don't think that, in all my experience, I have seen half a dozen that were not positively plain.

Hier mag auch ein Wort über die vorhin erwähnten „schüchternen, halberwachsenen Schulmädchen" Platz finden, die Kennans Sympathie in ganz besonderem Maße erregen. Kennan kann nicht genug Worte des Spottes für den Zaren und die russische Regirung finden, die sich vor diesen zarten Schulmädchen fürchten und diese „harmlosen Kinder" aus der Umgebung, die sie verpesten, nach Sibirien verbannen. Er weiß wohl nicht, oder vielmehr er will vielleicht nicht wissen, daß auch die Jüdin Jessy Helffmann, die durch ihr bekanntes Winken mit dem Taschentuch zur direkten Mörderin des Zaren Alexanders des Zweiten wurde, ebenfalls kaum 18 Jahre alt war und leider darum nicht aufgehängt wurde, weil sie schwanger war. Aber für Kennan ist sie eine Heldin, wie alle die anderen „zarten Mädchen von 18 bis 25 Jahren", die er für Lehrerinnen in einer Sonntagsschule oder schüchterne Zöglinge einer weiblichen Bildunganstalt gehalten hätte, die nichts Anderes verbrochen haben als „in den letzten 15 Jahren thätigen Antheil an den schrecklichen Tragödien (!) in Petersburg, Moskau, Kiew und Odessa zu nehmen" — also Mörderinnen, Dynamitarden, Giftmischerinnen, Diebinnen, kurz, Verbrecherinnen der allergemeinsten Sorte — die „eine Kraft im Ertragen und eine unerschütterliche Unbeugsamkeit des Charakters bewiesen haben, wie sie bei Männern selten ist." —!

Das Tollste aber leistet Kennan in seiner Verherrlichung der K.

(II. 141 ff.), einer der allerfrechsten und gefährlichsten Nihilistinnen bezw. „Propagandistinnen der That", die seiner Zeit in Tschita einen Mordanfall auf General Iljaschewitsch unternahm, bei dem der Gouverneur schwer verwundet wurde. Auch dieses Frauenzimmer war wieder schwanger und trieb ihre Gefühlsroheit so weit, diesen Zustand zu verheimlichen, einzig und allein aus dem Grunde, damit „die Thatsache ihrer Schwangerschaft, die nach ihrem Tode nicht unbekannt bleiben konnte, . . . alle rechtlich und human (?!) denkenden Menschen mit desto tieferem und bitterem Hasse gegen die russische Regirung erfülle!" (II. 143.)

Das findet Kennan geradezu großartig: „Niemand hätte geahnt, daß das glückliche, sorglose Schulmädchen in Odessa in Zeit von 10 Jahren sich zu einer Frau von so außergewöhnlicher Thatkraft, so großem Muthe, solcher Selbstbeherrschung und Willensstärke entwickeln würde."

Was soll man von einem Mann denken, der sich für solch ein Wesen, für das kein Ausdruck des Ekels und des Abscheues stark genug ist, einfach begeistert? Kann man ihn überhaupt für zurechnungsfähig halten?

Diese Person wurde übrigens ebenfalls leider nicht gehängt, sondern von General Iljaschewitsch selbst begnadigt und nach Irkutsk, dem Paris Sibiriens, geschickt. Wiederum eine Probe der „barbarischen russischen Justiz."

Ich kann hier vielleicht noch erwähnen, daß der größere Theil der politischen Verbrecher beiden Geschlechts, mit denen Kennan sich anfreundete und die ihm „ihre Lebensgeschichten erzählten", Juden waren, eine Thatsache, die Kennan merkwürdiger Weise nie erwähnt. Die Nihilisten rekrutiren sich bekanntlich vorwiegend aus jüdischen Studenten- und Verbrecherkreisen, und dennoch erinnere ich mich nicht, das Wort „Jude" auch nur einmal in den drei Bänden Kennans gefunden zu haben, trotzdem ihm wenigstens die deutsch-jüdischen Namen auffallen mußten. Er nahm wohl Rücksicht auf viele seiner Leser und dachte als praktischer Transatlantiker: Lieber diese Thatsache vertuschen und dafür ein Bischen mehr gegen Rußland hetzen — it pays better.

Alle „Politischen" sind nach Kennan unschuldig und werden von der russisch-sibirischen Regirung in einer jeder Menschlichkeit hohnsprechenden Weise mißhandelt.

Merkwürdiger Weise ist aber — wie schon erwähnt wurde — Kennan, der doch so Vieles gesehen hat, oder uns wenigstens so Viel erzählt, nicht ein einziges Mal Zeuge davon gewesen, daß ein „Politischer" auch nur irgendwie schlecht oder rücksichtlos behandelt wurde. Er giebt sich ja die größte Mühe, schauerliche Geschichten zu berichten, aber Selbsterlebtes kann er nicht bringen, er muß sich immer auf seine „durchaus zuverlässige Quelle"

berufen. Dabei widerspricht er sich unzählige Male selbst, so z. B. wenn er (III. 57), nachdem er immer und immer wieder von der unerträglichen Lage (II. 130) der Politischen, die von der Regirung zu Tode gequält werden (II. 168), von der Unmenschlichkeit der Behandlung (III 218) dieser Armen, die in feuchten Gefängnissen dahinmodern, schreibt: „Es war nicht üblich (in Kara), Gefangene, die zur Zeit der Abendvisitation schon schliefen, zu wecken."

Ob Kennan schon jemals der Abendvisitation eines deutschen oder gar amerikanischen Civil- oder Militärgefängnisses beigewohnt hat? Schwerlich.

Bd. III p. 57 schreibt er: „Die politischen Verbannten müssen sich ein oder mehrmal die Woche auf dem Polizeibureau melden. Es ist dies eine dumme Einrichtung, die für den persönlichen Stolz der Verbannten außerordentlich demüthigend ist ..., sie verursacht mehr Groll und Erbitterung als irgend eine Bestimmung aller anderen Gesetze über das Verbannungwesen."

Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode.

Kennan schildert die Schrecken der Peter-Pauls-Festung in Petersburg mit einer Genauigkeit, als wenn er selbst darin gewesen wäre, und das werden sicher auch eine Menge seiner Leser glauben. Natürlich ist er empört darüber, daß die Mörder Alexanders des Zweiten dort „geradezu wie gemeine Verbrecher" (III. 190) behandelt wurden. Die Aermsten wurden mit 5 Pfund schweren Ketten belastet!

Hoffentlich wiegen die Ketten, in die man unsere Hödel, Nobiling, Wetzel oder einen Ravachol legt, etwas mehr.

Nun kommt wieder ein Kennanscher „comble": Der einzige Fall von Gewalt und Tortur in der Peter-Pauls-Festung, der ihm bekannt ist, besteht in der zwangsweisen Chloroformirung zweier renitenter Verbrecher — um sie zu photographiren! (III. 216.)

Auf Seite 217 flößt man einem Verbrecher, der beschlossen hatte, Hungers zu sterben, durch den Gefängnißarzt gewaltsam Nahrung ein.*)

Darum nennt Kennan die Peter-Pauls-Festung den „Schandfleck unseres Jahrhunderts".

Lohnt es sich, hiergegen auch nur noch eine Zeile zu schreiben?

Es ist eine unanfechtbare Thatsache, daß die politischen Verbannten, auch wenn sie im Grunde nur ganz gemeine Verbrecher sind, heute von der russischen Regirung in oft beinahe unverständlich rücksichtvoller Weise be-

*) Man denke an das sozialdemokratische Fräulein Wabnitz. Eine ähnliche Farce war der s. Z. von den „Politischen" in Kara in Szene gesetzte Hungerstrike, den Kennan in lächerlicher Weise aufbauscht und der gerade so lange dauerte, bis die Herren und Damen Sträflinge Hunger bekamen.

handelt und nie und nimmer körperlich oder geistig mißhandelt werden. Bei dem Transport nach Sibirien werden die Geschlechter (abgesehen von Verheiratheten) stets auf das Allerstrengste getrennt. Eben so streng geschieden sind die politischen von den gemeinen Verbrechern, auch wenn sie in ein und dem selben Transport nach Osten reisen; sie kommen nie mit einander in Berührung. Auf allen Etappen befinden sich besondere Zimmer für die „Politischen". Diese fahren stets in Wagen, auch wenn sie gefesselt sind oder einem größeren Gefangenentrupp angehören; nie werden sie gezwungen, zu Fuß zu marschiren; in den meisten Fällen werden sie, von zwei Gendarmen bewacht, in einzelnen Telegas (Wagen) so rasch wie möglich, aber dennoch mit einem Ruhetag an jedem dritten Tage, nach und durch Sibirien befördert. Einfach exilirte Politische dürfen auf eigene Kosten in eigenem Wagen reisen und haben sich nur bei den betreffenden Behörden zu melden, was sofort nach Petersburg telegraphirt wird. Beide erfreuen sich dann, sowohl als sogenannte Zwangsarbeiter, wie als Zwangskolonisten, „freies Kommando" u. s. w., der humansten und liberalsten Behandlung seitens der russischen Behörden. De Windt, der viele Politische kennen lernte, die in dem durch Kennan so berüchtigt gewordenen Kara „gearbeitet" hatten, schreibt: From none of these did I hear any complaints of overwork, much less of ill-treatment, during their imprisonment . . . Each exile had a separate cell, and books were provided. Smoking was universal.

Fürst Krapotkin, als verbannter Nihilist und jetziger Anarchistenhäuptling gewiß ein unverdächtiger Zeuge, erklärte in einer englischen Revue, eine Behandlung, wie er sie im französischen Gefängniß von Clairvaux erfahren, könne politischen Verbrechern in Rußland niemals und nirgend begegnen.*)

Kennan soll und muß wissen, daß er jedesmal, wenn er von „grausamer, ungerechter, verrätherischen Behandlung" (III. 31) der Politischen in Sibirien spricht — eine Unwahrheit sagt, bezw. wiedererzählt.

Wer das nicht glaubt — dem ist nicht zu helfen noch zu rathen; er mag weiter auf Kennan schwören. Professor Dr. Wilhelm Joest.

*) Zukunft. Bd. I. Nr. 3.

Ethik und Entwickelung.

II.*)

Die tägliche Erfahrung hat uns mit den Thatsachen vertraut gemacht, die man unter dem Namen Vererbung zusammenfaßt. Jeder von uns trägt offenkundig die Merkmale der Abkunft von seinen Eltern oder ferneren Ahnen an sich. Noch genauer ausgedrückt, lassen sich die Bestrebungen, in bestimmter Richtung zu handeln, deren Gesammtheit wir den Charakter eines Menschen nennen, durch eine lange Reihe von Vorfahren und deren Geschwistern zurückverfolgen. So können wir mit Recht sagen, daß der „Charakter" — der sittliche und geistige Kern des Menschen — in Wahrheit von einer fleischlichen Hülle auf die andere übergeht und von Generation zu Generation wandert. Auch das neugeborene Kind besitzt den Familiencharakter, nur noch verborgen; und seine Persönlichkeit besteht aus wenig mehr als aus einer Summe noch unentwickelter Kräfte. Aber schon sehr früh entwickeln sich diese zu thätigen Kräften. Von der Kindheit bis ins späte Alter treten sie als trübes oder frohes Temperament, als Schwäche oder Stärke, Lasterhaftigkeit oder Ehrenhaftigkeit ans Licht, und in jedem Zuge durch Vermischung mit einem andern Charakter oder durch andere Einflüsse umgebildet, schreitet dieser Charakter zur Inkarnation in neuen Körpern.

Die indischen Philosophen nannten den Charakter in dieser Definition das „Karma". Dieses Karma war das, was von einem Einzelleben auf das andere überging und sie zu Gliedern in der Kette seiner Wanderungen verband; von ihm glaubten sie, daß es in jedem Dasein nicht nur durch das Zusammenfließen der elterlichen Eigenthümlichkeiten, sondern auch durch eigene Handlungen näher bestimmt werde. Sie waren feurige Vertreter der gegenwärtig so heftig angefochtenen Lehre von der Uebertragung erworbener Eigenschaften. Es ist allerdings nicht mehr zu bezweifeln, daß das Hervortreten der Richtung eines Charakters durch verschiedene Umstände, unter denen Selbstbeherrschung oder Sichgehenlassen mit die wichtigsten sind, sehr gefördert oder aufgehalten werden kann; aber daß der Charakter selbst auf diese Art umzubilden ist, ist doch nicht so ausgemacht. Es ist nicht so sicher, ob der Charakter des Bösen wirklich schlimmer ist, oder der des Guten besser als der, den sie überkommen haben. Die indische Philo-

*) S. Heft 42 der „Zukunft".

sophie kannte jedoch keinerlei Zweifel hieran; der Glaube an den Einfluß der Lebensbedingungen und besonders der Selbstbeherrschung auf das Karma war nicht nur eine nothwendige Forderung der Lehre von der Wiedervergeltung, sondern auch der einzige Weg aus dem ewigen Kreislauf jeder Seelenwanderung.

Nur eine einzige Lebensregel war auf diese bedeutsame Lehre zu gründen. Nach ihr war es Wahnsinn, weiter zu leben, wenn das Uebergewicht des Leidens gewiß und die Wahrscheinlichkeit, daß das Elend mit der Verlängerung des Daseins nur wachsen würde, so überwältigend war. Den Körper zu töten, machte die Sache nur schlimmer, und so blieb nichts übrig, als die Seele abzutöten, indem man ihre Gesammtthätigkeit absichtlich unterband. Eigenthum, gesellschaftliche Bande, Familienliebe, Lebensgemeinschaft, mußten geopfert werden, bis vom Menschen nichts mehr übrig blieb als der gefühllose, abgestumpfte Bettelmönch, der sich selbst in jene kataleptischen Verzückungen versetzte, die dann eine Gaukelmystik für einen Vorgeschmack der endlichen Vereinigung mit Brahma hielt.

Der Begründer des Buddhismus nahm die meisten Forderungen seiner Vorgänger herüber. Die thatsächliche Vernichtung, die das Untertauchen des Einzelwesens ins Unbedingte, des Atman in Brahma, einschloß, befriedigte ihn nicht. Es scheint, als ob ihm das Zugestehen des Daseins jedweder Materie — und wenn man ihr auch weder eine Eigenschaft, noch eine Kraft, noch überhaupt ein Prädikat zusprechen konnte, als Gefahr und Falle erschienen sei. Obgleich das Brahma zu einer bloßen Verneinung herabgesunken war, war ihm noch immer nicht zu trauen. So lange noch überhaupt eine Wesenheit existirte, so konnte sie auch vielleicht die öde Bahn der Entwickelung mit all ihrem Gefolge unsagbaren Elends aufs Neue beschreiten.

Allerdings nahm Gautama die herrschende Brahminenlehre an, nach der das ganze Weltall, Himmel, Erde und Hölle, mit seiner Bevölkerung von Göttern und andern himmlischen Wesen, von Lebewesen und von Mara mit seinen Teufeln unabläßig den selben stets sich erneuenden Kreislauf von Geburt und Grab durchlief, in deren jedem jedes menschliche Wesen seinen flüchtigen Vertreter hatte; aber er schritt zugleich dazu, die Materie überhaupt auszumerzen und das Weltall zu einem an kein Substrat gebundenen bloßen Strom von Empfindungen, Gemüths- und Willensregungen sowie Gedanken herabzudrücken.

Wie der Wasserspiegel sich kräuselt und Strudel zeigt, die mit den Ursachen auch wieder verschwinden, die sie schufen, so ist auch Das, was sich als Einzeldasein darstellt, nichts als eine bloße, flüchtige Vereinigung von Erscheinungen, die um einen Mittelpunkt kreisen, dem Hunde gleich, der an

der Leine um den Pfahl seine Kreise zieht. Im ganzen Weltall giebt es nichts Dauerndes, keine ewige Substanz, weder eine geistige noch eine stoffliche. Persönlichkeit ist nur eine metaphysische Einbildung; und in Wirklichkeit sind nicht nur wir, sondern alle Dinge in den endlosen Welten der kosmischen Fata Morgana, nichts Anderes als der Stoff, aus dem die Träume sich weben.

Das Enden dieses Lebenstraumes ist das Nirwana. Was das Nirwana eigentlich ist, darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig. Aber da uns die ersten und ältesten Autoritäten versichern, daß es in ihm weder Wunsch noch Thätigkeit noch irgend eine Möglichkeit des Wiederauftauchens in der Erscheinungwelt giebt für den Weisen, der das Nirwana einmal betreten, so können wir von diesem Endziel der buddhistischen Philosophie getrost das Wort brauchen: der Rest ist Schweigen.

Zwischen Gautama und seinen Vorgängern giebt es betreffs des Endes allen Geschehens praktisch keinen großen Meinungunterschied, wohl aber betreffs der Mittel, dieses Ende zu erreichen. Mit ganz richtigem Blick für die Natur des Menschen erklärte Gautama übertriebene asketische Uebungen für nutzlos, ja sogar für schädlich. Die Gelüste und Leidenschaften sind nicht allein durch Ertöten des Fleisches zu vernichten, sondern sie müssen außerdem auf ihrem eigenen Boden angegriffen und bekämpft werden, durch rastlose Pflege der ihnen entgegengesetzten geistigen Eigenschaften, durch uneingeschränkte Wohlthätigkeit, durch Vergelten des Bösen durch Gutes, durch Demuth, durch Sichenthalten von schlimmen Gedanken, kurz durch absoluten Verzicht auf die Selbstbehauptung, die den Kern des Geschehens in der Natur ausmacht.

Ohne Frage verdankt der Buddhismus diesen sittlichen Eigenschaften seinen wunderbaren Erfolg. Er ist eine Weltanschauung, die keinen Gott im Sinne des Abendlandes kennt, dem Menschen eine Seele abspricht, den Glauben an eine Unsterblichkeit eine Thorheit und die Hoffnung darauf eine Sünde nennt, die die Wirksamkeit des Gebets und Opfers zurückweist und die Menschen inbetreff der Erlösung auf nichts verweist als auf ihre eigenen Werke; die in ihrer ursprünglichen Reinheit nichts von Gelübden ewigen Gehorsams wußte, aber die Unduldsamkeit brandmarkte und niemals die Hilfe weltlicher Macht in Anspruch nahm. Und doch, oder eben deswegen, hat sie sich mit staunenswerther Schnelligkeit über einen beträchtlichen Theil der alten Welt verbreitet und ist heute noch, wenn auch versetzt mit mancherlei niedrigem ausländischen Aberglauben, der herrschende Glaube eines großen Bruchtheils der Menschheit. —

Die Weisen von Milet waren ausgesprochene Anhänger der Entwickelunglehre, und wenn auch einige Aussprüche Heraklits von Ephesus,

der wahrscheinlich ein Zeitgenosse Gautamas war, dunkel genug sind, so ist doch der Kern der modernen Entwickelunglehre gar nicht besser auszudrücken als in manchen seiner markigen Aphorismen und geistvollen Metaphern.

Aber als der Brennpunkt des griechischen Geisteslebens nach Athen hinüberrückte, wendeten die geistigen Führer ihre scharfe Aufmerksamkeit ethischen Fragen zu. Sie vertauschten das Studium des Makrokosmus mit dem des Mikrokosmus und verloren so den Schlüssel zu dem Denken des großen Epheſers, welches wahrscheinlich für uns verständlicher ist, als es für Sokrates oder Plato war. Sokrates vor Allem brachte eine Art von umgekehrtem Agnostizismus auf mit der Lehre, die Probleme der Natur lägen jenseits der Grenzen des menschlichen Fassungvermögens, der Versuch, sie zu lösen, sei von vornherein vergeblich und der einzige der Forschung werthe Gegenstand sei das Problem des sittlichen Lebens. Seinem Beispiele folgten auch die Cyniker und späteren Stoiker. Das wissenschaftliche Erbe Heraklits ging weder auf Plato noch auf Aristoteles über, sondern auf Demokrit. Den Stoikern war es vorbehalten, auf den Pfad zurückzukehren, den die ältesten Philosophen eingeschlagen hatten, und als eingestandene Jünger des Heraklit die Idee der Entwickelung systematisch weiter zu entwickeln. Dabei vernachlässigten sie jedoch nicht nur verschiedene sehr bezeichnende Züge aus der Lehre ihres Meisters, sondern fügten ihr auch völlig fremde Elemente an.

Das war ein folgenschwerer Schritt; denn, wenn das All die Schöpfung einer ihr innewohnenden, allmächtigen und allgütigen Ursache ist, so wird das Eingeständniß des Vorhandenseins thatsächlichen Uebels in ihr, und noch mehr eines ihr nothwendig anhaftenden Uebels, so gut wie unmöglich. Und doch bezeugte die Erfahrung der Menschheit schon damals wie heute, daß das Uebel uns von allen Seiten entgegenstarrt, ob wir nun den Blick in uns hinein, oder aus uns hinaus richten, daß wenn es überhaupt etwas Wirkliches giebt, Schmerz, Leid und Unrecht sicher wirklich sind.

Daß selbst im Bösen noch etwas Gutes liegt, ist fraglos, und kein Verständiger wird den erzieherischen Werth von Schmerz und Leid leugnen wollen. Aber diese Erwägung hilft uns nicht zur Einsicht, warum die ungeheure Menge unverantwortlicher Lebewesen, der eine solche Züchtigung keinen Vortheil bringt, soll leiden müssen, noch, warum die Allmacht, der unzählige Auswege offen stehen mußten — darunter auch der eines sündenlosen, glücklichen Daseins —, gerade den mit einem Ueberfluß von Sünde und Elend gewählt haben sollte.

Der Versuch der Stoiker, sich gegen das Dasein des Uebels als einer unabweisbaren Begleiterscheinung der Naturvorgänge blind zu machen, ist von geringerem Erfolg begleitet gewesen als der der indischen Philosophen,

von ihren Erörterungen das Dasein des Guten auszuschließen. Nun ist es aber leider viel leichter, sich gegen das Gute zu verschließen als gegen das Böse. Schmerz und Leid klopfen viel merkbarer an die Pforten unsrer Sinne als Freude und Glück, und die Spuren ihrer Tritte sind viel schwerer zu verwischen. Vor der herben Wirklichkeit des praktischen Lebens verschwanden die schönen Wahngebilde des Optimismus. Denn wenn selbst die unsere die beste aller möglichen Welten wäre, so würde sie darum doch immer noch eine höchst unbehagliche Wohnstätte für den idealen Weisen sein.

Das stoische Pflichtenbrevier des Menschen, das „naturgemäße Leben", scheint sagen zu wollen, daß die Natur ein Beispiel für menschliche Lebensführung sei. Danach wäre Ethik angewandte Naturgeschichte. Und in der That hat eine unklare Anwendung dieses Satzes in späterer Zeit unermeßlichen Schaden angerichtet.

Was für eine Rolle spielt nun aber die Entwickelunglehre in dieser Auffassung der Ethik? So weit ich sehen kann, würde das ethische System der Stoiker, das im Wesentlichen ein intuitives ist und den kategorischen Imperativ so hoch hält wie nur das irgend eines späteren Moralisten, bei jeder anderen Theorie des Alls ganz das gleiche gewesen sein; bei der einer spezifischen Schöpfung, wie eines ewigen Stillstandes in dem gegenwärtigen Zustand. Für den Stoiker hatte die Natur keinerlei Bedeutung für das Gewissen, insoweit er sie nicht als Erzieherin zur Tugend gelten ließ. Der zähe Optimismus dieser Philosophen verbarg ihnen die wahre Sachlage. Er hinderte sie, zu bemerken, daß die Natur an sich nicht nur keine Tugendschule, sondern sogar das Hauptquartier des Feindes der sittlichen Natur des Menschen ist. Die ganze logische Wucht der Thatsachen war erforderlich, um sie zu überzeugen, daß die Natur in den thierischen Trieben des Menschen nicht zu Gunsten, sondern zum Nachtheil sittlicher Reinheit wirkt. Erst sie trieb jene Philosophen zu dem Eingeständniß, daß das Leben ihres idealen „Weisen" sich mit der Natur der Dinge nicht vertrüge, und daß selbst eine leidliche Annäherung an dieses Ideal einzig durch Verzicht auf die Welt und durch Ertötung — nicht nur des Fleisches, sondern auch aller menschlichen Neigungen erreicht werden könne. Die Vollkommenheit bestand ja in jener Empfindungslosigkeit, in welcher der Wunsch, wenn er sich auch noch regen mag, doch unfähig ist, den Willen zu beeinflussen, der nur noch die Befehle der reinen Vernunft ausführt. Selbst dieser Rest von Thätigkeit war nur als ein Darlehn auf Zeit zu betrachten, als ein Ausfluß des weltendurchdringenden, göttlichen Geistes, der gegen seine Einkerkerung im Fleische wüthete, bis der Tod ihm die Möglichkeit schuf, zu seiner Quelle, dem alles durchwebenden Logos, zurückzukehren.

Es ist wohl schwer, einen greifbaren Unterschied zwischen dieser Empfindungslosigkeit und dem Nirwana zu finden, außer daß die stoische Weltanschauung besser zu der vorbuddhistischen Philosophie stimmt als zu der Lehre Gautamas, insofern als sie eine unvernichtbare Substanz postulirt, die dem Brahma und Atman gleichbedeutend ist, und daß in de stoischen Ethik die Annahme der Lebensführung des elenden Bettlers mehr für ein Mittel zur sittlichen Vollendung galt denn als eine unabweisbare Vorbedingung für ein höheres Dasein.

So berühren sich die Extreme. Griechisches und indisches Denken gehen aus von den selben Voraussetzungen, laufen dann weit auseinander, entwickeln sich unter völlig verschiedenen natürlichen und sittlichen Bedingungen, um endlich praktisch in das selbe Ziel auszulaufen.

Die Vedas und das Homerische Epos thun eine Welt reichen, übersprudelnden Lebens vor uns auf, erfüllt von kampffrohen Männern,

„Die Sturm und Sonnenschein mit Willkommsrufen
Jauchzend begrüßten" — — — — — —

und im Zorn selbst den Göttern zu trotzen bereit waren. Nur wenige Jahrhunderte vergehen, und die Nachkommen dieser Männer sind, unter dem Einfluß der Civilisation, „von des Gedankens Bläße angekränkelt", zu eingestandenen Pessimisten, oder bestenfalls unechten Optimisten geworden. Deshalb vermochte der Muth ihrer Kriegsheere vielleicht sogar noch härtere Proben zu bestehen, aber das eigene Selbst war zum bösen Feind geworden. Der Held hat sich in den Mönch verwandelt. An die Stelle des Mannes der That ist der Quietist getreten, dessen höchster Ehrgeiz es ist, das passive Werkzeug des göttlichen Geistes zu sein. Am Tiber und am Ganges gesteht der wahrhaft Sittliche ein, daß das All sein Begriffsvermögen übersteige, und indem er durch asketischen Lebenswandel alle Bande zwischen sich und der Natur zerreißt, sucht er das Heil in vollkommenster Entsagung.

Das moderne Denken nimmt einen neuen Anlauf von dem selben Boden aus, der der indischen und griechischen Philosophie zum Ausgangspunkte diente, und da sich in den sechsundzwanzig Jahrhunderten der menschliche Geist kaum verändert hat, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn er Neigung zeigt, die alte Bahn nach dem selben Ziele noch einmal zu durchlaufen.

Mit dem modernen Pessimismus wenigstens als Theorie sind wir genügend vertraut. Freilich ist mir kein Beispiel bekannt, daß einer seiner jetzigen Anhänger seine Ueberzeugung damit besiegelt hätte, daß er gleich Bhikku, dem Bettelmönch, mit Lumpen und einem Napf, oder gleich dem Cyniker mit Mantel und Felleisen sich beschieden hätte. Vielleicht, daß die

Hindernisse, welche die philosophisch ungebildete Polizei der berufsmäßigen Landstreicherei in den Weg legt, sich der philosophischen Beharrlichkeit als allzu beträchtlich erwiesen haben. Wir kennen auch den modernen spekulativen Optimismus mit seiner Vervollkommnungfähigkeit der Gattung, seinem Friedensreich und seiner Verwandlung des Löwen in ein Lamm. Indessen hört man davon schon nicht mehr so viel wie vor vierzig Jahren, und man trifft ihn wohl auch häufiger an den Tafeln der Gesunden und Reichen als in den Kreisen der Weisen. Die Mehrzahl der Menschen wird sich wohl weder zum Pessimismus noch zum Optimismus bekennen. Sie halten die Welt weder für so gut noch so schlecht, wie sie wohl denkbar wäre und wie sie in einzelnen Fällen sie wirklich finden. Diejenigen, welche nie die Freuden erfahren haben, die das Leben lebenswerth machen, sind wahrscheinlich eben so in der Minderzahl wie Diejenigen, welche niemals die Leiden kennen lernten, die das Dasein seines Reizes berauben und seine herrlichsten Früchte in Staub und Asche verwandeln.

Ferner stimmen wohl die meisten Menschen, so sehr auch ihre Ansichten über philosophische und religiöse Fragen auseinandergehen mögen, darin überein, daß das Verhältniß des Guten und Bösen im Leben recht merkbar durch das menschliche Handeln zu bestimmen ist. Ich habe wenigstens noch Niemanden bezweifeln hören, daß das Uebel auf diesem Wege zu steigern und zu lindern sei, und daraus scheint doch zu folgen, daß auch das Gute der Vermehrung und Verminderung gleichmäßig zugänglich ist. Endlich leugnet meines Wissens Niemand, daß es, soweit es in unsrer Macht steht, die Dinge zu bessern, unsere erste Pflicht ist, diese Macht zu gebrauchen und unsere volle Geistesschärfe und Thatkraft diesem hohen Dienst unserer Gattung zuzuwenden.

Daher stammt das brennende Interesse an der Frage, inwieweit der moderne Fortschritt der Naturwissenschaften, oder genauer das allgemeine Ergebniß dieses Fortschritts in der Entwickelunglehre im Stande sei, uns zu helfen in der großen Aufgabe, Einer dem Andern hilfreich beizustehen.

Die Vertreter der sogenannten „Ethik der Entwickelung", — wenn auch „Entwickelung der Ethik" den Gegenstand ihrer Aufstellungen meist viel deutlicher bezeichnen würde — bringen eine Anzahl mehr oder weniger interessanter Thatsachen und mehr oder weniger stichhaltiger Gründe vor, zu Gunsten der Entstehung der moralischen Gefühle auf dem selben Wege wie andere Naturerscheinungen, nämlich durch den Prozeß der Entwickelung. Meiner Ansicht nach ist es auch nicht ernstlich zu bezweifeln, daß sie auf der richtigen Spur sind; da sich aber die unmoralischen Gefühle eben so gut entwickelt haben, ist für die einen eben so viel natürliche Berechtigung vorhanden wie für die anderen. Denn der Dieb und der Mörder folgen

in ihrem Thun der Natur so gut wie der Menschenfreund. Die natürliche Entwickelung kann uns lehren, wie die guten und bösen Neigungen des Menschen entstanden sind; aber an sich ist sie ganz außer Stande, uns eine bessere Begründung, als wir zuvor hatten, zu liefern, warum was wir gut nennen, Dem, was wir böse nennen, vorzuziehen ist. Sicherlich werden wir auch noch einmal zum Verständniß der Entwickelung der ästhetischen Fähigkeiten gelangen; aber alles Verständniß der Welt wird nie die Macht der subjektiven Gewißheit steigern oder mindern, daß Dies schön und Jenes häßlich ist. Noch eine zweite falsche Voraussetzung scheint mir durch die ganze sogenannte „Ethik der Entwickelung" zu gehen. Es ist dies die Ansicht, daß weil Thiere und Pflanzen durch den Kampf ums Dasein und das „Ueberleben der Tüchtigsten" zu vollkommener Organisation aufgestiegen sind, auch die Menschen der sozialen Gemeinschaft, die Menschen als sittliche Wesen, den selben Vorgang als Mittel zur Vervollkommnung für sich betrachten sollen. Dieser Trugschluß ist vermuthlich auf den unseligen Doppelsinn des Ausdrucks das „Ueberleben der Tüchtigsten" zurückzuführen. Der „Tüchtigste" erinnert an den „Besten"; und den Begriff des „Besten" umweht ein gewisser Hauch von Sittlichkeit. In der wilden Natur hängt es jedoch völlig von den äußeren Bedingungen ab, was in jedem Falle das Tüchtigste ist. Schon vor längerer Zeit habe ich einmal darauf hingewiesen, daß, wenn unsere Halbkugel nochmals in eine Eisperiode eintreten sollte, das Ueberleben des Tüchtigsten im Pflanzenreich immer verkommenere, niedrigere und niedrigere Organismen hervorbringen müßte, bis die überlebenden „Tüchtigsten" sich nur noch aus Flechten und Diatomen, und andern mikroskopischen Organismen wie die, welche den Schnee roth färben, zusammensetzten. Würde es dagegen heißer, so könnten die lieblichen Thäler der Themse und Isis sehr leicht für alle Lebewesen unbewohnbar werden, außer für die, welche im tropischen Urwald gedeihen. Als die Tüchtigsten, d. h. als die den veränderten Bedingungen am Besten Angepaßten würden sie dann überleben.

Der Mensch als Glied der Gesellschaft ist zweifellos den Naturgesetzen unterworfen. Wie bei anderen Lebewesen nimmt die Vermehrung ihren endlosen Verlauf und zieht einen harten Wettbewerb um die Daseinsmittel nach sich. Der Daseinskampf hat aber die Tendenz, alle Diejenigen, die weniger geeignet sind, sich ihren Daseinsbedingungen anzupassen, auszuscheiden. Die Stärksten, die Selbstsichersten werden stets über die Schwachen wegschreiten. Der Einfluß des Naturwaltens auf die Entwickelung der Gesellschaft aber ist um so größer, je tiefer deren Civilisation sich noch in den Anfängen befindet. Sozialer Fortschritt bedeutet Außerkraftsetzen des Waltens der Naturmächte und das Dafüreinsetzen von etwas Anderem, das

man das Walten der ethischen Mächte nennen kann. Dessen Endergebniß ist aber nicht das Ueberleben Derer, die hinsichtlich der Gesammtsumme der gerade vorhandenen Bedingungen die Geeignetsten sind, sondern das der sittlich Besten.

Wie schon bemerkt, schließt die Ausübung des ethisch Guten, die wir als Rechthandeln oder als Tugend bezeichnen, eine Lebensführung ein, die nach jeder Richtung hin das Gegentheil von Dem ist, was in dem Kampf ums Dasein in der Natur zum Sieg führt. An die Stelle der unbarmherzigen Selbstsucht setzt sie Selbstbeherrschung, an Stelle des Beiseiteschiebens oder Niedertretens aller Mitbewerber verlangt sie nicht nur Rücksichtnahme auf sie, sondern auch Hilfeleistung für sie. Ihr Arbeiten ist weniger auf das Ueberleben der Tüchtigsten gerichtet als darauf, so Viele als möglich zum Ueberleben tüchtig zu machen. Sie weist die Auffassung des Lebens als eines Kampfes überhaupt zurück. Sie verlangt, daß Jeder, der der Vortheile einer Gemeinschaft theilhaftig wird, stets bedenke, was er Denjenigen schuldet, die sie mühsälig gegründet haben, und daß keine seiner Handlungen das Gebäude erschüttere, in welchem ihm zu wohnen gestattet wurde. Die Gesetze und sittlichen Vorschriften gehen darauf hinaus, dem Walten der Natur Schranken zu ziehen und den Einzelnen an seine Pflichten gegen die Gesammtheit zu erinnern, deren Schutze und Einflusse er, wenn nicht das Dasein selbst, so doch ein Leben auf einer höhern Stufe als der blutdürstige Wilde verdankt.

Nur weil der fanatische Individualismus unserer Tage diese einfachen Erwägungen übersieht, hat er den Versuch machen können, die am Walten der Natur gemachten Erfahrungen auch auf die Gesellschaft anzuwenden. Es ist das ein neuer Mißbrauch der stoischen Vorschrift, der Natur zu folgen. Die Pflichten des Einzelnen gegen den Staat werden vergessen, und seine Neigung zum Sichselbstbehaupten wird noch geheiligt durch den Namen eines Rechtes. Es wird ganz ernstlich bestritten, ob die Mitglieder einer Gemeinschaft überhaupt das Recht haben, ihre vereinten Kräfte anzuwenden, um Einen aus ihrer Zahl zu zwingen, sein Theil zur Erhaltung der Gemeinschaft beizutragen, oder ihn auch nur an dem Versuch zu hindern, sie zu zertrümmern. Der Kampf ums Dasein, der in der Natur so Großartiges geleistet hat, muß, so scheint es, auch im sittlichen Leben gleich wohlthätig sein. Wenn jedoch Das wahr ist, was ich ausgeführt habe, wenn nämlich das Walten der Natur keinerlei Beziehung zur Sittlichkeit hat, und wenn seine Nachahmung durch den Menschen mit den wichtigsten Grundlagen aller Sittlichkeit unvereinbar ist, was wird dann aus dieser überraschenden Weisheit?

Wir müssen es als ein für alle mal ausgemacht betrachten, daß der

sittliche Fortschritt der Gesellschaft nicht von dem Nachahmen des Naturwaltens, und noch weniger von der Flucht davor zu erwarten ist, sondern von dem Kampf gegen dieses Walten. Es mag tollkühn erscheinen, den Mikrokosmus so dem Makrokosmus gegenüber zu stellen und den Menschen anzustiften, die Natur seinen höheren Zwecken dienstbar zu machen. Aber man darf wohl behaupten, daß die große, geistige Kluft zwischen den alten Zeiten, mit denen wir uns beschäftigt haben, und unserer Zeit gerade in der zuverlässigen Begründung der Hoffnung liegt, daß ein solches Unternehmen auf einen gewissen Erfolg rechnen darf.

Die Geschichte der Civilisation weiß von den einzelnen Handreichungen zu erzählen, die den Menschen bei dem Bau einer künstlichen Welt im Weltall zum Erfolg geführt haben. Der Mensch, der nur ein zerbrechliches Rohr ist, aber, wie Pascal sagt, ein denkendes, besitzt einen Schatz von Thatkraft, die dem Denken unterthan und Dem, was das All durchdringt, so verwandt ist, daß er die Macht besitzt, das Walten der Natur zu beeinflussen und zu beschränken. Dank seinen Geisteskräften beugt der Zwerg den Riesen unter seinen Willen. Wo eine Familie, eine Gemeinschaft begründet worden ist, sind die Naturtriebe im Menschen durch Gesetz und Sitte zurückgedrängt und sonst umgebildet worden. Der Schäfer, der Ackerbauer, der Handwerker haben die Natur ihrer Umgebung in ähnlicher Weise beeinflußt. Mit dem Fortschreiten der Civilisation haben diese Eingriffe an Ausdehnung zugenommen, bis die wohlgegliederten und hochentwickelten Wissenschaften und Künste unserer Zeit den Menschen mit einer Herrschergewalt über den Gang der außermenschlichen Natur begabt haben, die größer ist als die, welche man einst den Zauberern zuschrieb. Die überwältigendsten und, man könnte sagen, blendendsten dieser Fortschritte haben uns die letzten zwei Jahrhunderte gebracht, während das richtige Verständniß für den Lebensprozeß und die Mittel, seine Erscheinungformen zu beeinflussen, eben erst aufzudämmern beginnt. Noch kennen wir keinen Weg, der uns über Allgemeinheiten hinausführte, und wir sind umnebelt von den falschen Analogien, die sich uns aufdrängen, sowie von den unreifen Vorurtheilen, die wir noch haben.

Aber Astronomie, Physik und Chemie haben sämmtlich ähnliche Phasen durchlaufen müssen, ehe sie die Stufe erreichten, auf der ihr Einfluß ein wichtiger Faktor im Menschenleben wurde. Dem selben Läuterungprozeß müssen sich auch Physiologie, Psychologie, Ethik und Nationalökonomie unterziehen. Doch wäre es unverständig, zu bezweifeln, daß sie in nicht allzu langer Zeit auf dem Felde des praktischen Lebens eine eben so große Revolution hervorrufen werden.

Die Entwickelunglehre ermuthigt nicht gerade zu Weissagungen auf

tausend Jahre hinaus. Denn wenn sich unser Erdball auch für Millionen von Jahren in aufsteigender Linie bewegt hat, so wird doch eines Tages der Gipfel erreicht sein und die absteigende Linie beginnen. Auch die kühnste Einbildungskraft würde nicht den Gedanken wagen, daß Menschenkraft und Menschengeist je im Stande sein würden, den Ablauf des großen Weltenjahres aufzuhalten.

Ueberdies ist das Stück Natur, das uns angeboren ist, sowie dasjenige, welches wir zu unserem Unterhalt brauchen, das Ergebniß von Millionen von Jahren harter Zucht, und es wäre Thorheit, zu glauben, daß ein paar Jahrhunderte genügen würden, um seinen kunstvollen Bau rein sittlichen Zwecken zu unterwerfen. Das Sittliche kann sich darauf verlassen, daß es mit einem zähen, machtvollen Gegner zu rechnen haben wird, so lange die Welt steht. Andererseits aber sehe ich auch keine Grenze für die Ausdehnung, in welcher Geist und Wille, wenn sie nur von gesunden Forschungsgrundsätzen geleitet und mit gemeinsamen Kräften organisirt werden, die Daseinsbedingungen für einen viel größeren Zeitraum, als die Geschichte bis jetzt umfaßt, umzubilden vermögen. Und eben so kann Viel geschehen, die Natur des Menschen selbst umzuwandeln. Die Intelligenz, die den Bruder des Wolfs zum treuen Hüter der Herde umschaffen konnte, müßte doch im Stande sein, auch Etwas für die Bändigung der rohen Triebe des Menschen zu thun.

Wenn wir uns jedoch begründeterer Hoffnung auf die Verminderung des wesentlichsten Uebels in der Welt hingeben können als die Menschen, die vor mehr als zwanzig Jahrhunderten dem Daseinsräthsel nachspürten, da die exakten Wissenschaften noch in den Windeln lagen, so halte ich es doch für eine Hauptbedingung für die Verwirklichung dieser Hoffnung, daß wir mit der Anschauung brechen, der wahre Zweck des Lebens sei die Flucht vor Schmerz und Leid.

Die heroische Kindheit unseres Geschlechtes, in der man Gutes und Böses mit dem gleichen „jauchzenden Willkommensruf“ empfing, liegt lange hinter uns; die Versuche, dem Uebel zu entgehen, haben in Indien wie in Griechenland mit der Flucht vom Schlachtfelde geendet; wir haben nichts zu thun, als die jugendliche Vertrauensseligkeit und die nicht weniger jugendliche Verzweiflung über das menschliche Unvermögen über Bord zu werfen. Sind wir doch erwachsene Menschen und müssen wir uns doch also auch als Männer erweisen, uns an dem Guten erfreuen, das uns zufällt, das Schlimme in und um uns tragen und unsere ganze Kraft daran setzen, es zu vermindern.

London. Professor Thomas H. Huxley.

Ein Verbrecher.

Es war ein kalter Maitag, und auf den Fliederbüschen lag Schnee. Eine gewisse Verstimmung in der Natur, eine Verkehrung ihrer Ordnung, so daß die Lerche in der Herbstsaat vergebens nach ihrem verschneiten Neste suchte und der Fischadler in der frisch zugefrorenen Bucht den Hecht nicht erspähen konnte.

Auch die Menschen, die zum Schulhause, wo Gericht gehalten werden sollte, gerudert und gesegelt kamen, auch sie hatten etwas Befremdetes in den Mienen. Es war eben ein ungewöhnlicher Fall, der verhandelt werden sollte, wenigstens für die Gegend, in der ein Mord zu den Seltenheiten gehörte.

Der Angeklagte war der vormalige Zollrevisor Andreas Ek, der vor Kurzem sein Weib unter besonders empörenden Umständen umgebracht hatte Als jetzt der Gefangenwärter vor dem Schulhause mit dem Verbrecher angefahren kam, entstand denn auch ein Murren unter dem Volke, ein unwilligeres natürlich auf der Seite der Frauen, ein dumpferes unter den Männern.

Der Richter, ein junger Substitut, dem die Wundermär von der unterdrückten Sklavin im Kopfe spukte, und der obendrein sich in totaler Unkenntniß über die abergläubige Verehrung befand, womit die Landbevölkerung das Weib, sobald es nur Gattin und Mutter geworden ist, umgiebt, war mit seinem Urtheil von vornherein fertig und wollte die Gelegenheit benützen, um ein Exempel zu statuiren. Dabei ließen sich im neuen Frack die vortheilhaftesten Attituden annehmen. Er bekam vielleicht Gratulationtelegramme und wurde am Ende gar im Kreisblatte besprochen. Allein er hatte auch eine Ahnung von dem strafgerichtlichen Verfahren, wie es sich in jüngster Zeit in den großen Kulturländern entwickelt hat, und da dies „sein erster Mord" war, wollte er es mit neuen, bisher unerprobten Mitteln versuchen, ein umfassendes Geständniß zu erlangen und die Beweisführung zu einer unanfechtbaren zu gestalten.

Zu diesem Zwecke hatte er die Leiche der Ermordeten in einen Sarg legen und sammt ihren Kleidern und ihrer Photographie herbeischaffen lassen. Das Boot, in welchem der Mord geschehen, war zum Schulgebäude hinaufgeschleppt worden, und die Kette, womit der Mörder seinem Opfer den Brustkorb zerschmettert hatte, lag auf dem Richtertische. Zu den Verhören während der Untersuchunghaft hatte der Richter einen berühmten Arzt zugezogen, damit er sein Gutachten darüber abgebe, ob sich an dem Beklagten der Verbrechertypus nachweisen lasse oder nicht; aus den Kirchenbüchern waren sämmtliche biographische Daten, nicht nur über den Verbrecher selbst, sondern über dessen Vorfahren und nächste Anverwandte, ausgezogen, und im Zollamte bei Vorgesetzten, Untergebenen und Kameraden Erhebungen angestellt —: kurz, Alles war so trefflich angeordnet, das man diesmal mit sozusagen ruhiger Zuversicht ein gewissenhaftes, aufgeklärtes Urtheil erwarten konnte. Schade nur, daß es dem Richter dabei nicht so sehr um die Erforschung der Ursachen des Verbrechens und der sich vielleicht daraus ergebenden mildernden Umstände zu thun war als vielmehr darum, ein Exempel zu statuiren.

Jetzt wurde der Gerichtssaal geöffnet und das Volk unter der Aufsicht des Kronvogts und des Polizisten eingelassen. Der Richter hatte seinen Platz auf dem Katheder eingenommen, an den unten befindlichen kleinen Tischen saßen der Protokollführer und der Stenograph; zur Linken die zwölf Geschworenen, rechts der Provinzialarzt, der Pastor und der Kronvogt.

Nachdem die Geschworenen den Eid geleistet hatten, wurde der Angeklagte vorgeführt. Das Publikum erhob sich auf den Zehen und die Beisitzer streckten die Hälse vor, um den Mörder besser betrachten zu können. Es war ein kleiner, untersetzter Mann, mit spärlichem, schwarzem Backenbarte, der, hinter den Kinnbacken hervorkommend, um das Kinn einen Halbkranz bildete. Das Haar war lang, unterhalb des Nackens gewellt und fiel in Ringeln, wie die bei Theaterleuten übliche Nackenfranse, über den Rockkragen herab. Das Antlitz hatte etwas Derbfrisches und paßte nicht zu Haar und Bart, so daß der Mann eigentlich wie maskirt aussah. Mund, Nase, Augen und Ohren standen allerdings etwas scharf von einander ab, wie bei weniger entwickelten Individuen, bei denen sich noch keine rechte Harmonie der Sinnesorgane auszubilden vermochte. Doch trat kein Theil, von gestörtem Gleichgewicht zeugend, auf Kosten des andern in beunruhigender Weise hervor. Die Augen lagen tief, als wären sie seit Langem nicht nach Außen hin thätig gewesen und hätten sich nach Innen gekehrt, um nicht sehen zu müssen. Ueber die Augenwölbungen aber hatten sich jene bezeichnenden Falten in Flügelform belegt, die eine Folge der Beschäftigung mit qualvollen Gedanken oder wiederholter Schmerzen bei dem Versuche zu sein pflegt, eine fremde Sprache, die Rede von Kindern, unbegreifliche Dinge, zu verstehen. Die Stirn war normal und im Verhältniß zum Antlitz weder zu niedrig noch zu hoch, wie überhaupt nichts in dem Aeußern des Mannes auf einen schlecht proportionirten menschlichen Organismus hinwies.

Der Angeklagte sah weder auf die Versammlung noch auf die Richter. Sein Auge suchte sofort an den Mauern des Raumes einen Punkt, bei dem es verweilen konnte, und blieb, nachdem es eine Weile prüfend über die Wandflächen geirrt, auf einem bunten Kupfer, das die Menschenrassen darstellte, haften.

Als Stille eingetreten war, begann der Richter den ersten Polizeirapport zu verlesen, der ungefähr folgenden Wortlaut hatte:

„Sonntag, den 7. Mai, abends 8 Uhr, landete der vormalige Zollrevisor Andreas Ek, aus Brandskär gebürtig, bei der Polizeihauptmannschaft auf Ingarö und gab, nachdem er eine Unterredung mit dem Länsmanne (einem höheren Polizisten) gefordert, an, sein Weib unter folgenden Umständen ermordet zu haben. Die Eheleute, die am Nachmittage hinausgerudert waren, um Flundernetze auszulegen, seien in Streit gerathen, worauf Ek seine Frau ins Wasser gestoßen und, als sie wieder auftauchte, so lange mit der Kette über Brust und Rücken geschlagen habe, bis sie den Geist aufgab. Darauf habe er, eigener Angabe zu Folge, die Leiche ins Boot gezogen, sei heimgerudert, habe den toten, schwer mißhandelten Körper zur Latrine geschleppt und die zerfleischten Ueberreste, nach weiteren Mißhandlungen, in diese hineingepfercht. Sobald das geschehen, habe er wieder sein Boot bestiegen, um den Länsmann aufzusuchen und sich selbst den Gerichten zu stellen. Bei der am Ort der That vorgenommenen Untersuchung habe sich nun der Länsmann von der Wahrheit der von dem Angeklagten betreffs der Mißhandlung und des Fundortes der Leiche gemachten Angaben überzeugt, wie auch die bei den Nachbarn angestellten Erhebungen bewiesen, daß das Boot mit den Eheleuten beim Fischfange zur angegebenen Zeit gesehen worden. Ein Zweifel, daß der Mörder freiwillig den Vorsatz gefaßt habe, sich anzuzeigen, werde dadurch ausgeschlossen, daß die zwischen der Verübung des Mordes und der Ankunft Eks beim Länsmanne verflossene Zeitdauer im Wesentlichen stimme, sonach kein Grund zu der An-

nahme vorliege, die Entdeckung der That und die Angst vor einer Anzeige hätten ihn, um der Erwirkung einer milderen Strafe willen, zur Selbstauslieferung getrieben, eine Annahme, die um so unstatthafter erscheine, als bisher kein Zeuge der That habe ermittelt werden können."

Nach Verlesung dieses Rapports wandte sich der Richter an den Angeklagten und fragte, wie es schien nur der Form halber:

„Erkennst Du diese Aussage des königlichen Länsmannes als wahr an?"

Darauf der Mörder, kurz und bestimmt: „Ja!"

„In allen Punkten?" wiederholte der Richter.

„In allen," antwortete Ek.

„Nun sagt aber das Gesetz", fuhr der Richter fort, „ein Geständniß genügt zum Beweis, wenn anders der Angeklagte das gesetzliche Alter erreicht hat und nicht wahnsinnig ist, auch dem Gerichte das Geständniß freiwillig macht, ohne durch Folter, Schrecken oder Vorspiegelungen dazu verleitet zu sein. Daß Ek nicht wahnsinnig ist, noch der Kategorie jener Individuen angehört, welche die neuere Wissenschaft vermöge organischer Fehler zu Handlungen, die als Verbrechen gelten, prädestinirt oder ihnen leichter verfallen betrachtet, geht aus dem Gutachten des Medizinalrathes hervor, das folgendermaßen lautet: 'Der vormalige Zollrevisor Andreas Ek, siebenundvierzig Jahre alt, aus Brandskär gebürtig, ist bei der vorgenommenen Untersuchung darüber, ob er dem von der Wissenschaft statuirten niederen Menschentypus der sogenannten Verbrecher oder Schwachsinnigen zuzuzählen sei, als der genannten Kategorie nicht angehörig befunden worden, und zwar, weil sein Schädel keinerlei Asymetrie oder Mißbildungen aufweist, seine Sinne vollkommen normal sind, weder seine Augen von Strabismus (Schiefäugigkeit) noch von Daltonismus (Farbenblindheit) affizirt erscheinen und eben so auch sein Gehör-, Geruch- und Geschmacksinn keinerlei Mängel zeigen. Nicht minder wurden sämmtliche Funktionen vollständig normal befunden, sonach Umstände, die sich dem Urtheile des Arztes entziehen, die verbrecherische Handlung, deren er angeklagt ist, veranlaßten. Datum 2c.'

Wir müssen demnach den Mord als einen mit freiem Vorsatze begangenen betrachten, und da das Verbrechen an der Ehegattin verübt worden, was einen erschwerenden Umstand bildet, müßte auf Todesstrafe erkannt werden. Niemand jedoch, besagt der oben angezogene Paragraph des Gesetzes ferner, darf bei Verbrechen, welche die Todesstrafe nach sich ziehen, auf das eigene Geständniß hin verurtheilt werden, es ergäben sich denn solche Umstände, welche dieses Geständniß erhärten. Nun frage ich: Können die Umstände, daß der Mörder seine That angezeigt, sein Verbrechen bekannt hat, daß der königl. Länsmann bei der Aufnahme des Thatbestandes die Leiche in der angegebenen Weise mißhandelt und bei Seite geschafft fand, können diese Umstände als solche betrachtet werden, die das Geständniß erhärten?"

Der Richter hatte die Frage gleichsam sich selbst vorgelegt; das Geschworenen-Kollegium, das außer ihm noch zum Wort verstattet war, pflegte keinen Gebrauch davon zu machen. Er erwartete auch gar keine Antwort, obwohl einer der Geschworenen, der den Verhandlungen mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt war, den Kopf erhob und den Mund, als ob er Etwas sagen wollte, spitzte, sich dann aber zu warten entschloß.

Der Doktor hatte die ganze Zeit eine mit Oelflecken beschmutzte Photographie der Ermordeten, die er zwischen den Fingern hielt, betrachtet, und hier und da dem aufmerksamen Geschworenen einen langen Blick zugesendet.

Da erhebt sich der Pastor und geht zum Richter hin, um ihm Etwas ins Ohr zu raunen, was dieser wider sonstige Gepflogenheit geschehen läßt. Er fährt sich mit der Hand über die Stirn und setzt dann seine Rede fort.

„Die angeführten Umstände scheinen allerdings für die Richtigkeit des Geständnisses zu bürgen, ein noch sprechenderes Zeugniß würde jedoch ein noch so geringes Zeichen von Reue an dem Verbrecher sein, denn wohl nie sah man . ."

Hier winkte der Geschworene dem Arzte mit den Augen, als dämmerte es in seinem Gehirn, und der Richter, der den Blick aufgefangen, brachte den Nachsatz etwas gezwungen heraus .... — „wohl nie noch sah man, daß Jemand, der einen Mord, und sei es mit vollem Vorbedacht, begangen, nach dessen Verübung nicht doch ein sehr natürliches Gefühl von Reue über die That gezeigt hätte, mochte dieses auch einzig und allein auf die Furcht vor den Folgen zu reduziren sein. Darum Ek, frage ich Dich auf Ehre und Gewissen — eines Eides bedarf es nicht: Bereust Du Deine Missethat?"

Der Mörder entgegnete, ohne die Augen von dem ethnographischen Farbendruck abzuwenden, mit voller Bestimmtheit: „Nein!"

Ein schwaches Geräusch, das mehr von einem leisen Scharren mit den Füßen, dem Rascheln der Kleider, von tieferen Athemzügen als von artikulirten, halb unterdrückten Worten herrührte, entstand im Saale.

„Aber", fragte der Richter weiter, „Du wünschest sie doch wohl ungeschehen?"

Ek bedachte sich nicht zwei Sekunden, um zu erwidern: „Nein! Und wäre sie ungeschehen, es würde doch nicht lange dauern, bis ich sie beginge!"

„Du bist also, was wir einen verstockten Verbrecher nennen, Ek", warf der Richter nicht ohne eine gewisse Ungeduld ein, „doch" (hier nickte der Pastor) „wir wollen sehen, ob nicht vielleicht der Anblick des gemordeten Opfers die schlummernden Gefühle von Recht und Unrecht, die in jedes Menschen Brust wohnen, wofern er nicht zu der niedersten Stufe des Thieres herabgesunken ist, zu wecken vermag."

Der Richter gab dem Länsmanne ein Zeichen, worauf sich dieser, gefolgt von sechs Männern, entfernte.

Eine augenblickliche Stille trat im Saale ein, während deren der Richter sich an den Pastor wandte und mit ihm flüsterte.

Nicht lange, so öffnete sich die Thür, der Länsmann trat ein und bahnte den sechs Männern, welche den Sarg mit der Ermordeten trugen, einen Weg durch den Volkshaufen. Unten, vor dem Katheder, wo, vom Polizisten bewacht, der Gefangene stand, setzten sie den Sarg ab.

Der Deckel wurde abgehoben und die Leiche entblößt, wobei ein abscheulicher Geruch von ranziger Butter und Karbolsäure im Saale sich verbreitete. Der Arzt erhob sich auf den Zehen und schien das Original mit der Photographie, die er in der Hand hielt, zu vergleichen. Der Pastor rückte sich den Halskragen zurecht und erhob sich, um zu sprechen, während der Mörder seine Blicke eigensinnig auf den Farbenstich geheftet hielt, und der aufmerksame Geschworene sich anschickte, mit Bleistift auf einem Stückchen Papier Notizen zu machen.

„Andreas Ek", begann der Geistliche, „Du stehst hier vor einer Totenbahre, die Dein eigenes Werk ist. Du siehst hier die irdischen Ueberreste des Weibes, das Du einst in Freud und Leid zu lieben geschworen. Wie hast Du

Deinen Schwur gehalten? Wie hast Du Dein Versprechen erfüllt? Betrachte diese Staubhülle, in der einst eine Seele wohnte, das Wesen, das sich Dir opferte, sich Dir hingab, Deines Kindes Mutter war, das nun im herannahenden Alter der Trost Deiner letzten Tage hätte sein sollen. Hast Du bedacht, daß dereinst die Stunde kommt, in der Du ihr vor Deinem Herrn und Gott gegenüberstehst, in der er Dich fragen wird, wie Du Deinen Schwur gehalten hast und Deine Pflichten erfüllt? Hast Du bedacht, daß heute oder morgen Dein fern in fremden Landen weilender Sohn heimkehren und vor Dich hintreten kann, um Dich mit thränenerstickter Stimme zu fragen: Was hast Du mit meiner Mutter, der Urheberin meiner Tage gethan? Hast Du das bedacht? Das hast Du nicht; denn hättest Dus, Deine Hand würde sich nicht zur mörderischen That erhoben haben. Blicke sie an und bekenne dann vor dieser christlichen Versammlung, daß Du Deine Handlung bereust; bekenne es laut und mit aufrichtigem Herzen, auf daß Dich Dein Verbrechen nicht unbußfertig der strafenden Hand des Herrn überantworte. Sieh sie an!"

Der Angeklagte sah sie nicht an, sondern bohrte die Augen in die Wand, während er die Lider fest zusammenkniff.

„Sieh sie an!" befahl der Richter. Eine Bewegung des Gendarmen, bei der die Ketten zu klirren begannen, veranlaßte Ek, sich zur Leiche zu wenden. Er warf einen nach innen gekehrten Blick auf den Sarg, zog die Nasenflügel in die Höhe, als ob der Geruch ihm Unbehagen bereitete, und spuckte dann, unwillkürlich, wie es schien, oder einer Gewohnheit, die er nicht zu beherrschen vermochte, folgend, energisch vor sich hin.

Ein Schauder, ein Murren des Abscheus, als ob sie Alle sich an die Stelle der Verstorbenen versetzten und einem Leichenräuber preisgegeben sähen, ging durch den Saal, so daß der Richter die Hand erheben und dem Sturme gebieten mußte. Hierauf ergriff er das Wort. „Andreas Ek, ehe wir dazu schreiten, das Urtheil, das kaum noch zweifelhaft ist, zu fällen, frage ich Dich zum letzten Male: Bereust Du Deine That?"

„Nein!" erwiderte der Mörder, eben so bestimmt wie vorher.

„Weißt Du, daß Dir die Todesstrafe gewiß ist?"

„Ja!"

„Und du fürchtest nicht, vor dem höchsten Richter zu erscheinen?"

„Nein, ich hoffe es zu dürfen!"

Der Richter riß daß Pince-nez von der Nase und betrachtete den Mörder mit den durchdringenden Blicken des Kurzsichtigen.

„Hast du gar nichts zu Deiner Vertheidigung anzuführen?"

Der Mörder bedachte sich einen Augenblick, endlich erwiderte er, als ob es ihn aufstieße, gleichgiltig, wie wenn es ja doch auf eins herauskäme: „Nei—n!"

Da wandte sich der Richter, um die Zustimmung der Geschworenen zum Schluß des Verhörs und zur Fällung des Urtheils einzuholen, mit der Frage an sie, ob sie die Beweisführung für erschöpft erachteten.

„Herr Präsident, ich verlange eine geheime Berathschlagung" sagte der aufmerksame Geschworene.

Der Geistliche und der Arzt hatten sich eben erhoben, um den Saal zu verlassen, als der Richter dagegen Einsprache erhob. „Gestattet die Geschworenenbank, daß mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des Falles der Herr Pastor sowie der Herr medizinische Sachverständige als adjungirende Mitglieder fungiren und sonach hier verbleiben dürfen?"

Die Geschworenen gaben ihre Zustimmung und der Länsmann machte Anstalten, den Saal von Unbefugten zu räumen und den Angeklagten fortführen zu lassen.

Als dies geschehen und Stille eingetreten war, wandte sich der Richter an den Geschworenen Obsson. „Was haben Sie zu beantragen?"

Der weißhaarige Sechziger, Gerichtsbeisitzer seit seinem 25. Jahre, Mitglied des Rechtsausschusses, in der Kammer Vertreter des ehemaligen „Bauernstandes", der jetzigen „Landmannpartei", erhob sich und ergriff das Wort:

„Herr Vorsitzender, meine Herren! Ich bitte zu entschuldigen, wenn ich in diesem Strafprozesse, der mir von ganz ungewöhnlicher Beschaffenheit erscheint — und ich habe viele mitgemacht, einen derartigen aber noch nie — mich den Anschauungen des Herrn Richters nicht in allen Punkten anzuschließen vermag. Im Vorhinein will ich indessen bemerken, daß meine Einwendungen gegen die Untersuchung nicht den Zweck haben, Milderungsgründe ausfindig zu machen. Diese würden ja nur die Umwandlung der Todes- in eine Kerkerstrafe zur Folge haben, und nach Allem, was zu Tage gekommen, scheint der Mörder selbst den Tod für eine gelindere Strafe zu halten als lebenslänglichen Kerker. Eben so wenig ist es meine Absicht, es glaubhaft erscheinen zu lassen, daß der Mörder keinen Mord begangen habe, was ja immerhin möglich wäre, da nicht erwiesen worden, daß die Ermordete den Tod nicht einfach in Folge von mit kaltem Blute begangenen Mißhandlungen erlitten habe, ein Verbrechen, das bei besonders mildernden Umständen mit nur vier Jahren Strafarbeit abgebüßt werden kann. Das aber ist für einen 47jährigen Mann, der noch 20 bis 30 Jahre leben kann, nicht so gleichgiltig. Was ich durch meinen Antrag allein erwirken möchte, ist die Aufnahme aller solcher Details ins Protokoll, die etwa geeignet sein könnten, das Andenken des Mörders vor unberechtigter Verunglimpfung zu schützen, denn es ist das für den Sohn, der den Namen seines Vaters erbt und unter dem von ihm hinterlassenen Ruf zu leiden hat, nicht unwesentlich. Zugleich möchte ich die Aufmerksamkeit auf einige Maßregeln des Prozeßverfahrens lenken, die wohl von dem Streben der Zeit nach größtmöglicher Genauigkeit der Prozedur ins Leben gerufen worden, hier jedoch, wie ich glaube — ohne daß ich deshalb den guten Willen des Herrn Vorsitzenden unterschätze —, mehr dazu dienten, den Thatbestand des Verbrechens mit aller Sorgfalt zu konstatiren, als dessen Motive aufzudecken. Und man sollte doch meinen, die Beweggründe unserer Handlungen müßten schwer ins Gewicht fallen, namentlich in ihrer Wirkung auf die öffentliche Meinung, die unter Umständen eine große Bedeutung haben kann."

„Erlauben Sie!" — unterbrach der Richter den Geschworenen, der sofort innehielt, während er selbst anhub: „Der Herr Geschworene möchte sonach, daß in den Handlungen der Ermordeten nach dem Beweggrunde zu dem Morde geforscht werde. Da indessen ein Toter nicht klagbar ist, so betrachte ich den Einwand als unbefugt."

„Verzeihung! Ich habe gewiß nicht die Absicht, mich zum Sachwalter aufzuwerfen; davon konnte der Herr Vorsitzende sich soeben überzeugen, als ich über gewisse schwache Punkte der Beweisführung hinweg ging; ich möchte aber doch kurz erwidern, daß auch der Tote eine Rolle zu spielen vermag, so bei Verlassenschaftkonkursen und Erbschaftverzichtleistungen. Indessen räume ich gern ein, daß eine Bezichtigung des Toten, sei sie direkt oder indirekt, nicht statthaft ist, da er sich nicht vertheidigen kann, wir sonach nur Gutes von ihm

aussagen sollen. Worauf ich mich allein beschränke, ist das Ersuchen, dem Mörder — ich nenne ihn Mörder auf sein eigenes Geständniß hin, wiewohl die Beweise fehlen, ob er nicht blos des Todschlags oder der Mißhandlung schuldig ist — folgende Fragen vorzulegen: Wie kam es dahin, daß der Angeklagte den Entschluß faßte, sein Eheweib zu ermorden? Wann wurde dieser Entschluß zum ersten Male gefaßt? Was gab, der Meinung des Angeklagten nach, den ersten Anstoß zu diesem Entschlusse? Wenn diese Fragen beantwortet sind, wünschte ich die Vernehmung von Zeugen, welche die Aussage des Angeklagten zu entkräften oder zu erhärten in der Lage wären."

Der Vorsitzende rieb sich die Augen, als wünschte er aus dem Kopfe etwelche in den Denkmechanismus hineingerathene Sand- oder Staubkörner, die dessen Gang behinderten, zu entfernen. Darauf erwiderte er: „Wie dann, wenn die Beantwortung dieser Fragen auf die Verstorbene einen Schatten werfen sollte?"

„So käme damit vielleicht etwas Licht in die Sache des Mörders, dem ja auch zu sterben bestimmt ist, über den daher nach seinem Tode ein wenig Gutes sagen zu können — da eigentlich doch nur Gutes von Toten gesagt werden soll — doppelt wünschenswerth wäre. Namentlich deshalb bat ich, daß die Fragen vorgelegt werden möchten."

Die Miene des Pastors verrieth das Verlangen, seinerseits Etwas zu äußern, und sein stummer Wunsch wurde erfüllt.

„In der menschlichen Natur liegt ein starker Trieb, alle Schuld von sich abzuwälzen. Der Mörder dürfte sonach den vorgelegten Fragen gegenüber nur zu begierig die Gelegenheit wahrnehmen, sein Verschulden auf die Tote zu schieben, die sich nicht vertheidigen kann. Gerade darum aber sind wir gehalten, es an ihrer Stelle zu thun."

Der Richter nahm wieder das Wort, trotzdem der Geschworene Etwas erwidern zu wollen schien. „Obgleich ich persönlich mich der Ansicht des Herrn Pastors anschließe, bin ich doch gesetzlich verpflichtet, dem Ansuchen des Geschworenen Obsson Folge zu geben, und um in der Sache, die mir durchaus nicht dunkel erscheint, ein Uebriges zu thun, wollen wir ohne weiteren Aufenthalt daran gehen, noch ein letztes Verhör aufzunehmen."

Der Länsmann erhielt einen Wink, und der Mörder wurde, von der Volksmasse gefolgt, abermals vorgeführt.

Es war nun gegen Mittag und das Sonnenlicht fiel ab und zu in den Saal, hin und wieder von so dichten, jagenden Wolken verdeckt, daß der Raum in plötzliches Halbdunkel getaucht wurde. Die Menschen begannen müde und hungrig auszusehen, und selbst der Angeklagte schien das Ende herbei zu wünschen, so traurig es sich auch gestalten mochte.

„Andreas Ek" — hub der Richter von Neuem an, „kannst Du mir sagen, weshalb Du Dein Weib ermordetest?"

Ek dachte lange nach, endlich antwortete er: „Nein, das kann ich nicht."

„Warum nicht? Weißt Du es nicht, entsinnst Du Dich dessen nicht, oder willst Du es nicht sagen?"

„Es ist schon so lange her."

„Meinst Du, es sei schon so lange her, seit Du den Entschluß faßtest?"

„Ja".

„Wie lange warst Du verheirathet?"

„Siebenzehn Jahre."

„Wann entstand der Entschluß in Dir, Deine Frau zu töten?"

„Vor sechs Jahren".

„Wodurch entstand er?"

„Ich bekam einen Haß auf sie."

„Weshalb?"

„Das kann man mich nicht zwingen zu sagen."

„Ja wohl, das kann man; das Gesetz gestattet nicht, durch Folter das Geständniß zu erpressen, wenn jedoch halbe Beweise vorliegen, darf es der Richter ‚mit schwerem Gefängniß' versuchen".

„Das ist Tortur, nicht wahr?"

„Du hast nur zu antworten, nicht zu fragen. Nochmals frage ich Dich: Wodurch entstand Dein Entschluß?"

„Das ist jetzt schwer zu sagen", erwiderte Ek, der sich nach und nach zu besinnen schien. „Das kam so allmählich. Aber daran erinnere ich mich, daß ich mich zuerst, sie los zu sein, sehnte. Später nahm diese Sehnsucht zu, so daß, als wir vor fünf Jahren einmal zusammen beim Nachbarn vor der Dreschmühle standen, mich ein Verlangen ankam, zuerst ihren Finger, dann ihren Arm, dann ihren Körper vom Rade ergriffen zu sehen, und mir war, als müßte ich auflachen, wenn ich sie so auf der anderen Seite wie einen Häring herauskommen sähe. Aber ich wollte es nicht selber thun, wünschte nur sehnlich, daß es geschähe. So vergingen Jahre, und endlich begann ich mich danach zu sehnen, es selber zu thun. Ich betete zu Gott, mich von diesen Gedanken zu befreien, allein sie ließen nicht von mir ab. Sie kamen nur immer stärker über mich, bis sie mir wie ein dienstlicher Auftrag erschienen. Es mußte geschehen. Und immer klarer wurde mirs, Jahr um Jahr, bis mich der Gedanke nicht mehr losließ: wo ichs nicht thäte, da hätte ich Etwas verabsäumt, das geschehen müßte. Um die Zeit ists, wo es langsam in mir reifte, daß ich sie erschlagen und dann in die Latrine tragen sollte — dort wollt' ich sie haben — warum, das weiß ich nicht, mir schien nur, dort müßte sie sein! Und da that ichs denn endlich und fand meinen Seelenfrieden wieder!" —

„Nun, sag mir aber," — der Richter fragte vorsichtig, als fürchtete er die Antwort — „sag mir, was geschah vor sechs Jahren, daß Du gerade damals den Entschluß zu fassen begannst?"

Der Mörder dachte einen Augenblick nach und antwortete dann: „Ich wüßte nicht, daß gerade in dem Jahre etwas Besonderes geschehen wäre."

Der Pastor, der in der Erwartung, der Mörder werde sich der Brücken, die man ihm gebaut, bedienen, um die Schuld von sich abzuwälzen, die ganze Zeit voll Unruhe dagesessen hatte, athmete erleichtert auf, als sich die Untersuchung aus Mangel an Fragematerial erschöpfte, und der Richter, der schon allen Forderungen der Gerechtigkeit Genüge gethan zu haben glaubte, nahm die Gelegenheit wahr, die Sitzung für geschlossen zu erklären und die Urtheilsverkündigung für einen der Tage der kommenden Woche anzuberaumen. —

Am Nachmittage des selben Tages saßen die Mitglieder des Gerichtes, unter ihnen der Geschworene Obsson, im Pfarrhofe, wo sie nach Tische ihren Schwarzen tranken. Der Arzt und der Geschworene hatten sich in eine Fensternische zurückgezogen und plauderten mit leiser Stimme, um von den Anderen nicht gehört zu werden.

„Das ist jedenfalls merkwürdig", sagte der Geschworene, während er die vergilbte Photographie der Ermordeten hin und her wendete. „Höchst eigenthümlich

berührt es mich, wenn ich das Bild hier betrachte und mich dessen erinnere, was Sie, Herr Medizinalrath, über den sogenannten Verbrechertypus schrieben: unverhältnißmäßig kleiner Schädel, Schiefäugigkeit, Mangel an Symmetrie, die Ohren zu groß und abstehend. Und wissen Sie, Doktor, daß ich die Person im Leben kannte? Ja, Gott verzeih mirs, jetzt besinne ich mich erst: sie pflegte ja im Winter für meine Frau Webearbeiten zu fertigen, wobei sie die farbigen Garne stets falsch verwendete."

„Hörte sie auch schlecht?" — fragte der Doktor mit lebhaftem Interesse.

„Ob es nun Das oder Anderes gewesen, sicher ist, daß man nie eine Antwort erhielt, die auf die Frage paßte".

„So stimmt denn Alles!" Der Doktor, der vom Stuhle aufgesprungen war, erhob unwillkürlich die Stimme. Dann fuhr er, als er sich wieder gesetzt hatte, flüsternd fort: „Sie, sie war der Verbrecher! Aber sagen Sie mir, was glauben Sie, daß da draußen auf der Scheere vorgegangen ist? Was halten Sie von der Sache?"

„Ja, lieber Doktor, was die Menschen da draußen in der Abgeschiedenheit für ein Leben führen, ist nicht zu sagen, und siebzehn Jahre Ehe, so allein auf einander angewiesen, das nimmt selten ein gutes Ende. Ich weiß von da draußen Dinge .... ich weiß Dinge .... ja ja! Ists doch schon vorgekommen, daß sturmverschlagene Menschen einander fraßen, und von Verbrechen hat man gehört, die man in besserer Leute Gesellschaft nicht einmal erwähnen kann und bei denen Gelegenheit und Umstände das Meiste gethan haben. Draußen auf den Felseninseln, da geschieht jedenfalls Vieles, das gar nie an den Tag kommt, und sehen Sie, was hier vorgefallen, das hätte ich eben zu eruiren gewünscht, konnte jedoch nichts machen. Aber richtig war die Sache nicht. Darauf möchte ich schwören."

„Warum hat denn aber der Mann nichts gesagt? Können Sie mir das erklären?"

„Erklären kann ich es nicht. Es ist nun einmal so Sitte, — Volksglaube, Aberglaube, was Sie wollen, daß der Mann der Frau nie etwas Böses nachsagt. Dagegen aber sollten Sie die Weiber hören, wenn die zusammen kommen! Die sollten Sie hören, Herr Doktor!"

„Was doch nicht etwa heißen soll, daß dieser Mann gewissermaßen seinem Aberglauben zum Opfer fällt?"

„Man möchte es fast behaupten! Aber rotten Sie diesen Aberglauben mal aus, wenn Sie können."

* * *

Acht Tage später wurde Andreas Ek wegen vorsätzlichen Gattenmordes zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Das Hofgericht bestätigte das Verdikt, und der Mörder weigerte sich hartnäckig, eine Aenderung des Urtheils anzustreben. Der Geschworene Obsson erbot sich, die Revidirung des Erkenntnisses und die Vernehmung von Zeugen nachzusuchen, aber Ek widersetzte sich dem aufs Bestimmteste und drohte, Rache an Jedem zu nehmen, der sich beikommen ließe, die Nase in seine Angelegenheiten zu stecken.

August Strindberg.

Die Wetterprognose nach dem Monde.

„Il faut payer la poste!“ Mit diesem avis au lecteur schließt ein Brief, der, datirt vom 30. April d. J. mit dem Poststempel Battensea (London), aber ohne Unterschrift und in der That auch ohne Freimarke mir zuging Er trägt in den Zügen wie im Stile die Spuren höchster Aufregung und es war die Umwälzung eines Strafportos von 40 Pfennigen auf meine Person offenbar ein Akt der Rache von Seite des unbekannt bleiben wollenden Schreibers, der meine Theorie des Mondeinflusses auf die Erdbeben und meteorologischen Erscheinungen mit den heftigsten Ausdrücken insultirte.

Was in aller Welt hatte diesen Ausbruch der innersten Gefühle einer empfindsamen Seele verursacht?

Am 20. April war im Londoner Daily Telegraph ein Artikel erschienen, der in ausführlichster Weise und mit großer Korrektheit eine Unterredung wiedergab, welche am 16. April der Wiener Korrespondent dieses Blattes bei meiner zufälligen Anwesenheit in Wien von mir verlangt hatte. Dieser Wunsch war durch einen Vortrag über Erdbeben veranlaßt, den ich am 12. April daselbst gehalten hatte und in dem als erneute Gelegenheit zur Prüfung meiner Theorien betont worden war, daß der 16. April nicht nur nach der Fluthformel von Laplace der stärkste kritische Tag des Jahres ist, sondern außerdem noch durch die Sonnenfinsterniß, also durch das vollkommenste Zusammenwirken von Mond und Sonne in der Richtung zur Erde, in diesem Sinne verstärkt wird, — eine Konstellation, die nach alter Erfahrung meist mit starken Erdbeben verbunden erscheint. Diesen Hinweis hatte ohne mein Wissen das selbe Blatt am 15. April als Telegramm gebracht und zwei Tage später in einem Artikel darauf hingewiesen, daß die vorliegenden Morgentelegramme weder aus Europa noch von irgend einem anderen Welttheile Erdbeben meldeten. Zum Schlusse wird gesagt: „In Wahrheit kennen wir wenig oder eigentlich nichts von der Ursache und dem Ursprung der Erdbeben, außer daß seismische Störungen zweifelsohne der selben Kraft zuzuschreiben sind, die auch vulkanische Eruptionen verursacht. So mag das Publikum in den nächsten Tagen mit einiger Spannung die Mittheilung erwarten, ob Erdbeben eingetreten sind oder nicht. Wenn das nicht der Fall sein sollte, so wird der gelehrte Meteorologe, soweit es sich um die Voraussage seismischer Konvulsionen handelt, auf einem Rücksitz Platz nehmen müssen.“

Schon am folgenden Tage brachte die selbe Zeitung eine Depesche aus Athen, worin eine schreckliche Erdbebenkatastrophe auf Zante gemeldete wurde, die in den Morgenstunden des 17. April stattgefunden hatte und jene vom 31. Januar an Stärke übertraf, so daß nun die Zerstörung der Stadt vollendet ward. Dazu bemerkte dann das Blatt: „Die Wissenschaft wird es nicht leicht zugeben, daß eine solche Voraussage gegenwärtig möglich sei.“

Hier liegt der Hase im Pfeffer!

Die „Wissenschaft“ — oder besser gesagt, einzelne Gelehrte, die als deren Vertreter gelten wollen, gerathen nicht selten auf den Abweg, Resultate der Forschung, die ihren hergebrachten Ansichten widersprechen, als „unwissenschaftlich“ zu bezeichnen und deren Verkünder, auch wenn er viele Jahre lang sich mit der

Sache beschäftigte, verächtlich als Laien zu behandeln, der weder Sitz noch Stimme habe im Rathe der Weisen, d. h. Derjenigen, die sich mit dem Gegenstande „von Amts wegen" beschäftigen.

Wer die Entwickelung der Wissenschaft in ihren besonderen Fächern studirt, wird häufig auf solche Fälle stoßen. Ich erinnere beispielshalber nur an die Entschiedenheit und Ausdauer, mit welcher die kosmische Natur der Sternschnuppen von der Wissenschaft geleugnet worden ist.

Daraus würde man keinen Vorwurf machen, wenn in solchen Fällen des Streites nicht mit einer gewissen Emphase Das als „Wissenschaft" ausgegeben würde, was, objektiv genommen und so von der Nachwelt beurtheilt, sich eigentlich als Nichtwissen herausstellt.

Wenn aber endlich an den Tag tritt, daß der Verurtheilte doch ganz korrekt gesehen und geschlossen hat und daß seine Basis eine vollkommen wissenschaftliche war, dann geht dies dem gelehrten Kritiker an die Leber, und Gift und Galle spritzt die Feder aus.

Il faut payer la poste!

So läßt sich Form und Inhalt des vorhin citirten Briefes erklären, der offenbar nach der Lektüre des Artikels vom 20 April geschrieben war, aus dem Jedermann ersehen konnte, daß die dort geäußerten Anschauungen nicht allein vollkommen klar und wissenschaftlich sind, sondern auch von der Natur fort und fort bestätigt werden.

Und zwar mit Nothwendigkeit; denn sie sind aus einer längeren Reihe von Beobachtungen abstrahirt worden und bauen sich somit auf dem realen Boden der Thatsachen auf, die auch für die Zukunft die selben Gesetze befolgen. Eine Prognose, die sich innerhalb der von der Statistik gezogenen Grenzen hält und danach die Wahrscheinlichkeit stärkerer Erderschütterung für gewisse Zeitpunkte ausspricht, steht auf wissenschaftlicher Basis gegenüber einer Negation, die auf Nichtkenntniß dieser Statistik beruht und von den Zunftgenossen leichtgläubig nachgeschrieben wird.

Die Fackel, die hier Einer dem Andern reicht, ist bereits erloschen, ohne daß sie es merken.

Wie in der Erdbebenfrage, so liegen die Verhältnisse auch in meteorologischen Dingen.

Als ich im vorigen Jahre auf Grund meiner Berechnungen als Haupt-Termin für die Prüfung meiner Theorie den 28. März bezeichnete, da dieser innerhalb der vierjährigen Periode die höchste Fluthziffer ergab und somit Gewitter und Niederschläge in ungewöhnlichem Maße zu erwarten standen, — war es da nicht auch die „Wissenschaft", die von der Berechtigung einer solchen Prognose keine Ahnung hatte? Und was geschah? Inmitten einer vom 16. März bis zum 13. April herrschenden ungewöhnlichen Trockenheit fiel nach den Messungen an den Stationen, die der Wetterbericht der deutschen Seewarte aus Frankreich, den Niederlanden, Deutschland und Oesterreich-Ungarn anführt, im kritischen Triduum: am 27., 28. und 29. März das doppelte Quantum Regen von dem, was die übrigen 25 Tage ergaben, und zwar traf das absolute Maximum: 313 Millimeter genau auf den 28. März, während die 25 Tage zusammengenommen 385 Millimeter lieferten. Es waren diese Niederschläge das Resultat von Gewittern, die an den genannten Tagen über ganz Central-Europa eingetreten waren.

Was hat nun die Wissenschaft aus diesem für die Beurtheilung meiner Theorie so schwerwiegenden Falle gemacht? Gar nichts! Sie ist einfach darüber mit Stillschweigen hinweggegangen. Keiner der gegnerischen Artikel hat diesen Fall erwähnt, geschweige denn zum Gegenstande einer Diskussion gemacht. Und das nennt sich „Wissenschaft!"

Wie singen die drei Hexen im „Macbeth"?
„Fair is foul and foul is fair:
Hover through the fog and filthy air".

Wie wird das enden?

Genau so wie die Leugnung des Mondeinflusses auf die Erdbeben geendet hat: heute wird bereits dieser Einfluß auch von jenen Fachrepräsentanten zugegeben, die ihn noch vor 10 Jahren entschieden in Abrede stellten. Die Einschränkung hat also nicht in der Richtung von mir weg, sondern zu mir hin stattgefunden und ich habe nicht nöthig, auch nur ein Jota von Dem zu widerrufen, was ich bereits vor 25 Jahren aus den Thatsachen geschlossen habe. Ich hatte damals gewisse Phänomene, die Anderen als Zufall erschienen, bereits als typisch erkannt und war daher in der Lage, sie darauf hin einer langen Prüfung unterwerfen zu können, während eines Zeitraumes, der für die Gegner, die den „Zufall" nicht zu beachten brauchten, vollständig verloren ging.

Es nimmt diese Frage daher ganz den selben Verlauf, den wir im Verhalten der römischen Kirche zu den geographischen und astronomischen Entdeckungen beobachten. Die Annahme von Antipoden zog im elften Jahrhundert einem Salzburger Erzbischof den päpstlichen Bannfluch zu, und wer weiß, wie es dem Domherrn von Thorn, der die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, ergangen wäre, wenn ihn der Bannstrahl aus der selben Wolke noch am Leben getroffen hätte? Doch wurden später die selben Satzungen auch von der Kirche genau im Sinne der einst von ihr Verketzerten anerkannt.

Auch in der Meteorologie wird man allmählich die Aufmerksamkeit auf die kritischen Mond-Termine konzentriren.

Geschieht dies mit größerer Objektivität und Genauigkeit, als es bisher der Fall war, und wird man auch endlich in streng wissenschaftlicher Weise verfahren und die Fälle *nicht blos zählen*, sondern auch *wägen*, dann muß eine Schwenkung eintreten, und wir können mit Bestimmtheit voraussagen, daß sie nicht noch mehr von uns weg, sondern zu uns hin gerichtet sein wird.

Inzwischen begrüße ich es mit Genugthuung, wenn die Opposition ihren heutigen *Standpunkt klar* und *bündig* formulirt. Es zeigt sich dabei vor Allem, daß dieser Standpunkt ein sehr verschiedener ist, da der Eine den Mond mehr, der Andere weniger, ein Dritter gar nicht zur Geltung kommen lassen will. Schon dadurch ist erwiesen, daß der *gegnerische Standpunkt kein wissenschaftlicher ist*, denn als solcher müßte er sich *einheitlich* kund geben. Es sind subjektive Behauptungen, denen kein bestimmtes Material zu Grunde liegt. Wo man sich auf ein solches beruft, ist es — sehr bezeichnend für den Werth der älteren Negationen — ausschließlich die im Jahre 1891 erschienene Publikation von Prof. Pernter in Innsbruck, eine Arbeit, die durch die *entgegenstehenden* Resultate der Forschungen von Dr. G. Meyer in Aachen und Cap. Seemann auf der Deutschen Seewarte in Hamburg als verfehlt bezeichnet wird. Der erste Gelehrte hatte ein Material von 18, Cap. Seemann ein solches von 45 Jahren zur Grundlage genommen, während sich

die Resultate des Professors Pernter nur auf eine dreijährige Beobachtung stützen. Welcher dieser beiden Parteien eine größere Glaubwürdigkeit zukommt, kann um so weniger einem Zweifel unterliegen, als die Erstgenannten — vollkommen unabhängig von einander arbeitend — genau zu dem selben Resultate gelangten, daß der Mond nicht blos einen merklichen Einfluß auf die barometrischen Depressionen ausübe, sondern daß dieser Einfluß auch recht bedeutend werden könne.

Das ist der gegenwärtige wissenschaftliche Stand der Frage und darauf hin ist der Werth jeder gegnerischen Aeußerung zu prüfen.

Schärfer noch als in den Barometerständen tritt der Einfluß des Mondes in den Niederschlagmengen zu Tage, die über Central-Europa fallen, und zwar nicht allein für den Winter, sondern auch für den Sommer. Dadurch, daß die Regel manchmal mehr, manchmal weniger scharf ausgeprägt erscheint, wird sie nicht umgestoßen. Zu den Zeiten der kritischen Termine treten die meisten Niederschläge ein. Dieser Theil der Frage ist gesichert. Dementsprechend erwarte ich in den Tagen um den 11. und 27. August stärkere, um den 2. und 15. August schwächere Niederschläge. Im September dürften die Tage um den 10. und 25. besonders hervortreten.

Anders verhält sich die Sache mit der Charakteristik ganzer Jahreszeiten. Hier muß es sich erst zeigen, ob die Mondtheorie auch zu einer sicheren Prognose ausreicht. Das laufende Jahr eignet sich vorzüglich dazu, mit der Prüfung den Anfang zu machen. Wie im vorigen Jahre die Monate Juni und Juli innerhalb der sechs Jahre von 1888—1893 incl. die niedrigsten Fluthwerthe aufwiesen und thatsächlich der letzte Sommer ein trockener war, so fällt für 1893 die niedrigste Ziffer auf den Mai. Ich hatte daher schon in der eingangs citirten Unterredung vom 16. April mit der eben erwähnten Reserve den diesjährigen Mai und Juni als trocken prognostizirt, während die zweite Hälfte des Juli, sowie August und September hohe Ziffern ergaben und somit als regenreich bezeichnet wurden.

Die erste Hälfte der Prognose ist bereits eingetroffen: genauer, als es uns Allen lieb war, und unser anonymer Freund in Battensea, den sie in so unbeschreibliche Wuth versetzte, mag sich inzwischen wohl schon nach einem back seat umgesehen haben. Sollte auch der zweite Theil in Erfüllung gehen, dann wird es an mir sein, ihm zuzurufen: „Il faut payer la poste!“

Rudolf Falb.

Notizbuch.

Der Reichskanzler Graf von Caprivi hat sich ohne Zweifel jede erdenkliche Mühe gegeben, um die Militärvorlage zur Annahme zu bringen. Daß er dabei immer geschickt operirt hat, das war bisher nirgends behauptet worden, und er selbst wird vielleicht einräumen, daß ihn namentlich in den letzten Stunden die Ruhe, die seinem Auftreten sonst den sichersten Rückhalt giebt, in bedenklichem Maße verlassen hatte. Der Abgeordnete Graf Bismarck erinnerte ihn an einen — in Nr. 38. der „Zukunft“ abgedruckten — Artikel des unter der Kontrole des Kriegsministers redigirten Militär-Wochenblattes, in dem, mit mehr als offiziösem Nachdruck, gesagt wurde, die heutigen Zeitverhältnisse seien „die denkbar ungünstigsten, um an den Bestimmungen der Wehrpflicht zu rütteln“, und an dessen Schluß es hieß: „Unter diesen Umständen eine Verkürzung der Dienstzeit einzuführen, wäre ein Experiment, für welches Niemand die Verantwortung übernehmen dürfte. Im Uebrigen können wir es auf das Bestimmteste aussprechen, daß eine derartige Absicht der Regirung auch nicht im Entferntesten vorliegt.“ Diese unzweideutige Aeußerung hatte den damals noch parlamentarischen Major Hinze zu einem entrüsteten Artikel über die Verblendung der neuen Männer veranlaßt und es war eigentlich nicht weiter wunderbar, daß ein Abgeordneter sich jetzt den Gegensatz von 1890 und 1893 nicht recht erklären konnte. Der Reichskanzler ließ das nicht gelten und sagte ganz einfach: Nun ja, „im Jahre 1890 hat irgend ein Mann im Militärwochenblatte das geschrieben: Wenn die zweijährige Dienstzeit käme, dann würde die Schießausbildung leiden.“ Mit Vergunst: das hat nicht „irgend ein Mann“ geschrieben, sondern es ist als eine von der entscheidenden Stelle herrührende Erklärung formulirt und aufgenommen worden und der gedruckte Bericht der Militärkommission hat jetzt bestätigt, daß bei den Versuchen mit der zweijährigen Dienstzeit „die Schießausbildung eine überstürzte gewesen sei.“ Diese Art, die grundsätzlich veränderte Militärpolitik zu vertheidigen, ist symptomatisch für die Methode, die Graf Caprivi während der letzten Tage bei der Erledigung sachlicher Einwände zu gebrauchen für passend hielt. Er war eben, und das ist gewiß begreiflich, nervös geworden und das kann im Sinne seiner Auftraggeber sicher sein Verdienst nicht mindern. Einen höheren Titel hat er bisher nicht erhalten; wohl aber hat ihm der Kaiser in ungewöhnlich schmeichelhaften Worten seinen Dank ausgesprochen, zugleich mit dem Wunsch, „daß Ihre unschätzbaren Dienste Mir und dem Vaterlande noch lange mögen erhalten bleiben.“ Am 1. Januar 1890 schrieb Kaiser Wilhelm II. an den Fürsten Bismarck: Ich bitte Gott, er möge Mir in Meinem schweren verantwortungvollen Herrscherberufe Ihren treuen erprobten Rath noch viele Jahre erhalten.“ Am 17. März 1890 wurde dem Fürsten Bismarck von dem General von Hahnke und einige Stunden später von Herrn von Lucanus gemeldet, der Kaiser erwarte umgehend das Entlassunggesuch des Reichskanzlers.

* * *

Durch die letzten Lebensstunden des noch immer neuen Reichstages hat ein Antrag Carolath gespukt, dessen Inhalt jetzt gleichgiltig ist. Die freisinnige Volkspartei war dagegen, die freisinnige Vereinigung war dafür. Welches Unheil nun entstehen muß oder wenigstens kann, wenn eine Zeitung ihre beiden Leitartikler aus den beiden Lagern des ehemaligen Freisinns bezieht, das möge

ein kleines Beispiel aus der sonst auf Doubletten und Druckfehler so vorsichtig redigirten „Vossischen Zeitung" hier lehren. Im Leitartikel der Nr. 325 vom 14. Juli heißt es: „Sicherlich können Bestimmungen, wie sie der Antrag Carolath enthielt, kaum als eine dauernde Sicherung der zweijährigen Dienstzeit angesehen werden. Wenn die Regirung die Präsenzziffer um 100 oder 500 Mann und die neuen Organisationen um ein viertes Bataillon vermindert — hat der Reichstag die Befugniß, der Militärverwaltung mehr Truppen aufzudrängen als sie selbst für ausreichend und nöthig hält? Es genügt aber schon diese winzige Verringerung, um der Regirung die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit zu gestatten. Das ist thatsächlich der Inhalt des Antrages Carolath. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß sowohl das Centrum wie ein Theil der Linken wie die Sozialdemokratie den Antrag verwerfen." Und an genau der selben Stelle heißt es in Nr. 329 vom 16. Juli: „Durch die Annahme des Antrages Carolath hätte die zweijährige Dienstzeit eine gesetzliche Sicherstellung so weit erfahren, als dies praktisch nothwendig war. . . . Da geschah das Unerwartete oder mindestens Etwas, was man nicht hätte erwarten sollen. Diejenigen Parteien, welche die Militärvorlage grundsätzlich bekämpften, erklärten sich gegen den Antrag Carolath. Man hätte erwarten sollen, daß sie sagten, die Militärvorlage sei zwar an sich schlecht, und sie werde durch die Annahme dieses Antrages nur wenig verbessert, aber immerhin sei eine kleine Verbesserung vorhanden, und wenn man das Uebel nicht gänzlich verhindern könne, wolle man es wenigstens nach Möglichkeit lindern. Statt dessen behaupteten sie mit einer unfaßlichen Begründung, daß durch diesen Antrag die Vorlage nur noch weiter verschlechtert werde." Diese „unfaßliche Begründung" war genau die selbe, die Tante Vossin am Tage vorher, frisch aus Richters Rede, ihren Abonnenten servirt hatte. Es scheint, daß nachgerade sogar die Korrektoren die Leitartikel für und wider die Militärvorlage zu langweilig finden.

* * *

Gesucht wird, möglichst sofort, ein williger und brauchbarer

Reichsschatzsekretär,

der, ohne die Landwirthschaft, das Handwerk und die Massen des Volkes heranzuziehen, rasch vorläufig wenigstens 100 Millionen Mark jährlich flüssig machen kann. Nur solche Bewerber, die tadellose Zeugnisse und gute Referenzen beibringen können, wollen ihre Adressen abgeben, sub „Vertrauen", Berlin W., Wilhelmstraße 76/77.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. August 1893.

Die Bilanz des neuen Kurses.

Ist die Regirung gut besoldeter, buchgelehrter oder empirischer "", interessenloser und ohne Eigenthum seiender Beamten vorzuziehen einer Regirung, die bei der Gesetzgebung sich mit Menschen aus allen Ständen, so durch eigenes Interesse an das Interesse ihres Standes gebunden und darüber unterrichtet sind, beräth und einen Theil der Verwaltung ihnen gegen geringe Besoldung oder unentgeltlich überträgt? Jene vier Worte enthalten den Geist unserer und ähnlicher Regirung-Maschinen; besoldet: Alle streben nach Erlangen und Vermehren der Besoldungen; buchgelehrt: also lebend in der Buchstabenwelt oder der Empirie der Akten; interessenlos: denn sie stehen mit keiner den Staat ausmachenden Bürgerklasse in Verbindung, sie bilden eine Kaste für sich, eine Schreiberkaste; eigenthumslos: also alle Bewegungen des Eigenthums treffen sie nicht, es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre althergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisire alle Handwerker zu betrügerischen Pfuschern und alle Bauern zu bettelhaften Brinksitzern, man substituire an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherren die Hörigkeit an die Juden und an die Wucherer —: Alles das kümmert sie nicht, sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im Stillen, in dem mit wohlverschlossenen Thüren versehenen Bureau, unbekannt, unbemerkt, ungerühmt, erziehen ihre Kinder zu gleichen Schreibmaschinen und sterben unbedauert. Da wir nun alle Macht und Ansehen der Beamtenkaste übertragen, so erhalten wir revolutionäre, das Eigenthum zerrüttende,

auf luftigen Theorieen beruhende Gesetze, die sich mit einem Heere von Modifikationen, Erläuterungen, Suspensionen u. s. w. rasch aufeinander folgen und häufig wegen ihrer Gehaltlosigkeit in sich selbst untergehen, und eine centralisirende, höchst kostbare, in Alles eingreifende Verwaltung, die unter dem Gewichte der Aktenmassen erdrückt wird und in den Tintenfässern ersäuft. Dies Alles ist nun bereits zu einem solchen Extrem gekommen, hat eine solche Höhe erreicht, daß es schon zu seinem Wendepunkte gelangt ist; man sieht, daß es so nicht geht und sehnt sich nach einem anderen Zustand der Dinge."

Es ist schon recht lange her, seit der Freiherr vom Stein diese Sätze schrieb; aber sie könnten von gestern sein und sie sollten morgen wieder geschrieben werden, denn sie bezeichnen knapp und klar die wirthschaftliche Lage, in die das Deutsche Reich durch das unsichere Tappen und Tasten einer nun freilich längst nicht mehr ungerühmten Bureaukratie gebracht worden ist. Der Freiherr vom Stein, der am 14. Oktober 1806 den Zusammenbruch der militärischen Maschine gesehen hatte, hoffte, auch den 14. Oktober der Schreibmaschine noch zu erleben. Er hat sich getäuscht: heute wird selbst der internationale Verkehr von Berlin aus bureaukratisch besorgt, schwerfällig und kurzsichtig; heute berühmt sich ein in den Anschauungen des Frontdienstes aufgewachsener Exekutivbeamter seiner Interessenlosigkeit und seines Mangels an irdischer Habe; und der ganze Unterschied zwischen einst und jetzt besteht darin, daß früher gut geschulte und im engen Kreis ihrer papiernen Erfahrung wenigstens wohl bewanderte Bureaukraten die Geschäfte besorgten, während man nun hinter den bureaukratischen Scheuklappen die strebsamen Blicke selbstgefälliger Dilettanten und biegsamer Binsenpolitiker erkennt. Sonst aber ist Alles beim Alten geblieben und das Rundschreiben einer durch ihre lustigen Kriege gegen Herrn Hinzpeter weithin bekannten westfälischen Firma schließt, fast genau wie bei Stein, mit dem ärgerlich drängenden Satz: So wie bisher geht es nicht weiter.

Seit dem Jahre 1890, seit dem recht mangelhaften und in mancher Wirkung noch sehr problematischen Arbeiterschutzgesetz, ist keine einzige sozialpolitische Maßregel von irgend welcher Bedeutung vorgeschlagen und durchgeführt worden. Trotzdem werden in diesen Tagen die deutschen Finanzminister sich versammeln, um zu berathen,

wie sie am Besten für den Bedarf der nächsten Jahre 200 Millionen Mark aufbringen können, — denn eine geringere Steuerlast wird für die Ansprüche des Heeres, der Flotte, der kaum begonnenen Sozialreform und der Schuldentilgung auf die Länge sicher nicht ausreichen. Die Tabakfabrikanten, die vor zwölf Jahren im Verein mit den hanseatischen Importeuren den nach allen Seiten reichlich und gerecht entschädigenden Monopolentwurf zu Falle brachten und als Lastenträger den für eine rücksichtlos wühlende Agitation nicht so gut gerüsteten Tabakbauern vorschoben, werden sich nun, im Zeitalter des erwachenden Agrarismus, gegen die Fabrikatsteuer vergebens wehren und von der Gnade des Herrn Miquel höchstens erlangen, daß anstatt der Bauern jetzt die kleinen Fabrikanten mit dem festesten Griff gepackt werden, und daß den großen Herren, den kapitalkräftigen, die in der Presse Lärm machen könnten, die wimmelnde Konkurrenz der Kleinen vom Halse geschafft wird. Das wird sich vollziehen, trotzdem in den Tagen des ersten Militärlärms ausdrücklich versichert wurde, jedes Projekt einer Tabaksteuer sei aufgegeben, und trotzdem noch in den letzten Lebensstunden des Hundstagsparlaments die „leistungfähigen Schultern" eine so große Rolle spielten. Aber der Tabak allein thuts freilich nicht und es wird Herrn Miquel, der sich allmählich zu einem um den Zweck unbekümmerten Steuer-Virtuosen auszubilden scheint, vorbehalten bleiben, mit seiner Wünschelruthe auf die Entdeckung neuer Quellen auszugehen. Von seinem Kollegen, der im Bundesrathe die preußischen Stimmen führt, wird ihm das Handwerk nicht gerade erleichtert; denn der hat durch die von der Schulfreundschaft ihm soufflirte Politik dafür gesorgt, daß zu den 50 Millionen, die jährlich uns der Handelsvertrag mit Oesterreich kostet, einstweilen mindestens noch 200 weitere Millionen sich häufen, die der Zollkrieg mit Rußland aufsaugen wird. Wenn den Aktionären eines Unternehmens eine solche Bilanz vorgelegt würde, dann würden sie sehr energisch auf die Entfernung der leitenden Männer drängen; die Bürger des Deutschen Reiches aber sollen, so wird verlangt, in geduldiger Ruhe zusehen, wie die Unfähigkeit der gut besoldeten Volksdienstboten hilflos einhertaumelt und mühsam ersparte Schätze müssig verthut.

Mit ganz anderer Entschlossenheit, als es nun möglich ist, könnte der Angriff auf die Herren Caprivi und Genossen heute geführt werden, wenn das parlamentarische Feigenblatt ihnen nicht bescheidenen

Schutz gewährte. Die 243 gewissenhaften Volksvertreter, die am 18. Dezember 1891 den Handelsverträgen zustimmten, deren Einzelheiten und Folgen sie gar nicht kannten und kennen wollten, entlasten die so zu sagen führenden Staatsmänner von einem erheblichen Theil ihrer Verantwortung. Weil das Centrum damals auf das Volksschulgesetz hoffte und weil die schlechtere Hälfte der konservativen Partei von dem anerzogenen Strebergelüsten sich nicht frei machen konnte, fanden die unheilvollen Verträge eine Mehrheit; und weil die Vortheile dieser laut gepriesenen Aktion noch immer nur auf dem Papiere stehen, während die Nachtheile mit jedem Tage deutlicher hervortreten, deshalb haben die Antisemiten, die damals beim Nein beharrten, nun ihre gouvernementalen Mitbewerber überholt und Herr Stoecker wird von Herrn Boeckel abgethan. Die willigen Jasager vergaßen, daß es sich nicht um eine Zollermäßigung von einer Mark und fünfzig Pfennigen nur handelte, sondern um den wichtigsten Wechsel im wirthschaftlichen System und sie waren nicht zum ersten und nicht zum letzten Male bereit, die Lebensinteressen ihrer Mandanten als Handelsobjekt in politischer Schachermachei zu benützen. Mit diesen 243 Getreuen mag der Herr der Huber und der Goering sich jetzt in die drückende Last der Verantwortung theilen.

Die neueste Mode verlangt, daß man bündig sich für oder gegen Handelsverträge erkläre, als ob die Institution der Handelsverträge an sich schon gut oder schlecht genannt werden könnte. Die beiden großen Politiker, die dem Jahrhundert das Gepräge gaben, sind in ihrer Beurtheilung der Institution beinahe zu den selben Resultaten gelangt. Aus dem vortrefflichen Buche des Grafen Chaptal,*) den Lujo Brentano den Colbert des neunzehnten Jahrhunderts und den Anreger Lists genannt hat, erfährt man die Ansicht Napoleons: „Er meinte mit Recht, daß eine Großmacht als Vertrag den anderen Mächten nur ein gutes Zollsystem bieten dürfe, das die Bedingungen des Ein- und Ausganges fremder Waaren enthalten müsse. Nur dann kann diese Großmacht verlangen, mit anderen Nationen auf gleicher Stufe behandelt zu werden, und nur dann darf sie zu gerechten Repressalien greifen, wenn andere Mächte ihr vorgezogen werden. Ein Handelsvertrag, der eine Nation auf Kosten einer anderen begünstigt, erregt bei dem schlechter

*) Mes souvenirs sur Napoléon, Paris 1893, Plon.

behandelten Volk eine berechtigte Unzufriedenheit und erschwert dadurch die internationalen Beziehungen. Außerdem aber bemerkt nach jedem Abschluß eines Handelsvertrages immer eine Nation, daß sie übervortheilt worden ist; sie versucht dann, den Vertrag rückgängig zu machen, und schließlich kommt es zwischen den beiden Völkern zum Kriege." Damit stimmt durchaus überein, was Bismarck am 2. Mai 1879 sagte: „Der Weg der Handelsverträge ist ja unter Umständen ein sehr günstiger; es fragt sich nur bei jedem Vertrage: qui trompe-t-on ici? — wer wird übervortheilt? Einer in der Regel, und man kommt erst nach einer Anzahl von Jahren dahinter, wer es eigentlich ist. Jeder Handelsvertrag ist ja immer ein erfreuliches Zeichen der Freundschaft; in der Völkerwirthschaft kommt es blos darauf an, was darin steht. Handelsverträge an sich sind gar nichts, sie können so übel sein wie möglich; es kommt darauf an, was darin steht, und können wir es erreichen, daß uns ein Staat mehr abkauft als wir ihm, so werde ich, wenn das nicht ein großes Derangement in unsere inneren Angelegenheiten und in unsere jetzige Produktionlage bringt, einem solchen Vertrage gewiß nicht entgegentreten." Im Vergleich zu den dröhnenden Phrasen, die um die Adventzeit des Jahres 1891 an unser Ohr drangen, klingt diese Weisheit nun freilich recht nüchtern, aber das von ängstlichen Rücksichten niemals angekränkelte Vorgehen unserer noch immer sehr östlichen Nachbarn hat dieser Nüchternheit eben erst wieder die wirksamste Propaganda gemacht.

Im Reichsanzeiger ist eine Denkschrift veröffentlicht worden, die einen Zollzuschlag auf die aus Rußland eingeführten Waaren rechtfertigen soll, und die zugleich auch ein sehr lehrreiches Bild von den durch drei Jahre nun schon sich hinschleppenden Verhandlungen zwischen den beiden Reichen giebt. Wer dieses merkwürdige Aktenstück aufmerksam liest, der begreift nicht, wie die deutschen Geschäftsleiter auch nur einen Augenblick hoffen konnten, zu einem befriedigenden Ergebniß zu gelangen, und woher sie ihren stets siegessicheren Optimismus eigentlich nahmen. Die ganze handelspolitische Aktion von 1891 war doch nur dann einigermaßen verständlich, wenn die begründete Aussicht bestand, auch mit Rußland zu einem Arrangement zu kommen. Das wußten die Russen ganz genau und vom Anfang an haben sie sich deshalb ängstlich gehütet, werthvolle Gegenleistungen anzubieten; sie sahen, wie Oesterreich gute Geschäfte machte, sie ver-

nahmen, wie, anstatt einer verständigen und weitblickenden Agrarpolitik, die neue Lehre verkündet wurde, Deutschland sei in erster Linie ein Industriestaat, der für seine Bevölkerung nicht die genügende Menge von Brotgetreide produziren könne und daher den Import von Nahrungmitteln mit dem Export von Industrie-Erzeugnissen ausgleichen müsse, und sie hofften, mit österreichischen Konzessionen die ermäßigten Zölle für ihr Getreide erkaufen zu können. Unter österreichischen Konzessionen versteht man seit dem Jahre 1891 Zollermäßigungen, die scheinbar ein beträchtliches Entgegenkommen beweisen, die aber in Wirklichkeit die angeblich begünstigte Industrie dennoch nicht konkurrenzfähig machen. Auf dieser Basis waren auch die Russen zu Verhandlungen natürlich bereit; mehr aber als dekorative Gefälligkeiten wollten sie niemals bieten und deshalb ist es vollkommen unverständlich, daß die Regirung des Kaisers, wie sie, mit einem ungewöhnlichen Ausdruck, in der Denkschrift genannt wird, nicht im November 1891 schon, als von Rußland die Ermäßigung der wichtigsten Zollpositionen für ausgeschlossen erklärt wurde, die Verhandlungen abbrach und die getreuen Nachbarn, die so naive Forderungen stellten, ruhig an sich herankommen ließ. Jetzt, nachdem unzählige Bogen beschrieben und langathmige Debatten geführt worden sind, ist zwischen Deutschland und Rußland der heftigste Zollkrieg ausgebrochen, während Oesterreich, dem einstweilen schon der russische Minimaltarif bewilligt ist, sich in der angenehmen Lage befindet, von Rußland aus sich zu proviantiren und uns sein Getreide zu verkaufen. Wenn man die Vortheile betrachtet, die Oesterreich seit drei Jahren eingeheimst hat, ohne mit seinen Rüstungen ernstlich vorwärts zu schreiten, dann erscheint das Verhältniß der im Dreibund locker vereinten Mächte völlig verrückt und in die Zeiten des längst vergessenen Spruches fühlt man sich zurückversetzt: Bella gerant alii! tu, felix Austria, nube!

Es war zu erwarten, daß von Rußland aus Retorsionen folgen würden, da das russische Getreide an der deutschen Grenze ungünstiger als das österreichische und amerikanische Korn behandelt wurde; das napoleonische Wort erfüllte sich hier und in dem schlechter behandelten Volke wurde eine nicht unberechtigte Unzufriedenheit geweckt. Dennoch wäre der Zollkrieg vielleicht noch nicht oder doch in gemilderten Formen ausgebrochen, wenn nicht drei Momente zur Verschärfung des Gegensatzes beigetragen hätten: die Militärreden des Grafen Caprivi, die

mit wenig Takt und viel Behagen einen Krieg mit Rußland in Sicht stellten; die Zusammensetzung des neuen Reichstages, die einem Handelsvertrag nach dem berühmten Muster des deutsch-österreichischen Abkommens jede Möglichkeit sperrte, und endlich der Wechsel im russischen Finanzministerium. Alle drei Momente sind offenbar von der Regirung des Kaisers nicht genügend beachtet worden und namentlich scheint man in Berlin leider nur sehr undeutliche Vorstellungen von den internen Verhältnissen des Zarenreiches gehabt zu haben.

Herr Wyschnegradsky, der frühere Finanzminister Rußlands, war ein eben so schlauer wie skrupelloser Herr, dem die Börse die Welt bedeutete und der allerlei bedenkliche Verbindungen nicht gerade verschmähte; er verstand sich ausgezeichnet auf den Verkehr mit Bankiers, seine Rubelmanöver waren weltberühmt, aber ihm fehlte, ganz wie Herrn von Giers, jede Initiative und er war immer froh, von der Hand in den Mund leben zu können. Sein Rücktritt ist nicht so ganz freiwillig erfolgt, wie man in Deutschland gemeinhin glaubt. Er hatte sich überarbeitet, auch von galanten Süßigkeiten wohl zu viel genascht und im ganzen Umfange konnte er sein Ressort nicht länger versehen. Die Theilung, die er vorschlug, wäre vollzogen worden, wenn der Pariser Herr de Cyon, der inzwischen als ein in der Goldschlacht bei Panama leicht Verwundeter bekannt geworden ist, nicht durch einen hoch beamteten Vertrauensmann dem Zaren ein Promemoria gegen Wyschnegradsky überreicht und dem in diesem Punkt sehr empfindlichen Selbstherrscher einen lehrreichen Einblick in die Thätigkeit seines Ministers gewährt hätte, der mit der internationalen Geldmacht allzu vertraut geworden war. Wyschnegradsky fiel und Herr Witte kam: nach dem Börsenpolitiker der Staatssozialist, der als früherer Ingenieur mit den Details der Finanzverwaltung zwar nicht sehr vertraut ist, den aber weite und hohe Ziele verlocken. Im Bunde mit dem im Türkenkriege reich gewordenen Herr Kriwoschein, dem Minister der Verkehrswege, und dem von diesem Herrn finanziell abhängigen Minister des Innern, Durnowo, beherrscht er jetzt die Situation und sein Streben geht deutlich dahin, Rußland immer mehr und mehr von dem Auslande unabhängig zu machen und zwischen der ungeheueren landwirthschaftlichen Produktion und dem noch sehr geringen Konsum das Gleichgewicht herzustellen, selbst wenn dabei einige hundert Händler ruinirt werden sollten. Er hat mit Frankreich einen

Handelsvertrag abgeschlossen, von dem eigentlich nur Rothschild, der Besitzer der russischen Petroleumquellen, greifbare Vortheile hat, und er will nun, da auch mit Oesterreich ein Vertrag im Werden ist, Deutschland so isoliren, daß er die Friedensbedingungen diktiren und für die kaum erst erwachende russische Industrie ausreichende Schutzwälle errichten kann. Herr Witte ist ein ungewöhnlich fleißiger, ein begabter und tadelloser Mann, und wenn er jetzt den Bogen vielleicht auch überspannt, so ist es doch thöricht, ihn als einen gehässigen Deutschenfresser zu verdächtigen, weil er, wie er sie versteh., die Interessen seines Landes wahrzunehmen versucht. Herr Miquel, mit dem er überhaupt manche Aehnlichkeit hat, würde im gleichen Falle vermuthlich genau so gehandelt haben, ohne in diesen rein geschäftlichen Fragen von politischen Sympathien oder Antipathien sich bestimmen zu lassen.

Rußland war von jeher das Land der jähen Sprünge und schroffen Gegensätze, und deshalb ist es nicht unmöglich, daß die Pläne des Herrn Witte nur eine flüchtige Episode bleiben. Einstweilen aber sitzt er sehr fest, und er hat den werthvollen Vortheil eines klaren Programms, während die wirthschaftlichen Wünsche der deutschen Staatsmänner von einer Richtung zur anderen pendeln. Es rächt sich jetzt eben, daß man durch dynastische Verstimmungen sich zu den Handelsverträgen von 1891 treiben ließ, die nichts Anderes bedeuten konnten, als einen ersten Schritt in der Richtung nach Manchester und die von den Nichtsalsfreihändlern darum auch gebührend bejubelt wurden. Als die Wahlen dann in die Reihen der Lober arge Lücken rissen, da wurde der Kurs eilig wieder gewechselt und nun hat das Staatsschiff — weil in der Politik denn nun einmal nur noch mit Marineausdrücken operirt wird — auf einer bösen Sandbank sich festgefahren. Ist Deutschland, wie Graf Caprivi meint, in erster Reihe ein Industriestaat, dessen wirthschaftliches Gedeihen von dem Umfang des industriellen Exportes abhängig ist, dann muß die Grenzsperre nach Osten ihm einen Schaden zufügen, dessen Berechnung auch dem blödesten Blick endlich die Segnungen einer auf allen Gebieten unproduktiven Geschäftsführung enthüllen und auf den mahnenden Rath des Freiherrn vom Stein die Aufmerksamkeit hinlenken muß: „Die Nation müßte gewöhnt werden, selbst ihre Angelegenheiten zu betreiben, und sich nicht allein auf besoldete Beamte verlassen, die sie in ihrer Vormundschaft halten."

Die jetzt veröffentlichte Denkschrift erzählt sehr stolz von den „eingehenden Vernehmungen von Vertrauenspersonen aus den Kreisen der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels", bei denen die Regirung sich Auskunft erbeten hat. Aber schon von diesen Vertrauenspersonen konnte man sehr seltsame Urtheile über das Maß der Kenntnisse hören, die sie bei den deutschen Unterhändlern fanden, und der weitere Verlauf der Dinge hat gelehrt, daß diese Urtheile nur allzu begründet waren. Die Herren, in deren Händen die Vertretung der deutschen Interessen lag, haben sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen gezeigt und es scheint leider, daß ihnen die historisch gewordenen Lebensbedingungen ihrer Heimath eben so mangelhaft nur bekannt sind wie die neuen Strebungen und Strömungen im Zarenreich. Deshalb ist es weder zweckmäßig noch auch nur ungefährlich, jetzt darüber zu streiten, ob Herr Witte eine Dummheit gemacht hat oder nicht, und den alten Groll gegen Rußland nach Herzenslust einmal auszutoben; für solche journalistischen Sommervergnügungen müssen die Völker nachher gewöhnlich die Zeche bezahlen. Vielleicht werden die Russen noch ärgere Verluste erleiden als wir; doch nur Shylock läßt, in seinem blind gierigen Zorn, von dem Schachergenossen sich damit trösten, daß andere Leute auch Unglück haben.

Als die Militärvorlage glücklich geborgen war, da sagte ein äußerst loyales Blatt: Es darf kein Fehler mehr begangen werden. Wenn die Presse ihrer Macht und ihrer Verantwortung sich immer bewußt wäre, wenn sie dem Dienste privater Interessen sich versagte und nicht in blödem Schimpfen und im Fälschen der Volksmeinung ihre Aufgabe sähe, dann könnte sie, besser als jede nicht so weit wirkende Organisation, die Lücken der hoch beamteten Einsicht ausfüllen und zwischen der interessenlosen Buchgelehrsamkeit und dem Willen der Werthe schaffenden Stände das Band knüpfen. Entzieht sie sich dieser Pflicht, dann muß sie den letzten Rest ihres Ansehens einbüßen und die betrogene Menge wird der Betrügerin den Rücken kehren, an dem Tage, da die lange mit heuchlerischem Eifer verborgene Unterbilanz endlich zum Bankbruch geführt haben wird.

Zwei ethische Welten.

Etwa anderthalb Jahrhundert mag es her sein, daß die gebildete Gesellschaft, die sich vorher über dogmatische Formeln, Jenseitsfragen und Monaden unterhalten hatte, einem anderen Thema ihr Interesse zuwandte, das bis dahin von keinem gebildeten Bürger beachtet worden war. Unter dem Einfluß der moralischen Wochenschriften Englands hatte sich auch in Deutschland das moralische Traktätchen, der moralische Brief, der moralische Roman ausgebildet, und die eigenthümliche autoritäre Kasuistik, die für jeden einzelnen Fall im Leben bestimmte Vorschriften, für jeden moralischen Konflikt eine bestimmte Lösung und fürs ganze Leben so bereitwillig den Leitstern einer unbestimmten, inhaltlosen „Tugend" gab, bis ihr endlich „Gott, Tugend und Unsterblichkeit" zur starren Phrase wurden, die sich wiederum unter Kants Einfluß zu „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit" umbildete — diese seltsame Kasuistik, die in Gellerts schwedischer Gräfin als grauses Zerrbild erscheint, hat noch lange fortgelebt, namentlich in populär theologischen Schriften und selbst noch gegen einen Fichte ihr Haupt erhoben, oder wenigstens mit ihrer Zunge gezischt.

Die ethische Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts, die in der deutschen Nationalliteratur von damals tiefe Spuren hinterlassen hat, hat noch nicht ihren Biographen gefunden, und das ist bedauerlich, umsomehr, als gerade die Gegenwart, die auch ihre ethische Bewegung hat, aus dem Gegenbild der Vergangenheit Mancherlei lernen könnte.

Die wissenschaftliche Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts war durchaus nicht arm an ethischen Ideen. Spinozas Lehren wirkten fort, am Tiefsten da, wo sie verleugnet wurden, und der Einfluß der wissenschaftlichen Ethiker Englands blieb durchaus lebendig. Dann kam Rousseau mit seiner ethischen Naturheilmethode und am Ende des Jahrhunderts Kant. Aber was das Merkwürdige ist: keine einzige dieser ausgeprägten Strömungen, von denen manche durchaus nicht auf den engsten Fachkreis beschränkt blieben — selbst der ethische Materialismus der Encyclopädisten fand ja in populären Entstellungen den Weg auf den deutschen Büchermarkt — hat irgend welchen tieferen Einfluß auf jene moralische Bewegung gewonnen, die von der thränenreichen Sentimentalität bis zur abstrakten Begeisterung für das unergründliche Geheimniß der Tugendwonnen schwankte und für länger als ein Menschenalter die wohlhabenderen Kreise unseres Volkes beschäftigte. Dieser Mangel an Fühlung mit den fortgeschrittensten Ideen der Zeit hat jener Bewegung ihren Frieden erhalten. Schwere Kämpfe, die sie bis zum Grunde aufgewühlt hätten, sind ihr erspart geblieben. Weil sie vierzig Jahre hindurch immer gleichmäßig das Gleiche vertrat, auch als es

die Zeit längst zu den Akten gelegt hatte, ist ihr die Wirkung auf weite Kreise sicher gewesen, — aber eben darum ist sie auch nach Ablauf dieser vier Jahrzehnte sanglos, klanglos im Sande verlaufen, ohne dem jungen Jahrhundert auch nur einen erquickenden Tropfen zu hinterlassen.

An der Spitze der ethischen Bewegung der Gegenwart, wenigstens derjenigen, die in den „Gesellschaften für ethische Kultur" vor die Oeffentlichkeit getreten ist, steht weder Wilhelm Wundt noch Friedrich Nietzsche, weder Leslie Stephen noch Bartholomäus von Carneri; der Kranke unter ihnen auch nicht dem Geiste nach. Die Bewegung selbst ist nicht entsprungen aus dem entschlossenen Wunsche, einer großen, sieghaft leuchtenden, neuen ethischen Idee zum Siege zu verhelfen, ihr weite Kreise in begeistertem Kampfe zu gewinnen, sondern sie ist herübergenommen aus einem von tausend religiösen Sekten zerklüfteten Lande, wo man über hundert verschiedene Färbungen und Auffassungen veralteter dogmatischer Sätze kleinlich hadert und wo jede Sekte von dreihundert Mitgliedern sich im Alleinbesitz der ewigen Wahrheit durch ihr unmittelbares Gefühl unbedingt sicher weiß. Für ein solches Land, dessen Einwohnerschaft trotzdem durch gemeinsame wirthschaftliche Verhältnisse und soziale Einrichtungen, durch eine gemeinsame Literatur und gemeinsame Kulturinteressen, ein gemeinsames Nationalitätgefühl und durch sich bereits deutlich ausprägende Rasseneigenthümlichkeiten verbunden ist, mag es von enormer Bedeutung sein, einmal zu betonen, daß auch auf ethischem Gebiete die herrschenden Anschauungen gemeinsame Züge aufweisen, und es läßt sich selbst verstehen, wenn man eine Zusammenstellung dieser Züge die „allen guten Menschen gemeinsame Moral" nennt. In Wirklichkeit sind freilich von den 1500 Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, selbst längst nicht alle 400 Millionen Kulturmenschen „gute Menschen", sondern von ihnen eben nur die, zu denen die Humanitätideen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, die Ideen von der hypostasirten Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit gedrungen sind, und die diese sogenannten „allgemeinmenschlichen" Ideale zur Richtschnur ihres Theoretisirens, wenn auch nicht ihres Handenls gemacht haben. Genau besehen, sind diese Humanitätideale mit denen des modernen Christenthums, soweit es nicht Glaubenshaß predigt, und denen des Sozialismus identisch, und alle drei sind sich in dem Punkte einig, daß sie die Naturthatsache eines Wettbewerbes aller Konkurrenzfähigen um die Daseinsmittel als nicht vorhanden betrachten und nicht in der Arbeit überhaupt, nicht in der Arbeit für sich und die Seinen, sondern in der Arbeit für Andere die Krone der menschlichen Handlungen sehen.

„Die Menschen sind einander gleich geschaffen,
Sie sind begabt mit angeborenen Rechten"

ist ihr Wahlspruch gegenüber der Erbweisheit des Feudalstaates:

„Zwei Rassen giebts: die eine wird mit Sporen,
Mit Sätteln wird die andere geboren."

Aus der Negation der feudalen Zustände hat sich das Dogma von der Gleichheit aller Menschen, das literarisch freilich längst vorhanden war, als Kampfruf der Massen gegen die Bevorzugten entwickelt. Mit der Aufhebung der alten „Stände" und der Reste des Lehenthums hat es jedoch seinen Gehalt verloren. Es ist zur inhaltlosen Wendung herabgesunken, und auf den Ertrag der Arbeit angewendet, würde es nur bedeuten, daß der Faule von der Arbeit des Fleißigen lebe.

Während wir in Deutschland seit nahezu einem Jahrhundert beschäftigt sind, die letzten Reste konfessioneller Gegensätze aus dem Volksleben auszuscheiden, und während die Simultanschulen, wenn auch von der Regirung bekämpft, in Gegenden mit Bevölkerung gemischter Religion segensreich an der Arbeit sind, hat sich in den Reichen der englischen Rasse eine gegentheilige Umgestaltung vollzogen. Die religiöse Zerklüftung hat sich immer mehr geltend gemacht. Das Heilmittel, das die Weisen Nordamerikas und Englands ihren Kranken verschreiben, kann uns Gesunden vielleicht sogar schädlich sein, wenn es in uns den Wahn erweckt, als seien jene humanen Ideen die einzigen ethischen Ideale, die Gesellschaften für ethische Kultur die einzige ethische Bewegung der Gegenwart.

Jener ethischen Richtung, wie sie in Salter und Stanton Coit, in Adler und Gizycki, in Büchner und Friedrich Engels, bei Friedrich Albert Lange und dem Verfasser der Gesellschaftwissenschaft hervortritt, steht in der wissenschaftlichen Ethik von heute schroff eine andere gegenüber, die allerdings noch in keinem so völlig erschöpfenden akademischen Werke niedergelegt ist, aber schon darum, weil sie von der Naturwissenschaft ausgeht, und namentlich die Folgerungen aus der Entwickelunglehre für die Gestaltung des Menschenlebens und der menschlichen Verhältnisse zu ziehen versucht, hochbedeutsam ist. England und Deutschland kennen sie, unabhängig von einander, wenn ihr auch bisher die geheiligten Pforten des International Journal of Ethics fast völlig verschlossen geblieben sind, in dem sich sonst Hegelianer und Humanisten, Agnostiker und Katheder-sozialisten in fröhlichem Wettlauf tummeln. Es sind dabei nicht die krampfhaften Versuche eines Bebel gemeint, der durch wahre Ungeheuer von Trugschlüssen eine Brücke aus seiner sozialistischen Humanitätwelt in die frische Kampfwelt Häckels zu schlagen sucht, und auch nicht die naiveren Sprünge Ludwigs Büchner, der in seinem Buche „Der Mensch und seine Stellung in der Natur und Gesellschaft" in den ersten beiden Theilen den Kampf als das Treibende aller Entwickelung hinstellt, um dann im dritten die Menschen — zu Eintracht, Brüderlichkeit und Selbstlosigkeit zu ermahnen. Er erkennt so

gut wie Albert Lange an, daß der Egoismus heute allenthalben das treibende Motiv ist, aber er hält es so gut wie Lange und der gesammte Sozialismus für möglich, ihn durch etwas Anderes zu „überwinden", zu ersetzen. In Spencers ethisches System ist die Lehre von der Entwickelung allerdings eingedrungen. Aber nur zur Hälfte, nämlich nur soweit wie bei Bebel. Vererbung und Anpassung — zwar nicht an Erwerbsverhältnisse und soziale Nothwendigkeiten, sondern an die imaginären Ideale des Autors — werden weitgehend, sogar bis zum Phantastischen berücksichtigt, — der durch sie hervorgerufene Fortschritt der Gattung in Folge einer durch sie erfolgenden Auslese jedoch in keiner Weise, oder höchstens als blasser intellektueller Fortschritt, so weit diesem ein sittlicher Fortschritt parallel geht. Dieser Fortschritt in ethischer Hinsicht besteht aber wiederum in dem zunehmenden Ueberwiegen des sogenannten Altruismus über den Egoismus. Auch der englische Agnostiker Morison ist in seinem Buche The Service of Man (als „Menschheitdienst" deutsch von L. Lauenstein) nicht über diese mittelalterliche Fragestellung hinausgekommen, so sehr er auch hier und da, besonders hinsichtlich der Vererbung, die Entwickelunglehre in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Langes Auffassung einer „materialistischen Moralphilosophie" war eine ganz eigenthümliche. Offenbar hatte er sie sich in Opposition zu Schopenhauer ausgebildet: „Es handelt sich darum, das Prinzip zu finden, welches über den Egoismus hinausführt. Allerdings reicht das Mitleid hierzu nicht aus; nimmt man aber die Mitfreude hinzu, erweitert man seinen Gesichtskreis so weit, daß man die ganze natürliche Theilnahme in Betracht zieht, welche der feiner organisirte Mensch für die Wesen empfindet, deren Gleichartigkeit oder Aehnlichkeit mit sich selbst er erkennt: dann ist schon eine Grundlage da, auf welcher sich allenfalls annähernd beweisen ließe, daß auch die Tugenden allmählich durch die Augen und Ohren in den Menschen hineinkommen. Ohne mit Kant den großen Schritt zu wagen, der das ganze Verhältniß der Erfahrung zum Menschen und seinen Begriffen umkehrt, könnte man doch auch jener Ethik eine tiefe Begründung leihen, indem man ausführte, wie durch den Rapport der Sinne sich allmählich im Lauf der Jahrtausende eine Gemeinsamkeit des Menschengeschlechtes in allen Interessen herstellt, welche darauf beruht, daß jeder einzelne die Schicksale des Ganzen in der Harmonie oder Disharmonie seiner eigenen Empfindungen und Vorstellungen mitdurchlebt".

Mit Jeremias Bentham tritt in unserem Jahrhundert der Utilitarismus in die Ethik ein. Das Ziel der sittlichen Handlung soll das größtmöglichste Wohl der größtmöglichsten Zahl sein, oder die Maximation der Glückseligkeit. Wo von dem Wohle der Gesammtheit die Rede ist, da ist darunter nie etwas Anderes als die Summe oder Mehrheit aller Einzelnen

verstanden. Benthams weniger origineller, aber weit gewandterer Nachfolger ist John Stuart Mill. Erst Leslie Stephen mit seinem Werk The science of ethics hat die Auffassung des Gesammtwohls als Summe der Einzelwohle überwunden. Ihm steht das Wohl der Gesellschaft als etwas Selbständiges neben den Einzelwohlen.

Von hier ist für die Ethik auf naturwissenschaftlicher Grundlage auszugehen. Auch Gizycki ist Utilitarier, und Wilhelm Wundt wäre es, wenn er nicht zwischen die Erkenntniß, was der öffentlichen Wohlfahrt und dem allgemeinen Fortschritt nützt, und die sittliche Handlung das Ideal einschöbe, d. h. jene Erkenntniß in heilige Ueberzeugung umgewandelt verlangte. Die neue naturwissenschaftliche Sittenlehre unterscheidet sich von dem älteren Utilitarismus darin, daß sie einmal an die Stelle des Gesammtwohles den Fortschritt der Gattung einsetzt, und sodann darauf verzichtet, den Egoismus zu überwinden, ja sich ihn vielmehr dienstbar zu machen sucht. Man braucht dabei nun freilich nicht so weit zu gehen, wie einst Fourier ging, der die menschliche Gesellschaft im Geiste nach dem Grundsatze organisirte, alle Leidenschaften zum Vortheil der Gesammtheit zu verwenden, also den Wildschützen zum Jagdaufseher machen wollte und die Geheimpolizei aus Diebesbanden rekrutirte.

Wenn der Mensch sich im Laufe von Millionen von Jahren im mitleidlosen Wettbewerb um die Daseinsmittel zu der körperlichen und geistigen Höhe von heute entwickelt hat, so müssen sich für sein Handeln sicher andere Normen ergeben, als wenn er von einem außerirdischen Schöpfer fertig und unveränderlich auf unseren Planeten gesetzt worden wäre, um hier ein Examen behufs Aufnahme in die Ewigkeit zu bestehen. Im Jahre 1859 war Darwins „Entwickelung der Arten" erschienen, und fast ein Jahrzehnt hatte es gedauert, bis man allgemeiner die Folgerungen für die Entwickelung der Art Mensch aus ihren Ausführungen gezogen hatte. Aber schon 1870 warf die neue Lehre ihr Licht auf die Wissenschaft von der Lebensführung des Menschen. In diesem Jahre erschien ein seltsames, längst vergessenes Buch: „Die Wirthschaft des Menschengeschlechts auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Interessen" von Julius Fröbel. Fröbel ahnt die Bedeutung der neuen Entdeckung, er sieht in ihr bereits den Kern einer ganz neuen Weltanschauung und ist sich klar, daß diese Erkenntniß einen gewaltigen Einfluß auf das Wirthschaftleben und die sozialen Verhältnisse haben muß, aber er vermag diese Folgerungen noch nicht selbst zu ziehen, noch nicht scharf und klar zu fassen, noch nicht zu Streitworten auszuprägen. Aber schon das folgende Jahr brachte ein Werk, das für die deutsche Zunge wenigstens die Grundlage aller Versuche einer Ethik der Entwickelung geworden ist: Bartholomäus von

Carneris „Sittlichkeit und Darwinismus". Keiner der anderen Männer, die sich auf diesem Gebiete versucht haben, hat eine solche Fülle von alten ethischen Gedanken darwinistisch umgeprägt, eine solche Fülle von einzelnen ethischen Sätzen aus dem Darwinismus gezogen und ihnen eine scharfe, schlagende Form gegeben. Keiner hat wie er mehr als zwanzig Lebensjahre an die Aufgabe gewendet, eine Ethik zu schaffen, die mit der gesicherten naturwissenschaftlichen Erkenntniß im Einklang steht. Eine geschlossene Ethik der Entwickelung hat er jedoch nicht geliefert, das Prinzip der Entwickelung, des Wettbewerbs um die Daseinsmittel und der dadurch erfolgenden Auslese steht nicht leuchtend im Mittelpunkte, die Steigerung der Fähigkeiten der Gattung ist noch nicht das alles beherrschende Ideal, sondern neben ganzen Kapiteln voll neuer Sittlichkeit stehen andere, die noch ganz unter dem Banne der Humunitätideale stehen.

Es ist nicht ohne Bedeutung, wenn gerade in unseren Tagen die Zurückführung der Sittlichkeit auf die Erkenntniß, die alte Lehre des Sokrates, wieder hervortritt, so oft auch schon der Nachweis geführt worden ist, daß die Gebildetsten keineswegs mit den Sittlichsten identisch sind. Gerade heute, wo der rasche Fortschritt des Naturerkennens zu so zahlreichen Umschwüngen auf dem Gebiete der Technik und des Verkehrswesens, der Geisteswissenschaften und der Arbeitverhältnisse geführt und eigentlich das ganze moderne Leben neugestaltet hat, ist es nur zu verständlich, wenn der Ethiker die Bedeutung des Wissens für die Sittlichkeit überschätzt, ja Intelligenz und sittlichen Ernst für identisch erklärt, aller bisherigen Sittlichkeit unter dem Namen „Moral" eine tiefe Stellung unter seiner eigenen „Ethik" anweist und mit der Gegenwart das Zeitalter der wirklichen Sittlichkeit erst begonnen wissen will. Das ist Carneris Standpunkt. Von ihm aus weist er nachdrücklich darauf hin, daß die Gebote des Sittenkoderes eine Begründung brauchen, daß sie mit den Ergebnissen der modernen Forschung übereinstimmen, daß ihre Voraussetzungen mit denen dieser zusammenfallen müssen, daß viele Gebote darum anders lauten müssen als ehedem, Pflichten erwachsen wo man früher keine sah, und Rechte fallen, die man vordem für ewig hielt.

Auf der selben Bahn, wenn auch weniger weit, hat sich der Professor Fritz Schultze an der Technischen Hochschule in Dresden bewegt. Durch ein Buch „Kant und Darwin" in diese Bahnen geleitet, hat er in der „Philosophie der Naturwissenschaft" Einzelnes weiter ausgeführt. Hugo Spitzer an der Universität Graz hat, ganz in der gleichen Weise durch eine Arbeit über „das Verhältniß der Philosophie zu den organischen Naturwissenschaften" dieser Gedankenwelt nahe gebracht, dann in seinen „Beiträgen zur Deszendenztheorie und zur Methodologie der Naturwissenschaften" das Feld theoretisch angebaut. In England erscheinen fast jedes

Halbjahr kleinere Arbeiten auf diesem Gebiete. Und vor wenigen Wochen ist auch das erste große systematische Werk über die Ethik der Entwickelung in englischer Sprache erschienen: C. M. Williams Ueberblick über die ethischen Systeme, welche sich auf die Entwickelunglehre gründen. Der erste Theil dieses kenntnißreichen und ungewöhnlich gründlichen Werkes giebt uns einen klaren Ueberblick über die Geschichte dieser wichtigen Strömung. Es sind ausschließlich Deutsche und Engländer, die auf diesem Felde gearbeitet haben. Mit dem systematischen zweiten Theile ist Williams selbst in die Reihe der Entwickelungethiker getreten, und die weitere Fortbildung der ethischen Wissenschaft wird an seinen Ausführungen nicht vorübergehen dürfen. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß seit dem Druck dieses umfangreichen Werkes in Deutschland wie in England schon wieder eine ganze Reihe neuer Erscheinungen in dieser Richtung hinzugekommen sind. Häckel hat seinen ethischen Anschauungen in seiner kleinen Schrift „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft" den Namen Monistische Ethik gegeben, und in England ist ein neuer Kämpe auf dem Plan erschienen Thomas H. Hurley. Vor anderthalb Jahren machte ein Artikel von ihm — The natural inequality of men — das größte Aufsehen: er bedeutet eine Absage an Demokratie und Sozialismus.

Hurley nimmt eine ganz eigene Stellung zu der Frage einer naturwissenschaftlich begründeten Ethik ein. In einem in der „Zukunft" veröffentlichten Aufsatze „Ethik und Entwickelung" hat er seine ethischen Ideale näher bezeichnet. Während durch den Wettbewerb um die Daseinsmittel in der Natur das Ueberleben der Tüchtigsten und nur der Tüchtigsten zu Stande kommt, so sei es unser ethisches Ideal, möglichst vielen Menschen das Ueberleben des Kampfes zu sichern. Insofern sich dies auf die Schaffung von Verhältnissen und Zuständen bezieht, unter denen mehr Menschen den Daseinskampf gesünder und tüchtiger überleben, ist das ein durchweg auf naturwissenschaftliche Erkenntniß gestütztes Ideal, das man direkt ein evolutionistisches nennen kann. Wenn daher Hurley mit seinen Ausführungen eine direkte Absage an die Ethiker der Entwickelung verbindet, weil Alles sich entwickelt habe, die „schlechten" wie die „guten" Eigenschaften des Menschen, so ist das doch mehr ein Wortstreit.

Es ist ein eigenthümliches Mißgeschick für die Entwickelung einer Ethik auf dem Boden der Evolutiontheorie, daß den meisten Naturforschern, in Folge der eigenthümlichen Arbeitstheilung von heute, nur ein sehr geringes Maß philosophischer Bildung eigen ist, und daß umgekehrt der Fachethiker nur in den seltensten Fällen einen wirklich auf eigener Arbeit beruhenden Ueberblick über das Gesammtgebiet der Naturwissenschaften besitzt. Aber immerhin ist das Bestreben, ethische Folgerungen aus ihrer ange-

nommenen Anschauung zu ziehen, bei den Naturforschern erheblich größer als die Neigung der Ethiker, sich zur Gewinnung eines neuen Standpunktes erst einmal auf die Schulbank der Naturwissenschaften zu setzen.

Auf fast gleicher Grundlage wie Hurley steht ein anderer Brite, Wordsworth Donisthorpe, der in einem Artikel im Februarheft der Fortnightly Review, 1892, über „Die Zukunft der Ehe" handelte. Nur ist er spekulativer, ja selbst mit einem Anfluge von Phantastik, und der Wunsch geht ihm bisweilen mit der Wirklichkeit durch. Ihm steht der geborene Statistiker und Empiriker Francis Galton, der Vetter Darwins, wenigstens in der Methode schroff gegenüber. Er ist noch immer unermüdlich in der Anwendung naturphilosophischer Ergebnisse auf die Gestaltung und das Verständniß des modernen Lebens.

Frankreich hat nur einen einzigen Mann hervorgebracht, der in dieser Richtung gearbeitet hat, obwohl sie ziemlich abseits von seinem sonstigen Thätigkeitgebiet lag: den jüngst verstorbenen descriptiven Botaniker, Alphonse de Candolle in Genf, der für den Aufbau einer neuen Ethik eine enorme Menge naturwissenschaftlichen Materials zusammengetragen hat.

Friedrich Nietzsche steht außerhalb dieser Reihe. In dem Sichbessergefühlen als Andere hat er ein neues Motiv gefunden, das hier und da bei der Entwickelung der Ethik mitgewirkt haben mag, aber seine aristokratischen Ideale haben sich doch wohl überlebt, und der Arbeit, der Leistung, räumt er doch eine zu geringe Stellung ein. Hinsichtlich des Darwinismus hat er es sogar zu dem Paradoxon gebracht, nicht der Kampf sei das Treibende in der Entwickelung, sondern der Ueberfluß. Nach ihm wächst die Gattung, wenn jedes Thier mehr Nahrung aufnimmt, als es braucht, um sich zu erhalten und darum ein Mehr an Entwickelung leisten kann.

Man kann heute noch über die Bedeutung dieser Richtung streiten. Ob in zwanzig Jahren noch, das mag vielleicht zweifelhaft erscheinen. Doch ist es vielleicht gut, sich gegenwärtig zu halten, wie die geistig sittliche Entwickelung nicht deshalb vorschreitet, weil jeder Einzelne die Ueberlegung durchmacht, daß die bisherigen Anschauungen logisch und vor dem Richterstuhl eines fortgeschrittenen sittlichen Bewußtseins nicht haltbar seien, sondern daß diese Gedankengänge sich immer nur in wenigen Köpfen vollziehen. Eine größere Anzahl Begabter denkt ihnen dann nach, vertritt sie, und so gehen sie nach und nach durch Mittheilung in das Gesammtbewußtsein über. Und warum sollte gerade eine so mächtige ethische Richtung außerhalb des Gesichtsfeldes einer Gesellschaft für ethische Kultur bleiben?

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Virchow und Sophokles.

Nach einer im Alterthum weit verbreiteten Anekdote klagten die Söhne des Tragikers Sophokles ihren Vater des Schwachsinns an und beantragten, ihn unter Kuratel zu stellen. Diese von der Kritik vielfach angezweifelte Erzählung hat nach einer Mittheilung des Berliner Tageblattes nunmehr eine völlig ungeahnte Bestätigung gefunden.

Ein „Oberinspektor" Münter nämlich hat auf dem Wege nach Dekeleia bei Athen drei Einzelgräber aufgedeckt und den in einem dieser Gräber gefundenen Schädel Herrn Geheimrath Virchow zur Untersuchung übersandt. Der Schädel befand sich in „einem Marmorsarkophage mit dem Hirtenstabe"; wenn nun auch eine völlig unverdächtige Ueberlieferung aus dem Alterthume besagt, daß auf dem Grabdenkmale des Dichters eine Sirene abgebildet war, so ist der Herr Oberinspektor doch der Ansicht, den Schädel des Sophokles gefunden zu haben.

Herr Geheimrath Virchow hat an dem Schädel eine Plagiocephalie konstatirt, von der man, wie er sagt, „nach modernen Vorstellungen vielleicht eine Prädisposition zu verbrecherischen Handlungen ableiten" könnte. Allerdings fügt er hinzu, daß „frühere Pathologen dabei leichter der Exzentrizitäten der Dichter und Schwärmer gedachten." Man sollte meinen, daß sich beide Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Forschung vielmehr dahin vereinigen ließen, daß das dem Dichter fehlende innere Gleichgewicht einmal in der von den Söhnen beklagten Verschwendungsucht und außerdem in Tragödien von so hoher dichterischer Schönheit zum Ausdruck kam, daß sich der gesunde Menschenverstand ihrer kaum erwehren konnte.

Aber die Ausführungen des Herrn Geheimraths Virchow haben noch eine andere als diese speziell sophokleische Bedeutung: sie eröffnen den historischen Wissenschaften ganz neue Perspektiven, deren Verfolgung zu höchst bedeutenden Aenderungen, z. B. des Verhältnisses des protestantischen Deutschlands zum Katholizismus, führen kann.

Virchow giebt nämlich im Wesentlichen zwei Gründe für die Identität des jetzt gefundenen Schädels mit dem Kopfe an, aus dem die Chorgesänge entsprungen sind, deren hohe Schönheit den Aristophanes zu dem Ausspruch veranlaßten, der Mund des Sophokles sei so süß wie Honig gewesen.

Erstens „starb der Dichter im Herbst 406, 90 Jahre alt. Der Zustand des Gebisses ist damit in Einklang zu bringen." Hieraus lernen wir die unerfreuliche Thatsache, daß im Jahre 406 in Athen nur ein einziger Mann das Alter von neunzig Jahren erreicht hat.

Zweitens „erklärt unser Forscher, daß die anatomische Untersuchung des Schädels keinen Grund ergeben habe, der zu der Annahme

veranlaſſen könnte, der Menidiſchädel ſei nicht der des Sophokles". Wenn man bedenkt, mit welchem Spott gerade die Naturforſchung den Reliquienglauben und die Reliquienverehrung der katholiſchen Kirche übergeſchüttet hat, ſo wird ſich die ultramontane Welt nun darüber freuen können daß irgend einem Märtyrerknochen gegenüber künftig eine einfache Unterſuchung des Gebiſſes die hiſtoriſche Wahrheit an den Tag bringen wird: ſtimmt z. B. der Zahnbefund mit dem Alter des Patienten zu der Zeit, wo er das Martyrium erlitt, ſo „ergiebt die anatomiſche Unterſuchung keinen Grund", an der Identität der Reliquie zu zweifeln. Damit wird der Gegenſatz des Proteſtantismus gegen gewiſſe Seiten des Katholizismus auf eine ganz andere Baſis geſtellt als früher, ja vielfach überhaupt aufgehoben.

Sollen jedoch die neuen Wege, die Virchow der Philologie und Geſchichtforſchung weiſt, wirklich der Wiſſenſchaft zu Gute kommen, ſo iſt Eins dringend nöthig: eine authentiſche Veröffentlichung des Wortlautes ſeiner Ausführungen. Bisher lernte die gelehrte Welt Das, was die Mitglieder der höchſten wiſſenſchaftlichen Körperſchaft Deutſchlands entdeckt und erforſcht hatten, aus den akademiſchen Veröffentlichungen ſelbſt kennen und brauchte ſich nicht an die Vermittelung des Berliner Tageblattes zu halten. Hoffentlich wird denn auch Virchows Fund eben ſo publizirt werden wie Das, was Wilhelm von Humboldt, Böckh und Lachmann der Akademie vorgelegt haben, wenn auch natürlich nicht behauptet werden kann, daß dieſe großen Gelehrten derartig neue Wege gewandelt ſind wie Herr Virchow.

Jene erſehnte Veröffentlichung wird den zahlreichen Verehrern Virchows ohne Zweifel die aus ſeinen eigenen Worten zu ſchöpfende Gewißheit bringen, daß ſein Urtheil in erfreulicher Weiſe gegen zuerſt fremdartig ſcheinende Hypotheſen viel milder geworden iſt. Wenn Herr Oberinſpektor Münter, ohne noch die anatomiſch-pathogenen Gründe Virchows zu kennen, einen in einem Grabe bei Athen gefundenen Schädel ohne Weiteres für den des Sophokles hält, ſo iſt dies ohne Frage eine Hypotheſe von eben ſo viel Geiſt wie unerwarteter Kühnheit: Herr Geheimrath Virchow hat jedoch kein Wort des Tadels oder auch nur der Verwunderung dafür. Als dagegen Herr Hauptmann Böttcher, ein ſehr fleißiger, ehrlicher und ernſter Forſcher das ſogenannte Troja Schliemanns für eine Feuernekropole erklärte, da hatte Herr Geheimrath Virchow für dieſe höchſt beachtenswerthe Hypotheſe — die freilich eben nur eine Hypotheſe war — nur den Ausdruck: Furchtbarer Unſinn, womit ſelbſtverſtändlich in den Augen der von keiner Cliquenwirthſchaft beherrſchten anthropologiſchen Welt Böttcher abgethan war; denn nur auf die Anthropologen kommt es an: was Philologen und Hiſtoriker über Schliemann und Troja denken, daran kehrt ſich heut zu Tage längſt kein vernünftiger Menſch mehr.

Hamburg. Profeſſor Dr. F. Eyſſenhardt.

Nochmals Bauernnoth und Bauernkredit.

In meinem letzten Artikel*) ist bereits ein Hauptstück körperschaftlicher Organisation des Realkredites, die Begrenzung freier Kreditverfügung bei der Realkreditkörperschaft auf einen Höchstbetrag, den ich den Freikredit nannte, erörtert worden. Freikredit wäre nämlich der Theil des bei der Körperschaft zur Verfügung stehenden Realgesammtkredites, über dessen Verwendung das Körperschaftmitglied keine Bestimmung voraus anzugeben und keine Kontrole zu erleiden hätte. Aber nur aus diesem Freikredit und bis zu dessen Höchstbetrag könnten zum Zweck der Besitzerwerbung Schulden und zwar nur tilgbare Schulden gemacht werden. Eine Besitzverschuldung darüber hinaus und hiermit eine Besitzüberzahlung im Erbgang und Kauf mit allen ihren bösen Folgen könnte nicht mehr stattfinden; eine Hauptquelle der Bauernnoth wäre verstopft.

Soll denn nun etwa über einen angemessenen Freikredit hinaus weiterer Realkredit gar nicht oder nur sehr beschränkt gegeben werden? Gerade das Gegentheil soll stattfinden. Auch allem anderen land- und familienwirthschaftlichen Bedarf soll eben durch die Freikreditabgrenzung ein verhältnißmäßiger Kreditspielraum zur Haupt- und Nachhypothek offen gehalten und die Einrichtung weiter dahin getroffen werden, daß auch der Personalkredit auf freigenossenschaftliche Weise nach streng wirthschaftlichen Grundsätzen erst zur vollen Entwickelung gebracht werde. Nicht eingeengt, sondern reichstens entfaltet soll auf standesgemeinschaftlichem Wege aller bäuerliche Kredit werden. Das kann aber nur dann den vollen Segen bringen, wenn der Mißbrauch des also erweiterten Kredites abgeschnitten wird, d. h. nur dann, wenn die Inanspruchnahme dieses weiteren Real- und des Personalkredites nur für bestimmte Zwecke wirthschaftlicher Art stattfinden darf und wenn der Kreditnehmer einer Kontrole wirklicher Verwendung für diese Zwecke, sowie der Verpflichtung zur möglichst raschen Schuldtilgung sich unterwirft. Ohne diese zwei Voraussetzungen würde das Recht auf körperschaftlichen Real- und auf genossenschaftlichen Personalkredit lediglich der unwirthschaftlichen Verschuldung größten Vorschub leisten. Alle Kredite über den Freikredit hinaus: hypothekarische, nachhypothekarische und personelle, wären also zu binden.

Unter gebundenem Körperschaft-Realkredit verstehe ich die Summe jener weiteren Realkredite, die für bestimmte Verwendungzwecke nachgesucht und für diese benannten Zwecke auch wirklich verwendet werden müssen. Je nach der Art der Verwendung wird auch die Tilgung geregelt; je rascher

*) Nr. 44 der „Zukunft".

das Geld, das in den Betrieb gesteckt ist, durch den Absatz wieder hereinkommt, desto kürzer ist die Tilgungfrist zu bemessen, und Darlehen, die zur Anschaffung verbrauchlicher Betriebsmittel verwendet werden, müßten bald, möglichst nach der ersten guten Ernte, zurückgezahlt werden. Durch diese Tilgung, welche sich genau dem Tempo des Wiederhereinkommens der Verausgabungen anschmiegt, würde es bewirkt werden, daß immer aufs Neue freie Vermögens- und Kreditreserven für jede Wirthschaft sich bilden.

Auf die Zweckentfremdung gebundener Kreditgewährungen wäre die nachtheilige Folge zu setzen, daß die Körperschaft das Recht hätte, ausnahmsweise das Kapital zu kündigen, unter Freihaltung eines einfachen Beschwerdeweges an ein unparteiisches Schiedsorgan. Die Entfremdung von gebundenem Kredit zum Zweck heimlicher Güterüberzahlung über das im Freikredit gesetzte Maß hinaus könnte sogar mit Strafen belegt werden.

Die Kreditbindung ist nun in verschiedener Weise denkbar. Entweder wird der gebundene Gesammtkredit, etwa 40 Prozent des Gutsanschlages, gefächert, so daß etwa 10 Prozent für Melioration, 8 Prozent für Material- und Vieherwerbung, 8 Prozent für Betheiligung an Genossenschaften u. s. w. vorbehalten werden, oder es steht dem Kreditnehmer frei, das Verhältniß selbst zu bestimmen, in welchem er den gebundenen Gesammtkredit auf die verschiedenen statthaften Zwecke vertheilen will. In diesem Falle könnte er den verfügbaren Gesammtkredit auch auf einmal beheben; nur die Verwendungszwecke müßte er auch dann angeben, damit die Tilgung danach geregelt werden kann.

Das Fächerungverfahren wäre „schematisch" und mit der wünschenswerthen Freiheit guts- und familienwirthschaftlicher Bewegung wohl kaum verträglich. Darum wird sich das zweite, freiere Verfahren, möglichst unter Dazwischentreten geeigneter Genossenschaften, empfehlen; lediglich für einzelne Arten gebundener Kredite, z. B. für Geldaufnahme zu Meliorationzwecken, könnte die Absonderung oder Fächerung in Frage kommen. Gegen das freiere und viel einfachere Verfahren läßt sich auch das nicht einwenden, daß der Darlehnsnehmer sich dabei durch ungeschickte Wirthschaft leichter und rascher ruiniren könne. Diese Möglichkeit ist allerdings gegeben, aber gegen den Untergang aus eigener individueller Schuld giebt es überhaupt eine Sicherstellung nicht. Diese Möglichkeit begründet es noch lange nicht, die individuelle Betriebsfreiheit in spanische Stiefel zu schnüren, jeden Oekonomen am „schematischen" Gängelband zu führen, auch die Körperschaft-Bankverwaltung sehr bedeutend zu erschweren und zu vertheuern.

Für zulässige, aber gebundene Kredite würden nun hauptsächlich folgende Arten von Darlehnsverwendungen in Frage kommen: Kredite für Gutsverbesserungen, Bauten und Reparaturen (Meliorationen); Kredite

für die Anschaffung von lebenden und nichtlebenden Betriebsmitteln gebrauchlicher Art wie Vieh, Maschinen, Geräthe u. s. w.; weitere Kredite für die Anschaffung verbrauchlicher Betriebsmittel: für Lohnzahlung, Futter-, Saatgut-, Dünger-Ankauf u. s. w.; ferner Kredite für Kinderausstattungen und andern Familienbedarf u. s. w.; sodann Kredite für Realversicherung jeder Art, bezw. für die Erholung von Seuchen-, Brand-, Hagel- und Ueberschwemmungs-Schaden; endlich Kredite für persönlichen Unterhalt und für Behauptung der Wirthschaft bei außerordentlichen Nothständen, wie sie aus Futtermißwachs, Körnermißwachs, Mißrathen von Handelspflanzen hervorgehen. Es sollten nicht allzu viele Kategorien sein; für jede aber müßte die Tilgung auf eine jede Willkür ausschließende Weise bestimmt werden nach Maßgabe der durchschnittlichen Zeit, binnen welcher die Verausgabung erfahrungmäßig wieder hereinkommt oder die Erholung stattfindet.

Die Vollziehung jeder Gattung gebundenen Kredites könnte verschieden ausgestaltet werden. Der Kreditnehmer kann sich entweder unmittelbar an die Körperschaft wenden und von ihr auch unmittelbar sich kontroliren lassen. Oder er kann durch Vermittelung einer Genossenschaft, welche die gesetzlichen Bedingungen erfüllt, — ich will sie die eingeschriebene landwirthschaftliche Genossenschaft nennen — seinen Kredit nehmen und der Kontrole dieser Genossenschaft sich unterwerfen. Meines Dafürhaltens wäre dieser zweiten Art der Kreditvollziehung, soweit sie nur immer anzuwenden ist, der Vorzug zu geben. Auf diesem Wege wird die Kontrole von der Körperschaft ab- und auf eine kontrolfähigere engere Verbindung (möglichst von der Art der hierin so bewährten Raiffeisenschen Darlehenskassen) übergewälzt werden; der Kreditnehmer selbst wäre den Indiskretionen der mehr öffentlichen körperschaftlichen Kontrole entrückt. Besonders für alle gebundenen Kredite mit mehr oder weniger kurzfristiger Tilgung wird genossenschaftlicher Kreditvollzug wünschenswerth sein. Allein erzwingen läßt sich der Beitritt zu Genossenschaften nicht und für Kredite, deren Verwendung sich selbst kontrolirt, wie diejenigen für Feldmelioration, Wirthschaftbauten, Steuerzahlung, Zwangsversicherungbeiträge, für die Kredite zur Kinderausstattung u. s. w., ist die Abdrängung von der unmittelbaren, individuellen zur genossenschaftlich vermittelten Vollziehung der körperschaftlichen Kreditgewährung auch nicht erforderlich. Man wird daher beide Wege offen halten müssen und mehr durch gewisse Vortheile, durch Gebührenersparung, durch die größere Einfachheit und Kontrolverschwiegenheit des genossenschaftlich vermittelten, mit dem genossenschaftlichen Personalkreditwesen sich verschmelzenden Realkredites es versuchen, die Körperschaftmitglieder zur Genossenschaftbetheiligung hinzudrängen.

Auf die einzelnen Arten gebundenen Kredites ist hier nicht weiter

einzugehen. Ich beschränke mich auf zwei Bemerkungen. Die eine dieser Bemerkungen bezieht sich auf den Meliorationkredit; seine Tilgung wird langfristiger zu terminiren und beim nächsten Besitzwechsel wird der Rest der Schuld aus dem Freikredit zur Tilgung zu bringen sein. Die Kredite für zwangsweise und freiwillige Versicherung gegen Viehschaden, Brandschaden, Hagelschaden u. s. w. werden so kurz, als es mit der Erholung von Schaden verträglich ist, zu terminiren sein.

Noch ist nicht von der Möglichkeit der Bestellung von Nachhypotheken innerhalb der körperschaftlichen Realkreditorganisation die Rede gewesen. Raum für diese Bestellung ist innerhalb des Ertragswerthanschlages der Güter ja wirklich noch vorhanden. Denn nur bis 80, höchstens 90 pCt. dieses Anschlages soll bisheriger Annahme zufolge die ordentliche Beleihung theils für Freikredit, theils für gebundenen Kredit erster (einziger) Hypothek gehen. Es erübrigen also mindestens 10 bis 20 Prozent Realwerth für nachhypothekarischen Realkredit, und sogar noch mehr, wenn der wirkliche Erlös aus versteigerten Gütern den Ertragswerthanschlag auch künftig mehr oder weniger übersteigen würde. Es ist kein Grund, diesen Realwerthspielraum für nachhypothekarische Beleihung unbenutzt liegen zu lassen. Nur darauf kommt es an, auch den außerordentlichen, nachhypothekarischen Realkredit positiv in derselben Richtung zu organisiren, in welcher nach den gemachten Vorschlägen der ordentliche Realkredit ausgestaltet sein würde. Daraus ergeben sich einfach ganz bestimmte Forderungen für die Behandlung des nachhypothekarischen Realkredites.

Einmal wäre auch der nachhypothekarische Realkredit ein gebundener Kredit, welcher nur für bestimmte Zwecke zur körperschaftlich oder genossenschaftlich kontrolirten Verwendung gegeben werden dürfte. Andere Privatschulden als diejenigen von anerkannten eingeschriebenen Landwirthschaftgenossenschaften dürften auch nachhypothekarisch nicht eingetragen werden. Vor Allem wären es bestimmte Nothstandskredite, welche insoweit, als innerhalb der 80 Prozent des ordentlichen Körperschaftkredites Deckung für Nothvorschüsse nicht mehr vorhanden wäre, auf Nachhypothek erster Priorität anzuweisen wären. Für die Selbstversicherung gegen Hagelschaden, Seuchenschaden, Mobiliarbrandschaden, Futter- und Körnermißwachs wäre hiermit die Nachhypothek erster Ordnung verfügbar; die Tilgung würde so zu terminiren sein, wie es durch die zur Erholung erforderliche durchschnittliche Zeit gewiesen ist; sehr lange würde diese Tilgungfrist, da magere und fette Jahre in raschem Schwanken durcheinander laufen, nicht ausfallen. Die erste und wichtigere Organisation des Nothkredites läge freilich darin, daß die ganze Einrichtung des ordentlichen Hypothekarkredites darauf abzielen müßte, immer wieder ordentliche Kreditnothreserven durch die Tilgung frei zu stellen.

Auch für die Gewährung nachhypothekarischen Kredits hätte die Körperschaft die Geldmittel zu beschaffen. Nur müßten dem körperschaftlichen Realkreditinstitut dafür auch besondere Sicherheiten gestellt werden; denn ungedeckten Kredit über 80 bis 90 Prozent des muthmaßlichen Guterlöses hinaus kann die Körperschaft schlechterdings nicht gewähren. Die besonderen Sicherheiten beständen theils in bestimmten außerordentlichen Nothstands-Reservefonds, welche von der körperschaftlichen Bank selbst anzusammeln wären, theils in Gewährleistungen von dritter Seite: in Staatsgarantie, in Gemeindegarantie, in Genossenschaftgarantie, in Bürgschaften und Werthhinterlegungen, in Beiträgen privater Wohlthätigkeit.

Bei diesen aphoristischen Bemerkungen über den nachhypothekarischen Kredit mag es sein Bewenden haben. Ich habe den nachhypothekarischen Realkredit körperschaftlicher Art nur deshalb erwähnt, um zu zeigen, daß bauerschaftliche Realkreditorganisation den letzten Pfennig beleihungwürdigen Gründbesitzwerthes für jeden wirthschaftlich begründeten Realkredit zu verwerthen vermag. Für so außerordentliche Fälle, wie es die heurige Futternoth ist, würden auch die außerordentlichen Nothreserven in Zukunft völlig bereit vorliegen. Zuerst und hauptsächlich im ordentlichen hypothekarischen Realkredit, aber auch im außerordentlichen nachhypothekarischen Realkredit körperschaftlicher Art wäre hiernach ein vollständig schlagfertiger Apparat, ein völlig zuverlässiger Stützpunkt für die Staats- und andere Nothstandshilfe offen ersichtlich und auf nichtkommunistische Weise geschaffen.

Die Grundlinien einer ausführbaren standeskörperschaftlichen Organisation des bäuerlichen Realkredits sind nun wohl mit hinreichender Schärfe gezogen. Allein von der Rückwirkung auf den bäuerlichen Personalkredit und von der fruchtbaren organischen Verbindung zwischen Real- und Personalkredit, zwischen körperschaftlicher und freigenossenschaftlicher Solidarität des Bauernstandes ist noch zu reden.

Demnach geht die erste der weiter zu beantwortenden Fragen dahin: Würde denn die vorgeschlagene Ausgestaltung des bäuerlichen Realkredites nicht dem bäuerlichen Personalkredit, d. h. der Möglichkeit, rein aus der persönlichen wirthschaftlichen Vertrauenswürdigkeit heraus ohne Einsetzung von Unterpfändern und von Faustpfändern Kredit zu finden, auf bedenkliche Weise Abbruch thun? Diese Frage läßt sich unbedingt verneinen. Vielmehr eine Förderung des Personalkredites müßte die Folge sein.

Es ist einleuchtend, daß der Bauernstand, wenn er vor der Besitzüberzahlung und deren ruinösen Folgen völlig bewahrt wäre, wenn ferner alle über den Freikredit hinaus genommenen Kredite an die Verwendung für wirklich wirthschaftliche, Zwecke gebunden sein würden, wenn der Bauernstand allen freien und allen gebundenen Kredit sachgemäß zu

tilgen hätte, wenn er hierdurch für jeden Personalgläubiger in seiner wirthschaftlichen Lage viel durchsichtiger geworden wäre, wenn kein dritter Privatgläubiger mit nachträglicher Hypothekareintragung den anderen Personalgläubigern zuvorkommen könnte, — es ist einleuchtend, daß, wenn das Alles nun zuträfe, der Bauernstand in solcher Lage, welche ihm die bauerschaftliche Realkreditorganisation wirklich und vollständig verschafft, auch zur Personalverschuldung weit kreditwürdiger für Verwandte und für dritte Nahestehende geworden sein würde. Hieran würde auch dadurch nichts geändert werden, daß Personalschulden künftig eine Zwangsvollstreckung in den Grundbesitz nur beim Besitzwechsel finden könnten. Zwar jener Personalkredit, den jetzt in die Illusionen des Realkredites sich einwiegt, wäre ausgeschlossen; aber dieser Kredit ist kein reiner Personalkredit, sondern ein vorbehaltener, ungeordneter Realkredit. Den gesunden Realkredit aber bringt ja die körperschaftliche Organisation voll und geordnet zur Befriedigung und das ganze Kreditbedürfniß, das jetzt auf illusionären Realkredit dieser Art sich stützt, wäre sofort im wirklichen Realkredit gedeckt. Ausgeschlossen wäre lediglich derjenige Personalkredit, welcher ins Verderben stürzt, jener Personalkredit, wie er namentlich beim bäuerlichen Landwirth vorkommt. Ausgeschlossen wäre die Freiheit, Forderungen aus solchen verderbenden Kredit durch nachträgliche Eintragung und durch willkürliche Herbeiführung des Konkurses wucherisch auszunützen und damit den Schuldner zu ruiniren, sowie die nichtwucherischen Personalkreditgläubiger zu schädigen. Dies könnte jedoch nur als eine positive Reinigung des Personalkreditwesens durch gute Organisation des Realkredites willkommen geheißen werden. Die Rückwirkung des bauerschaftlichen Realkredites auf den bauerschaftlichen Personalkredit wäre schon hiernach eine höchst günstige. Beim nichtwucherischen Leihkapital wäre mehr wohlbegründetes Vertrauen zur Person geschaffen und beim bäuerlichen Grundbesitzer mehr Drang, wirthschaftliches Vertrauen zu verdienen, möglichst viel vom Realkredit für kommenden Kreditbedarf sich freizuhalten, möglichst auf Grund unbezogenen Realkredites das Vertrauen von Personalkredit-Gläubigern zu finden. Die Wucherfreiheit wäre auch aus dem ganzen bäuerlichen Personalkreditwesen gründlich und vollständig hinausgeschafft. Die verderbende anarchische Freiheit der Isolirung wäre zugleich im Personal- wie im Realkredit beseitigt, und durch fruchtbarste Solidarität ersetzt. Der Personalkredit tritt beim Immobiliarbesitz zwar überhaupt zurück; die Motive zum Miquelschen Ergänzungsteuergesetz schätzen die hypothekarische Gesammtverschuldung des städtischen und ländlichen Grundbesitzes Preußens auf 16 Milliarden, die Personalkreditverschuldung auf nur 500 Millionen Mark. Immerhin wird allgemein angenommen, daß beim bäuerlichen Besitz die Personalverschuldung

verhältnißmäßig stärker ist. Die Wirkung, daß dem gesunden bäuerlichen Personalkredit durch körperschaftlichen Realkredit die Bahn freier gemacht werden würde, darf deshalb nicht gering angeschlagen werden.

Immerhin müßte die bauerschaftliche Organisation des Personalkredites unmittelbar eine freigenossenschaftliche bleiben, sie selbst dürfte nicht zwangskörperschaftlich werden. Dies führt zu der Frage: Welche Rückwirkung würde die körperschaftliche Organisation des Realkredits auf das Genossenschaftwesen des Bauernstandes überhaupt ausüben? Nur eine überaus günstige! Man erkennt dies sofort, wenn man die Kredit- und die Betriebs-Genossenschaften des Bauernstandes auseinander hält.

Also zuerst das Verhältniß zu den Kreditgenossenschaften, als deren anerkannt hervorragendste Erscheinung die Raiffeisensche Darlehenskasse sich darstellt.

Sie ist eine freie Kreditgenossenschaft. Sie giebt hauptsächlich Betriebskredit, theils realen, gedeckt durch Bürgschaft, Werthpapiere u. s. w., theils personellen, ohne Unter- und Faustpfand. Sie nimmt nur Bauern als Mitglieder auf, und zwar nur Bauern in der Zahl bis etwa 300 Mitglieder höchstens, und nur Bauern, die ortsansässig sind. Durch die örtliche Beschränkung erreicht sie es, daß die Mitglieder, die durch Solidarhaft sehr verantwortlich aneinander gekettet sind, einander in der wirthschaftlichen Verwendung der Kredite vollständig kontroliren können. Die Raiffeisensche Kredit-Genossenschaft giebt nämlich nur Das, was ich den gebundenen Kredit genannt habe. Verzinsliche Geschäftsantheile giebt es dort nicht; lediglich für die Bildung des Reservefonds, bezw. der „Stiftungfonds", sowie für den bezahlten Rechner werden Theile des Jahresüberschusses zurückbehalten. Die Verwaltung ist unentgeltlich und die Leitung liegt thatsächlich oder formell vielfach in der Hand des Ortspfarrers und des Lehrers. Die sittliche Hebung der Mitglieder bildet einen Grundzweck dieser Darlehenkasse. Aus den Jahresüberschüssen wird allmählich der untheilbare „Stiftungfond" angesammelt, der bestimmt ist, kommenden Generationen billigen, möglichst unentgeltlichen Kredit zu gewähren. Die einzelnen Darlehenskassen sind zu größeren Verbänden vereinigt. Eine Centralisation der bankmäßigen Geldverwaltung und der geordneten Kassenrevision sowie der Rathertheilung ist theils organisirt, theils erstrebt. Diese Darlehenskassen haben sich rasch und weit verbreitet, namentlich am Rhein und am Main, in Südostdeutschland, Thüringen, Schlesien; sie sind jedoch noch lange nicht eine allgemeine Einrichtung des deutschen Bauernstandes.

Es leuchtet nun sofort ein, daß bäuerliche Kreditgenossenschaften jeder Art, zwar nicht blos die Raiffeisenschen Darlehenskassen, aber doch gerade auch diese, durch die bauernschaftliche Realkreditorganisation nur

gewinnen könnten und einer allgemeinen Ausbreitung zugeführt werden würden. Jeder Bauer hätte bei seiner Realkreditkörperschaft für die Regel noch mehr oder weniger Verfügung über freien und gebundenen Realkredit. Diesen kann er ganz oder theilweise — das Genossenschaftstatut kann einen bestimmten Theil obligatorisch festsetzen — seiner Genossenschaft abtreten, die ihrem eigenen Personalkredit damit eine starke Sicherheit gäbe und selbst in die Lage käme, in dem von ihren Genossen abgetretenen Gesammtausmaße unkündbare, ordentlich tilgbare Kredite bei der Körperschaftkasse zu erheben. Der Personalkredit wird hierdurch mächtig gesteigert, die Geldnoth, welche in Krisen durch Kündigungen der Genossenschaftgläubiger jedenfalls möglich ist, wäre so gut wie ausgeschlossen, der Genossenschaftkredit unumstößlich gesichert. Für etwaige Garantie- und Vorschußhilfe in außerordentlichen Zeiten wäre ein sicherer Ausführungsapparat gewonnen. Der Umstand, daß die Genossenschaft namentlich die kurzfristigen Realkredite vermitteln und die Kontrole der Verwendung an Stelle der Körperschaft übernehmen würde, wie schon mein letzter Artikel vorläufig angedeutet hat, würde es bewirken, daß die Genossenschaft auch den personellen Betriebskredit individuell richtiger beurtheilen und leichter gewähren kann. In der Genossenschaft kann das Ineinanderfließen von Real- und Personalkredit, das sonst so störend ist und der Wucherverstrickung Vorschub leistet, auf vollkommen gesunde Weise aufrechterhalten werden. Der Genosse hätte, so weit er bei der Körperschaft Deckung durch Realkredit giebt und geben kann, unkündbaren Kredit auch bei der Genossenschaft. Und kaum zweifelhaft ist es, daß die Genossenschaften in die Lage kämen, für allen Kredit, auch für denjenigen, welchen sie rein personell gewähren, durch unkündbare Schuldverschreibungen (Genossenschaftbriefe) Deckung zu finden; solche Schuldbriefe könnten solidarisch von allen Genossenschaften auf den Inhaber oder den Namen ausgegeben werden. Ferner könnte die an den körperschaftlichen Kredit angelehnte Kreditgenossenschaft jedes kapitalistischen Beisatzes entledigt werden; zur Einführung des Institutes der Geschäftsantheile auf Dividende wäre kein Anlaß gegeben. Wohl aber wäre der „Stiftungfond" der Raiffeisenschen Kassen in Gestalt der Ansammlung untheilbarer Fonds, die in Nothstandszeiten außerordentliche Vorschüsse, Zins- und Tilgungstundungen gestatten, allgemein nachahmbar. Hiernach bildet eine körperschaftliche Organisation des bäuerlichen Realkredites wirklich die sichere Grundlage für die Verallgemeinerung der Personalkredit-Genossenschaft.

Umgekehrt würde diese wiederum allgemein zum Stützpunkt des Realkredites werden, sobald die Kreditgenossenschaften allgemein geworden wären. Diese würden auch den gebundenen Realkredit, namentlich den Betriebs-

kredit vermitteln und zu Gunsten der Realkreditkörperschaft kontroliren. Die Körperschaft käme vielleicht selbst in die Lage, eine besondere örtlichen Verwaltungverzweigung ganz entbehren zu können; die eingeschriebene Kreditgenossenschaft wäre ihr Lokalorgan geworden. Und eben so wäre das Netz der Kreditgenossenschaften der stets bereite Apparat für die orts- und personalkundige Nothstandsselbsthilfe und für die Nothstandsaußenhilfe bis in das letzte Dorf hinaus.

Nun wäre die Kreditgenossenschaft zu einer allgemeinen Einrichtung geworden, was die Raiffeisensche Darlehenskasse nicht ist und nie ganz werden kann. Die allgemeine Ausbreitung der bäuerlichen Kreditgenossenschaft würde auch ohne Beitrittszwang stattfinden; denn wenn die unmittelbare Beleihung und Kontrole durch die Körperschaft umständlicher, unbequemer, kostspieliger wäre, so würde jedes Körperschaftmitglied, das in die Lage käme, über den Freikredit hinaus gebundenen Kredit in Anspruch zu nehmen, veranlaßt sein, einer Kreditgenossenschaft beizutreten. Es käme nur darauf an, hierfür eine Auswahl kreditgenossenschaftlicher Organisationformen zur Verfügung zu stellen. Auch das kann geschehen. Ich gehöre zu den wärmsten Freunden der Raiffeisenschen Darlehenskassen. Als die allein richtige Form des genossenschaftlichen Bauernkredites vermag ich sie dennoch nicht anzusehen.

Da ist es die Solidarhaftung, welche wohlhabendere Oekonomen von der Theilnahme an Genossenschaftskassen bis jetzt abhält und die Ausbreitung über den mittleren Bauernstand beeinträchtigt. Nun ist aber Solidarhaftung nur insolange erforderlich, als die Kreditgenossenschaft keinen körperschaftlichen Realkredit zum Stützpunkt hat; ist dieser vorhanden, so kann auch die beschränkte Haftbarkeit unbedenklich Platz greifen, was den wohlhabenderen Oekonomen den Entschluß zum Beitritt leicht macht. Unter der selben Voraussetzung werden die Kreditgenossenschaft-Unterbezirke auch etwas größer angelegt werden dürfen, was gestatten würde, auch außerhalb des Kreises der Landpfarrer und der Landlehrer die nicht auf sittenpolizeiliche Einmischung ausgehenden Vorstände zu suchen; es ist eben nicht Jedermanns Sache, in eine Kreditgenossenschaft, welche sich zum Sittenzuchtvereine ausgewachsen hat, einzutreten. Gebe man also in einem Gesetz über eingeschriebene bäuerliche Kreditgenossenschaften den Beitritt zu und die Wahl unter verschiedenen Kassenformationen nur immer frei, so wird sich die allgemeine Betheiligung der Oekonomen auch an der freien Kreditgenossenschaft schon einstellen.

An die Kreditgenossenschaft lehnt sich jetzt schon sehr umfassend ein nicht für den Kredit berechnetes Genossenschaftwesen an. Auf die Raiffeisenschen Darlehnskassen stützen sich in Gestalt der „Unter-

genossenschaft" bäuerliche Vereinigungen zu gemeinsamer Betriebsführung für die verschiedensten Zwecke an: für gemeinsame Butterbereitung und Käsebereitung, Milchabsatz (Molkereigenossenschaften), für gemeinsame Anschaffung von Maschinen, Geräthen, Vieh, Saatgut, Dünger, für gemeinsamen Absatz und für Zubereitung zum Absatz nach Sorten und im Großen. Dieses Genossenschaftwesen ist ganz dazu geschaffen, den Bauernstand von der Ausbeutung auch durch das Handelskapital in jeder Hinsicht frei zu machen. Nur muß die Möglichkeit der Betheiligung für den ganzen Stand hergestellt werden. Diese Möglichkeit wird jedoch durch die allgemeine körperschaftlich-genossenschaftliche Kreditorganisation des Standes wirklich geschaffen. Wäre diese einmal gegeben, so ist der Bauernstand befähigt, die Viehstände auch bei Futternoth zu behaupten, dem Händler gegenüber als gewachsener Gegner überall im Preiskampf aufzutreten, wirthschaftlich zu kaufen und zu verkaufen, nur mit soliden Händlern und mit dem Großhandel in Verkehr zu treten. Wenn der Bauer dies jetzt nicht vermag, so trägt lediglich die hyperindividualistische Isolirung, der Mangel an standesgemeinschaftlicher Kredit- und Handelsorganisation die Schuld. Den rechtzeitigen Kauf und Verkauf im Großen und nach Sorten zu wucherfreien Preisen ermöglicht nur eine solche Organisation.

Genossenschaftlich oder in Eigenwirthschaft würden weiter die Mittel aufgebracht werden können, um Waagen zum Schutz gegen Gewichtbetrug, um Dresch- und Putzmaschinen anzuschaffen, um Einrichtungen für gemeinsame Sortirung, Lagerung, Verpackung zu treffen und schon die gelagerte Waare beleihbar und marktgängig zu machen.

* * *

Wirft man zum Schlusse dieser Betrachtungen auf die Wirkungen standesgemeinschaftlicher Organisation des ganzen bäuerlichen Kredites einen kurzen vorläufigen Blick, so wird man sagen dürfen: Der Bauernstand wäre von den Leihwucherern und von der Handelsausbeutung durch das Privatkapital fast hermetisch abgeschlossen. Er hätte dann reicheren und sicheren Real- und Personalkredit, er würde sich die Vermögen- und Kredit-Nothreserven immerfort wieder selbst verschaffen, vor allem Anfang aber sich der unwirthschaftlichen Ueberschuldung fast vollständig entziehen. Der Apparat der Selbst- und der Außenhilfe stände stets schlagfertig bereit.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.

Verschiedene Eheformen.

Ein Vortrag.

Die Eheformen, meine verehrten Damen und Herren, — das ist ein eigenartiges Kapitel mit vielen Wunderlichkeiten, von denen bisweilen das moderne Menschenkind sich händeringend abkehren möchte. Aber die Wissenschaft kennt kein schön und häßlich, und was einmal in der Welt bestanden hat, das ist nach dem Ausspruch unseres größten Denkers, weil es war, in seiner Art vernünftig gewesen.

Nichts sonderbarer nach der Anschauung von uns allen, soweit wir uns in Europens Gauen mehr oder minder unseres Lebens freuen, als die Gruppenehe; die Gruppenehe? Ja, eine Ehe, wo nicht jeweils ein Individuum das andere, ein Männchen das Weibchen zum Gatten nimmt, sondern eine Horde die andere, und da natürlich in jeder Horde Männchen und Weibchen sind, kreuzweise die Männer der Horde A die Weiber der Horde B und umgekehrt. Das giebt merkwürdige Verhältnisse: nicht der Einzelne, sondern die Horde ist Vater und Mutter, das Kind ist eine „Tochter des Regiments"; alle Hordenkinder sind Brüder und Schwestern, und die Herren der Horde A betrachten unterschiedlos die Damen der Horde B als ihre Ehefrauen und Gemahlinnen. Schließlich wird der Bruder der Mutter von selbst zum Schwiegervater, und so entstehen Verwandtschaftbilder, die wir im Schweiße des Antlitzes aufs Papier zeichnen, während sie dem Australneger ganz selbstverständlich sind, denn er wächst mit ihnen auf.

Nun, Alles hat seine Zeit, auch die Hordenehe; sie tritt in den Schooß der Vergessenheit und die Einzelehe entsteht: nicht nothwendig so, daß ein Mann ein Weib hat, sondern so, daß ein Mann ein oder mehrere Weiber, ein Weib einen oder mehrere Männer hat, aber doch eben individuell, der Einzelne den oder die Einzelnen.

Ja die Polygamie! sie ist auf dem Erdball äußerst verbreitet! allerdings etwas luxuriös, und der arme Mann, wie er nur ein Kleid hat, kann auch nur ein Weib haben; aber der Reiche, aber der Häuptling! Manche Philosophen haben gar noch von einer naturgemäßen Anlage der Männer zur Polygamie gesprochen — entsetzlicher Schopenhauer!

Doch die Polygamieformen sind wieder sehr verschieden; so die chinesische Form mit einer Haupt- und mehreren Nebenfrauen: da ist die Hauptfrau die Herrin des Hausstandes und die Nebenfrauen sind eben die besseren Dienerinnen und Hausmädchen, — nicht eben sehr erbaulich, aber es herrscht tüchtig Ruhe und Ordnung im Haus.

Die zweite Polygamieform ist die des Islam, wo alle (vier) Frauen einander gleichstehen. Zwar sind die Frauen stets, insbesondere auch unter

sich, das Muster der Verträglichkeit und Friedfertigkeit gewesen, namentlich im Hausstande, aber manche Gesetzgeber des Orientes waren übermäßig vorsichtig und gaben genaue Vorschrift, daß der Mann keine Frau bevorzugen solle. Der Mann würde sich sehr vergeben, wenn er etwa die eine Frau zur Lieblingsfrau machen wollte; und wenn er verreist, so hat er gerade die Frau mitzunehmen, welche an der Reihe ist.

Nun giebt es auch umgekehrt Völker, wo eine Frau mehrere Männer hat; auf der Wunderinsel Ceylon waren früher solche Verhältnisse, und im Geheimen wuchern sie wohl noch heute fort. Es leben auch Völker, wo die Frauen alle paar Wochen oder Monate die Männer wechseln, so die Nairs an der indischen Südwestküste; und für wechselsüchtige Frauen giebt es daher immer noch Orte, wo ihr letzter Wunsch Wirklichkeit ist.

Es giebt aber noch weitere Merkwürdigkeiten. Die Ehe nach Mutterrecht ist manchen Frauen als sehr begehrenswerth erschienen und manche haben ihre Wiedereinführung, gewünscht, wobei sie der Männerwelt möglichst gütige Behandlung versprachen. Denn beim Mutterrecht ist die Frau Alles und der Mann nichts. Die Kinder gehören der Frau und gehen den Mann nichts an, die Frau bildet mit ihrem Bruder einen Bund des Hauses und der Bruder steht zu ihren Kindern in der zärtlichsten Beziehung, das Erbrecht geht nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom Onkel auf den Neffen. Da hat die Frau eine hervorragende, geachtete Stellung, kein Mann unterdrückt sie und die Erziehung der Kinder steht ihr vornehmlich zu. Das klingt auch mancher modernen Frau sehr plausibel; nur den Bruder möchte sie weg haben und ein bescheidenes Recht würde sie dafür dem Manne gern einräumen.

Die Weltgeschichte hat es anders beschlossen, sie hat das Mutterrecht meist überrumpelt. Die Männer wollten es nicht mehr so, sie raubten, stahlen oder erhandelten die Frauen und machten sie zu Dienerinnen und Sklavinnen. Jetzt war der Mann Herr des Hauses und ein Tyrann comme il faut. Da begannen für die Damen schlimme Tage der Trübsal und Unterthänigkeit; denn die Männerwelt war damals noch nicht sehr rücksichtsvoll. Daß der Mann die Frau sogar verkaufte, war nicht selten, und nach dem Tode des Mannes fiel sie an seinen Bruder oder an den Stiefsohn, bis man es allmählich ihrer Familie gestattete, sie auszulösen.

Bei manchen Völkern kann der Mann nach Vater- oder nach Mutterrecht heirathen; natürlich ist ihm das Vaterrecht viel angenehmer; aber das geht nicht so einfach: die Frau will gekauft sein und kostet ein ganzes Vermögen, oder der Mann muß ein paar Jahre lang dienen. Das braucht er nicht, wenn er sich ins Mutterrecht begiebt, aber es ist auch darnach Dann wird er völlig in das Haus der Frau eingeschlachtet, ohne Recht und

ohne Vermögen, selbst seinen ehrlichen Namen muß er aufgeben. Diese Eheform hat sich vielfach erhalten, wo die Tochter eine Erbtochter ist, wo es an Söhnen fehlt und darum die Tochter ihre Familie fortsetzen soll — da muß eben irgend ein Mann sich unter das Joch der Frau und der ganzen weiblichen Verwandtschaft beugen, die ihn als einen guten Teufel behandeln, an dem man seine besten Launen auslassen kann . . . Brr!

Noch giebt es einige Eheformen der sonderlichsten Art, bei deren Erwähnung die Modernen vor Verwunderung aufzuschreien pflegen. Die Pflanzenenehe — ja die Pflanzenehe, — man verheirathet sich mit einer Palme oder einer Blume, oder auch, man verheirathet sich mit einem Kruge, einem Blumenstrauß. Alles das kommt in Indien vor. Die Ehe wird mit allem Gepränge geschlossen. Die Frau, die so verheirathet ist, darf nicht wieder heirathen; so kommt es vor, daß ein Mädchen zur alten Jungfer wird. Gewöhnlich ist aber diese Pflanzenehe nur von kurzer Dauer: man schlägt die Pflanze nieder, und der Verheirathete ist Wittwer.

Der Grund dieser merkwürdigen Institution ist verschieden. Die zweite Tochter darf nicht vor der ersten heirathen; bekommt die erste keinen Mann, so muß sie mit einem Kruge vorlieb nehmen, aber sie muß ihn festlich zum Manne erkiesen, sonst müßte die jüngere Schwester sich in Sehnsucht vergrämen. Oder ein Mann will zum dritten Mal heirathen; das geht nicht: dem sind die Geister feindselig. Dann schließt er die dritte Ehe mit einem Bäumchen und haut das Bäumchen nieder: eine vierte Ehe ist wieder recht und gut — der Graben ist ja mit der dritten Ehe übersprungen.

Ob nicht bei uns ein Junggeselle zu solchen Dingen greifen könnte, wenn es sich etwa darum handelte, einer Junggesellensteuer zu entgehen? oder eine alte Jungfer, die unter allen Umständen unter die Haube kommen wollte? — und wenn man sie nach dem Manne früge, etwa ein Hyacinthenstöckchen präsentirte!

Ja, da ergreift den Forscher der Geist der Schillerschen Götter Griechenlands, wenn er sieht, wie so eine Rechtsform nach der anderen in den Traum der Vergessenheit geräth, ohne Aussicht der Wiederkehr. Alles ist vergänglich, es muß so sein; unvergänglich ist aber die geistige Kraft des Weibes; sie ist das ständige Leitmotiv der Rechtsgeschichte. Die Frauen haben stets der Brutalität des männlichen Geschlechts den Gegenpart gehalten und mit allen Mitteln der Erde und der Hölle, der Oberwelt und Unterwelt, ihre Herrschaft über den guten Barbaren ausgestreckt, wie der kluge Zwerg über den Riesen. — Und sie sind noch lange nicht am Ende dieser Herrschaft angelangt. (Die Damen applaudiren.)

Professor J. Kohler.

Der Sozialistenkongreß in Zürich.

Nach Paris—Brüssel, nach Brüssel—Zürich!

Am 6. August dieses Jahres, just da der Schweizer Hotelier seine „haute saison" hat, werden die Delegirten zum dritten internationalen sozialistischen Arbeiter-Kongreß zusammentreten; der „Vorwärts" vom 29. Juni hatte den Aufruf des Organisationkomitees zu Zürich veröffentlicht und damit den Anstoß zum Vorgehen in Deutschland gegeben.

Mit diesem Kongreß betritt der internationale Sozialismus, diesmal in feierlichem Festgewande, wieder das altklassische Land seiner Thätigkeit, die Schweiz, die so lange Zeit die Operationsbasis zum Klassenkampfe der Sozialdemokratie geboten hat. Auch für Parteitage ist die Eidgenossenschaft kein sozialistisches Neuland. Die „Association internationale des travailleurs" hat hier den größten Theil ihrer „Heerschauen" gefeiert, 1866 zu Genf, 1867 zu Lausanne hat man dem Europa der Arbeitgeber die Forderungen der Arbeiter entgegengehalten; 1869 dekretirte man zu Basel die Abschaffung des Privateigenthums an Grund und Boden. Doch bald sollte durch die im Haag 1872 zu Tage getretenen Gegensätze der „autoritären Sozialisten" (Marxisten) und der Anhänger von Bakunin die Aktionkraft dieses Verbandes lahmgelegt werden; der von Bakunin ausgehende Anarchismus behielt als „Fédération Jurasienne" weiter die Schweiz als Feld seiner Thätigkeit bei.

Eine zweite Epoche internationaler Parteitage beginnt mit dem Arbeiterkongreß zu Paris vom 14. bis 20. Juli 1889; er ist nach Liebknechts Interpretation „das erste internationale Arbeiterparlament", „der größte Kulturtriumph und die größte Kulturthat des 19. Jahrhunderts", „er bildet den Beginn einer neuen Aera, die mit den vielen „„neuen und neuesten"" Aeren der klassenstaatlichen, im alten, ausgefahrenen Geleis sich bewegenden Tagespolitik nichts zu thun hat und den Bruch mit der Vergangenheit bedeutet", womit — zum wievielsten Male? — der erste Januar eines neuen sozialistischen Kalenders dekretirt wird. Hier, wie 1891 zu Brüssel, waren die diesjährigen Gastgeber durch 6 Deputirte vertreten, die in ruhigem, sachgemäßem Tone sprachen und sich gegenüber jenem polternden Kriegsrufe: „Nieder mit dem Kapitalismus, hoch die revolutionäre Sozialdemokratie!", der so oft von anderer Seite erklang, nicht scheuten, ihre „Sozialreform, ihren langsamen aber sicheren Vormarsch, der von der Klugheit eingegeben, dem schweizerischen Volkscharakter konform sei, und für den der Erfolg spreche", hervorzuheben.

Auch die Presse und die Broschürenliteratur ist lange, lange Zeit von dem Alpenlande aus in Ballen und Packeten vielsprachig über Europa gewandert. Genf und Zürich waren die Brennpunkte jener geistigen Bewegung. Daß die Schweiz auch politischen Flüchtlingen eine gastliche Stätte geboten hat, ist bekannt; doch hat diese Freundschaft die Sozialdemokratie nicht allein genossen, obwohl die Ende der 70er Jahre stattgehabten Prozesse bewiesen, daß gerade sie diese Freundschaft in hohem Maße benutzt hat. Einer solchen energischen internationalen Agitation gegenüber hat es von jeher Schriftsteller, die sich mit den Arbeiterorganisationen der Schweiz befaßten, auf den ersten Blick befremdet, daß die Schweiz noch bis vor Kurzem selbst so wenige Anhänger der Sozialdemokratie geliefert hat. Die sich darüber aussprachen, Rudolf Meyer, Zacher, Greulich, Bücher u. a. fanden, daß das Fehlen von

Fabrikstädten, Verbindung der Industrie mit der kleinen Landwirthschaft, das stark ausgeprägte Nationalgefühl (um nicht zu sagen: Kantonalgefühl) die nächstliegenden Gründe seien. Doch hat Bücher, der ja längere Zeit Gelegenheit hatte, aus persönlicher Erfahrung den Schweizer Arbeiter kennen zu lernen, tiefer liegende Ursachen beobachtet. Nach ihm liegt der Unterschied darin, „daß in der Schweiz eine sozialpolitische Partei sich nicht auf die reine Negation beschränken kann, daß sie auf dem gleichen Rechtsboden Theil nimmt an den öffentlichen Angelegenheiten wie alle anderen Parteien, und daß sie hierin bei den übrigen Parteien auf Entgegenkommen rechnen darf, wenn sie praktisch diskutirbare Forderungen stellt". Als Beispiel dieses Entgegenkommens führt er an, daß man bei dem ersten schweizerischen Arbeiterkongreß in Olten 1873 keine Bedenken trug, den Arbeiter-Delegirten als Versammlunglokal eine Kirche anzubieten, falls der Andrang zu den anderen Räumen zu groß werde, eine dem reichsdeutschen Leser allerdings wunderbar klingende Kunde. Weiter glaubt Bücher diese Erscheinung darauf zurückführen zu sollen, „daß in der Schweiz jede derartige Richtung unbedingt im politischen Leben praktisch werden muß, wenn sie sich behaupten will", eine Thatsache, die er durch das rege kantonale, politische Leben belegt, das im Gegensatze zu einer centralistischen Politik ein jedes Parteiprogramm naturnothwendig in eine Reihe von Einzelfragen auflöst: „Das war eine unlösbare Aufgabe für die mit Marxistischen Formeln und Lassalleschen Phrasen erfüllten Köpfe der Führer!"

Nach dem neuesten zusammenfassenden Berichte eines unparteiischen Schweizer Nationalökonomen (F. Berghoff-Ising, Privatdozent in Bern, in Schmollers Jahrbuch) haben sich die politischen Parteiverhältnisse allerdings in den letzten Jahren etwas verschoben, doch auch nach diesen Nachrichten, gewinnt man den Eindruck, daß, mag die mächtigste schweizerische Arbeiterorganisation, der „Grütliverein", auch mit dem Namen Sozialdemokratie bisweilen kokettiren, doch bei Weitem die praktischen, sozialreformatorischen Tendenzen im Vordergrunde stehen, daß eine hohe Auffassung von der Aufgabe der intellektuellen Hebung des Arbeiters sich bekundet, nicht zu verwechseln mit jenem geistigen Salat, der dem deutschen Arbeiter, von Partei wegen zubereitet, täglich verabfolgt wird. Staats- (oder Gemeinde-)sozialistische Forderungen, vermischt mit demokratisch-republikanischen Bestrebungen, treten auf, und wenn hier und da auch einmal der internationale Kommunismus unvermuthet und überraschend ein Kukusei in das Nest der Friedfertigen und Gesetzlichen legt, so kann man überzeugt sein, daß es nicht so böse gemeint war, und daß dieser Vogel nicht zu jener Spezies zählt, von der die fanatische Berliner Führerschaft ihren Stammbaum ableitet.

Hat so die Arbeiterbewegung der Schweiz stets ihren besonderen Charakter gehabt, weit verschieden von jenem „wissenschaftlichen" Doktrinarismus, der es fertig gebracht hat, nach 1891 zu Erfurt 80 Zeilen mit seinen theoretischen „Grundsätzen" zu füllen, so sind die Kongresse der deutschen Sozialdemokratie stets anderen Geistes Kinder gewesen. Vor mir liegen die Berichte zweier schweizerischer Zusammenkünfte, das „Protokoll des Kongresses der deutschen Sozialdemokratie", abgehalten auf Schloß Wyden vom 20.—23. August 1880, und die „Verhandlungen des Parteitages der deutschen Sozialdemokratie in St. Gallen", abgehalten vom 2.—6. Oktober 1887.

Da die Deutschen wie in Paris und Brüssel so auch in Zürich als „Vorkämpfer des zielbewußten Proletariats" die erste Rolle spielen werden, so dürfte es nicht uninteressant sein, einige charakteristische Momente der Kongresse

von ehedem und jetzt vergleichsweise heranzuziehen, die besser geeignet sind, den Gang der Bewegung zu kennzeichnen und Ausblicke auf die Zukunft zu gestatten als die tabellarische Zusammenstellung der sozialdemokratischen Stimmen.

1893 heißt es: „Er (der Kongreß) wird sich in einer Stadt und in einem Lande versammeln mit den freiesten politischen Einrichtungen, die jetzt existiren, er wird sich also ganz frei bewegen können. Für anständige Quartiere zu mäßigem Preise sowie für gute und billige Speisegelegenheit werden wir Vorsorge treffen." Gewiß zwei Dinge, die den Sozialisten zu gönnen sind, freie Aussprache der Ueberzeugung und Sorge für das leibliche Wohl in engen Grenzen. Wie ist in dem Protokolle des Kongresses zu Wyden zu lesen? „Dieser etwas abseits von der großen Heerstraße gelegene Ort wurde gewählt, um den preußisch-deutschen Reichsspitzeln das Schnüffeln und Spionnen möglichst zu erschweren, und ist diese Absicht auch vollständig erreicht worden. Von Winterthur aus, das als Sammlungort angegeben war, wurden die zahlreich herbeigeeilten Vertreter nach dem oben genannten, bisher unbewohnten Schloß dirigirt, das für die Zwecke des Kongresses eigens gemiethet und mit einem eigens dafür eingesetzten Kastellan versehen war und während 3 Tagen und 4 Nächten die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie beherbergte. Die Nächte verbrachten die meisten Anwesenden, auf Stroh lagernd, in einem Seitengebäude des Schlosses, wo Massenquartiere eingerichtet waren, nur ein kleiner Theil begab sich während der Nacht in die Gasthäuser des nahegelegenen Dorfes. Eine kommunistisch eingerichtete ambulante Küche, von einem Schweizer Genossen und dessen Frau unter Verwaltung genommen, sorgte in zufriedenstellender Weise für die leiblichen Bedürfnisse aller Theilnehmer."

Keineswegs soll es mir einfallen, den Idealismus, der diese Strapazen ertragen lehrte, zu verspotten; allein, hört es sich nicht an wie eine Erzählung aus den „Räubern", glaubt man nicht, die „böhmischen Wälder" zu sehen oder das Martyrium einer Sturm- und Drangperiode-Tragödie? Und was wird 1887 von St. Gallen berichtet? Hier war die Poesie des Nachtquartiers zur „Romantik" gelangt. In der Brauerei „Zu den Schönenwegen", eine halbe Stunde von St. Gallen, „wurde auf dem sehr geräumigen Oberboden des Hauses eine Art „Feldlager" errichtet, wie dies im letzten Sommer Schweizer Milizen in den selben Räumen genossen haben. Die Arrangements hatte ein St. Galler Bürger, der dem Militärdepartement nahesteht, übernommen, und von diesem 15 wollene Decken zur Verfügung gestellt erhalten."

War man so in Bezug auf Nachtquartier schon etwas „behäbiger" geworden, war man von Stroh zu wollenen Decken gelangt, so fühlte man sich andererseits auch sicherer und freier: an die Stelle der „preußisch-deutschen Reichsspitzel" traten die harmlosesten „Verdächtigungen einer gewissen Presse". Diese hatte nämlich ausgesprengt, daß während der Berathungen das Haus von Wachen umstellt gewesen und daß selbst das Bedienungpersonal des Wirthes bei gewissen Berathungen durch Parteigenossen abgelöst worden sei.

Sieht man hier noch deutlich die Auffassung, daß die Sozialdemokratie eine Verschwörerbande sei, so hat sich seit jener Zeit die öffentliche Meinung gründlich geändert. Wer hätte heute für solche Geschichten mehr als ein mitleidiges Lächeln? Wen wird die Sozialdemokratie schrecken, die in ihrem Aufrufe einen „großen Umzug mit Versammlung auf einem gutgelegenen öffentlichen Platze zur Begrüßung der Abgeordneten" plant, die an einem Abende in der Woche eine große gemeinsame Unterhaltung vorbereitet, kostümirte Kindergruppen

zu arrangiren gedenkt und am Schlußtage, dem 12. August, nachmittags „den lieben Gästen eine Fahrt auf dem schönen Zürichsee mit Extradampfer anbieten zu können hofft?" Das Martyrium, soweit es persönliche Verfolgung und Unterdrückung hieß, ist vorbei und die Dornenkrone vom Haupte genommen; was bleibt, ist eine ehrliche, offene Vertretung der Arbeiterinteressen, kein Guerillakrieg mit Polizeispitzeln und anderen geheimen Staatsorganen.

Und weiter! „Zur Bedienung des Kongresses sowie als Führer zu Spaziergängen in die schöne Umgebung an Morgen- und Abendstunden werden hiesige Genossen bereit sein". Es ist ein Zeichen der Zeit, daß man der Einladung zum „dritten internationalen Arbeiterparlamente", zum „Weltkongresse", auch sofort die Vergnügungen und Lustbarkeiten zufügt, die der Delegirten harren, geboren nicht aus jenem revolutionär tobenden Geiste der Führer der reichsdeutschen „Arbeiterbataillone", sondern aus dem urgemüthlichen Sinne, der den Bürgern der Eidgenossenschaft, und mögen sie auch im sozialistischen Geiste „Genossen" sein, eigen ist.

Doch als Aequivalent dieser Erholungen umfaßt die Tagesordnung acht Punkte, und das muß man den sozialistischen Parteitagen lassen: sie verstehen fleißig und ausdauernd zu arbeiten, wenn auch bei der Zusammensetzung aus den heterogensten Elementen Spreu und Weizen zusammen im Wirbelwinde tanzen. Ein großes Bündel von Anträgen ist bereits geschnürt und selbst unser deutscher sozialdemokratischer Moniteur muß zugeben, daß sie „zum Theil etwas überschwänglich" seien. Ganz gewiß stehen jedoch 3 Punkte: die internationale Durchführung des Achtstundentages, der Schutz der Arbeiterinnen, die nationale und internationale Ausgestaltung der Gewerkschaften, auf dem Boden einer positiven Sozialpolitik, wenn sie auch theilweise der thatsächlichen Entwickelung weit voraneilen und sachgemäßere Behandlung auf den nebenher laufenden Fachkonferenzen zu gewärtigen haben werden. Wie die Beschlüsse über diese Punkte ausfallen werden, ist schwer zu prophezeihen, hängt doch unendlich Vieles bei der Annahme von Resolutionen auf zahlreich besuchten Kongressen von oratorischen Erfolgen, geschickter Taktik, und nicht zum Mindesten von Zufälligkeiten ab.

Welches aber auch die Ergebnisse sein werden, die deutschen Delegirten werden, abgesehen von den doktrinären Führern, in der Schweiz wiederum sehen, daß die kapitalistische Entwickelung in ihrer immer rein hingestellten Schärfe nicht überall selbst nur in dem Maße wie in Deutschland zum Durchbruche gelangt ist, sie werden sehen, wie weit man mit einer energischen Arbeiterschutzgesetzgebung dort gelangt ist und sie werden einestheils ihre republikanischen Ueberzeugungen an den dortigen politischen Einrichtungen stärken, andererseits aber hoffentlich an dem nüchternen Sinne ihrer Schweizer Genossen lernen, sich weiter zu entwickeln nach der Richtung, wohin schon längere Zeit der „neue Kurs" geht: zu einer radikalen deutschen Arbeiterpartei, mit der, mag sie noch so schroff sein, sich arbeiten und verhandeln läßt.

Dr. Richard Hirsch.

Das Ordensfest in der Kunstausstellung.

Durch die lasterhaften Straßen des Sündenbabels an der Seine wandelt vergnügt Mr. Alexander Harrison und all seinen Freunden erzählt er, in etwas amerikanischer Klangfärbung: Il y a des juges à Berlin!

Die Preisjury der Großen Berliner Kunst-Ausstellung hat ihm für seine drei hier ausgestellten Studien die „ehrende Anerkennung" zu Theil werden lassen. Als vor zwei Jahren dem gleichfalls in Paris lebenden Amerikaner Henry Mosler die gleiche Anerkennung zu Theil wurde, wies er diese Ehre schroff ab. Er glaubte mit Recht, auf mehr Anspruch machen zu können als auf eine derartige gönnerhafte Aufmunterung. Harrison aber, der viel Größeres leistet als Mosler, scheint die Sache humoristisch aufzufassen: er hat sich die ehrenvolle Anerkennung gefallen lassen. Vielleicht kennt er auch als smarter Yankee die Auffassung, die in den offiziellen Kunstkreisen und bei den Kunstkritikpäpsten Berlins herrscht, und empfindet gleich uns, daß es zwar geradezu komisch ist, einen Künster von seinem Schlage derartig aufzumuntern, daß es aber bei der nun einmal bei uns herrschenden Konstellation der Dinge schon sehr viel besagen will, daß eine Darstellung nackter Körper, eine jedes pathetischen, ethischen, erziehlichen Gedankens entbehrende Naturwiedergabe von der Jury überhaupt einer Auszeichnung gewürdigt ist — il y a des juges à Berlin. Er ist nicht nur ein eminenter Kolorist, dieser amerikanische Künstler, der uns dreimal einen nackten Menschen am Wasser zeigt und nun den Reflex des Sonnenlichts auf dem nackten Leibe, auf der Grasfläche, auf dem Wasser und durch die Baumzweige zittern läßt — blühende Menschenkörper in freiem Lichte, von Sonnenglanz durchfluthete zittrige Luft, ein Stück Natur, wiedergegeben mit einer Leichtigkeit, einer Unmittelbarkeit, einer Intimität, daß „auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel" hier wirklich nichts verloren gegangen scheint. Daß das unserer Preisjury gefallen hat, wenn auch nur bis zum Grade der ehrenden Anerkennung — na, das ist doch schon immerhin ganz nett.

Natürlich soll hier keineswegs irgendwie an eine Kritik der Verleihung der großen und kleinen Medaillen gedacht werden. Aber vielleicht ists interessant und instruktiv, nach den Beweggründen zu forschen, die unsere Preisjury veranlaßt haben, gerade diese Künstler zu den Prämiirungen vorzuschlagen und nicht andere.

Die Preisjury bestand diesmal durchweg aus Besitzern der großen goldenen Medaille, aus Künstlern also, deren Werke jede Kunstgeschichte rühmt. Aber diese Herren gehören eben zum großen Theil nur noch der Kunstgeschichte an — unsere Kunst können sie nicht mehr mit warmem, schöpferischem Leben erfüllen. Selbst hervorragende Persönlichkeiten, wie Knaus, Vautier, Defregger, Meyerheim, sogar die beiden Achenbachs, haben doch die Führung in künstlerischen Dingen längst an jüngere Kräfte abgeben müssen. Andere, wie Flickel zum Beispiel, bieten auf ihrem Gebiet noch heute ganz Hervorragendes, aber gerade die Sonderausstellung Flickelscher Landschaften und Studien in unserer Ausstellung zeigt doch, daß Flickel, bei all seinen großen Vorzügen, bei allem Feingefühl für die eigenartigen Reize deutschen Waldeswebens, bei all seiner liebevollen Versenkung in die Stimmung, doch nicht jene Gabe intimster Naturdurchdringung besitzt, wie die Schotten und einige Münchener. Dann sind da freilich noch zwei Künstler in der Preisjury, Reinhold Begas und Adolf

Menzel, die für die Anerkennung moderner Kunst durch ihre eigenen Werke wirken, die aber kaum geneigt sein dürften, sich der überwältigenden Jurymehrheit gegenüber sonderlich zu Gunsten der Modernen zu erhitzen.

Unsere Preisjuroren sind groß geworden in alter Kunst an Ehren, Stellung und Besitz und sie vermögen nicht eine Kunst anzuerkennen, die so ganz verschieden ist von der Kunstübung, die sie in die Höhe gebracht hat. Wer immer nur die Anekdote gemalt hat, vermag nicht zu verstehen, daß es bedeutsamer sein soll, Lyrik zu malen oder in freier Natur statt in sorgsam abgewogener Atelierbeleuchtung. Wer immer und immer nur Rauch kopirt hat — eine erschrecklich öde Rauchkopie ist diesmal wieder Schapers langweilige Blücherstatue —, der vermag nicht zu erkennen, wieviel höheres Können, wieviel Innerlichkeit und Schlichtheit in Max Kleins Kaiser Wilhelm-Reiterstatue steckt; — wer immer nur antike Triumphatoren nachmodeln kann, verliert das Verständniß für die Kraft und den germanischen Realismus in der Barbarossa-Reiterstatue eines Robert Toberentz. Und weil dieses Unvermögen unsere an dieser Stelle bereits einmal trefflich charakterisirte Kunstkommission beherrscht, deshalb darf uns die Dresdener Galerie Klingers grandiose „Pieta" vor der Nase wegkaufen und unsere National-Galerie muß zu ihrer Fülle schlechter Repräsentationbilder sich jetzt noch den Erwerb von Biermanns nichtssagendem, flachen Lepsius-Portrait gefallen lassen, während der berufene Maler dieses Portraits, der junge Lepsius, der in meisterlicher Ausführung uns in der Ausstellung den Professor Curtius vorgeführt hat, leer ausgehen muß, — denn er ist ein Moderner.

Kunstkommission und Preisjury sind von gleichen Anschauungen beseelt und so erklären sich denn sehr leicht die Prämiirung-Vorschläge unserer Preisjury. Wer ward zur großen goldenen Medaille vorgeschlagen? Die Maler Peter Janssen und Hermann Prell. Die erste Auszeichnung wird die Düsseldorfer mit stolzer Freude erfüllen. Von der Gefahr, mit einem Heinedenkmal behaftet zu werden, durch den mannhaften Einspruch ihrer Stadtväter befreit, erhalten die Düsseldorfer nun ein Denkmal des Mönches Walter Dodde. Janssen stellt diesen Mönch im Jahre 1288 „vor dem entscheidenden Eingreifen in die Schlacht bei Worringen" dar. Wem diese Benennung des Bildes noch nicht genug besagt, der kann noch auf Pagina 45 des Katalogs eine halbe Seite Text nachlesen. Aber weder Text noch Darstellung können das Bild interessant machen. Ueber die kühle Anerkennung gewisser technischer Vorzüge der Malerei kommt der Beschauer nicht hinaus, denn es steckt so gar kein Temperament in dem Vortrag des Malers, es ist Janssen nicht gelungen, uns irgendwie für die mit Aufwand großer Mittel und mit viel technischem Können durchgeführte Behandlung des allerdings sehr spröden Stoffes zu interessiren. Diesem Historienbilde gegenüber übt selbst Werners große, farbig ausgeführte Illustration der ersten Reichstagseröffnung durch Kaiser Wilhelm den Zweiten noch einen gewissen Reiz aus, trotz ihrer Stimmungslosigkeit, ihrer bis zur Inkorrektheit gesteigerten Korrektheit und ihrer kleinlichen Behandlung eines historischen Moments.

Ist man doch seit vielen Jahren an das stetige, sichere Herabgehen Wernerscher Kunstübung gewöhnt und demgemäß an immer verminderte Lehrresultate der von Werner geleiteten, von Zeit zu Zeit seiner guten Lehrer in majorem gloriam St. Antonii beraubten Akademie. Ich glaube freilich, daß Anton, der Selbstherrscher aller Künstler, sich in nächster Zeit wieder mehr seiner Kunst und seiner Akademie dürfte widmen können. Hoffentlich ruft nämlich der Künstlerverein dem Herrn bald das drohende Machtwort zu: Anton, steck' den Degen

ein! In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Vereins Berliner Künstler ist er öffentlich von zwei Mitgliedern der tendenziösen Entstellung, begangen in öffentlichen amtlichen Publikationen, beschuldigt worden. Er hat diesen Vorwurf unerwidert hinnehmen müssen. In jedem anderen Berufskreise würden aus solchen Vorgängen ganz bestimmte Folgerungen gegen einen derartig bloßgestellten Herrn gezogen werden; — in der Künstlerwelt scheint das anders zu sein. Vermuthlich wegen ihren höheren idealen Aufgaben: der Menschheit Würde ist in ihre Hand gegeben ... doch gehen wir von Herrn v. Werner zu etwas ganz Anderem, zu einem Historienmaler über.

Wie man auch historische Momente selbst entlegener Zeit so malen kann, daß von dem Sturm und Drange des Momentes, von dem Seelenleben der handelnden Personen Etwas auf den Beschauer übergeht, zeigt ein auffallend wenig gewürdigtes Bild in den Sälen der Sezessionisten. Es ist von einem der „boys of Glasgow", von John Lavery gemalt. „Dawn — 14. Mai 1568", so nennt der Katalog das Bild, indem er dawn (Dämmerung) wohl als einen Ortsnamen betrachtet. Dargestellt ist die Morgendämmerung nach der Schlacht von Langside, jenem Dorfe in der Nähe Glasgows, bei dem die Anhänger der schottischen Maria unter Hamilton geschlagen wurden. Maria Stuart, die mit ihren Frauen und einem Trupp Reisiger auf der Flucht ist, hat einen Augenblick Rast gemacht. Sie und die Frauen ruhen auf dem Boden, in der Waldlichtung halten die Reisigen Wache. All diese Gestalten tauchen wie im Nebel auf, ihre Contouren verschimmern und verschwimmen, denn Luft und Licht in diesem Uebergangsstadium zwischen Nacht und Morgen verwischen alle festen Linien mit Nebelstreif. Das ist ein Stück überraschender Naturwahrheit und gleichzeitig läßt diese Darstellung, mit ihren wie verhuschenden Nebelgebilden, mit ihrem Auf und Ab von Furcht und Hoffnung, auch die Stimmung der dort rastenden Menschen auf uns überströmen.

Von solcher Innerlichkeit ist in dem Janssenschen Bilde nichts zu verspüren. Wenn die Jury dieses Bild und die Darstellungen Prells zur großen, die Lutherbilder Kämpffers zur kleinen goldenen Medaille vorgeschlagen und dem Maler des großen Bildes „Grettir, der Geächtete", Diemer, die ehrende Anerkennung verliehen hat, so geschah dies wohl als Protest gegen die doch bereits ziemlich allgemeine Nichtachtung solch pseudohistorischer Kompositionen, vielleicht auch aus dem Gefühl heraus, daß einer absterbenden Kunstrichtung noch einmal, ehe es zu spät ist, alle Ehren erwiesen werden sollen. Denn, wenn Hermann Prells Kartons und Fresken für das Rathhaus zu Hildesheim auch bedeutender sind als Janssens Bild, und vor Allem mehr monumentalen Stil haben, so ist völlig einwandlos doch auch bei ihm eigentlich nur die Darstellung, wie Bugenhagen die Reformation in Hildesheim einführt. Mit Kämpffers sieben Lutherbildern für Erfurt können wir noch weit weniger uns befreunden. Die Auffassung Luthers entspricht wenig der Vorstellung des deutschen Glaubenskämpfers und fast übertrieben erscheint die unruhige Bewegung der Einzelnen und der Gruppen. Und Diemer vollends, dessen Geächteter Grettir von dem Volke zu Drontheim angegriffen wird, ist gewiß ein fleißiger junger Mann, aber sein Bild ist eindruckslos und bei aller Figurenfülle leer. Daß auch er eine ehrende Anerkennung erhielt, bestätigt die große Vorliebe unserer Preisjury für akademische, korrekte Arbeiten. Diese kleine Aufmunterung ist ihm ja auch durchaus zu gönnen — sie fällt nur auf, da er sie diesmal zusammen erhalten hat mit

Harrison und dem wundervollen Thiermaler Liljefors, zwei Künstlern, mit denen Herr Diemer wohl nie wieder zusammen genannt werden dürfte.

Von Münchener Malern hat die Preisjury für die große Medaille keinen, für die kleine nur einen vorgeschlagen: den Thiermaler H. Zügel. In der Vorführung von Schafen und Lämmern ist er ein Meister — das Thier und das Thierindividuum malt er mit einer wirklich entzückenden Vollendung. Aber Zügel ist wiederholt bereits auf anderen Ausstellungen prämiirt worden; wenn die Preisjury sich also entschloß, ihn zur Prämiirung zu empfehlen, so gehörte dazu kein besonderer Muth, eben so wenig wie zur Prämiirung des Schotten Guthrie, des hier bedeutendsten Vertreters der Glasgower Schule. Zwar sein „Obstgarten" mit den beiden Kindern, aus dem es herausleuchtet in Licht und Farbe, ist zweifellos ein unseren Preisjuroren ganz unleidliches Bild — denn es ist ein wunderbares Stück unbefangener Naturbetrachtung. Aber dann hat er noch zwei Bildnisse gemalt, von denen besonders das eine es unserer Jury angethan haben dürfte. Ein Repräsentationbild in großem, vornehmen Stil, ein an die Größe des Velasquez erinnerndes, meisterliches Portrait. Außerdem stellte es einen Erzbischof dar — Guthrie ist also ein korrekter Mann, seine große Kunst hat nichts Anstößiges, er konnte empfohlen werden. Dann ist von Malern noch der Wiener Eisenhut zur kleinen Medaille vorgeschlagen worden, ein treuer Gast unserer Ausstellungen, ein Orient-Interieurmaler von Geschick.

Unter den ehrenvollen Erwähnungen fällt besonders die Anerkennung auf, die M. Bredt gefunden hat. Er hat ein paar arabische Bilder ausgestellt, vor Allem aber ein Bild von intimem Reiz, von großer Innigkeit: ein am Klavier träumendes junges Mädchen — mit der Feinfühligkeit und Stimmungfülle moderner Kunst gemalt. Der gleichen Auszeichnung sind die fein abgetönten Landschaften des Düsseldorfers G. v. Canal gewürdigt worden, das wenig glückliche Kirchenbild des Wieners A. Schram, die guten Löwen und Pferde des Thiermalers H. Krause, des einzigen belobten Berliner Malers, die ansprechenden Bilder des Londoner O. Scholderer, die zum Kapitel Jaussen und Genossen zählende langweilige Darstellung „Abälard und Heloise" von O. Friedrich, die gut realistische hessische Abendmahlsfeier von Carl Bantzer u. A. Aber wie viele gute Malerarbeiten sind unberücksichtigt geblieben! Um neben sehr viel anderem Schönen nur Eins zu nennen: die grandiose Wasserlandschaft Heines „Der Angler", mit seiner entzückenden Wiedergabe der Strudelbewegung des Wassers und des in diesem Strudel sich zerfasernden Spiegelbildes des Baumstammes, scheint völlig unbeachtet geblieben zu sein!

Ueberschaut man, welche Bilder und plastischen Arbeiten keine Gnade vor den Augen der Preisjury gefunden haben, so springt als leitende Erwägung für die Beschlüsse der Preisjury sofort Eines hervor: die völlige Perhorreszirung des Nackten. Außer Harrisons Bildern ist keine Darstellung des Nackten der Anerkennung der Jury gewürdigt worden. Die große goldene Medaille für Plastik hat der in Paris lebende Russe Antocolsky erhalten — sein Weltruhm und der Umstand, daß seine Arbeiten Christus darstellen und Peter den Großen, werden mehr als die wirklich sehr große Bedeutung dieser Meisterwerke dazu beigetragen haben, daß man, entgegen den Bestimmungen, ihm die große Medaille verliehen hat, ohne daß er bereits die kleine besitzt. Für die kleine Medaille ist Floßmann, ein junger Münchener Bildhauer von sehr großem Talent, dessen Büsten und Sündfluthgruppe ersten Ranges sind, empfohlen worden, und Götz (Schöneberg), ein junger Plastiker

von gefälliger Formgebung, ein guter Darsteller von Bewegungmomenten. Seine „Wasserschöpferin" ist eine hübsche, anmuthende Arbeit. Ich freue mich jeder Anerkennung, die ein Künstler erhält, besonders, wenn sie früh kommt — sie ist um so erfreulicher, als ein hiesiger allererster Bildhauer ein Jahrzehnt auf diese Anerkennung hat warten müssen und dann zusammen mit Herrn Manzel, dem Bildner einer theaterpathetischen Gruppe, dieser Auszeichnung gewürdigt wurde. Und als im vorigen Jahre einer unserer bedeutendsten modernen Bildhauer, Toberentz, die beste Arbeit der Ausstellung, das „Schlafende Mädchen", vorführte, da hat ihm die Jury, der er künstlerisch freilich überlegen war, dafür nur die Aufmunterung der ehrenvollen Erwähnung zu Theil werden lassen. Und nun hatte Toberentz diese Arbeit in diesem Jahre zur (alten) Ausstellung nach München gesandt. Inzwischen waren hier seine Artikel gegen die Kunstkommission und gegen die Jury erschienen, die Ehrengerichts-Farce war aufgeführt worden — und die Münchener Jury lehnte die Aufnahme des „Schlafenden Mädchens" ab, wie man hier den Kleinschen Reiter abgelehnt hatte. Die Beziehungen zwischen den beiden Kunststädten sind auch sonst interessant: die Sezessionisten haben ein paar Kaiserportraits von Max Koner, der ihnen hier liebenswürdig geholfen hat, zu allgemeiner Ueberraschung aufgenommen. Man denke: Koner unter den Sezessionisten!

Diese nackten Thatsachen — pardon, das Nackte ist ja verpönt. In München verlangen einige Tartuffes, daß mehrere männliche Skulpturen in der Glaspalast-Ausstellung Feigenblätter erhalten sollen. In Berlin ersucht der Vorsitzende des „Männerbundes zur Bekämpfung der Unsittlichkeit" die Kunsthandlungen, des grandiosen Michelangelo nackte Gestalten von Guillanos, des Medizäers, Grabmal „Nacht" und „Tag" nicht mehr als Photographien zu verkaufen. Und die „Nationalzeitung", die sich doch oft genug bereits Blößen gegeben hat, erschrickt vor den Blößen der „beiden Menschen" Sindings und schreibt wörtlich: „Die beiden nackten Menschen, welche, auf den Knieen hockend, sich küssen und mit den Armen leidenschaftlich umschlungen halten, gehören nicht auf eine große, öffentliche Ausstellung." Und doch ist dieses Werk eine so keusche Arbeit, daß der Künstler mit Recht ihr die Widmung einschreiben konnte: à ma femme! Die schönen Leiber sind aufs Glücklichste modellirt, die elementare Kraft der Leidenschaft in den beiden zum Kusse vereinigten Menschen ist mit überzeugender und doch diskreter Kunst dargestellt. Und an diesem genialsten und bedeutendsten plastischen Werke der ganzen Ausstellung geht die Preisjury verständnißlos vorüber? Doch wohl nur aus Scheu vor dem Nackten, aus Rücksicht auf die Prüderie und Tartufferie, die jetzt wieder zu Macht gekommen ist. Oder wollte die Preisjury durch ihre Enthaltsamkeit andeuten, daß ein solches Werk ihrem Urtheile nicht mehr unterstehe, und daß die Jury sich resignirt zu bescheiden habe gegenüber den Großthaten neuer Kunst?

Im Großen und Ganzen wird das Urtheil der Preisjury die große Masse jenes am Alten hängenden Publikums erfreuen, deren Kunstorakel die Herren Rosenberg von der „Post" und seine Genossen sind. Aber wie lange noch? Heute noch nennt AdolfRosenberg ein Bild Ludwigs von Hofmann „ein der Kunst hohnsprechendes Stammeln". Eine kühne Wortbildung, dieses sprechende Stammeln. Aber sei's darum: über kurz oder lang wird man als „hohnsprechendes Stammeln" nur noch die Kunstkritik der Herren Rosenberg und Genossen ansehen.

Philipp Stein.

Der Sonzogno-Markt in Wien.

„Laß sie's nur singen;
Denn es wird bald verklingen."
Goethe.

Was embryoartig im Schoß der vorjährigen „Theater- und Musikausstellung" zu Wien sich regte, ist zur reifen Frucht nun geworden und ringt mit junger, zuversichtlicher Kraft um Bedeutung und Wirkung auf dem Schauplatz des Kunstlebens. Aus dem durch das Ausstellungprogramm im Vorjahr wohl motivirt gewesenen Besuch des Musikverlegers Sonzogno und der Komponisten seines Hauses ergab sich schon in diesem Jahre in Wien, als in der (Mascagni) „sympatischesten Stadt", die seit Langem wieder allererste „italienische Stagione", ganz italienisch und verlegergerecht.

Deutsche Opernkunst steht also wieder einmal im Zeichen italienischer Stagionerei ....!

Alle Entwickelung ist gerecht in Natur und Leben, weil sie stets nothwendig fortschreitet. Wie nun die seit Langem schon in Deutschland anhaltende Operndürre einerseits sicherlich die Folge vieler vorausgegangener Ursachen ist, so ist sie selbst andererseits Ursache der Erfolge, die eine fremde Kunst bei uns stürmisch erringt. Plötzlich hereinbrechend, that auch der Kontrast des so anspruchsvollen Wagnerschen Stiles und des sozusagen handlicheren italienischen Stiles seine plötzliche, schneidige Wirkung zu Gunsten der Italiener. Alles in Allem aber erblicke ich in der abgelaufenen sowie in den noch zu erwartenden Stagionen den typischesten, bündigsten Ausdruck unseres herabgekommenen Kunstzustandes und meine, wir verdienen wohl redlich alles Uebel, das Sonzogno und Ricordi in Zukunft uns noch bescheren mögen, da wir den Abfall von den großen Propheten unserer eigenen Kunst büßen.

Das Programm der diesmaligen Stagione war verhältnißmäßig recht groß. Sechs Opern gingen auf und ab: Cavalleria rusticana, Pagliacci, Mala vita, Festa a marina, Il piccolo Haydn und Flora mirabilis. Nur die letzten drei waren ganz neu für uns.

Festa a marina möchte als der Repräsentant jenes Nachwuchses der „cavalleria rusticana" gelten, der im Opernteich Italiens nach Mascagnis Erscheinen mit unheimlicher, aber auch billiger Fruchtbarkeit sich vermehrte. Die Oper Cornaros — so heißt der Komponist — stammt vom letzten Opernfang Sonzognos und ist „preisgekrönt". Indessen ist die Unselbständigkeit des Komponisten so empörend, verletzend, so charakteristisch abschreckend, daß ich nur zur Schande ihm sein eigenes Werk anrechnen muß. Hätte dieser Maulwurf fremder Gedanken wenigstens bessere Musik gemacht — es mußte doch, sollte man glauben, die vollständige Identität des Sujets ihm eine heilige Konkurrenzpflicht aufzwingen! — man hätte dann vielleicht den ehrenvolleren Maßstab anlegen dürfen: Das Bessere ist des Guten Feind. Doch es kam eben anders.

Gegen den Komponisten von „Il piccolo Haydn", Cipollini, möchte ich am Liebsten einen Steckbrief erlassen. Der Mann stiehlt Modulationpläne, glauben Sies mir, die nackten harmonischen Grundrisse! Zufällig führte mich mein musikalisches Gedächtniß auf die Spur eines einzigen Diebstahldeliktes blos — ich sage zufällig, denn wer vermöchte mit Absicht sämmtliche Modulationpläne der musikalischen Literatur im Gedächtniß festzuhalten, wer weiß nicht, daß die harmonischen Pläne gleichsam hinter der Melodie wirken, dieser allein

scheinbar alle Wirkung einräumend, und daß sie selbst sich nur in außerordentlichen Fällen der Aufmerksamkeit preiszugeben lieben? — ich bin aber überzeugt, daß, wer nur einmal im Gefühl der Indolenz sich entschlossen hat, über fremde Harmoniengrundrisse dann eigene Melodien zu spannen, sicherlich nicht mehr sich schämen wird, gelegentlich ein anderes Mal eben so nach fremdem Eigenthum zu greifen. Ich könnte wetten, daß sich in der Partitur des Signor Cipollini mehrere Diebstähle dieser Gattung breit machen, die zu beweisen der Zufall mehr als Kenntniß helfen kann. Uebrigens habe ich Cipollini bei einem noch viel ingeniöser in Szene gesetzten Stehlen belauscht. Wie in minderjährig unverantwortlicher, so angeblich harmloser Laune setzt er sich das berühmte, (auch als sehr hoffähig bekannte) Menuet von Boccherini zum Modell, schneidet danach alle Linien einer eigenen, in der That doch nur vorgeschobenen Melodie, behält das selbe Wellenspiel der Dynamik, ganz harmlos, sogar die selben Pointen der Melodie, eben so harmlos und sanften Sinns, und giebt für ein neues Stück aus, was so entstanden! Er scheint aber zu wissen — auf Menschenkenntniß darf er stolz sein —, daß ein solcher Diebstahl nur Demjenigen auffallen kann, der die intimste Struktur einer Melodie zu beobachten und zu hören versteht, und Solcher giebt es schrecklich wenig.

Eigenartige Sensation erregte Signor Samara mit seiner mit dreiaktigen Legende „flora mirabilis." In dieser Oper, der er allerdings die sanften, großen, schönen Legendenaugen ausgestochen hat, brachte Samara eine Melodie und Instrumentalzüge, die man heute als in Mascagni geboren und mit ihm verwachsen zu betrachten pflegt. Und nun freute man sich skandalsüchtig oder ärgerte sich verdrießlich darüber — je nach dem Grad der Sympathie für Mascagni —, daß plötzlich eine noch originalere Quelle der Mascagnischen Originalität entdeckt worden war. Indessen steht es für mich wenigstens fest, daß all die inkriminirten Wendungen nichts als blos harmlose Prämissen der Mascagnischen Originalität sind, die, dürftig wie sie ist, dennoch mit sich selbst angefangen hat und eigenen bescheidenen Weg noch geht. Uebrigens hat Mascagni diese Grenz- oder Gebietstreitigkeiten gar nicht zu fürchten, Mascagnis Reich dehnt sich noch weit und breit genug jenseits dieser paar Wendungen und er könnte noch das Unrecht vertragen, zöge man diese ihm selbst ab.

Mascagni bleibt immerhin noch der interessanteste Musiker unter den jungen Komponisten Italiens. Ihm zunächst möcht' ich aber Giordano, den Komponisten der „mala vita" setzen, der in eben so naiver Abhängigkeit von seiner Phantasie verbleibt, und an die dritte Stelle erst Leoncavallo, dem ich freilich sonst — dem Einzigen unter Allen — den „Meister" anfühle, dessen Kompositionmethode aber — oder besser noch: dessen Mechanismus der Reflexionen — mich zwingt, ihn hinter die beiden ersten zu setzen.

Wer hören will, wie Seele und Leidenschaft sich in Gesang umsetzen, der muß nur Italiener hören, die sich niemals scheuen, Accente der wirklichen, sozusagen gesanglosen plein-air-Welt in den Vortrag zu mischen, diesem aber die Würde kunstvollen Gesanges dadurch nicht nur nicht rauben, vielmehr erst verleihen. Leider sind die meisten selbst der schönen Stimmen von bacillus tremolandi angefressen, der Ton und Genuß uns unrettbar zerstört. Man lerne aber das Gute von den Italienern, und dann auch — das Beste: für die eigene Kunst mit Begeisterung einzutreten.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Unsere Handelskammern.

Nur bei besonders festlichen Gelegenheiten: beim Einzug des Souverains, — Schweben von Zollverträgen — Geburtstagen von Parteipolitikern — Streichungen des Papiers irgend einer widerspenstigen Gesellschaft vom Kurszettel 2c. 2c., pflegen unsere Handelsgremien aus dem Banne ihrer häuslichen Einfriedigung in eine größere Oeffentlichkeit zu treten. Sonst arbeiten sie so im Stillen, daß ohne ihre eigenen regelmäßig versandten Sitzungberichte — die aber auch dann noch Niemand liest — sogar die Zeitungen kaum Notiz von ihnen nehmen würden.

Präsident einer Handelskammer ist in Städten von regem Geschäftsleben entweder ein umsichtiger Kaufmann, der dann, ganz gleich, ob Freihändler oder Schutzzöllner, seiner Stadt Achtung, selbst Glanz verleiht, — oder ein Patrizier-Dummkopf, den die „Andern" traditionell vorschieben. In beiden Fällen pflegt aber ein solcher Präsident Kommerzienrath zu sein und in einem gewissen Redefluß zu schwimmen.

Die zweitwichtigste Person ist der Sekretär. Alle Sekretäre sind höflich, da, wo es ihnen nützt. Sie hegen neuerdings zuweilen katheder-sozialistische Anschauungen, begnügen sich aber zumeist mit großer Gewandtheit in einer blutjungen und deshalb noch mehr blendenden als leuchtenden Wissenschaft: der Statistik. Außerdem kann man hierzu auch Hilfskräfte verwenden, die sich sogar in Gestalt von wohlhabenden, strebsamen Doktoren der Nationalökonomie, wie der Berliner sagt: „gratis und durchaus für umsonst", anbieten. Wie auf berühmten Gemälden die Hände oft von den Schülern des Meisters angefertigt sind, so werden auch in manchen großen Jahresberichten von Handelskammern ganze Zahlen-Gebinde fabrikartig eingeklebt. In dieser Beziehung entspringen dann die Tabellen dem zufälligen Eigensinne eines Einzelnen. So wird alljährlich, so logisch wie erquickend, in einzelnen Berichten die postalische Geldauszahlung per Kopf ausgerechnet und daraus die Wohlhabenheit der Stadt vergleichsweise erwiesen. Da aber in einer Handel treibenden Mittelstadt die Banken und Kaufleute wahrscheinlich so viel Geld erhalten wie die andern Einwohner zusammen, so kann man doch nicht einfach diese Sendungen unter sämmtliche Einwohner vertheilen, die sich wahrscheinlich sehr wundern würden, käme ihnen so ein Bericht überhaupt einmal zu Gesicht. Nun macht man den zweiten Fehler und theilt auch die Einwohnerzahl aller übrigen deutschen Großstädte in die Summe ihrer Geldsendungen; natürlich, daß da für eine Stadt von 150 000 Seelen eine größere Ziffer bleibt als z. B. für Berlin und Hamburg, wo man mit 1 650 000 und 600 000 zu dividiren hat. Auch sonst ist das Rechnerische oft sehr mangelhaft. Es wird z. B. das Zurückgehen des Briefverkehrs konstatirt, ohne hinzuzufügen, daß das Telephon zahllose Korrespondenzen unnöthig macht. Die Folge dieser Nachlässigkeit zeigt sich bei der nächsten Anregung der Handelskammern um Vermehrung der Briefkasten, wobei dann die Postdirektion auf jenen Passus ausdrücklich verweist.

Die Verhandlungen und wohl auch die Reibereien mit den Behörden führt fast ausschließlich der Sekretär — bis auf das Unterschreiben der Schriftstücke. Jahraus, jahrein sind Posten, Eisenbahnen, Ministerien, Magistrate an das Vorbringen von Handelskammerwünschen gewöhnt, von denen sie natürlich höchstens nur den kleinsten Theil gewähren können. In beiden Fällen steht dann die Petentin glänzend da: erreicht sie nichts, so hatte ihre Intelligenz

einmal wieder mit der „bekannten" Beamtenstupidität zu kämpfen; bewilligen die Behörden die Forderungen der Eingabe, so war es wiederum die kluge Handelskammer. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß unsere mit Juristen aufgepfropfte Bureaukratie gegenüber den leichtbeweglichen Interessen des praktischen Verkehrs sich etwa sehr geschеidt ausnähme.

Es giebt ansehnliche Handelskammern, die sich recht lückenhaft zeigen, und kleinere Centren, deren Berichte im Einzelnen wie im Ganzen nahezu Meisterstücke genannt werden können. Besonders Rheinland-Westfalen, dessen launige und objektive Beredtsamkeit bereits auf dem großen Mosellandtage in Koblenz Triumphe feierte, zeitigt eigenthümlich feine Berichte, — unter präziser Hervorkehrung des eigenen und unter leidenschaftloser Beleuchtung des entgegengesetzten Standpunktes. Man muß dabei noch die Schwierigkeit kennen, die oft in den einander widerstrebenden Interessen von Eisen und Kohle liegen, deren beide Industrieen gerade in einem solchen Bezirke vereint sind. Es kommt vor, daß die Zechen ihre hohen Kohlenpreise auf Tod und Leben als gerecht vertheidigen und die Hochöfen wiederum diese Sätze als unerschwinglich verdammen. Beides muß dann die Handelskammer konstatiren, sogar sich zu einer Meinung darüber entscheiden. Dazu kommen jetzt noch die Hinzpeterschen Sozialreformen, denen unsere Montangrößen über alle Orden hinweg nicht grün sind. Man merkt dies jenen Handelskammerberichten sehr deutlich an, die aber ihre darauf bezüglichen Vorurtheile doch sehr geschickt abzutönen verstehen. Nur in Gegenden, wo die Sozialdemokratie längst in die industrielle Thätigkeit einschneidet, wie z. B. in Sachsen, nehmen auch die Handelskammern eine schärfere Tonart an. Ja, die Sekretäre bilden dort mit den Stadtvätern, den Hauptzeitungen, den Wahlvereinen 2c. 2c. eine eigenthümliche politische Einheit.

Aus dem ruhigen Rahmen Rheinland-Westfalens springt etwas regellos der Bericht der Dortmunder Handelskammer heraus. Er war schon voriges Jahr der zornloderndste in Deutschland, ohne daß dieser Ueberschwang an Temperament eigentlich der guten Sprache Abbruch gethan hätte. Aber neu war diese durchweg leidenschaftliche Art von Behauptungen, Schlüssen, Feststellungen jedenfalls. Noch Merkwürdigeres leistet der diesjährige Bericht, der erst vor wenigen Wochen versandt wurde Man muß nur erwägen, daß Dortmund Industrie-Interessen hat und wegen der billigen Ernährung seiner Arbeiter eigentlich Gegner der Agrarier sein könnte. Aber was liest man hier? „So sind wir z. B. gezwungen durch die Bestimmung in Artikel 15 des österreichischen und Artikel 10 des belgischen Handelsvertrages, in Verbindung mit der bösen Klausel der Meistbegünstigung, ausländisches Getreide auf unseren Eisenbahnen durch Deutschland zu den Ausnahmesätzen des Staffeltarifs zu verfrachten und damit erheblich billiger zu fahren, als das mit demselben konkurrierende Getreide deutscher Provenienz auf seinem eigensten und natürlichsten Absatzgebiet gefahren wird." Noch interessanter ist aber die Ausnützung dieses Satzes, denn der Bericht fährt fort: „Diese Privilegirung des internationalen Getreidehandels auf Kosten der einheimischen Landwirthschaft, der Müllerei und des Eisenbahnfiskus ist, wie wir fest glauben, von der kaiserlichen Reichsregirung nicht beabsichtigt gewesen und vom Deutschen Reichstag wohl gar nicht einmal bemerkt worden, sie war in den Falten der Paragraphen jener Verträge geschickt verborgen, welche auch nur aufmerksam durchzulesen der Reichstag seinen Mitgliedern bekanntlich nicht die Zeit ließ. Diese Bestimmung ist die schroffste Konsequenz, die der Freihandels-

fanatismus bisher zu ziehen gewagt und dieses ist das erste Mal, daß sie gezogen und unbemerkt und unbeschrieen in die Gesetzgebung eines großen Landes eingeführt worden ist." Es wird hier also, mit Recht oder Unrecht, in aller Höflichkeit die Beschuldigung erhoben 1. des Verbergens einer schädlichen Eventualität, 2. der völligen Harmlosigkeit der Reichsregirung dem gegenüber. In diesen leidenschaftlichen, aber doch jedes Ziel sorgsam abwägenden Wendungen geht der Bericht auch auf die Politik über. So agrarisch und wenn man will antiindustriell schreibt diese Dortmunder Handelskammer, daß sie bei Besprechung des russischen Tarifvertrages von unserem östlichen Nachbar sagte: „Wirthschaftlich und kommerziell hat er uns dringend nöthig, wir ihn nicht." Man bedenke, daß das aus einem der größten deutschen Eisenbezirke gesagt wird. Es darf also wohl immerhin die Frage erlaubt sein, welche Interessengruppen diesen Bericht gutgeheißen haben.

Eine sehr gute Stellung hat sich das Berliner Gremium zu erringen verstanden, bei dessen Berathschlagungen und Beschlüssen es durchaus nicht immer nach dem einseitigen Wunsch der Interessenten hergehen soll. Es macht den Eindruck, als ob man dort überhaupt auf Tüchtigkeit und Arbeitkraft sähe. Wahrscheinlich sind auch in Berlin einige divergirende Gruppen vorhanden, — ohne deren zwei thuts ja fast keine Handelskammer bei uns. Gewöhnlich besteht die eine aus älteren Firmen und hält sich deshalb für respektabler. Dazwischen steht dann der Sekretär, der sie alle beide in der Tasche hat.

Mannheim gilt kommerziell als sehr gut verwaltet, auf Frankfurt wurde früher in den Ministerien etwas gegeben, bis die post festum einsetzende Opposition gegen den Schweizer Handelsvertrag die Herren an der Spree gleichsam zu Eis gefrieren machte.

Außerordentlich wichtig ist natürlich der Hamburger Bericht. Er erscheint am 1. Januar — was ihm heute von einigen anderen Städten nachgemacht wird —, schminkt sich nicht irgendwie politisch auf, sondern entrollt ruhig und voll der ungeheuren Erfahrung, wie sie nur eben an der Elbe zufließt, das Jahresbild. In Hamburg verlangt man von dem Sekretär zwar sehr viel — Soetbeer bekleidete lange diesen Posten —, allein den entscheidenden Einfluß übt der Vorsitzende, bei dem, im ernsten Gegensatz zu süddeutschen Städten, nicht auf Familie, sondern auf Begabung gesehen wird. Und der Niedersachse versteht nun einmal unter Begabung auch Initiative.

Vielleicht aus dem Hamburger Vorbild sind jetzt viele Handelskammern zu der weitläufigen Manier gekommen, zuerst ihre Uebersicht und dann später die Einzelheiten zu bringen. In Folge dessen erscheinen jetzt im Januar zahlreiche Berichte mit unnützen Allgemeinbetrachtungen, während die thatsächlichen Einzelheiten zu spät nachhinken.

Wie groß der Unterschied zwischen Bericht und Bericht ist, hiervon ein Beispiel. Kölns Bericht weist 275 Druckseiten auf, Tilsit, dessen Rückblick mir ebenfalls zu Händen ist, kommt nur auf 92 Seiten. Der Tilsiter geht dabei sogar auf das Jahr 1810 zurück, als die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung die Kaufmannschaft mit Zwangs- und Bannrecht unmöglich gemacht hatte. Auch aus diesem Bericht kann man indessen viel lernen, denn seine natürliche Bescheidenheit beschränkt ihn doch mehr auf Thatsachen, wie denn die kleinen Verkehrswinkel überhaupt zu wenig bei uns beachtet werden.

Lord Palmerston meinte: „Man muß auf die Streichhölzer achten!"

Pluto.

Miquels Traum.

8 Uhr 43 ging der Zug vom Anhalter Bahnhof. Es war die höchste Zeit, der Portier rief schon ab und morgen um die Mittagstunde sollten in der Mainstadt die Finanzminister sich zum Schlachtfest vereinen. Dennoch schlich er höchst vorsichtig, fast zaghaft, heran, auf daß nur ja Niemand nach Brandts Kladderadatschbildern ihn erkenne, öffnete selbst zum Schlafwagen die Thür und wollte nicht leiden, daß der eifrige Mann mit der Mütze den kleinen Handkoffer ihm aus den Händen nahm. Als das doch geschah, sah er mit zärtlich besorgtem Blick zu dem Fangnetz hinauf, wo sie so sanft nun durchgerüttelt wurden, alle die zwölf neuen Steuerprojekte, mit denen er in Frankfurt die lieben Kollegen so angenehm zu überraschen gedachte. Und dieses bei sich denkend, schlief er ein, gleich hinter Groß-Lichterfelde, wo er Eduards von Hartmann noch und seiner Junggesellensteuer sich dankbar erinnert hatte. An das Lager des müden Mannes aber, der viel gegrübelt hatte und noch mehr gerechnet, traten, wie einst zu Häupten Richards des Dritten, schreckhafte Spukgestalten, schüttelten, mit drohender Geberde, hin nach dem Schläfer das Haupt, und neigten sich, freundlich grüßend, zur anderen Seite dann, wo, hinter geschlossenen Vorhängen, wohl ein leeres Lager sich dehnte. Weinhändler erschienen zuerst, brüllten ihr breites Rheinplatt ihm in die Ohren, fuchtelten mit den Armen in der Luft und räumten den Platz erst, als aus der Pfalz die getreuen Nachbarn mit derben Puffen sie bei Seite stießen und vom blutarmen Tabak das Klagelied anzustimmen begannen, im herrlichsten Mannheimer Dialekt. Schmächtigere Gestalten drängten nun heran, behende Börsenleute, die schrill durcheinander schrieen und vor geifernder Wuth sich nicht zu lassen wußten. Doch auch fremdartige Erscheinungen tauchten auf und im Dämmerdunkel erschien ihm Mac Kinley, der Mann mit dem höchsten Tarif, und Méline, der in Europens übertünschter Höflichkeit das große Muster des Amerikaners nachzuahmen sich emsig bemüht hatte, und Witte, der Sohn eines Deutschen und Protestanten, nun ein Russe und Grieche im Superlativ, der mit überraschender Offenheit den Selbstherrscher aller Reußen und mit jeder Steigerung fähigen Maximaltarifen den Kanzler aller Deutschen verblüffte. Eben holte er seine Liste hervor und wollte beweisen, was er an Flaggengeldern und Hafenzoll noch Alles zu leisten vermöchte, da klopfte ein alter Mann ihm auf die Schulter, wie mit dem Rickert es der Caprivi sonst nur gepflegt und gethan: Graf Leo Tolstoi wars, im Bauernkittel von Hanf, und an der Hand führte er einen nothdürftig nur bekleideten Muschik, auf den seine Hand wies, da er also anhub und sprach: „Siehe, wahrlich, dieser hier ist der beste Finanzminister, denn er allein weiß, wie es dem Volke ergeht, dem arbeitenden, und was man an Lasten ihm noch aufpacken kann; vernichte deshalb Deine Steuer- und Zollprojekte, mache Dich eiligst fort und greife, wie ich, zur Pflugschar, denn so nur kannst Du das Himmelreich Dir erwerben." Und immer wilder ward das Getümmel und Livréediener, Equipagenkutscher, Pianinobesitzer, Schaumweinfabrikanten, Sumatra-Importeure, Pferdehändler und Inseratenpächter stießen und stampften herbei und immer ängstlicher ward auf dem engen Streckbett es dem Schläfer zu Sinn, denn alle bedrohten ihn mit derbem Wort und beschimpften sein beflissenes Trachten.

Alle aber neigten sich freundlich grüßend zur anderen Seite dann, wo, hinter geschlossenen Vorhängen, wohl ein leeres Lager sich dehnte. Da überkam, als er vom Drohen so und von der Verachtung sich bedrängt sah, den Schlafenden eine jähe Angst und er begann, mit der Hellsichtigkeit des Träumers, in seinem Thun und Treiben nach den Gründen zu spüren, die ihm den Haß und den Zorn zugezogen haben könnten, der nun sich über sein ruhebedürftiges Haupt entlud. Was hatte er denn verbrochen? Er war Rechtsanwalt gewesen, und das ist schlimm, Abgeordneter, und das ist schlimmer, Direktor der Diskonto-Gesellschaft, und das ist, Ihr wißt es, Ahlwardt und Meißner und Block-Podgorski, vom Schlimmsten das Schlimmste. Niemals aber hatte, auch nicht als Oberbürgermeister in Osnabrück und in Frankfurt, ihn der grimmige Zorn seiner Mitbürger im Schlummer gestört. Friedlich war er stets seine Straße geschritten und freundlicher Beifall hatte ihn überall hin begleitet, obwohl er vom Kommunisten ein Nationalliberaler und vom Freihändler ein Schutzzöllner geworden war und in Heidelberg ein Programm aufgestellt hatte, zu dem Bennigsen bedenklich immer den repräsentativen Kopf schütteln mochte. Hansemann zuerst und dann gar ein Deutscher Kaiser hatte ihn „seinen Mann" genannt und bis ins Jahr 1890 war das Leben und Streben ihm eitel Wonne und Lust gewesen, hatte die Sonne des Glücks ihm gelächelt und der Sonnemann selbst keinen Tadel an ihm gefunden. Und nun besann er sich auch: gewiß, erst seit er Finanzminister war, ließen die bösen Träume ihn nicht mehr los, erst seit er sich bemühte, für Andere Schätze zu finden, scheuchte ihn Wuth und Verachtung ruhelos umher, daß er schon kaum noch wagte, seinen verhaßten Namen ins Fremdenbuch einzutragen und als gefährlicher Plusmacher, Ausbeuter und Raubgeselle vor aller Welt zu erscheinen. War es denn wirklich ein so schweres Verbrechen, für vorhandene Bedürfnisse die Deckung zu suchen, und mußte mit Hohn und Groll, mit Verdächtigung und mit Schmach die Landsmannschaft ihm das Bemühen lohnen, das am Ende doch seine Tasche nicht füllte? Da warf er sich im Angstschweiß herum und den selten sonst wohl zum Gebet geöffneten Lippen entstieg ein brünstiges Flehen, daß ihm die drückende Bürde der Würde wieder abgenommen werden möchte und er frei wieder athmen dürfe, als ein ehrlicher, unbescholtener Mensch, und nicht wie ein ängstlich gemiedenes Raubthier umherstreifen, dessen Kreisen Jeder scheu aus dem Wege geht. Und im Traum suchte sein sehnender Blick das andere Lager, dem sich, freundlich grüßend, die gegen ihn tobende Menge immer geneigt hatte, und der heiße Wunsch stieg ihm auf, dort, auf der linken Seite wieder zu sein und frohe Mienen um sich zu sehen. Da, plötzlich, hielt der Zug und der Schläfer fuhr auf. „Bebra, sieben Minuten Aufenthalt!" Der eifrige Mann mit der Mütze erschien, brachte den Morgenkaffee, vor dem linken Lager thaten die Vorhänge sich auf und in starrem Staunen erkannten als Schlafgenossen sich: Johannes Miquel, der gen Frankfurt auf die Suche nach dem beweglichen Faktor ging und 200 baare Millionen zu finden hoffte, und Eugen Richter, der seine Ferienmuße benützen wollte, um in der Pfalz die beunruhigten Tabakleute ein Bischen mobil zu machen.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. August 1893.

Der graue Mantel.

Vom nächsten Jahre ab, so wird amtlich verkündet, sollen für die Truppen des deutschen Heeres Mäntel aus grauem Tuch eingeführt werden. Nicht ohne ein Gefühl leiser Wehmuth vernimmt man die Kunde: nicht die innere Organisation nur, auch die Tracht der Truppen soll also verändert werden, die in drei stolzen Kriegen dem Feinde ein Schrecken und in einem friedlichen Vierteljahrhundert dem Volk ein vertrauter Anblick geworden war. Natürlich werden sehr bald sich Autoritäten melden, die uns die nicht gerade wichtige, doch sehr kostspielige Aenderung als einen ungeheuren Fortschritt anpreisen und die daneben, um Zweifler und Nörgler zum Schweigen zu bringen, erklären, durch die Einführung des rauchlosen Pulvers sei eine „Zwangslage" geschaffen worden, aus der nur der graue Mantel noch uns befreien könne. Eine Zwangslage ist jetzt ja immer rasch konstruirt und Autoritäten finden sich stets — für die Gläubigen. Auch handelt es sich um eine Maßregel, die der Kriegsherr allein zu verfügen hat; die Kritik muß deshalb verstummen und schüchtern darf höchstens eine Regung des Bedauerns sich hervorwagen, da ohne deutlich erkennbare Gründe wieder ein Stückchen von dem Amulet fortgeworfen werden soll, das seit mehr als dreißig Jahren Furcht und Vertrauen mit abergläubiger Andacht zu betrachten pflegt.

Solche schmerzliche Regungen sind dem deutschen Volk längst nicht mehr neu, denn die Politik, die es über sich ergehen läßt, hat

es an die Anschaffung von grauen Mänteln allmählich gewöhnt, an Maßregeln und Aenderungen, die zunächst Niemand begreift, die durch Zwangslagen und Autoritäten dann aber gebührend erklärt und begründet werden. Nicht immer freilich bewährt sich die Neuerung; aber die eifrigen Reformatoren rechnen sehr schlau mit dem schlechten Gedächtniß eines müden Geschlechts und immer wieder wissen sies einzurichten, daß mit einem Schein wenigstens von Recht sie sich auf die lärmende Zustimmung berufen können, ohne die ihr Applausbedürfniß nun einmal nicht auskommen kann. Die Vorzüge des neuesten grauen Mantels werden nach Marktschreierart dann gepriesen; ob er in Kämpfen mit rauchlosem Pulver auch seinen Zweck erfüllt, davon erfährt man vorläufig nichts, denn für reichlichen Rauch und dicken Qualm sorgt immer ja die gefällige Presse.

Zwei Jahre sind jetzt darüber vergangen, seit in der auswärtigen Politik des Reiches ein entscheidender Wechsel sich vorzubereiten schien. Vorher schon hatte der Austausch der wichtigsten Kolonialansprüche gegen einen abbröckelnden Felsen den Glauben erregt, hinter einem für Deutschland so unvortheilhaften Geschäft müßten bedeutsame politische Abmachungen sich verbergen. Nun hatte der Besuch in Narwa nur geringe Befriedigung geweckt, die vorzeitige Erneuerung des Dreibundes wurde mit großem Getöse verkündet und unmittelbar darauf erinnerte in der Guildhall von London der Kaiser an die „historische Freundschaft" zwischen Deutschen und Briten, die „man so oft neben einander gesehen hat zum Schutze der Freiheit und Gerechtigkeit." Da war es denn nicht mehr weit bis zu dem Wahn, der bald auch Kommiß-Diplomaten und Zeitungschreiber vereinte: England, so hieß es, tritt mit seiner ganzen Macht an die Seite der Friedenswächter, und aus dem Dreibund ist ein furchtbarer Vierbund geworden, den anzutasten nun Niemand mehr wagen würde. Die offizielle Antwort wurde diesem Thorenglauben in Kronstadt ertheilt; doch auch insgeheim waren die russischen Minirer nicht müssig. Es war nicht unbekannt geblieben, daß dem Marchese di Rudini, der in Italien damals die Geschäfte leitete, die eilige Verkündigung des Vertragsschlusses nicht gerade willkommen war, weil er gehofft hatte, mit dem fait accompli und besonders mit den günstigeren Bedingungen, die er, glücklicher als Crispi, bei bequemeren Partnern durchgesetzt hatte, im Lande und vor den Kammern sein Prestige zu erhöhen. Diese Mißstimmung des Ministers und die

irredentistischen Wünsche, die nicht eine kleine Gruppe von Schreiern nur, sondern die überwiegende Mehrheit aller Italiener erfüllen, verstand die russische Staatskunst sehr klug zu benützen: in Monza erschien Herr von Giers, König Umberto lehnte die Einladung zu einem werthlosen Ausstattungstück ab, dessen Held er in London sein sollte, und die Grundzüge des hier schon mehrfach erwähnten traité de médiation wurden entworfen, der durch den Besuch eines russischen Geschwaders an der italienischen Küste nun, wie es scheint, die symbolische Weihe erhalten soll. Formell läßt sich nichts dagegen sagen, daß Italien durch Abmachungen, die neben dem Dreibundvertrag bestehen können, für seine Interessen sorgt; wenn ihm von Rußland aber sein Gebiet gegen französische Eroberungen garantirt ist, dann sinkt eben der Dreibundvertrag im Werth, und das finanziell erschöpfte Italien wird sich kaum besinnen, Lasten abzuschütteln, die es nicht länger zu tragen braucht. Anstatt des erhofften Vierbundes hätten wir dann einen Zweibund, — so lange man in Oesterreich, wo für die Bündnißtreue eine sehr merkwürdige Tradition besteht, über den Balkan nicht zu einer Verständigung mit Rußland gelangt ist und die Zeit für gekommen hält, um alte Pläne aus dem ungeduldigen Halbschlaf zu erlösen.

Manchem mag das wie phantastische Zukunftmusik klingen, weil man immer wieder bei uns vergißt, daß in der rauhen Wirklichkeit der Dinge nicht überall eitel Wohlwollen, Freundschaft und Treue herrscht, daß Oesterreich ein durch die Person seines Kaisers nur mühsam zusammengehaltenes Provisorium ist, daß die Sehnsucht nach Triest und Trient von Italien noch nicht verschmerzt und auch in manchen deutschen Ländern die Absichten nur vertagt sind, die bis zum Jahre 1866 ihre Politik bestimmten und die vor der drängenden Gewalt der Thatsachen dann verschwinden mußten, um bei der nächsten Gelegenheit wieder hervorzutreten. Vielleicht hat das aufdämmernde Bewußtsein dieser Gefahren unsere Staatsmänner zu dem Versuch geführt, dem Deutschen Reich seine militärische Selbständigkeit zu sichern; lange genug haben die Diplomaten — und was sich heute so nennt — nichts von dem changement à vue geahnt, das sich in Italien vollzogen zu haben scheint — die offiziösen Gelehrten des Tageblattes erklären es heute sogar noch für ein Märchen aus dem Sachsenwalde —, und erst in der Begründung der Militärvorlage wurde angedeutet, daß „eine vollständige oder theilweise Erneuerung des Dreibundes nicht

völlig sicher sei". Es ist nur eines der vielen Räthsel, die uns die heutige Geschäftsführung aufgiebt, daß von bedeutsamen politischen Vorgängen Privatleute eher unterrichtet sind als die Herren, die auf der ragenden Zinne des Reiches gegen sehr hohen Lohn den Wachtdienst übernommen haben.

Diese Erfahrung wiederholt sich, im Sinne der leitenden Männer, eben jetzt abermals. Im Sommer 1891 sollte England für den Friedensbund erobert werden und Englands Flottenschutz sollte die Italiener zu treuem Verharren im schweren Panzer verlocken; der König von Italien zog aber die russischen den britischen Versprechungen vor und nun sieht es fast so aus, als sei, trotz den hoch und höchst berühmten Handelsverträgen, der mitteleuropäische Bund nicht verstärkt, sondern geschwächt. Im Sommer 1892 hatte Fürst Bismarck in Wien einem Journalisten gesagt, der Draht, der uns mit Rußland bis dahin verband, sei abgerissen und es werde nicht leicht sein, ihn wieder zu knüpfen. Sofort wurde in der Reichspindterei ein Artikel zusammengeschweißt, in dem die „seltsame Selbsttäuschung" des Fürsten höhnisch zurückgewiesen und die dreiste Behauptung aufgestellt wurde, es lägen für die Schätzung Bismarcks „von russischer Seite entgegengesetzte Zeugnisse vor, die mehr als den Werth von Druckerschwärze haben und die eines Tages an die Oeffentlichkeit treten könnten". Diese alberne Drohung wurde gewagt, nachdem eben der Zar erst den Grafen Waldersee mit seinen Grüßen nach Friedrichsruh gesandt und dem Grafen Schuwalow gestattet hatte, bei der Hochzeit des Grafen Herbert Bismarck dem offiziellen Boykott zu trotzen. Außerdem kramten die Hintermänner des Guanoblattes einen Leitartikel des Fürsten Meschtschersky hervor, dessen Grashdanin, so versicherten sie, „jeden Tag auf dem Arbeitstisch des russischen Kaisers liegt und auch von der kaiserlichen Familie gelesen wird". Diese Offenbarung stand etwa auf der Höhe der journalistischen Tagesleistungen, die für Alles, was auch im Zarenreiche geschehen mag, immer noch Herrn Pobedonoszew verantwortlich machen, der doch, seit er in einem aufgefangenen Brief die zähe Hartnäckigkeit seines Gebieters mit einem dem Hausthierreich entlehnten Vergleiche bezeichnet hat, nicht den geringsten persönlichen Einfluß mehr übt. Auch Meschtschersky, der Feudalste der Slavophilen, der am Liebsten Rußland mit einer chinesischen Mauer umgeben möchte, hat längst schon — noch vor der Krönung — die Freundschaft des

Jugendgespielen verloren und Alexander III. hat es sogar für nöthig gehalten, als seine eigenen Worte verkünden zu lassen, der Graschdanin werde in seinem Hause höchstens noch von den Thürstehern gelesen. Für die Meute der Wilhelmstraße aber kam es nur darauf an, den Herrn von gestern ins Unrecht zu setzen, auch um den Preis einiger Lügen, und zu beweisen, daß der Herr von heute auch im Verkehr mit Rußland die bessere Straße gewandelt war.

Das war im Sommer 1892. Ein Jahr später war der erbitterte Zollkrieg mit Rußland ausgebrochen und nach der von der frisch geaichten Staatsweisheit angenommenen cobdenitischen Theorie, daß die Handelsbeziehungen auch das politische Verhältniß der Völker bestimmen, müßte es nun doch wohl wahr sein, daß zwischen Berlin und Petersburg der Draht abgerissen ist. Wieder haben auf dem Wachtthurm die Herren sich grimmig getäuscht, da sie den Handelsvertrag mit Rußland schon in der Tasche zu haben glaubten, und wieder hat ein „der aktiven Politik entrückter Privatmann" früher als die amtlichen Zeichendeuter gewußt, wie im Osten Europas der Wind weht. Selbst ein weniger erfahrener Politiker konnte sich nicht darüber täuschen, daß Rußlands Mißtrauen in dem Augenblick erwachen mußte, wo man die Polen zu hätscheln begann und für britische Interessen die deutsche Macht einzusetzen gewillt schien. Der Polenhaß ist den Russen durch eine Jahrhunderte lange Geschichte polnischer Raubzüge eingeimpft und bei dem langsamen Vormarsch nach Asien, wo allein es lohnende Eroberungen machen kann, wird das Zarenreich, zunächst wohl an den persischen Thoren, mit England die Kräfte zu messen haben, im Kampf um ein südliches Meer und also ums Dasein. Die Furcht, das Deutsche Reich möchte vom Briten sich umgarnen lassen, hat das franco-russische Bündniß geboren, diese künstliche Schöpfung, die auf dem orientalischen Boden die äußerste Probe gewiß nicht bestehen wird und die doch hinreicht, um wie ein leuchtendes Feldzeichen den gesunkenen Muth der Franzosen neu zu beleben und leider auch Deutschland zu immer erneuter Rüstung zu zwingen. Schlimme Enttäuschung hätten die selbstbewußten Reichswächter sich erspart, wenn sie die Händlerpolitik der britischen Großkaufleute schon vor zwei Jahren durchschaut und den thörichten Traum von dem Vierbund nicht erst geträumt hätten. Aber der General von Caprivi, der ein Jahr früher noch erklärt hatte, er habe in der äußeren Politik die „denkbar glücklichste

Erbschaft" angetreten, konnte dem Gelüsten dann doch nicht widerstehen, anstatt des schwarzen einen grauen Mantel anzuschaffen, der Abwechselung wegen — ut aliquid fieri videatur.

Außer den Herren, die vor der Front, bei der Staatsanwaltschaft oder in Manchester ihre volkswirthschaftlichen Studien gemacht haben, wird nun freilich nicht leicht Jemand glauben, daß der deutsch-russische Zollkrieg von politischer Leidenschaft entfacht worden ist. Herr Hans Delbrück, der auf geduldigem Papier gar zu gern Schlachten schlägt, wittert zwar Etwas von einem Siege der russischen Kriegspartei; aber auch er wird hoffentlich nicht geneigt sein, die Hetze tapferer Zeitungsschreiber in Petersburg und in Berlin zu unterstützen, die aus einem Handelskonflikt eine Staatsaktion machen möchten. Als im Jahre 1876 dem Fürsten Bismarck angesonnen wurde, er solle politisch die Russen wegen ihrer Zollschwierigkeiten koramiren, da meinte er: „Es würde das geradezu an die Vorgänge erinnern, die Sie von den Inhabern gewisser Geschäfte auf dem Mühlendamm hier in Berlin gehört haben, daß sie Händel suchen mit Denen, die von ihnen nicht kaufen wollen und auf der Straße vorübergehen; — daß man uns auf diese Weise veranlassen möchte, Händel mit Rußland zu suchen, weil es nicht von uns kauft, sondern sich durch hohe Zölle dagegen absperrt, ist ja ganz unmöglich." Eine Kriegspartei mag es an der Newa so gut wie an der Spree geben — namentlich die russischen Liberalen halten jeden Krieg, auch einen unglücklichen, fast für ein Glück, weil auf eine Niederlage in Rußland gewöhnlich Reformen folgen — und diese Partei wird dafür sorgen, daß jedes wirkliche oder vermeintliche Symptom deutscher Britenfreundschaft oder Polenbegünstigung dem Zaren als ein Sturmsignal bezeichnet wird; aber auch diese Kriegspartei hat damit zu rechnen, daß die russische Armee vor dem Frühjahr 1895 nicht kriegsbereit sein wird und daß die politischen Verhältnisse viel fluktuirender sind als die großen Verkehrsverhältnisse. Nicht das willige Werkzeug in den Händen einer mystischen Kriegspartei ist Herr Witte — der Geheimrath, dessen Leitung er folgt, ist ein früherer Nihilist! — sondern ein vielleicht tollkühner Wirtschaftreformer, dem das Ziel nationaler Unabhängigkeit vorschwebt und der entschlossen scheint, im Augiasstall der russischen Wirthschaft mit eisernem Besen Auskehr zu halten. Ob ihm das gelingen wird, das freilich ist eine andere Frage; er hat den Zollkrieg doch wohl überstürzt und er wird da vermuthlich scheitern, wo vor ihm Herr Bunge gescheitert

ist: bei dem Versuch, das ungeheuerliche Privilegium der Steuerfreiheit dem Adel und der Geistlichkeit zu entreißen. Ein Land, das den Grundbesitz und den Klerus von Steuern frei läßt, das von dem Kaufmann nur eine Gildentaxe erhebt und den einzigen Steuerträger, den Bauern, zwingt, seine Habe zu verschleudern, um rasch einige Kopeken einzunehmen und dem grausam eingetriebenen Anspruch des Staates genug zu thun, — ein solches Land ist nicht reif, zu plötzlicher Selbständigkeit den jähen Sprung nun zu wagen.

Nur im Sinne der immer noch leitenden Männer ist der Zollkrieg ein Ereigniß, das in seinem Schoß auch politische Gefahren birgt; die übrige Welt erkennt darin, wie die Kreuzzeitung ganz richtig gesagt hat, die natürliche Folge der Handelsverträge von 1891. Auch damals mußte die Farbe des Mantels ja rasch gewechselt werden. Die Werthe schaffenden Stände zwar waren mit dem Tarifsystem durchaus zufrieden und sogar die Nichtsalsfreihändler hätten allmählich die Waffen gestreckt; aber man wandelt nicht ungestraft mit Cobdeniten zur Schule, man hört ungestraft ihre Predigten nicht über die Frieden verbürgende Macht des Baumwollenhandels. Als 1853 drei Quäker nach Petersburg gepilgert waren, um dem schlimmen Nicolaus mit dem Stöckchen eine rührsame Friedenspredigt im Stil der Frau Suttner zu halten, da brachten sie nebenbei noch einen vortheilhaften Talg-Kontrakt von dort zurück; und als Richard Cobden in Rußland Geld verdient hatte, da schrieb er seine Broschüre Russia by a Manchester Manufacturer und meinte darin, die Russen seien doch eigentlich die liebenswürdigsten Leute und es könne England nur nützlich und angenehm sein, wenn sie eines Tages in Konstantinopel sich seßhaft machten. Wo es was zu handeln giebt, da sind die politischen Ueberzeugungen dieser Herren billig immer zu haben und so erleben wir auch heute wieder, daß die bewährtesten Russenhetzer aus dem Lager der konsequenten Freihändlerei dem Zarenreich allerlei freundliche Worte sagen, mit dem sie nicht hart genug sonst zu schmälen wußten. Ihren schönen Plan, dem die Schulfreundschaft so wirksame Propaganda doch schon gemacht hatte, fürchten sie nun vereitelt zu sehen und ihre Sitten haben im Thiergarten nachgerade sich doch zu vornehm geläutert, als daß sie in die Mühlendamm-Gewohnheit des Ankrakehlens gleich wieder verfielen, ehe noch der sanftere Zwang schmeichelnden Werbens versucht worden wäre. Der Plan war auch wirklich zu schön: beim großen

Ramsch um die Militärvorlage sollte der Freisinn das zögernde und wirthschaftlich von seinen Wählern gezügelte Centrum unterbieten und als herrlichen Preis das mit dem Oelzweig geschmückte Banner Cobdens und Brights heimtragen. Wenn mit dem gewaltigen Bullengenick Herr Richter nicht die Straße gesperrt hätte, dann gab es keine Reichstagsauflösung und keinen Zusammenbruch der Manchesterheit, keine protektionistische Mehrheit und keinen Zollkrieg mit Rußland. Eigentlich müßte das deutsche Volk Herrn Richter jetzt seinen Dank votiren, denn zum ersten Male hat er sich um das Vaterland wirklich und nicht durch zähe Budgetkritik nur verdient gemacht.

Zum Tusch für die Reichspiloten hat sich ein neues Orchester inzwischen gebildet. Ihre Thatkraft wurde von links gepriesen, da sie den sogenannten Agrariern den Rücken kehrten, da sie die Zukunft Deutschlands als Industriestaat erkannten und durch den forensisch beredten Mund des Herrn Marschall von Bieberstein verkünden ließen, „daß, je mehr die Interessen der Nationen Europas durch Tarifverträge solidarisch werden, um so mehr sie sich hüten werden, in Streit und in Krieg einzutreten.“ Jetzt, da man den Satz sehr bedrohlich umkehren könnte, erschallt die Jubelmusik wieder von rechts und abermals wird die Thatkraft der Männer gepriesen, die von den Ereignissen sich doch nur drängen und schieben ließen und die immer zufrieden sind, wenn nur ihre lowe of approbation Befriedigung findet. Woran Graf Caprivi eigentlich glaubt, das weiß man heute noch so wenig, wie es in Wallensteins Lager die Soldaten von ihrem Friedländer wußten. Eines nur ist gewiß: daß der leitende General gern thut, was gerade populär ist, und daß er auch darin sich von seinem Vorgänger unterscheidet, der gesagt hat: „Ich frage gar nichts danach, ob eine Sache populär ist, ich frage nur danach, ob sie vernünftig oder zweckmäßig ist; die Popularität ist eine vorübergehende Sache, die sich heute auf Dies, morgen auf Jenes richtet, die ich genossen und verloren habe, worüber ich mich leicht tröste, sobald ich das Gefühl habe, meine Schuldigkeit zu thun, — und das Uebrige stelle ich Gott anheim. Die Popularität einer Sache macht mich viel eher zweifelhaft und nöthigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu häufig gefunden, daß man auf Acclamation stößt, wenn man auf unrichtigem Wege ist.“ Von solchen Bedenken werden die neuen Herren sich niemals sicher be-

stimmen lassen und ihrem Applausbedürfniß werden immer bereite Lober erstehen, — wenn in Berlin nicht, dann doch in Wien und ganz besonders in London, bei Deutschlands erprobten Freunden vom „Standard."

Eine falsche Politik aber, das sollten die Herren, die mit vollen Backen jetzt Tusch blasen, sich merken, wird dadurch nicht richtig und lobenswerth, daß in ihrem rathlosen Taumeln ein Hinderniß sie in vernünftige Bahnen stößt, — so wenig wie eine richtige Politik durch Uebereilung und Uebertreibung gleich falsch und verkehrt werden kann. Herr Witte möchte das Experiment wiederholen, durch das Napoleon der französischen Industrie ihre Weltstellung schuf, und am Ende ist bei beiden Männern auch das Motiv das Gleiche: der Haß gegen England. Es gelang Bonaparte, durch ein System rücksichtlos aufgethürmter Prohibitivzölle die Industrie auf eigene Füße zu stellen und ihr den Preisdruck der Konkurrenz abzuwehren; Frankreich, das bis dahin anderen Völkern tributpflichtig gewesen war, kam, als die Grenze gesperrt war, in unglaublich kurzer Zeit dahin, mit den Produkten der heimischen Industrie einen jährlichen Umsatz von vielen hundert Millionen Francs zu erzielen und zu seinem jetzigen Wohlstand den Grund zu legen. Auch damals schrieen die Konsumenten zunächst über schnöde Interessenpolitik, aber Chaptal, der durch eine Weibergeschichte bald darauf aus der Nähe des Kaisers vertrieben wurde, schrieb den heute noch sehr beherzigenswerthen Satz in sein Tagebuch: „Si Bonaparte avait écouté les plaintes du consommateur ou des préjugés publics, nos fabriques seraient encore dans l'état d'imperfection où il les a trouvées". Wenn Herr Witte sein Vaterland für einen solchen Versuch schon reif genug glaubt, so mag er vielleicht irren, aber er ist auf dem richtigen Weg nationaler Wirthschaftpolitik, die ein Volk von Zwischenhändlern nicht, sondern ein Volk von Produzenten erziehen will und die, mit Napoleon, auch daran denkt, daß der Millionenumsatz des Händlers höchstens ein Halbdutzend Kommis ernährt, während bei gleichem Umsatz in der Industrie viele hundert Familien Unterhalt finden.

Von solchen Anschauungen ist Graf Caprivi noch weit entfernt. Ihm ist der Zug der ländlichen Arbeiter nach den Städten ein „Naturgesetz", ein unveränderliches; ihm scheint auch die Thatsache unabänderlich, daß Deutschland genöthigt ist, den Import von Nahrungmitteln mit dem Export von Industrie-Erzeugnissen auszugleichen; er

weist mit Entrüstung den Gedanken an eine agrarische Politik zurück und vergißt gern, daß Bismarck gesagt hat: „Einen Reichskanzler, der sich für die Landwirthschaft nicht interessirt, den müssen Sie sofort wegjagen, den kann das Land gar nicht brauchen; denn es sind 25 Millionen Menschen von unseren 45 Millionen, deren Interessen von dem Wohl und Wehe der Landwirthschaft abhängen." Es ist tragikomisch, daß Graf Caprivi durch die Umstände jetzt gezwungen ist, sehr gegen seinen Willen den agrarischen Wünschen dienstbar zu sein; Lob aber wird er dann erst verdienen, wenn er seine Export-Ideale begräbt und einsehen lernt, daß ein Volk, dem nicht wie den Engländern schon durch seine Lage die Rolle des Welthändlers zugewiesen ist, dann erst gesund genannt werden darf, sobald die nationalen Bedürfnisse durch die nationale Produktion auch befriedigt werden. Mit dem Fortschreiten der Kultur verengt das Exportgebiet sich mehr und mehr und auch England — das mit Oesterreich von dem Zollkrieg jetzt zunächst die Vortheile einheimst — wird den Kreis seiner Kunden allmählich verringert sehen, weil überall selbständige Industrien entstehen und überall der Bedarf von außerhalb darum beständig geringer wird. Für Deutschland aber wäre die Umwandlung in ein Händlervolk vollends verhängnißvoll, denn — schon Lagarde hat das erkannt — die ungemessene Vermehrung der Kaufleute ist ein Unglück für ein Land, wo Niemand kaufen kann. Und wenn Amerika eines Tages der alten Welt seine riesigen Lager öffnet, dann hat der europäischen Händlerherrlichkeit ohnehin das Totenglöcklein geläutet.

Beinahe mit Erbitterung haben die Pächter papierner Volkswirthschaft jetzt nachgerechnet, daß die Einfuhr deutscher Waaren nach Rußland längst schon abgenommen hat, während die russische Einfuhr nach Deutschland noch auf der dreifachen Höhe blieb. Das ist nicht, wie die Preßweisheit sichs träumt, ein Zeichen politischer Gehässigkeit, sondern ein Symptom erwachender wirthschaftlicher Einsicht. Auch auf der schwarzen Erde des Zarenreiches hat man die Frage sich vorzulegen begonnen, ob es denn nützlich sei, dem Auslande reichen Tribut zu zahlen, indessen das eigene Volk in Noth und Jammer verdirbt und gierige Zwischenhändler nur den Beutel füllen. Es wäre traurig, wenn Deutschland von dem jüngeren und obendrein unverhältnißmäßig zurückgebliebenen Nachbarn sich in dem Bemühen überholen ließe, den einheimischen Markt zu sichern und im eigenen Lande die Arbeit-

gelegenheit zu vermehren und zu verbessern. Deutschland produzirt nicht das Brotgetreide, das es braucht, aber mehr Industrie-Erzeugnisse, als es verwerthen kann; daraus folgert der leitende General, Deutschland müsse in seiner Ernährung immer vom Auslande abhängig bleiben, und zu einem Handel treibenden Industriestaate sich entwickeln. Für eine vorausblickende Wirthschaftpolitik ergiebt im Gegentheil sich das Ziel, durch eine verständige und energisch zugreifende Landeskultur den deutschen Bodenertrag so zu steigern, daß er dem heimischen Bedürfniß genügt; das wird das beste und auch das einzige Mittel sein, für die jetzt überschüssigen Erzeugnisse der Industrie die Bevölkerung aufnahmefähig und kaufkräftig zu machen. Eine solche Agrarpolitik ist zugleich auch eine sicherere Friedensgewähr als die Lehre der Cobdeniten, denn ein Volk, das in den eignen Grenzen aus eigner Kraft sich anständig ernähren kann, hat nicht das Bedürfniß, über den Nachbarn herzufallen, mit dem ihm die Reibungen des einen Kontrahenten fast immer übervortheilenden Handelsverkehrs dann erspart sind, und es wird sich hüten, das mühsam erworbene Wohlbehagen im Uebermuth auf ein gefährliches Spiel zu setzen.

Der Zollkrieg mit Rußland ist nur das durch die Ungeschicklichkeit wirthschaftlicher Kurpfuscher verschärfte Symptom einer viel tiefer wurzelnden Krankheit, nur eine Episode auch in der Entwickelung der Völker zur Selbständigkeit. Es ist für die Dauer ziemlich gleichgiltig, wie dieser Krieg vorläufig endet, denn der Sitz des Uebels bleibt, auch wenn das Symptom glücklich wegkurirt wird. Kritisch würde der Zustand des Kranken erst in dem Augenblick werden, wo man auch hierin die Bahnen der guten Tradition verlassen, wo man von dem lange bewahrten Amulet wieder ein Stückchen wegwerfen und, der Abwechselung wegen oder um jenseits vom Kanal Beifall zu finden, es auch auf diesem gefährlichen Terrain mit dem grauen Mantel einmal probiren möchte, — dem fahlen Sterbekleid der in Prunkgewändern einst mit protzigem Parvenuhochmuth einherstolzirenden grauen Internationale.

Das napoleonische Konkordat und die Geistlichkeit.*)

Schon 1801, während der Konkordats-Unterhandlungen in Rom, als Pius VII. noch zögerte, die überlebenden Mitglieder des altfranzösischen Episkopats in Massen abzusetzen, sagten klar sehende Beobachter: „Schließen wir doch das von dem Ersten Konsul gewünschte Konkordat ab! Ist es einmal in Rechtskraft, so wird sich zeigen, daß es von ungeheurer Bedeutung sein und Rom eine gewaltige Macht über das Episkopat der ganzen Erde verleihen wird."

Und so kam es auch wirklich. Durch diesen außerordentlichen, fast beispiellosen Gewaltstreich, der mindestens in der Geschichte der Kirche ohnegleichen dasteht, konnte die ultramontane — d. h. römische — Theorie, die bis dahin angefochten worden und auf das spekulative Gebiet der abstrakten Formeln beschränkt geblieben war, festen Boden gewinnen und in die Praxis eingeführt werden. Das Konkordat machte den Papst zum „Universalbischof". Mit ungestümem Drängen trieb ihn die weltliche Macht der Diktatur in die Arme, wie Napoleon selber zugab. Zehn Jahre später erkannte dieser, von seinen gallikanischen Kronjuristen gewarnt, die kirchliche Tragweite seines Werks; aber es ließ sich nicht mehr rückgängig machen, denn der entscheidende Schritt war gethan. Der Heilige Vater hatte sie bereits alle abgesetzt, die Lenker einer großen Kirche, „seine Amtsbrüder und Mitbischöfe" (nach Bossuet „ist er nicht Herr der Bischöfe, sondern nur einer von ihnen"), gleich ihm Nachfolger der Apostel, fünfundachtzig legitime, seinem eigenen Geständniß zufolge untadelige und verdienstvolle Würdenträger, die nur wegen ihres Gehorsams gegen ihn verfolgt, nur wegen ihrer zähen Anhänglichkeit an die römische Kirche verbannt wurden. Hiernach blieb selbst den Gallikanern, wenn sie nicht abtrünnig werden und sich für immer von Rom trennen wollten, nichts übrig, als dem Papst außer der gewöhnlichen Macht, die er auf Grund der alten Kirchensatzungen und der Ueberlieferungen ausübt, noch eine außerordentliche zuzugestehen, die durch Kanon und Tradition nicht begrenzt ist, eine absolute Machtvollkommenheit, ein über allen Rechten stehendes Recht, kraft dessen er in allen ihm beliebigen Fällen die katholischen Interessen, deren höchster Lenker, einziger Ausleger und letzter Richter er geworden ist, nach eigenem Gutdünken wahrnimmt.

*) Der letzte Band von Taines Hauptwerk Les origines de la France moderne wird gegen Ende dieses Jahres — bei Abel und Müller in Leipzig — deutsch erscheinen. Ein besonders interessantes Kapitel aus diesem Bande lernen die Leser der „Zukunft" hier jetzt bereits kennen.

So war ein Präzedens geschaffen worden, das sich nicht mehr aus dem Wege räumen ließ und das den großen Eck- oder Grundstein des modernen Kirchenbaus bilden mußte. Auf diesen Stein folgten allmählich die übrigen, bis das Gebäude fertig dastand. Unter dem Druck der Herrschaft Napoleons hat Pius VII. im Jahre 1801 die Prälaten der alten Zeit wegen des Makels ihrer monarchischen Herkunft und des Verdachts der Erwärmung für die entthronten Bourbonen beseitigt; 1816 setzt der selbe Papst unter dem Druck der wiedergekehrten Bourbonen den Lyoner Kardinal-Erzbischof Fesch ab, weil er ein Oheim des gestürzten Kaisers ist. Die Sachlage bleibt in beiden Fällen die gleiche und in beiden dienen gleiche Gründe zur Rechtfertigung der Ausübung der gleichen Gewalt.

Dadurch jedoch, daß sie verlängert wurde, vermehrte die Sachlage für die Kirche die dringlichen Fälle und für den Papst die Gelegenheiten zur Einmischung. Seit 1789 ist die ganze bürgerliche, politische, gesellschaftliche Ordnung, das ganze Verfassungwesen, die ganze geographische Eintheilung nicht nur Frankreichs, sondern Europas, nicht nur in der alten, sondern auch in der neuen Welt merkwürdig unstet geworden. Unter den sich endlos fortpflanzenden Ein- und Nachwirkungen der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und der französischen Revolution sind Hunderte von selbständigen Staaten zusammengestürzt, Dutzende von anderen sind an ihre Stelle getreten und alte Dynastien haben neuen Platz gemacht. Hier sind katholische Bevölkerungen unter die Herrschaft schismatischer oder protestantischer Fürsten gerathen, dort hat ein katholisches Land, nachdem es fünfzehn Jahre lang zu einem interkonfessionellen Staat gehört, sich losgelöst und ist unabhängig geworden. Im protestantischen Theil Amerikas haben die Katholiken um Millionen zugenommen und neue Gemeinwesen gebildet. Im katholischen Theil Amerikas haben die Kolonien die Selbständigkeit errungen. Fast überall in Europa und Amerika haben die Regirunggrundsätze und die öffentliche Meinung Wandlungen erfahren. Nun bedarf es nach jeder dieser Wandlungen zur Wiederherstellung des Zusammenhangs zwischen der kirchlichen und der weltlichen Macht einer Initiative, einer Leitung, eines Einflusses, — wie naheliegend, jene Wiederherstellung, durch den römischen Kirchenfürsten bewirken zu lassen! Und er bewirkt sie jedesmal. Bald schließt er durch diplomatische Verträge nach Art des französischen Konkordats von 1801 einen Pakt mit den Landesfürsten, mit Bayern, Württemberg, Preußen, Oesterreich, Spanien, Portugal, den beiden Sizilien, den Niederlanden, Belgien, Rußland. Bald trifft er, Dank dem duldsamen Freisinn oder der verfassungmäßigen Gleichgiltigkeit der weltlichen Regirung, die einschlägigen Bestimmungen aus eigener Machtvollkommenheit; namentlich in Holland, Irland, England, Kanada und den Vereinigten

Staaten theilt er das Landesgebiet in Kirchenbezirke ein, schafft er neue Bisthümer, regelt er dauernd die Hierarchie, die Disziplin, die Zusammensetzung der Geistlichkeit und die Mittel zu ihrer Erhaltung. Wo die Souverainetät streitig ist, wie nach der Losreißung der spanischen Kolonien, geht er trotz der Einsprache des Mutterlandes weiter, setzt, „um der Verlassenheit der Kirchen ein Ende zu bereiten", Bischöfe ein und schreibt ihnen, „ohne sich darüber mit den neuen Regirungen zu verständigen", ein vorläufiges Verwaltungssystem vor, an dessen Stelle er später, im Einvernehmen mit stabileren Regirungen, ein endgiltiges treten lassen wird.

So sind denn alle jetzigen großen Kirchen der katholischen Welt das Werk des Papstes, und zwar ein modernes Werk, eine erst in neuerer Zeit entstandene Schöpfung. Nicht anerkannt hat er sie, sondern geschaffen, ihnen die äußere Form und den inneren Bau gegeben. Jede dieser Kirchen trägt in ihren Satzungen das noch frische Gepräge seiner souveränen Hand, aus der sie hervorgegangen sind, und keine kann sich für rechtsgiltig erklären oder auch nur halten, ohne die höhere Autorität, der sie Leben und Dasein verdankt, als berechtigt anzuerkennen. Und dem Ganzen wird die Krone dadurch aufgesetzt, daß der Papst, um seine unbeschränkte Herrschaft zu befestigen, über das Gebiet der Erde und der Praxis hinausgeht und sich auf die theoretische Theologie, die Offenbarung übernatürlicher Dinge, die Bestimmung göttlicher Angelegenheiten verlegt, da er im Jahre 1854 ganz allein ein neues Dogma, das der unbefleckten Empfängniß, verkündet und aufzeichnen läßt, es rühre nur von ihm her — ohne Mitwirkung der Bischöfe, die wohl anwesend waren, aber weder beschlossen noch stimmten.

Wie wir sehen, entstehen die dauerhaften geistlichen und weltlichen Machtvollkommenheiten des Heiligen Vaters allmählich durch eine ununterbrochene Reihe von unangefochtenen Beschlüssen und Handlungen. Zwischen 1791 und 1870 haben sich die an einander gefügten kirchlichen Präzedensfälle gegenseitig und durch ihre Anhäufung befestigt. Der Steinhaufen ist immer mehr angewachsen und hat den Papst so lange emporgehoben, daß schließlich auf dem Gipfel des Gebäudes der heilige Stuhl zum Schlußstein und dessen thatsächliche Allmacht eine rechtliche geworden ist.

Die Stimmung der Katholiken kommt der päpstlichen Thätigkeit zu Hilfe und die französische Geistlichkeit, die keinen Anlaß mehr hat, gallikanisch zu sein, wird aus eigenem Antrieb römisch. Seit der Revolution, dem Konkordat und den „organischen Artikeln" sind alle Quellen versiegt, die früher die nationale Gesinnung und den Sondergeist des Klerus speisten. Dieser hat aufgehört, eine alleinstehende, reiche, begünstigte Körperschaft zu sein. Seine Mitglieder sind nicht mehr mit einander verbunden durch Gemeinsamkeit der weltlichen Interessen, durch das Bedürfniß der Vertheidi-

gung von Vorrechten, durch die Möglichkeit einheitlichen Vorgehens, durch ein Recht auf die Abhaltung periodischer Versammlungen; sie sind nicht mehr, wie ehedem, an die weltliche Regirung gefesselt durch eine Kette großer gesellschaftlicher und gesetzlicher Vortheile, durch Vorrang und Steuerfreiheit, durch die Anwesenheit und den Einfluß der Bischöfe in den Ständeversammlungen, durch die adelige Abkunft und die glänzenden Einkünfte fast aller Prälaten, durch die Mitwirkung des Staates bei der Verfolgung von Dissidenten und Freidenkern. Der Katholizismus ist nicht länger die Staatsreligion; die Gesetzgebung und die Praxis haben aufgehört, den Landesfürsten, der früher nicht nur als Mensch und Privatperson Katholik war, zu einer Art katholischer Obrigkeit zu machen und dadurch seine Politik und sein Regirungssystem im katholischen Sinne zu beeinflussen.

Dieser Punkt ist so wesentlich, daß sich aus der betreffenden Wandlung das Uebrige von selbst ergiebt. Der Umstand, daß dem Souverain die Eigenschaft eines Oberhauptes der Staatskirche entzogen wurde, hat die französische Geistlichkeit vom Pfade des Gallikanismus abgebracht und alle ihre künftigen Schritte bringen sie Rom näher. Denn die katholische Doktrin lehrt, daß es außerhalb der römischen Kirche kein Heil gebe, daß der Eintritt in ihren Schoß, das Verbleiben in ihr und die Leitung durch sie das höchste Interesse und die vornehmste Pflicht des Menschen bildet und daß sie die einzige unfehlbare Führerin sei. Sie hält alle von ihr nicht gebilligten Handlungen — die öffentlichen eben so wie die privaten — für sträflich. Der Souverain, der eine solche Handlung begeht, gilt ihr, und sei er als Privatmann ein noch so guter Katholik, als Herrscher für ungläubig; er hat sein halbkirchliches Wesen verloren und ist des Oberbefehls über Geistliche unwürdig. Folglich bringt ihm das katholische Gewissen keine Liebe und Achtung mehr entgegen; es stützt ihn nur noch aus Erwägungen sozialer Klugheit, und auch das thut es nur ungern, denn die Kirche befiehlt zwar, der Obrigkeit zu gehorchen, aber sie schreibt ja auch vor, ihr nicht zu gehorchen, falls sie, ihre Macht mißbrauchend, sich Uebergriffe erlaubt und die Rechte der Kirche schmälert.

Der Staat hat aber seit zehn Jahren nichts Andres gethan und an die Stelle des schlechten alten Konkordats ein noch schlechteres neues gesetzt. Dieser im Jahre 1802 mit der Kirche geschlossene Bund ist keine kirchliche Heirath, nicht das feierliche Sakrament, durch das sich die Beiden ehedem im Dom zu Reims zu versprechen pflegten, mit einander in dem selben Glauben zu leben, — sondern einfach ein bürgerlicher Vertrag oder, genau genommen, die gesetzliche Regelung einer endgiltigen und begründeten Scheidung. In einer Anwandlung von Despotismus hat der Staat die Kirche ihres Vermögens beraubt und brotlos gemacht, ihr den Bettelstab

in die Hand gedrückt. Später wollte er, von wahnsinniger Wuth befallen, sie sogar töten und es gelang ihm thatsächlich, sie halbwegs zu erdrosseln. Als er wieder zur Besinnung kam, hatte er aufgehört, katholisch zu sein, und zwang die Halbtote zum Unterschreiben eines Vertrags, der ihr widerstrebte und der ihren moralischen Bund auf ein physisches Beisammensein beschränkte. Da die Beiden nur ein Haus haben, müssen sie wohl oder übel fortfahren, unter einem Dach zu leben; da ihre Gemüthsarten sich jedoch nicht mit einander vertragen, werden sie gut thun, getrennt zu wohnen. Demgemäß weist der Staat der Kirche eine kleine, abgesonderte Wohnung zu und setzt ihr karge Alimentengelder aus. Damit hält er seine Verpflichtungen gegen sie für voll erfüllt; ja, er glaubt, daß sie ihm auf immer unterthan bleibt, und er will die frühere Gewalt über sie ausüben. Er macht ihr gegenüber die alten Rechte geltend und maßt sich neue an. Gleichzeitig gewährt er in dem selben Hause drei anderen Kirchen, die er eben so behandelt, Unterschlupf, so daß er vier geistliche Genossinnen beherbergt, überwacht, im Schach hält und nach Kräften für das weltliche Wohl des Gebäudes ausnützt. Nichts konnte der katholischen Kirche verhaßter sein als diese Polygamie, diese gleichmäßige Erhaltung, Beschützung und Behandlung aller Kulte, denn dadurch wird in ihren Augen die Kanzel der Wahrheit mit den Kanzeln der Ketzerei, werden die Verkündiger der Verderbniß mit denen des Heils auf eine Stufe gestellt,*) und das ist ärger als die vollständige Verlassenheit. Kann es ein System geben, das geeigneter wäre, sich eine katholische Geistlichkeit zu entfremden, sie die Staatsgewalt als einen Usurpator oder selbst Feind betrachten zu lassen, die gallikanische Kirche von ihrem französischen Mittelpunkt zu trennen, sie wieder auf ihren römischen Mittelpunkt zurückzudrängen und sie dem Papst in die Arme zu treiben?

Von nun an bleibt der Heilige Vater der einzige überlebende Lenker der Kirche und von ihr unzertrennlich, weil sie naturgemäß sein Leib und er naturgemäß ihr Haupt ist, — um so unzertrennlicher, als das gegenseitige Band durch Heimsuchungen gekräftigt wurde. Das Haupt und der Leib sind von der selben Hand gleichzeitig getroffen worden, und zwar eins

*) In einem Rundschreiben vom 25. Februar 1808 sagt Pius VII.: „Man wünscht, daß alle Kulte frei seien und öffentlich ausgeübt werden; aber wir verwerfen diese Forderung, weil sie dem Kirchenrecht, den Konzilsbeschlüssen und der katholischen Religion zuwiderläuft.“ Und in einer drei Monate später erlassenen Weisung an die italienischen Bischöfe über das französische Kirchenwesen bemerkt er: „Dieses indifferentistische System ist das denkbar schädlichste und der apostolischen römisch-katholischen Religion widersprechendste. Weil göttlich, ist diese nothwendig einzig und kann sich schon aus diesem Grunde mit keiner anderen verbünden.“

wegen des andern. Der Papst und die Kirche haben zusammen gelitten, er ihretwegen. Der vom Direktorium entthronte und des Landes verwiesene Pius VI. ist zu Valence im Gefängniß gestorben. Der von Napoleon entthronte und entführte Pius VII. ist vier Jahre lang in Frankreich eingesperrt gehalten und vergewaltigt worden, so daß die edleren Geister für den Unterdrückten gegen seine Bedrücker Partei ergreifen und seine Depossedirung sogar sein Ansehen erhöht. Da man nämlich nicht mehr behaupten kann, das Interesse an seinem Landesgebiet überwiege das am Katholizismus, wächst seine geistliche Macht mit dem Sinken seiner weltlichen, und gerade in dem Augenblick, da diese zu Boden fällt, wird jene über die Wolken hinaus steigen. Der Staatslenker in ihm verschwindet, um den Papst in ihm desto deutlicher zu zeigen. Gleich ihm des Erbtheils beraubt und auf das Priesteramt beschränkt, den selben Gefahren ausgesetzt und von den selben Feinden bedroht wie er, schaart sich die Geistlichkeit um ihn wie eine Armee um ihren General. Ein neuer Geist beseelt den neuen Klerus, — das bemerkt Napoleon bereits 1808. „Er beklagt sich nicht über die frühere Geistlichkeit und ist mit ihr sogar ziemlich zufrieden," lesen wir unterm 31. Juli im „Mémorial de St. Hélène"; aber von den Novizen sagt er, daß ihnen eine düstere, fanatische Lehre beigebracht wird. „An den jungen Priestern ist nichts Gallikanisches zu bemerken", d. h. keine Zuneigung für die Staatsgewalt.

Natürlich sträuben sich die Katholiken nach Napoleons Sturz gegen seine Theologie. Hat er doch zu viele Katholiken, darunter die würdigsten und frömmsten, Bischöfe und Kardinäle, selbst den Papst — ins Gefängniß gesteckt und die gallikanischen Grundsätze durch den Gebrauch, den er von ihnen machte, entehrt! Unmerklich führt das Kirchenrecht in den Seminaren und den anderen Unterrichtsanstalten zu unerwarteten Schlußfolgerungen. Die der Macht des Papstes zuwiderlaufenden Texte und Argumente erscheinen immer schwächer, die ihr günstigen immer stärker. Man hält nichts mehr von der Theologie Gersons und Bossuets, desto mehr aber von derjenigen eines Bellarmin und Suarez. Man entdeckt in den Beschlüssen des Konstanzer Konzils ungiltige Punkte und in der „Erklärung der französischen Geistlichkeit" von 1682 verdammenswerthe und verdammte Irrlehren. 1819 giebt Joseph de Maistre, jener gewaltige Logiker, unübertreffliche Kämpe und unvergleichliche Rufer im Streit, ein Buch („Der Papst") heraus, worin er die künftige Kirchenverfassung ankündigt, rechtfertigt und vorbereitet. Die Zustimmung der katholischen Kreise wird schrittweise errungen oder erobert; gegen 1870 ist sie fast allgemein und nach 1870 wird sie es ganz. Dem kann gar nicht anders sein, denn wer sich nicht unterwerfen will, der wird exkommunizirt, weil er ein geoffenbartes

Dogma, einen vom Papst und von der Kirchenversammlung verkündeten Glaubensartikel leugnet. In Zukunft muß Jedermann, der ein Katholik ist und bleiben möchte, den Papst auf dessen päpstlichen Stuhl für unfehlbar halten. Aeußert der Bischof von Rom sich in Sachen des Glaubens und der Sittlichkeit, so spricht Christus aus ihm. Seine dogmatischen Entscheidungen sind „unabänderlich; sie sind es an und für sich, aus eigener Kraft, nicht erst in Folge einer Zustimmung der Kirche." Aus dem selben Grunde ist seine Autorität unumschränkt „nicht nur in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch in denen der Kirchen-Disziplin und -Verwaltung." In allen geistlichen Angelegenheiten kann man an seine Entscheidung allein appelliren; „es ist Niemandem erlaubt", sein Urtheil zu bemängeln und von ihm an ein künftiges ökumenisches Konzil zu appelliren. Er ist im Besitze „nicht nur eines Ehrenvorrangs, eines Amtes der Leitung und Ueberwachnng, sondern auch eines Vorrangs in der Rechtsprechung; er hat die höchste und unbeschränkteste Gerichtsbarkeit über die ganze Kirche . . . , die größte Fülle der höchsten Macht" — und zwar nicht blos mittelbar und in außerordentlichen Fällen, sondern „unmittelbar und immer" — „über alle Kirchen und jede einzelne Kirche, über alle Priester und alle Gläubigen wie über jeden Einzelnen."

Man lese all' dies im Lateinischen nach, wo jedes Wort mit seiner alten Wurzel und seinem geschichtlichen Wachsthum zur Bekräftigung des befehlenden und römischen Sinnes des Textes beiträgt. Um die Diktatur mit solcher Genauigkeit und Tragweite, mit so viel Energie und Ueberzeugung festzusetzen, bedurfte es der Sprache jenes Volkes, das die Diktatur ersonnen und zuerst ausgeübt hat.

Nicht minder einschneidend ist die Wandlung, die in der Lage und Rolle des Bischofs stattgefunden hat. Mit dem Hofadel und dem geistlichen Großgrundbesitz verschwindet allmählich der Prälat des vorrevolutionären Frankreich, der noch sehr junge jüngere Aristokratensohn, der mit Hilfe von Protektion ernannte, mit einem großen Einkommen versehene Gottesmann, der eigentlich mehr noch Weltmann war. 1789 gab es unter 134 Bischöfen und Erzbischöfen nur 5 Bürgerliche; 1889 befinden sich unter 90 blos 4 Adelige und von diesen gehört ein einziger einer historischen Familie an. Vor der Revolution pflegte der Inhaber eines Bisthums eine Rente von durchschnittlich 100 000 Livres zu haben; gegenwärtig bezieht er nur ein Gehalt von 10000 bis 15000 Franken. Ehedem war er ein Grandseigneur, ein liebenswürdiger, prunkliebender Hausherr, der viel repräsentirte, die beste Gesellschaft empfing und offene Tafel hielt, wenn er in seiner Diözese weilte, gewöhnlich jedoch seine Zeit in Paris zubrachte oder als Höfling in Versailles lebte. Unter Napoleon wurde er

eine Persönlichkeit von anderer Herkunft und mit anderen Sitten, ein an Ort und Stelle lebender, nicht so sehr als Zierstück dienender, dafür aber desto thätigerer Verwaltungbeamter mit umfassenderem Wirkungskreis, viel größerer Macht und wirksamerem Einfluß. Die Stellung der Bischöfe hat die Revolution in ähnlicher Art umgestaltet wie die des Papstes, und die neue Ordnung der Dinge hat, wie in der Gesammtkirche, auch in der französischen Diözese eine außerordentliche, riesige Centralgewalt geschaffen, die, unter den Bourbonen unbekannt war.

Früher sah sich der Bischof in seiner Diözese von Seinesgleichen und von Nebenbuhlern umgeben, von Körperschaften und Personen, die, eben so unabhängig, mächtig und unabsetzbar wie er, gleichfalls Grundherren waren, vom Gesetz zu örtlichen Obrigkeiten gemacht wurden, Aemter und Gnaden zu verleihen hatten und die ständigen Sachwalter ständiger Klienten bildeten. Sein eigenes Domkapitel hatte Pfründen zu vergeben wie er selbst, und andere Kapitel, die die gleichen Rechte besaßen, wußten diese seiner Oberhoheit gegenüber zu behaupten. Innerhalb der Ordensgeistlichkeit war jeder Großabt oder Prior, jede adelige Aebtissin in ihrer Art souverainer Fürst wie der Bischof. Durch das theilweise Ueberleben des alten Feudalsystems war auch jeder weltliche Großgrundbesitzer als Guts- und Gerichtsherr souverain; ferner waren es die Provinzparlamente mit ihrem Registratur- und Einwendungrecht, mit ihren die Einmischung in die Verwaltung betreffenden Befugnissen, mit ihrem Anhang von getreuen Helfern und Untergebenen: Oberlandes- und Amtsrichtern, Advokatenvereinigungen, Prokuratoren und andere Männern des Gesetzes. Die in den Hauptorten in alten erblichen Stammhäusern wohnenden reichen und stolzen Parlamentsrichter — Käufer und Eigenthümer ihrer vom Vater auf den Sohn vererbten Stellen — galten als die wahren Oberhäupter der Provinz als deren stete lokale Vertreter, als ihre populären Beschützer gegen die Willkür der Minister und des Königs.

Diese Gewalten, die einst ein Gegengewicht der bischöflichen Macht bildeten, sind allesammt verschwunden. Auf die Rechtspflege beschränkt, haben die Gerichtshöfe aufgehört, politische Behörden und Dämpfer der Centralregirung zu sein. Die Bürgermeister und die Generalräthe genießen, weil sie nur auf Zeit gewählt sind, auch nur ein zeitweiliges Ansehen. Der Präfekt, der Militärkommandant, der Rektor und der Ober-Rendant sind gleichsam durchreisende Fremde. Seit einem Jahrhundert ist jeder Verwaltungbezirk ein Rahmen, der die neben einander lebenden Personen umspannt, ohne sie mit einander zu vereinigen; es fehlt ihnen an dem dauerhaften und starken Band, das sie früher verknüpfte; von der alten Provinz ist nichts übrig geblieben als eine „Bevölkerung von Einwohnern", lediglich

Privatleute unter wechselnden Beamten. Der einzige lebenslänglich Angestellte unter ihnen bleibt der Bischof; dieser ist gesetzlich und thatsächlich ein „Lenker vieler Menschen", der einzige, unbestrittene, ansässige, ausdauernde Befehlshaber einer Spezialmiliz, die sich aus Gewissenhaftigkeit und Berufspflicht um ihn schart, um jeden Morgen das Losungwort von ihm zu empfangen. Weil er wesentlich ein Seelenlenker ist, haben die Revolution und die Centralisation sein geistliches Vorrecht nicht beeinträchtigt. Dank dieser unaustilgbaren Eigenschaft hat er den Verlust seiner übrigen Vorrechte verschmerzen können. Diese sind ihm ganz von selbst und in verstärktem Maße wieder in den Schoß gefallen: der hohe lokale Rang, der soziale Einfluß, die ehrenden Ansprachen, die vor 1789 seine Stellung und seinen Vorrang bezeichneten. Gegenwärtig sind diese Ansprachen für Laien, sogar für die Staatsminister, außer Uebung. Der zwölfte Artikel der Grundgesetze verbot von 1802 an ihren Gebrauch den Bischöfen und Erzbischöfen gegenüber und ließ nur die Titel „Bürger" und „Herr" übrig. In der Wirklichkeit aber — wenngleich nicht im offiziellen Almanach — wird heutzutage in Frankreich jeder Prälat „Monseigneur" genannt, und unter der Republik sprechen die Geistlichen und die Frommen ihn mündlich oder schriftlich eben so mit „Votre grandeur" an wie unter der Monarchie.

Einst gab es zweierlei Gerichtshöfe: geistliche und weltliche. Bei beiden war die Berufung von einer unteren Instanz an eine obere — vom Diözesan- an den erzbischöflichen Offizialrath, vom Oberlandes- an das Parlamentsgericht — gestattet und mit dem Verfahren an beiden ein höchst umständlicher Apparat von Personalien, Formalitäten, Rechtsfragen, Verhören, Verschleppungen und Präzedenzien verbunden. Die im Gefolge der langsamen und öffentlichen Prozedur einhergehenden Scherereien und Skandale schreckten den Bischof oft ab, gegen einen Untergebenen aufzutreten, um so mehr, als er Gefahr lief, sein Vorgehen, falls er schon Aussicht hatte, vom geistlichen Gericht gebilligt zu werden, vom weltlichen verurtheilt zu sehen. Von jenem konnte man nämlich „wegen Gewaltmißbrauchs" an dieses appelliren und das zweite war, als eifersüchtiger Nebenbuhler des ersten, den geistlichen Behörden nicht gerade geneigt; überdies hatte es der Bischof in der zweiten Instanz noch mehr als in der ersten nicht nur mit seiner Gegenpartei, sondern auch mit deren Verbündeten und Patronen zu thun — mit Körperschaften und Personen, die auf Grund eines Gewohnheitrechts bei den Richtern bittend einschritten und öffentlich ihren ganzen Einfluß zu Gunsten ihres Schützlings aufboten.

Eine Verwaltungmaschine, deren Betrieb so viele Hindernisse im Wege stehen, kann nur schwer arbeiten. Um sie in lebhaftere Bewegung zu bringen, hätte es einer sorgfältigen, unablässigen Leitung, der emsigsten,

beharrlichsten Anstrengungen einer fleißigen, starken, abgehärteten Hand bedurft, nicht aber der schönen, weißen, feinen, wohlgepflegten, verweichlichten Hand eines vorrevolutionären Prälaten. Einen verwickelten, verrosteten, knarrenden und ächzenden Diözesan-Apparat an Ort und Stelle persönlich zu leiten, zahlreiche lokale Räder in Gang zu bringen und zu beaufsichtigen, Zusammenstöße und Unannehmlichkeiten zu erleiden, ein Mann der Geschäfte, d. h. der eifrigen Arbeit zu werden: das mußte einem Standesherrn jener Zeit wenig begehrenswerth erscheinen. Darum zogen es die geistlichen wie die weltlichen Grandseigneurs vor, ihre Würde zu genießen. Sie heimsten die Vortheile ein — das Geld, die Ehren und die Annehmlichkeiten, zu denen vor Allem die Muße gehörte — und überließen die Arbeit, die Leitung der Geschäfte, die eigentliche Thätigkeit ihrem geistlichen und weltlichen Verwaltungpersonal, Untergebenen, von denen sie sich dauernd vertreten ließen und die sie kaum überwachten. Der Bischof legte die Verwaltung des Bisthums in die Hände seiner Domherren und Generalvikare. „Sein Offizialrath übte die Rechtsprechung aus, ohne daß er selbst sich darum kümmerte." In dem von der Routine geschaffenen alten Gleise ging die Maschine schlecht und recht ihren Gang von selbst. Der Bischof begnügte sich mit der Geltendmachung seines Einflusses in Paris und Versailles, mit Befürwortungen bei den Ministern. Er war nur ein abwesender, weltlich gesinnter Vertreter seines Bisthums am Hofe und in den Salons. „Die Schäflein wissen kaum mehr, wie ihr Hirt aussieht", lesen wir in Merciers „Tableau de Paris"; „sie stellen sich ihn lediglich als einen reichen Mann vor, der in der Hauptstadt ein lustiges Leben führt und recht wenig an seine Herde denkt". Nur ab und zu zeigte er sich in seiner Diözese. Dann wurden die Glocken geläutet und Abordnungen aller Korporationen füllten die bischöflichen Vorzimmer. In der Reihenfolge der Rangordnung machten alle Behörden dem Prälaten ihre Aufwartung. Er nahm die Huldigungen mit Würde entgegen, erwiderte die Schmeicheleien mit anmuthigem Lächeln und ertheilte sämmtlichen Erschienenen seinen Segen. Während seines Aufenthaltes lud er ferner die vornehmsten der Schäflein zu sich ein und bewirthete sie, je nach der Jahreszeit, in seinem Palast oder seinem Landhaus. Damit waren seine eigenen Amtspflichten erfüllt, alles Uebrige blieb Sache seiner Sekretäre, seiner Kirchenbeamten, — kurz, der Leute, die man scherzhaft „Arbeitgäule" nannte. „Haben Sie meinen Hirtenbrief gelesen?" wurde Piron von einem Bischof gefragt, und der Satiriker wagte die freimüthige Antwort: „Ja, Monseigneur, — und Sie?"

War der Bischof früher ein nachlässiger, abwesender, nur zur Schau vorhandener Suzerain, so ist er unter dem neuen System ein thätiger,

persönlich und beständig regirender Souverain. In der Diözese hat die beschränkte Monarchie einer unumschränkten Platz gemacht. Einmal eingesetzt und geweiht, gleicht der Prälat, nachdem er sich im Chor seiner Kathedrale beim Orgelklang und Wachskerzenbeleuchtung inmitten der Weihrauchwolken „unter feierlichem Gepränge auf seinen Thron gesetzt", einem Fürsten, der von seinen Staaten Besitz ergreift, und zwar wirklich und gänzlich Besitz ergreift, nicht blos zum Theil und zum Schein. Er hält in der Hand „den prachtvollen Krummstab, den ihm die Priester seiner Diözese als Zeichen der Huldigung und des vollkommenen, freiwilligen Gehorsams dargebracht haben." Dieser Hirtenstab ist viel länger als der des achtzehnten Jahrhunderts, — so lang, daß er jedes Glied der geistlichen Herde erreicht. Alle Priester blicken gespannt auf ihn, und auf ein bestimmtes Zeichen des Stabes bleiben sie unverzüglich stehen oder schreiten weiter oder weichen zurück, denn sie wissen, daß der Hirt, von dessen Gnade oder Ungnade sie abhängen, die Hände zu brauchen vermag und schlagbereit ist.

Bei seiner Umgestaltung der Diözese hat Napoleon nur eine der Diözesangewalten, die des Bischofs, emporgehoben, die anderen aber auf der Erde liegen lassen. Der Schneckengang, die Verworrenheit, die Reibungen eines decentralisirten Systems waren ihm unsympathisch; er begriff und liebte nur eine centralisirte Regirung. Er fand es am Bequemsten, blos mit einer einzigen Person zu thun zu haben: mit einem geistlichen Präfekten, der eben so gefügig sein sollte wie der weltliche. Der Bischof galt ihm als ein infulirter Großwürdenträger. Deshalb zwang er ihn nicht, sich mit verfassungmäßigen, seine Macht begrenzenden Behörden zu umgeben, stellte er den alten Offizialrath und das alte Kapitel nicht wieder her, überließ er die Abfassung des neuen Diözesanstatuts den Prälaten. Selbstverständlich hat sich der Bischof bei der Vertheilung der Gewalten das beste Theil vorbehalten —: alles Wesentliche. Zwar ist seine lokale Allmacht in der Theorie durch die Befugnisse der weltlichen Obrigkeit begrenzt geblieben; allein in der Wirklichkeit sind allmählich sämmtliche Fesseln, durch die ihn die Civilregirung in Abhängigkeit hielt, brüchig oder locker geworden. Wie beim Papst, so hat sich die Berechnung Napoleons auch beim Bischof als irrig erwiesen. Er wollte Eine Person mit zwei unvereinbaren Eigenschaften ausstatten, Kirchenfürsten zu Staatsagenten machen, Machthaber schaffen, die Beamte sein sollten; aber bald verschwand im Bischof der Beamte und nur der Machthaber blieb übrig.

Heutzutage ist im Sinne der Satzungen von 1802 das Domkapitel, Fälle interimistischer Verwaltung ausgenommen, ein lebloser, tot geborener Körper, ein bloßer Schatten. Auf dem Papier erscheint es freilich noch immer als kanonischer „Senat", als „obligatorischer „Rath" des

Bischofs; in der Praxis jedoch sucht er sich seine Beiräthe, wo er will, nach Belieben auch außerhalb des Kapitels; und wenn er überhaupt keine zu haben wünscht, so steht es ihm frei, sich keine zu nehmen, — „dann regirt er eben allein und macht alles selber." Er besetzt sämmtliche fünf- bis sechshundert Aemter seiner Diözese; für die acht bis neun Domherrnstellen und die dreißig oder vierzig Bezirkspfarren bedarf er der Bestätigung der Regirung, die übrigen neun Zehntel der Plätze vergiebt er ganz nach seinem eigenen Ermessen, ohne irgendwen fragen zu müssen. Wie die Domkapitel, haben auch die geistlichen Gerichte ihre Wesenheit, Unabhängigkeit und Wirksamkeit verloren; vom früheren Offizialrath ist nur der Name und der Schatten übrig geblieben. Auch bleibt jedes einmal gesprochene Urtheil ein endgiltiges, denn der erzbischöfliche Offizialrath, an den man appelliren kann, bestätigt es in allen Fällen. Die Prälaten halten einander nämlich die Stange und der Beschwerdeführer, sei er nun im Recht oder nicht, nimmt sie schon dadurch, daß er appellirt, gegen sich ein; sie halten es für einen schweren Fehler, daß er sich dem Urtheil nicht sofort fügt, sondern sich gegen die Strafe auflehnt, — legt er doch dadurch einen Mangel an Demuth und Disziplin an den Tag! Wohl bleibt ihm die Berufung nach Rom offen, aber erstens ist Rom sehr weit und dann stößt es nicht gern ein bischöfliches Urtheil um, denn es muß auf die Prälaten, die ja Stellvertreter des Papstes und Sammler des Peterpfennigs sind, Rücksicht nehmen.

Mittelbar oder unmittelbar hat Napoleon allen weltlichen und kirchlichen Einrichtungen seinen militärischen Stempel aufgedrückt — daher die Willkürherrschaft des Episkopats. In der Kirche aber ist der Absolutismus noch ausgeprägter als im Staat, denn er entspricht der Wesenheit der katholischen ecclesia. Heute ist der Bischof in Frankreich thatsächlich und rechtlich ein Divisionsgeneral, während seine Pfarrer de jure wie de facto nichts weiter sind als Sergeanten und Korporäle. Die einer dem Range nach so tiefstehenden Mannschaft von einer so hohen Charge ertheilten Befehle müssen ein Gewicht haben, das sofort den leidenden Gehorsam mit sich bringt. In der Diözese ist die Manneszucht eben so stramm wie in einem Armeecorps, — dessen rühmen sich die Prälaten öffentlich. In der Senatssitzung vom 11. März 1865 sagt Kardinal Bonnechose: „Es ist eine beleidigende Annahme, daß wir in unserem Hause nicht Herren sind, daß wir unsere Geistlichkeit nicht zu leiten verstehen und daß wir uns von ihr lenken lassen. . . . . Kein General würde sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er seine Soldaten nicht zum Gehorsam anhalten kann. Jeder von uns hat sein Regiment zu befehligen und wir lassen es marschiren."

Hippolyte Taine.

Albion in Nöthen.

Ich weiß nicht, ob englische Politik im Auslande jetzt Interesse erregt; hier in England nämlich nicht. Wenn man nach längerer Abwesenheit zurückkommt und die Diskussionen noch im besten Schwunge wiederfindet, so hat man das Gefühl des englischen Offiziers, der nach langjährigem Dienste in Indien am Parlamentsgebäude in Westminster mit einem Freunde vorbeiging: „Herr Gott, geht das noch immer weiter?“ Der Mann hatte über 250 Millionen Menschen ohne Schwadroniren mitregirt, und da ist es schwer, sich wieder an das Geräusch der Mühle zu gewöhnen, die ohne Korn Tag und Nacht mahlt.

Wir sitzen noch mitten in der Home Rule-Bill, oder vielmehr das Comitee (das ganze Haus, nur ohne den Speaker und mit etwas schlafferer Disziplin) hat schließlich die Verzehrung — nicht die Verdauung — dieses ungewöhnlich zähen Gebäcks beendet. Inzwischen hat das Publikum schon ziemlich das Interesse daran verloren; es passirt ja alle Tage Etwas: Morde, prinzliche Heirathen und australische Bankfalliten; auch ist jetzt die Cricket-Saison im Flor und Jeder wünscht vor Allem, daß seine Grafschaft obenan stehe — pereat imperium britannicum. Als die Barbaren im dritten Jahrhundert eine römische Stadt einnahmen und gründlich verwüsteten (den Namen kann man bei Gibbon nachlesen), erschienen alle Einwohner nachmittags in der Arena, denn ein Gladiatorenspiel darf man unter keinen Umständen versäumen. Es giebt ja auch eine Minderheit, der die Politik als einziger Sport dient, und diese liest die Debatten, hält Meetings, ermahnt ihre members fleißig und hält sie bei der Stange; die Majorität aber ist lau. Die Zeitungen bringen jetzt so Vielerlei, daß schon ein gewisses Geschick dazu gehört, die nöthige Perspektive zu gewinnen und zu entscheiden, was Vordergrund ist und was Distanz, was Staffage und was Hauptsache. Es kommen zwei Spalten Telegramme über das Steeple chase d'Auteuil, drei über die Wettfahrt in Cowes, und fünf Zeilen, daß Amendement Nr. 20 zu Klausel 3 mit 37 Stimmen Majorität verworfen sei, — wer kann da wissen, was davon eigentlich wichtiger ist?

Getäuscht haben sich Pennypropheten, die weissagten, die Bill würde schon bei der zweiten Lesung zu Falle kommen. Man sollte nie prophezeien, bevor man weiß, sagt Artemus Ward, aber was thuts? Wir bleiben doch Propheten, die Fehlschüsse zählen wir nicht, und zum Glück hat das Publikum heute schon vergessen, was wir ihm gestern als bombenfest und felsensicher verkündeten. Welcher Journalist — d. h. Tagelöhner — könnte bestehen, wenn das p. t. Publikum zu allen anderen Uebeln auch noch ein Gedächtniß hätte? Allerdings können die mehr oder minder verschleierten Propheten diesmal Manches für sich anführen: wir glaubten ja Alle, daß der „Alte“ nicht geneigt sein würde, sämmtliche Konzessionen zu machen, welche die Irländer verlangen; wie es scheint, ist aber dieser ehrwürdige Lear bereit, die Hosen herunterzuziehen und den Gonerils selbst die Ruthe in die Hand zu geben, — und die so herrlich Ausgestatteten haben also keine Veranlassung, den würdigen Greis vorzeitig zu beseitigen. Also, die Majorität hält; aber die Minorität ist so stark und so gut geführt, daß jeder Schritt Blut und Schweiß kostet. Minister und Liberale sprachen, um Zeit zu sparen, fast gar nicht und votirten nur — aber die Unionisten feuern unermüdlich in dieses papierne Monument Gladstonescher Staatskunst,

das von außen ja recht stattlich aussieht, aber vielleicht innen schon morsch ist, wie mancher blühende Apfel und einige starke Militärstaaten: ein wohlgezielter Schuß, der sage 17 bis 20 nicht ganz todesmuthige Gladstonianer umwürfe, wäre genügend. „Die Bill fängt an, sehr kränklich auszusehen", sagte neulich Lord Salisbury — kein schlechter Kenner politischer Gesundheitverhältnisse.

Man glaubte eine Weile allgemein, daß die Bill bei der Finanzfrage zum Falle kommen würde. Irland ist bekanntlich sehr arm, und wenn sich die bisherigen Associés trennen wollen, so will natürlich der Reiche sein Geld herausziehen, während der Arme eben so natürlich nicht ohne einiges Betriebskapital das neue Geschäft eröffnen will. Gladstone, bekanntlich der größte Finanzkünstler dieses und der benachbarten Jahrhunderte, hatte ausgerechnet, daß die Irländer einen jährlichen Ueberschuß von Lstrl. 500 000 bei der Auseinandersetzung behalten würden und damit respektabel für eigne Rechnung zu wirthschaften anfangen könnten. Der politische Financier ist aber immer noch nicht unfehlbar: eine nie versiegende Redseligkeit, die am eigenen Wortschwall, nach dem Ausspruch Disraelis, sich berauscht, ist mit Sachkenntniß schwer zu vereinen, und obgleich es noch heute hier viele sonst zurechnungfähige Leute giebt, die glauben, der „große" Alte könne durch sein Talent einen Penny in einen Shilling verwandeln, wenn er nur wolle, so stellte sich doch bald heraus, daß die ganze schöne Rechenkunst auf Dunst gebaut war. Nach den verbesserten Erhebungen der Zollbehörde ist der zu erwartende Ueberschuß ca. Lstrl. 130 000, wovon noch Pensionen und andere Unkosten abgehen, die Irland zu übernehmen hätte und die diese Summe nahezu ganz aufzehren würden. Die Gladstonianer sagen, das könne in den besten Familien passiren, der Alte könne seine Nase nicht in jedes Buch im Finanzministerium stecken, sondern müßte sich auf die Beamten verlassen. Das klingt ganz schön; aber schließlich, — wenn einer seit 60 Jahren mit regiren hilft, und während mindestens 40 Jahren alle Budgets entweder selbst macht oder als „hervorragendste Autorität" jedes Detail darin kritisirt, so müßte er doch auf eine halbe Million Sterling ungefähr wissen, wie sich die drei Königreiche finanziell zu einander stellen. So geht es aber im Parlamentarismus; wer über Sachen gut reden kann, der besorgt sie, und wer sie gut versteht, ist wahrscheinlich Subalternbeamter und trichtert seinen erhabenen Chefs ein wenig — sehr wenig — Sachkenntniß ein, damit sie Fragen im Parlamente nothdürftig beantworten können. Gladstone ist, mit dem Scheine der Gründlichkeit, der Typus des glänzenden Dilettanten; Leute, die was vom Homer verstehen, halten ihn für einen großen Financier, und Leute, die von Staatsfinanzen Etwas wissen, für einen großen Homer-Forscher.

Er redet eben und schreibt immer Leitartikel, und im Laufe der Jahre hat diese Thätigkeit herbeigeführt, was die Aerzte Auto-Intoxikation nennen: er glaubt jetzt, daß er Alles versteht, und Keiner darf ihm je widersprechen; seine Frau läßt ihn aber nicht ein Paar Strümpfe selbst einkaufen, denn sonst würde er die größten Dummheiten machen. Oeffentlich nennt man das aber unentwegt einen großen Finanzmann! Ich erinnere mich übrigens noch, daß der nicht minder große Virchow sich einst bei einer Budget-Debatte auch um beträchtliche Millionen irrte, und bereits die Regirung als Blutsauger und Verschwender stark angedonnert hatte, als ein Kommissar ihn berichtigte —: die Ziffern waren ganz falsch, er konnte also das Budget, das er angriff, gar nicht gelesen haben. Das System wirkt überall gleich, der Bock ist überall Gärtner, und die Landschaft wird schon danach aussehen, wenn es noch lange so fort geht.

Inzwischen sind die Irländer selbst mit den finanziellen Abmachungen nicht zufrieden, die Gladstone, in der seligen Voraussetzung der Lstrl. 500 000 pro Jahr Ueberschuß, ihnen proponirt hat. Die Herrschaften wollen mehr; denn auf Geld läuft es schließlich hinaus, und in Dublin soll in Saus und Braus, echt keltisch und goldgestickt, gewirthschaftet werden. Schmutzige Sparsamkeit liegt nicht im Blute der schmucken Iren, das zeigen sie, wo immer ihre (unbezweifelten) Talente ihnen zu einer Stellung verholfen haben, im Stadtrath von New-York und anderswo. Sie haben aber die finanziellen Klauseln auch angenommen, um die Bill nicht scheitern zu lassen; denn es ist ihnen inzwischen gelungen, es durchzusetzen, daß Irland auch nach der Home Rule Mitglieder nach Westminster schicken soll; daß sie also, während sie zu Hause sich selbst regiren, fortfahren würden, England und Schottland mit regiren zu helfen. Sie sollen allerdings statt 103 nur 80 Deputirte schicken; — das ist aber genug, um sich an den für Erin Meistbietenden zu verkaufen und um durch Votiren auf der einen oder der anderen Seite sofort jedes Kabinet zu Falle zu bringen, das nicht Geld und andere schöne Sachen zu spendiren bereit ist. Der Alte selbst vollzog bei der Gelegenheit einen der schnellsten Dekorationwechsel — changement à vue; noch vor einigen Wochen erklärte er feierlich, er würde nie dazu die Hand bieten, daß irische members, nachdem sie ihr eignes selfgovernment in Dublin hätten, in Westminster fortfahren könnten, englische Angelegenheiten zu bestimmen; jetzt aber sagt er frisch das Gegentheil und läßt seine Statisten muthig für die Beibehaltung der irischen Repräsentation in Westminster stimmen. Seit den Zeiten des Herodes, sagte mit Recht Chamberlain, ist dies kaum dagewesen —: Was Herodes sagt, ist gut, und sagt er was Anderes, so ist es besser — es ist die Stimme eines Gottes und nicht eines Menschen. Chamberlain, dieser Joseph von Birmingham, der beste Debatteur des Hauses, hat die Gabe, seine Gegner jedesmal bis aufs Blut zu ärgern; er war früher selbst Einer von ihnen, und „nourri dans le serail il en connaît les détours"; — auch diesmal gelang es ihm, und seine Rede verursachte den ärgsten parlamentarischen Radau, der hier seit 200 Jahren vorgekommen ist. Allerdings nur mittelbar, denn die Irländer schrieen „Judas, Judas!" und dadurch entstand der Streit. Chamberlain heißt ihnen Judas, seitdem er den Alten verließ, und sie vergessen, daß sie dadurch bestätigen, was er eben sagte: wenn Einer Judas genannt wird, weil er einen Andern verläßt, so muß der Andere doch mindestens ein Heiland sein, — und so stürzten sich die irischen Walküren zum Kampf und 40 Volksvertreter rissen sich Hüte vom Kopf und Röcke vom Leibe, während Wotan-Gladstone selbst bleich dabei saß. Der Speaker mußte geholt werden, die Ruhe wurde schließlich wiederhergestellt, und die Bill passirte das Comitee. Es ist aber charakteristisch, daß die Irish Home Rule Bill mit einem wirklichen irish row endete, — als Vorbild Dessen, was wahrscheinlich im Parlament von Dublin ein nicht seltenes Ereigniß sein würde.

So schließt der erste Akt; nach der unausbl blichen Verwerfung der Bill durch die Lords wird sich die Regirung zu entscheiden haben, ob sie die Vorlage im nächsten Jahr wieder bringen oder durch Neuwahlen ein unzweideutiges Votum der Bevölkerung einholen will, die jetzt erst wirklich im Stande ist, die Tragweite der Maßregel zu ermessen. Inzwischen mag die Stellung des Kabinets durch Fragen der auswärtigen Politik erschüttert werden. Siam ist ein harter Bissen. Man bemerkt nachgerade, daß stets, während der alte Mann am Ruder ist, sowohl Franzosen (Madagaskar, Siam) als Russen (Pam rs u. s. w.)

lebhafter zu werden anfangen. Daß Rußland bei der Allianz mit Frankreich vielmehr England meint als Deutschland, beginnt auch den Leuten hier klar zu werden. Mit Frankreichs Vorstoß im Südosten und Rußlands trefflicher Minirarbeit im Nordosten fängt das Indische Reich an, auf der Defensive zu stehen, wo die Gegner bei jedem Zuge Schach bieten können, — eine Position, welche die traditionelle Politik Englands bis jetzt mit Erfolg vermieden hatte Wir haben zwar den resoluten Lord Rosebery am Ruder und den vielgerühmten Lord Dufferin als Gesandten in Paris, — aber Rosebery ist ja dem Alten tributpflichtig, der von auswärtiger Politik nichts versteht und die Home Rule Bill für viel wichtiger hält als das Britische Reich; und Dufferin — ist vielleicht etwas zu viel gerühmt. Es mag ja ganz schön sein, wegen Zeitungangriffen Paris schmollend zu verlassen, aber sein Geschäft war es doch schließlich, aufzupassen, so daß seine Regirung nicht von einem Bombenschlag wie das Siam-Ultimatum überrascht werde. Ich möchte gesehen haben, wie ein starker Minister — ein Palmerston oder gar ein Bismarck — seinen Gesandten empfangen haben würde, wenn er vor den Angriffen der Cocarde oder Lanterne aus dem Dienst der Königin desertirt wäre. So aber beherrscht der Gesandte vollständig seinen Minister: die braven Männer, die in der Arnim-Affaire gegen Bismarck schwadronirten, können daraus sehen, daß der große Kanzler wie immer das Interesse des Reiches rücksichtlos Allem voranstellte. Auch Arnim war ein brillanter Dilletant, gesellschaftlich populär und er hätte gewiß — manche Dummheiten gemacht, wenn er statt Heizer oder Schaffner hätte Zugführer sein dürfen.

Was das zwischen Frankreich und England geschlossene Abkommen wegen einer neutralen Zone zwischen Birma und Französisch-Siam ist, kann man noch nicht wissen; bei der drohenden Stellung Rußlands und dem reichlich geübten Einfluß auf die französischen Reptilien wird es für uns nicht allzu günstig sein, — sonst wäre es wohl dem Parlamente auch gleich mitgetheilt worden. Frankreich kann auf die Dauer sein Kolonialreich kaum behaupten; es hat — zum Glück für sich selbst! — nicht die Uebervölkerung, die allein kolonisirt; Handel haben sie dort gar nicht, und werden eben so wenig Vortheil aus Siam ziehen, wie sie solchen bisher aus Annam, Tonkin, Tunis 2c. gezogen haben; sie sind der Mime, der den britischen Drachen töten hilft — vielleicht der Siegfried selbst, der ihn tötet —, der Erbe aber soll Alberich sein, der russische Nibelung. Die russische Diplomatie holt weit aus, sie hat keine Eile, und operirt in beinahe geologischen Zeiträumen. Wenn wir Vierziger oder Fünfziger aber den Weg uns überschauen, den sie zurückgelegt hat, seitdem wir zuerst eine Zeitung zur Hand nahmen, so werden wir finden, daß er ganz erklecklich ist. Für Deutschland hat die Russophobie keinen Sinn, und den Herren Hetzern sollte energisch der Mund gestopft werden. Die franco-russe ist, wie alle russischen Bündnisse, nur ad hoc, und die Deutschen könnten dem Spiele ruhig zusehen, so lange ihre eigenen Angelegenheiten klug und mit Sachkenntniß geleitet werden; aber für England ist die Lage ernst und schwierig und wir stehen vielleicht vor großen Aenderungen — wenn nicht, wie mancher moderne Cato oft wiederholt, die Sozialdemokraten Alles verändern und alle gegenwärtige Politik damit in ein Studium für Antiquare umwandeln.

London. Charles Win.

Der Abgeordnete von Vollmar.

Die Reichshauptstadt ist bei den Wahlen von den Sozialdemokraten erobert — das war ein breiter kalter Schatten, den der schwarze Flügel der Zukunft auf die Lilien der Börse, die nicht säen, noch ernten und doch herrlich gekleidet sind, warf. Es fängt etwas Schillersches an über die regirenden Beutel zu kommen, jene griechische Heiterkeit, die unser großer Volkstrompeter in die ewigen Worte faßte: „Morgen können wirs nicht mehr, — darum laßt uns heute leben.“ In dem Bewußtsein, daß das Heute noch unbestrittener Besitz der „besitzenden Klassen“ ist, sieht man sich den Einzug der Genossen von der schwieligen Faust in das noch immer provisorische Reichstagsgebäude mit bleichem Ueberlegenheitlächeln an. Aber es stehen noch Andere dabei, deren Lächeln zwar eben so bleich, doch nicht im Geringsten überlegen ist, — die ungezählte Schaar der Deklassirten, alle jene über Bord Gedrängten der heutigen Gesellschaft, die in einen unbefriedigenden Beruf ums tägliche, oder auch nicht tägliche Brot gezwängt, ihre Lebenskraft in der Tretmühle einer zweck- und sinnlosen, öffentlichen oder privaten Anstellung verkümmern fühlen, alle jene, denen im Rundschwirren um den Gesellschaftmechanismus ihr Bischen Individualität abgezapft wird, die Betrachter ihrer eigenen hinsiechenden Körper und Seelen, die Schattenkinder des Glücks, die weder heute noch morgen leben dürfen, — sie stehen da, abgemattet und einsam, zwischen den vollen Beuteln und den schwieligen Fäusten. Denn der Genosse, ihr natürlicher Nachbar, ist — pardon, war wohl ein Deklassirter, aber der Deklassirte, dieser Aristokrat der Armuth, ist noch immer kein Genosse. Die Sozialdemokratie wäre schon längst nicht nur numerisch noch bedeutend stärker, sondern auch moralisch ganz anders mächtig geworden, hätte sie nicht das Abschreckende an sich gehabt, der Katechismus der geistig Armen zu sein. Sie hätte schon längst die Eroberung der Tausende hungernder Sensualisten und Aesthetiker des Lebens, der unzähligen unterdrückten Talente und Kräfte gemacht, schon längst den ihr noch so sehr fehlenden geistigen Nimbus erhalten, hätten die zur Unproduktivität verdammten produktiven Geister in ihr nicht noch eine rücksichtlosere Tyrannei, eine ärgere Zwangsjacke als die der Gesellschaft gefürchtet. Die Sozialdemokratie hat nicht umsonst Berlin erobert, die Stadt auf dem unbesäbaren Sandboden, von der die militärische Disziplin ausging, — die deutsche Sozialdemokratie ist auch die echte und legitime Erbin dieser Disziplin, das Riesenjunge, das der deutsche Militarismus geworfen hat. Sie ist Gehorsam, Nüchternheit, Unpersönlichkeit, Massenzucht und jener kalte Fanatismus, der die besten Soldaten und die geglückten Revolutionen macht.

Aber die verfeinerten Persönlichkeiten, die differenzirten Geister, die Unzufriedenen mit den mannichfaltigeren Lebensansprüchen hat sie nicht haben können und wohl auch gar nicht haben wollen. Sie lockern ja nur die Mannszucht. Die echten Sozialdemokraten haben Etwas von einem fungirenden Apparat, über dem als vorbildliche Oberapparate Bebel und Liebknecht fungiren. Sie sind auf einige klare Formeln vereinfachte Menschen, — leichtfaßlich funktionirender Verstand zu agitatorischen Zwecken.

Selbst die Leute, die ihnen nur kürzere Zeit angehört, die in ihrer Jugend eine sozialdemokratische Periode durchgemacht haben, behalten dies Gepräge, das Dürre, Nüchterne, Unpersönliche, die beleidigend deutliche Bered-

samkeit, den engen, stumpfen Blick, der von der unendlichen Mannichfaltigkeit des Lebens nur einen ganz kleinen, trivialen Ausschnitt sieht, das unabhelfbar Unpsychologische, das *nicht* das Germanische ist, — denn was für tiefe, unerreichte Psychologen waren nicht Kranach, Holbein, Luther und andere Deutsche der Renaissance und sind nicht jetzt die skandinavischen Nordgermanen.

Aber in dem Deutschland von heute haben Militarismus und Sozialdemokratie zusammen so lange die Schwingungen der Seele niedergehalten und die Tentakeln des Geistes abgestumpft, bis eine Art von Rückbildung, eine unheimliche Vereinfachung der Seelen und Geister eingetreten ist, die sich überall verräth, wo nicht politische und ökonomische Rechenexempel zu lösen sind.

Doch es fängt sich Etwas zu regen an, — das Bewußtsein der Stammesunterschiede und das Stammesbewußtsein, das selbe, was, unter dem eisernen Hute des uniformirenden Militarismus hervorgeschlüpft, sich im Antisemitismus Ausdruck giebt und auch im Partikularismus. Das ist nichts Anderes als instinktive Psychologie in der Volksseele. Das Merkwürdige ist, daß diese Psychologie sich in den Massen viel stärker regt als in den führenden Geistern, daß es die Massen sind, die schieben, und zum Theil ganz unwürdige Personen dabei zu Führern emporgeschoben haben. Die zufälligen Führer, die sich eingefunden, fanden Etwas vor, wodurch sie suggerirt wurden und wovon sie selbst nicht begriffen, wo es herkam und wie es plötzlich so stark war, wie z. B. Dr. Sigl es von der Bauernbewegung empfand und äußerte. Es regt sich Etwas im Volke, wie ein Drang, von fremden Einflüssen zu sich selbst zu kommen, zu seiner Eigenart zu kommen, Etwas, das das Börsenthum so wenig begreift, wie es die Ancienneitätführer der Sozialdemokratie begreifen oder gelten lassen wollen, Etwas, das auf dem Parteitag zu Erfurt zu erbitterten Wortkämpfen im sozialdemokratischen Lager führte, ohne daß es dabei direkt mit Worten genannt worden wäre, Etwas, dem Vollmar seine unbegrenzte Popularität, seine fast königliche Stellung in Bayern verdankt, denn er, der Bayer, *empfand* diese Regung der bayerischen Volksseele — und wurde der Partikularist in der Sozialdemokratie.

Ich weiß nicht, ob die Parteiführer im nördlichen Deutschland von ihren Wahltruppen geliebt werden — die Herren können sich ja die Frage selbst beantworten. Ich glaube nicht einmal, daß Bebel geliebt wird in seiner Partei. Verehrt, gefürchtet, ja — aber geliebt? Dazu ist seine Dialektik zu blank und kalt, seine Persönlichkeit zu unexpansiv, sein Verstand zu spröde. Er hat ein ausgezeichnetes Buch geschrieben, das „Die Frau und der Sozialismus" heißt, ein klares, gelehrtes, überzeugendes Buch, nur schade, die Hauptsache — die Frau ist nicht darin. Er ist in der Diskussion ein furchtbarer und gefürchteter Gegner, bündig, rücksichtlos, ohne Blößen, ein sozialpolitisches Arsenal auf zwei Beinen, nur schade — ein Mensch ist nicht darin. Der eine Herzpunkt, der warme Puls des klopfenden Bluts, das Undefinirbare, worin die Persönlichkeit besteht, das, warum der eiserne Bismarck so geliebt ward, so unbegreiflich auf die Seelen wirkte, daß noch neulich einer der verfeinertsten und kritischesten Männer Deutschlands mir mit Thränen in den Augen erzählen konnte, welchen Eindruck es auf ihn gemacht, als Bismarck im vorigen Jahr in München, ich glaube, es war in der Allotria, eine Rede hielt und damit anfing: „Wir haben in Norddeutschland auch Bier. Es ist auch naß. Aber es ist kein bayerisches Bier. Es ist nicht Das". Innehielt, bemerkte, daß er einen Vers gemacht und zufrieden wiederholte: „es ist auch naß, aber es nicht Das!" Diese Vibration,

die nur der bewirkt, der ganz er, der Einzige ist. Mann und Werk eins, Dies, was die Unersetzlichkeit macht, das hat in Deutschland außer Bismarck vielleicht nur eine der politischen Persönlichkeiten — Vollmar. Ich meine nicht, daß dafür als Beweis dient, wie er auf dem Parteitag zu Erfurt, im Herbst 1891, als Sieger sich gegen die ostrazistischen Gelüste der Genossen Bebel und Liebknecht behauptete, die den zu mächtig und zu selbständig werdenden Genossen hinaus zu votiren suchten, ich meine auch nicht, daß das so viel sagt, daß er bei den Urwahlen zum bayerischen Landtag, wo sich sämmtliche andern Parteien gegen ihn verbündeten, wo an hoher Stelle selbst der Wunsch, ihn vom Landtag ferngehalten zu sehen, sich den Ausdruck nicht versagte, daß er bei diesen Urwahlen als erster sozialdemokratischer Vertreter Münchens im Landtag hervorging, — das können auch Andere erreichen, die eine Bewegung leiten, ohne sie zu verkörpern. Vollmar aber ist nicht nur die Verkörperung des oberbayerischen Sozialismus, er ist auch die Verkörperung eines Theiles der oberbayerischen Volksseele selbst. Dieser Führer wird geliebt, ganz persönlich um seiner Person willen. Der kleine Mann, der Bauer, der Eisenbahnschaffner, der Trambahnconducteur blickt ihm mit leuchtenden Augen nach, wenn er vorbeigeht, und unterrichtet den nächsten besten Fremden, wer der Mann war und was der Mann ihnen ist. Fährt er zu einem Privatbesuch aufs Land, so läuft die Mähr durch den ganzen Ort: Vollmar ist da! und er kann nicht die Dorfstraße, auf seine zwei Stöcke gestützt, hinuntergehen, ohne daß Alles stehen bleibt und ihn grüßt, mit einem Blick herzlich und bewundernd, wie nur das Volk ihn hat, ohne daß Einer dem Andern auf die Fersen tritt, um ihm seine Anliegen vorzutragen. Vollmar weiß das und er lebt davon. Selbst eine Natur, deren treibende Kraft vielmehr die affektive Wärme als der revoltirte Verstand ist, lockt er das Affektive in den Menschen hervor und baut seine Macht mehr auf diesen dunklen Unterstrom, der verbindet oder trennt, als auf die überzeugende Kraft seiner schlichten und schmucklosen Dialektik.

Es war auf dem Parteitage zu Erfurt, wo diese tiefe Differenz zwischen dem Geist der süddeutschen und dem Geist der norddeutschen Sozialdemokratie, zwischen der Doktrin und der Persönlichkeit, zwischen dem preußischen und dem bayerischen Temperament, an den Tag trat, und wäre Vollmar mehr ehrgeiziges Parteihaupt, um eine Nuance mehr Hetznatur à la Bebel und Liebknecht gewesen, so wäre der Bruch geschehen. Was dort verhandelt und auf den Ausschluß Vollmars zugespitzt wurde, war nach dem Protokoll eine Differenz in der Partei-Taktik, nach dem innern, den Genossen verschlossen bleibenden Wesen, eine Differenz in den Temperamenten. Vollmar hatte sich nach dem Sturze Bismarcks öffentlich in mehreren Reden und Broschüren für eine Politik der Verhandlung mit der Regierung erklärt. Auf dem Parteitag wurde diese Politik von Bebel als Versumpfung gebrandmarkt, „weil die Annahme kleiner Vortheile die Begeisterung erlahmen lasse", und die Aufrechterhaltung des vollen Drucks nöthig sei, um den Fanatismus der Arbeiter für die letzten Ziele der Partei lebendig zu erhalten. Inkriminirt wurde besonders der Passus in der Vollmarschen Broschüre „Die nächsten Aufgaben der deutschen Sozialdemokratie", der so lautet: „Worauf es ankommt, ist, daß wir — ohne unsere Endziele und den Zusammenhang der Forderungen im Mindesten aus den Augen zu setzen — nie vergessen, daß jede noch so unbedeutende Verbesserung des Arbeiterloses die geistige und leibliche Kraft und

Macht des Volkes vermehrt und zu weiterem Kampfe stärkt, zu neuen Bestrebungen ermuthigt und befähigt." Bebel brachte einen Antrag ein, der strengste Disziplin und Unterwerfung unter den Willen der Gesammtpartei forderte, und der dienstbare Geist Oertel-Nürnberg ergänzte ihn dahin, „der Parteitag solle ausdrücklich erklären, diesen Standpunkt Vollmars . . . als für die weitere Entwickelung der Partei verhängnißvoll zu betrachten."

Hält man die beiden Formulirungen des Parteiprogramms, die Bebelsche und die Vollmarsche, nebeneinander, so findet man dort die korrekte Auffassung eines Feldwebels, für den es gar nicht in Frage kommt, wieviel hundert oder tausend Mann mehr oder weniger zu Grunde gehen, wenn nur das Marschtempo eingehalten wird, hier den Blick des Volkspsychologen, der sieht, daß der besser Genährte und Gekleidete sowohl länger ausdauert, wie auch, verpersönlicht, energischer fordert. Und noch Etwas tritt in dem Passus Vollmars hervor: der menschliche Antheil an dem Parteigenossen als Person, das warme Herz für das Loos jedes Einzelnen, das der Führer mitempfindet und für das er mitverantwortlich ist. Der Preußenstrammheit genügt es, eine Nummer und ein Werkzeug zu sein, der Bayer will als Mensch, als Einzelner genommen und behandelt werden.

In der Debatte, die sich damals entspann, entfaltete Bebel nicht nur seine beste dialektische Strategie, sondern auch die ganze abfegende Großspurigkeit des Berlinerthums, die in der übrigen Welt so wenig bewundert wird. Vollmars erste Erwiderung nahm sich gar nicht dagegen aus, sie war still, fast ungelenk, wiederholte das schon in den angegriffenen Broschüren Gesagte; es machte den Eindruck, als verstehe er nicht recht, wo man mit ihm hinauswolle.

In der nächsten Sitzung machte man daher noch kürzere Sprünge mit ihm. Singer verurtheilte den „Ton der Entsagung", der durch seine Reden ginge, Oertel dagegen die „ungeheure Wichtigkeit", mit der er seine „selbstverständlichen Forderungen" vorgebracht, Liebknecht konstatirte, daß er sich „an ihn und Bebel klammere" und schüttelte ihn gleich für Beide auf einmal ab. Der Antrag Oertel, ihn als „verhängnißvoll für die Partei zu erklären", fand reichlichen Anschluß. Es sah ganz bedenklich aus für den Führer der bayerischen Sozialdemokratie. Er machte sich auch gar nicht durch Zwischenrufe bemerklich.

Darauf stand er auf und sprach. Als er geendet hatte, zog Bebel seine vorgeschobenen Vorposten ein und führte eine geschickte, aber bedeutend kleinlautere Rückzugsbewegung aus. Eine Weile suchte er noch seine Position damit zu befestigen, daß er Vollmar „seinen körperlichen Zustand" und „seine persönlichen sozial angenehmen Verhältnisse" unter die Nase rieb; „da aber die Rede, die Vollmar gehalten, in diesem Kreise mehr Beifall gefunden, als er erwartet", wünschte er selbst, daß mildere Saiten aufgezogen würden. Andere gingen noch weiter und erklärten den Antrag Oertel überhaupt für überflüssig, und er wurde ganz zurückgezogen.

Wodurch hatte die Rede Vollmars diesen Umschlag bewirkt? Wenn man ihr mit dem Finger Satz für Satz nachgeht, kann man den Finger nirgend daraufliegen. Im Gegensatz zu der Taktik seiner Gegner war sie sehr gehalten im Ton, sachlich, ganz ohne persönliche Angriffe. Aber ihrer Noblesse, glaube ich, hat sie nicht ihre Wirkung verdankt. In einem Satz wirft Vollmar seinen Angreifern vor, „sie schleppten den Tendenzprozeß von der Anklagebank der heutigen Gewalten in die eigene Partei hinein". Auch dafür wird die

Sensibilität nicht übergroß gewesen sein. In einem anderen bezeichnet er es als die Aufgabe der Partei, seit dem Fall der Ausnahmegesetze, selbständig denkende Charaktere heranzuziehen, denn die deutsche Arbeiterbewegung sei mustergiltig für die ganze Welt, aber im Punkt der Selbständigkeit der Meinung stehe es doch etwas flau mit ihr. Doch auch damit wird er noch keine Selbständigkeit aus dem Boden gestampft haben.

Nein, es lag wo anders: in der Persönlichkeit, die hinter den Worten stand. Der Eine siegt mit seiner Doktrin, seiner Dialektik, seinem unpersönlichen Programm, der Andere siegt mit seinem Ich. Es giebt eine Feindschaft der Gesinnungen, die auf dem instinktiven Gefühl der Unvereinbarkeit der Volkstemperamente beruht. Vollmar wurde Kompromißler aus psychologischer Divination, sobald Bismarck gefallen war, und das konnten die norddeutschen Genossen nicht begreifen. Er fühlte, jetzt, wo der eine unbeugsame Wille fort war, jetzt konnte man Alles annehmen, denn jetzt war bald Alles für den Zugreifenden ohne Dank zu haben. Die Anderen ritten auf ihrem Programm.

Eine noch größere persönliche Wirkung als die, welche ihm in Erfurt Nachgiebigkeit erzwang, hat er unter seinen Landsleuten. Ein Riese von Gestalt, „eine Seele von einem Menschen" an Gemüth, voll von der großen Ruhe, die nur Der hat, welcher sich ganz beisammen und die großen Schätze des Lebens in seinem Besitz hat, weckt er mit einem Blick seiner Augen, mit dem Klang seiner Stimme Vertrauen. Er fanatisirt nicht, er thut wohl. Er hetzt nicht vorwärts, er giebt Zuversicht. So brauchen ihn seine Bayern.

Anderes Volk, andere Taktik. Er hat die Sozialdemokratie aus dem Zwange des Systems gelöst. Er ist der Erste, der versucht hat, sie aus einer politisch-revolutionären Partei zu einer Kulturträgerin, zu einem fruchtbaren Organismus zu machen. Die Anfänge sind freilich noch klein. Aber er war es doch, der zuerst weitere Bildungkreise und produktive Geister für sie interessirte, der in der großen Masse der Deklassirten für sie Verständniß und Anhänger warb, der sie auch den höheren Klassen der Intelligenz, jenen Sensualisten und Aesthetikern des Lebens, denen der Kultus der Persönlichkeit über Alles geht, annehmbar machte. Vollmar besitzt jene seltenste Eigenschaft eines politischen Parteiführers in diesem Zeitalter des geistigen Plebejerthums: den Durst der Theilhaftigkeit an allen Gebieten der individuellen Produktion. Seine Muße in dem Landhaus am wilden, einsamen Walchensee gehört ganz künstlerischen Interessen; er ist ein Freund der modernen Malerei, Kenner der Weltsprachen, in der jungen, nordischen Literatur, in ihren Originalsprachen eben so zu Hause, wie in der so neuen und zum Glück noch ganz unzünftlerischen Wissenschaft der Volkspsychologie, die für ihn selbst die Basis seiner politischen Ideen und Wirksamkeit ist. Es ist etwas Expansives, Lebensglückliches in Vollmars Persönlichkeit, das auf einer unverletzlichen, inneren Sicherheit beruht, auf jener Sicherheit, die ihre Wurzeln im Unbewußten, im Vorleben längst verstorbener Generationen von Vorfahren hat.

Das ist Etwas, was die Abkömmlinge von Städtern oder Proletariern, mögen sie noch so hervorragend begabt und hochgestiegen sein, fast niemals haben. Sie sind immer unruhig, sie müssen immer Etwas thun, um sich zu behaupten. Sie sind die Menschen mit den abgeschnittenen Ahnen, die aus dem Nichts Gekommenen, die sich, seis vor einer Volksversammlung oder vor ihrem eignen Spiegel, geltend machen müssen. Das Bürgerthum ist deshalb

so unorganisch, weil die Familien in ihm nicht alt werden — von den Proletariern nicht zu reden —, weil die von Grund aus naturwidrigen Lebensbedingungen die Kette des vegetativen Daseins unablässig abreißen.

Die Vollmars stammen in der weiblichen Linie aus einem uralten bayerischen Bauern-, in der männlichen aus einem eben so alten Adelsgeschlecht. Mit 16 Jahren ging Georg von Vollmar in den Krieg von 1866, als Freiwilliger. Nach dessen Beendigung trat er als begeisterter Katholik in die päpstliche Leibwache. Hier erfolgte der Umschlag. Er kehrte heim und bereitete sich zu einem Staatsposten auf dem Lande vor, wie ihn seine Väter bekleidet, gerieth auf sozialpolitische Studien, machte den Krieg von 1870 mit, wo er durch eine Verwundung an beiden Füßen gelähmt wurde, und bezog dann die Universität Zürich, den Centralpunkt der sozialrevolutionären Bestrebungen. Hier lernte er seine Frau kennen, eine Schwedin aus Gothenburg, die Freundin Sonjas Kowalewska, Charlottes Edgern-Leffler und der andern Schranken brechenden Frauen jener großen Generation des jungen Skandinaviens. Julie v. Vollmar-Kjellberg war die einzige unter ihren berühmten Landsmänninnen, die glücklich wurde. Es ist charakteristisch für die Lebensauffassung der modernen Frau, daß sie ihr Glück noch nach zehnjähriger Ehe mit zitternden Nerven in den Händen trägt wie ein köstliches Gefäß aus zerbrechlichem Glase, in dessen Besitz sie mit jedem Tage von Neuem tritt. Es ist eine jener Ehen, wie sie im Programm der Sozialdemokratie nicht vorgesehen sind, ein völliges grenzenloses Aufgehen von zwei Menschen in einander; die volle Hingebung einer geistesfreien künstlerisch verfeinerten Frau an alle politischen Interessen ihres Mannes, dessen rechte Hand und Privatsekretär sie ist.

Vollmars Verhältniß zur Sozialdemokratie ist so ungleich ihrem Geist, weil er von Anfang an Distanz zu ihr hatte. Er wuchs nicht aus ihren eigenen Bedingungen hervor, er kam zu ihr als Freiwilliger, wie er in den Krieg von 1866 ging. Persönlich unabhängig, stand er auf einem höheren Standpunkt und sah mit einem weiteren Blick um sich als seine Parteigenossen. Deswegen ist er kein geringerer Gegner der bestehenden Gesellschaftordnung als Bebel und Liebknecht. Sie können ihr Terrain abnehmen, er kann ihr in ihrem eigenen Schoße ihre vitalsten Kräfte entfremden. Bebel und Liebknecht könnten sie gegebenen Falles mit ihren Proletariermassen umrennen, aber einen neuen Zustand nicht organisch gestalten; Vollmar hat sich an die Volksschichten in Bayern, den kleinen Mann und den Bauern, gewandt, aus denen ein neuer Organismus organisch herauswachsen kann, eben weil er wesentlich in allen organischen Funktionen der alte bleiben wird. „Es kommt gar nicht auf uns Führer an", sagt er, „es wird von selbst kommen. Der neue Zustand wird äußerlich gar keine so radikale Umwälzung sein. Mit den großen industriellen Unternehmungen geht es am Einfachsten. Da werden die Vielen Theilhafter, statt daß es bisher die ganz Wenigen waren. Das ist die ganze Veränderung. Und der Bauer bleibt in Dem, was er hat. Dagegen liefert der Staat ihm, was er nicht hat, aber nöthig hat, die landwirthschaftlichen Maschinen, zu freiem Nießbrauch und beaufsichtigt die rationelle Bewirthschaftung der Felder zur Hebung der Erträge." Bei dieser einfachen Lösung fühlt und denkt Vollmar vor Allem als Bayer und an das in Bayern Mögliche. Er fühlt sich dabei als Bauernenkel in einem Bauernland.

Schliersee. Laura Marholm.

Die Reise nach Topolobampo.

Mit den Details der Reise hierher will ich den Leser nicht ermüden. Wüste auf beiden Seiten, herumliegende Thierkadaver als Ergebnisse der seit 3 Jahren herrschenden Trockenheit, hier und da einige Cowboys oder Indianer, der eintönige Gong, der an den Mahlzeitstationen zum Essen einladet, Staub und Sand in der Nähe und mehr oder weniger kahle Berge in der Ferne; das sind die Abwechselungen, welche die mehrtägige Reise durch Neu-Mexiko und Arizona bietet, bis endlich Nogales, die Grenzstation erreicht ist. In Mexiko und im Hotel Montezuma! Das bedauernswürdige Opfer des Räuberhauptmanns Cortez hat wenigstens noch im Grabe die Befriedigung, daß so manches Hotel seines Landes sich mit seinem melodischen Namen schmückt. Der erste Eindruck, den wir auf der Bahn nach dem Seehafen Guaymas hin erhalten, ist kein schlechter. Die Wüste verschwindet; die Bahn durchzieht das fruchtbare Magdalenenthal, das sehr an ein deutsches Thal erinnert, aber dem Ackerbauern ganz andere Chancen bietet. Wo hier Wasser ist, kann der Mensch mit Leichtigkeit ein Paradies schaffen, denn die Sonne fehlt nie, wenn man sie braucht, und der Boden ist meist vorzüglich. Man findet hier und auch in Sinalon oft fünfzehn Fuß dicke Ackerkrume, nach und nach von den Flüssen angeschwemmtes Land. Es ist unglaublich, wie Alles wächst, wo Bewässerung für den Lebenssaft sorgt. Kartoffeln können schon 6—8 Wochen nach dem Pflanzen geerntet werden. Drei Ernten im Jahr sind mit Leichtigkeit zu erzielen. Und dabei sind seit 3 Jahren in diesem Lande Riesenpreise zu erlangen, weil eben sehr wenig für Bewässerung geschehen ist und die trägen Einwohner sich meist auf die Natur verlassen. Trotzdem diese Westküste von wasserreichen Strömen durchflossen ist, geeignet, Millionen Morgen des fruchtbarsten Landes der Welt zu einem Paradiese umzugestalten, lassen diese energielosen Faullenzer diese unendlichen Strecken als Wüste liegen, von Kaktus- und Dorngebüsch bedeckt, die außer den Rehen, Hasen, Peccaris und anderem Gethier höchstens armes Rindvieh nähren, dem die Knochen so erbarmungwürdig herausstehen, daß man sie als Kleiderhaken benutzen könnte. Unter solchen Verhältnissen ist es kein Wunder, daß Kartoffeln, die vorzüglich gedeihen, in unserem Gelde und Gewicht es schon bis zu 35 Pf. per Pfund brachten — und einzelne Kartoffeln wiegen oft bis zu 2 Pfund das Stück. Weizenmehl kostet bis zu 24 Pf. per Pfund, obgleich 30 Bushel Weizen und eben so viel Mais im gleichen Jahr von einem Morgen Land hervorgebracht werden können und obgleich die an dieser Küste regelmäßig, von etwas nach 12 Uhr mittags bis zum Sonnenuntergang wehende Seebrise, sowie die früh morgens wehende Landbrise Tausende von Windmühlen zum Vermahlen des Kornes in Thätigkeit halten könnten. Ich will nicht vergessen, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß gerade diese täglichen regelmäßigen Brisen in Verbindung mit den Meeresströmungen das wunderbare gleichmäßige Klima erzeugen, das sich sogar vortheilhaft mit dem kalifornischen messen kann. Die Wintermonate sind wärmer als dort, so herrlich wie wohl kaum irgendwo auf der Erde, allenfalls wie im südlichen Egypten, die Frühlingsmonate bis Ende Juni ungefähr eben so warm, und nur Juli, August und September, die Regenmonate,

obgleich sie meist schöne Tage haben, sind drückender wegen der Luftfeuchtigkeit. Nur in diesen Monaten wird man an die Tropen erinnert und an die Thatsache, daß man sich (in Topolobampo) zwischen dem 24. und 25. Breitengrad befindet. Die Gesundheitverhältnisse sind dementsprechend vorzügliche. Malariafieber sind selten und bei geeigneter Lebensweise und richtig gebauten Wohnungen könnte hier der ärztliche Beruf zu einem eben so wenig lukrativen gemacht werden wie die Fabrikation von Schlittschuhen und Pelzen.

Doch zurück zu meinem Berichte über die Ertragfähigkeit des Bodens in solchem Klima, in dem der Europäer ganz vorzüglich in der Sonne arbeiten kann, wenn er vorsichtig die richtigen Tagesstunden aussucht, d. h. von 11 bis 3 im Sommer ausruht. In Mazatlan halten sogar die Kaufleute ihre Siesta von 11 bis 4. Paradiesäpfel erreichen hier ein Gewicht von zwei Pfund per Stück. Ich sah sie in der Kolonie von Topolobampo so dick in einem Büschel wachsen, daß ich zuerst meinte, man hätte an der betreffenden Stelle einen Haufen zusammengetragen. Kohlköpfe erreichen ein Gewicht von 10½ Pfund. (Ich rechne die amerikanischen Pfunde immer in unsere Halbkilopfunde um.) Süßkartoffeln (Bataten) von 5 bis 6 Pfund sind nicht selten. Ich sah eine Sonnenblume, die man in der Kolonie zur Oelproduktion ziehen will, von 3½ Fuß Umfang, und eine Haferstaude — wenn ich mich so ausdrücken darf — von 67 Halmen je 100 Körner tragend, die aus einem einzigen Saatkorn gewachsen war, also ein 6700facher Ertrag. Ein Korn erzeugte Hafergrütze für ein Familienmahl. Doch ich will lieber aufhören, da sonst mein Ruf der strengsten Wahrheitliebe leiden könnte; und doch habe ich theils aus eigener Anschauung, theils nach den zuverlässigsten Zeugnissen berichtet.

Südkalifornien hat ähnlich günstige Boden- und Klimaverhältnisse, aber einen riesigen Nachtheil gegenüber seiner südlichen Fortsetzung: es gehört zu den Vereinigten Staaten, dem Paradiese des Bodenwucherers, der von Zeit zu Zeit sogenannte „Booms" veranstaltet, plötzliche künstliche Preissteigerungen, bei denen manchmal Grundstücke in wenigen Wochen auf den fünfzigfachen Werth hinaufgetrieben werden, um dann beim Zusammenfallen der Blase wieder zurückzugehen, wenn auch selten zum früheren Niveau. Freilich wirken auch reale Verhältnisse mit, um dem entsprechenden südkalifornischen Lande einen höheren Werth zu verleihen als dem der mexikanischen Nordwestküste. Ein riesiges einheitliches Absatzgebiet liegt ohne trennende Zollschranken vor der Thür, die Verkehrsverhältnisse sind besser, das Vertrauen in die Stabilität der politischen Zustände ist größer und die Bewohner besitzen eine unendlich größere Energie zur Entwickelung der natürlichen Hilfsmittel. Mag man nun aber diese Unterschiede noch so hoch anschlagen, so können sie keinesfalls so riesige Preisunterschiede rechtfertigen, wie sie hier vorhanden sind. Land mit Bewässerung, das im Magdalenenthal für einen halben Golddollar gepachtet werden kann, kostet in Südkalifornien etwa zwanzig bis fünfzig Pacht, und während die Kolonisten in Topolobampo für etwa einen mexikanischen Dollar (⅔ Golddollar) so viel Land kaufen können, wie sie wollen (ehe sie es vertheuerten, sogar für etwa 10 Cents), und einen Bewässerungskanal, der für etwa zwanzigtausend Morgen ausreichen dürfte und bei Vergrößerung für vierzigtausend, mit einem Kostenaufwand von 100 000 Dollar herstellen, kostet das entsprechende Land im südlichen Kalifornien mit Bewässerung bis zu 1000 Dollar per Morgen und wirft sogar zu diesem Preis noch eine gute Rente ab. Außerdem dürften die genannten vier Vortheile, deren sich das südliche Kali-

fornien erfreut, bedeutend überschätzt werden. Was die politischen Zustände betrifft, so erfreut sich Mexico seit etwa 25 Jahren einer ziemlich ungestörten friedlichen Entwickelung, deren Störung jedenfalls zu Lebzeiten des tüchtigen Porfirio Diaz nicht zu erwarten sein dürfte. Aber auch nach seinem Ableben oder Rücktritt wird schwerlich die frühere Unruhe wieder eintreten; denn die Eisenbahnen haben die lokalen Erhebungen unendlich erschwert. In den Vereinigten Staaten spitzen sich dagegen die sozialen Verhältnisse in einer so bedrohlichen Weise zu, daß es sehr fraglich erscheint, ob nicht der erste Donner der heraufziehenden Sozialrevolution von dieser Seite des atlantischen Ozeans her sich vernehmbar machen dürfte. In dieser Richtung hat Mexiko weit weniger zu befürchten. Seine Bevölkerung, besonders die indianische, steht zu niedrig in der Entwickelung und die wirthschaftlichen Zustände sind noch zu weit von der Höhe des kapitalistischen Fortschrittes entfernt, der eine Grundbedingung des sozialen Sturmes bildet, als daß dessen Ausdehnung bis zu diesen Gestaden zu erwarten sein dürfte. Was das Moment der Verkehrs- und Absatzverhältnisse betrifft, so ist ja freilich nicht zu leugnen, daß sich hierin Mexiko nicht mit seinem nördlichen Nachbarn messen kann; aber in Folge der Verkehrsschwierigkeiten und der Zollverhältnisse sind hier noch Preise zu erlangen, an die in den Vereinigten Staaten nicht zu denken ist, und eine ganze Anzahl von Industrien bieten eine wahre Goldgrube. Ich will nur einige davon nennen, die dabei in erster Linie stehen. Die Gerberei, verknüpft mit Schuhmacherei und Sattlerei, hat ausgezeichnete Chancen, denn die heimische Flora bietet vorzügliche Gerbstoffe und die Häute sind sehr billig. Ein Ochse kann für 5 Silberdollar gekauft und, fettgemacht, für 25 bis 30 verkauft werden; doch dürfte die Errichtung von Konservefabriken, die auch für Früchte, Gemüse und Fische sehr rentabel wären, noch höhere Preise für das Fleisch erzielen und die Haut frei übrig lassen. Auch eignet sich die Luft vorzüglich zum Trocknen (Dörren) von Fleisch, Früchten und Gemüse. Der Tabak gedeiht so prächtig, daß Cigaren- und Cigarettenfabriken vorzüglich rentiren müßten. Die Faserpflanzen wachsen sogar wild in solcher Menge, daß Fabriken, die sie verarbeiten, sich gut zahlen. Die Agave, aus der der einheimische Branntwein hergestellt wird (nebenbei bemerkt, eine sehr rentable Industrie, obgleich meist mit den primitivsten Einrichtungen vorgenommen) liefert in den gewöhnlich weggeworfenen Blättern eine Faser, die sich gut mit der Jutefaser messen kann.

Das Zuckerrohr erreicht eine Höhe von 10 und eine Dicke von ¼ Fuß und die Zuckererzeugung ist eine der besten Industrien des Landes.

Die Baumwolle gedeiht in vorzüglichsten Qualitäten und Spinnereien und Webereien müßten bei den bestehenden Zollverhältnissen einen sehr lohnenden internen Absatz erzielen. Die Seidenzucht dürfte sich prächtig einbürgern lassen. Der Bergbau bietet hier bekanntlich außerordentliche Chancen, und wenn er mit der Weiterverarbeitung der Metalle verbunden würde, dürften sich noch weit günstigere Ergebnisse erzielen lassen.

Der Umstand, daß die Bewohner bei Weitem nicht die Energie ihrer nördlichen Nachbarn besitzen, trägt eben die Hauptschuld daran, daß hier sich dem unternehmenden Einwanderer weit bessere Aussichten eröffnen. Was noch besonders für die Ableitung der deutschen Auswanderung in dieser Richtung ins Gewicht fallen dürfte, ist der Umstand, daß hier der Deutsche sein Deutschthum leichter bewahren kann als im anglo-sächsischen Norden und daß, während

die Vereinigten Staaten eine immer mehr zunehmende feindselige Haltung der Einwanderung gegenüber einnehmen, die mexikanische Regirung im wohlverstandenen Interesse des Landes Alles aufbietet, um solche anzuziehen, dem Kolonisten eine ganze Anzahl von Vortheilen bietet, wie z. B. Freiheit von allen Steuern, mit Ausnahme der Stempelsteuer, während zehn Jahren, Zollfreiheit für gewisse Artikel, für gewisse Zeit u. s. w. Die Gesetze Mexikos gehören zu den freiheitlichsten der Welt, besonders die Handelsgesetze, was besonders den Kolonisten Topolobampos zu gut kam, da ihnen das Gesetz über korporative Kolonien einen vorzüglichen Rahmen für ihre Organisation bot. Dagegen ist ein großer Uebelstand in der Zollgesetzgebung zu finden, deren chikanöse Vorschriften dem Einwanderer sofort ein Vorurtheil gegen sein neues Vaterland beibringen. Noch schlimmer als die Gesetzgebung selbst ist die Ausführung ihrer Vorschriften und zwar in Folge der abscheulichen Einrichtung, daß der Zollbeamte einen erheblichen Theil der Strafgelder für sich behalten darf. Wie gierig diese Beamten nun sind, irgend ein Häkchen zu finden, an das sich eine Strafe anhängen läßt, was bei den komplizirten Vorschriften sehr leicht ist, kann man sich vorstellen. Die Topolobampo-Kolonisten bekamen sofort bei der ersten Ansiedlung ein Pröbchen hiervon zu kosten. Einer von ihnen hatte zwei Kannen mit Petroleum in den Waggon gethan, der das Eigenthum der Einwanderer brachte, ohne dem Führer der Gesellschaft Mittheilung zu machen, so daß die Kannen nicht im Zollverzeichniß figurirten. Die verlangte Strafe war so ungeheuerlich (Doll. 600), daß man die ganze Sendung im Stich lassen mußte, die versteigert wurde und nur Doll. 100 mehr als die Strafe mit den Kosten brachte, so daß die ohne ihre Effekten und Lebensmittel ankommenden Einwanderer sofort in die größte Noth geriethen. Wenn die Regirung hier reformirend einwirken würde, könnte sie wohl eben so viel für die Einwanderung thun wie durch die begünstigende Gesetzgebung.

Das erschwerendste Moment gegen die Einwanderung ist die Entfernung. Die Ostküste dieses Landes ist freilich leichter und bequemer erreichbar; aber sie ist ungesund. Das mittlere Hochplateau ist gesund, aber es bietet nicht so günstige Chancen für den Ackerbau und hat ein viel veränderlicheres Klima. Diese Westküste, die alle Vortheile, besonders den der goldenen Gleichmäßigkeit des Klimas, vereint, ist bis jetzt noch schlecht mit Verkehrsmitteln versehen; doch die Topolobampo-Kolonie wird darin recht bald Wandel schaffen. Einstweilen kostet es immerhin noch mit der Fracht für den Hausrath etwa 100 Golddollar per Kopf, um von New-York nach der Kolonie zu kommen. Es ist zu hoffen, daß bald Verträge ab New-Orleans gemacht werden, welche die Preise von dort aus auf die Hälfte reduziren dürften; und wenn die Kolonie erst prosperirt, mag die Zeit kommen, wo sie mit Dampfbootgesellschaften Verträge macht, welche die Auswanderer, ums Kap Horn herum, bezw. durch die Magalhäesstraße, direkt in den Hafen von Topolobampo bringen. Rechnen wir 30—40 Tage für die Reise und die Taxe nach denen der Auswanderungschiffe nach New-York, so dürfte sich der Gesammtpassagierpreis auf Doll. 75—100 ab Europa bringen lassen und vielleicht noch niedriger, wenn die Kolonie einst ihre eigenen Schiffe besitzen wird.

Von der Kolonie selbst will ich nächstens noch eingehender sprechen.

Topolobampo. Michael Flürscheim.

Die Kunst in Wien.

Es nützt nichts, wenn unsere Blätter so viel von der Größe unserer Kunst und ihrer Wirkung im Auslande berichten. Wir haben auch dann nichts erreicht, wenn wir uns daheim lokalpatriotisch in die Brust werfen und stolz meinen: Sollens uns nachmachen!

Eine feststehende Thatsache ist, daß unsere heimischen Ausstellungen gar kein, oder nur geringes Interesse in unserem Publikum wecken. Dieses hat das ewige Einerlei der Dinge, die sich seit Jahren immer wiederholen, herzlich satt; es langweilt sich bei diesem Wust von Nichtsen in gleißenden Goldrahmen und geht gar nicht hin. Und eben so, trotz vielfacher Hehlversuche, ist eine nicht zu leugnende Thatsache, daß unsere mühsälig zusammengetragenen Ausstellungen in Stuttgart, München, Berlin oder sonstwo in der Konkurrenz mit den Leistungen anderer Staaten nur einem Achselzucken bei den Kennern begegnen und die volle Theilnahmlosigkeit des Publikums für sich haben.

So gilt unsere Kunst in der Heimath nichts und nichts in der Fremde.

Wir haben keinen Grund, darauf stolz zu sein und eben so wenig auf unsere Blätter, die dann von den imaginären Lorbeern unserer Kunst und Künstler berichten und die Werke ältester Schablone in triumphaler Verzückung lobpreisen. Wir danken beide trübsäligen Erscheinungen des Niederganges nicht dem Mangel an heimischen Talenten, — denn aller Orten sind die Künstler Oesterreichs, die hier mit schwerer Mühe leben konnten, wenn sie nur einmal den Grenzpfählen der Heimath den Rücken gekehrt haben, in ihrem Beruf Hervorragende geworden. Es liegt das Uebel in dem Sondergeiste, der durch unsere Akademie der bildenden Künste zieht, durch die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens, dessen Sitz und Ausstellungraum das Künstlerhaus ist, der einzige Ort in der Millionenstadt, wo man überhaupt Kunstwerke in halbwegs möglicher Art zu Gesichte bekommen kann.

Die Akademie steht auf ziemlich tiefem Niveau. Die künstlerischen Lehrkräfte dort sind in der Mehrzahl Größen, die zu allem Anderen eher als zur Heranbildung wirklicher Künstler sich eignen.

Das beweisen ihre eigenen Werke.

Das beweisen die Resultate ihrer Erziehung.

Von ihren Werken will ich lieber erst gar nicht reden. Und erziehlich haben sie kaum irgendwo hervorragend gewirkt: es sind in den letzten zehn Jahren von den Schülern der Akademie ganz wenige zu irgend einem Namen gekommen. Die Wenigen aber sind ausschließlich Schüler des Professors Müller, den man hier lange nicht genug gewürdigt hat, oder des Landschafters Lichtenfels. Aus der großen Schülerzahl der eigentlichen olympischen Akademiker ist kein einziges nennenswerthes Talent hervorgegangen. Kunstproletariat wurde dort erschaffen, das über dem Wust von Theorien, die künstlerische Ohnmacht umkleiden: daß jedes menschliche Antlitz so viele typische Theile haben müsse, jedes menschliche Augenrund in so viele Flächen zerfalle, und über dem Geschwafel von griechischer Schöne sich nicht mehr zu helfen weiß, am Ende meinte, die Natur mit ihrem Duft und ihrer Farbe sei nichts als entsetzlich mißrathene Schöpfung.

Das sind die Leistungen.

Das sind die Resultate.

Wehe aber dem Schüler, der sich gegen diesen Zopf empören, wehe, wer

anderen als jenen glatten Schablonengeist in sich aufnehmen, wer selbst denken und selbst dichten wollte. Er ist geächtet, für immer. Denn nur ein Heim für brave Akademieschüler ist das Künstlerhaus, die Genossenschaft Wiens. Sie wird genau in den Traditionen der Akademie-Professoren geleitet, die auch dort Sitz und Stimme und staatspreislüsternen Anhang haben.

Die jungen Künstler erhalten Fleißzettel in Gestalt der Aufnahme ihrer Werke in die permanente Jahresausstellung, der Aufnahme ihrer Person in den Verband der Genossenschaft oder in Form von Preisen, Medaillen u. s. w. für die ganz Braven. Den Schlimmen aber, Denen mit einem oder mehreren akademischen Sittepunkten, ist der Eintritt in das Kunstparadies sehr erschwert, wenn nicht gar völlig verweigert.

Es hat sich dort ein anmuthiges Abhängigkeitverhältniß herausgestaltet, das zu allen möglichen Zwecken hübsch klug verwerthet wird. Man bringt Dem ein belangloses Bildchen an und verschafft Jenem eine kleine Medaille, Diesem eine Bestellung, und Jenem eine Ehrung. So gewinnt man gefügige Werkzeuge, aus denen man Ausschuß und Jury wählt, mit ängstlicher Sorge, daß ja keine Begabung obenanstehe oder das Publikum rechten Begriff von Dem, was Kunst ist, bekäme. Das wäre sehr vom Uebel.

Wer begreift es da nicht, daß jeder ernste Künstler, hat er einmal die ekle Clique- und Claque-Wirthschaft erkannt, gern fortzieht von hier, dorthin, wo man das Talent ehrt und nicht die Talentlosigkeit.

Was zurückbleibt, ächzt und stöhnt in dieser Staub- und niedrigen Dunstatmosphäre. Die Begabten, die Jungen, klagen bei der kleinen Melange, im „Kremser", über all' Dies und die Ungunst der Verhältnisse, und im Geheimen denkt Jeder daran, vielleicht doch einmal an die Schüssel zu kommen, ein Stellchen zu erhaschen, von dem aus er die Ruthe schwingen und selber Protektion üben kann. Sie bleiben lammfromm dabei und harren der Dinge. Sie fristen ihr Dasein von Pfändung zu Pfändung und lassen sich willig mißbrauchen.

So kann es, ohne das Fundament der ungehinderten Entwickelung, von selbst zu nichts Rechtem kommen in den Künsten. Von dem äußeren Einfluß des Modernen aber sind wir unberührt. Die sonderbare Erscheinung, daß es hier so gar nicht recht Wurzel fassen will, hat seinen Grund. Wir kennen es gar nicht .... es kann nicht auf unser Publikum wirken und auch nicht einmal auf unsere Künstler.

Die moderne Kunst hat von Manet aus die Welt erobert. Sie ist — wir haben das deutlich an der Pariser Welt-Ausstellung gesehen — in alle Nationen gedrungen. Sie geht von Spanien hinauf bis Schweden und Norwegen, sie hält Deutschland in ihrem Bann und Rußland. Nur Oesterreich will nicht mit. Die Clique hält sie mit allen Mitteln fern. Um die alte Scharteken-kunst zu behüten, werden dem Publikum Phrasen vorgedroschen gegen die Moderne. Da so Wenige wissen, was der eigentliche Sinn der Kampftitel: Impressionismus, Realismus, Naturalismus, Freilicht u. s. w. ist, so glaubt man gern den Phrasen, da uns obendrein ja so selten Neues zu Gesicht kommt, das dann noch entweder schlecht gehängt oder minderwerthig ist. Es fehlt uns das logische Bild der Entwickelung, aus dem wir erst begreifen können.

Der Kleingeist im Wiener Künstlerhaus verstellt uns die Moderne. Seit Sedlmayr dort vor Jahren mit einer Ausstellung der Werke von in Paris lebenden Oesterreichern so sensationellen Erfolg hatte, seit sich das Publikum für die Werke der Stuck, Rochegrosse, Dettmann und Scar-

bina lebhaft interessirt, vollends. Es ist unseren heimischen Größen um ihre Gottähnlichkeit bange geworden. Sie stellen sich da bei ihren Ausstellungen auf den schönen vormärzlichen „Zarruck-Standpunkt“: ausschließen, abweisen, fernhalten. „Zarruck“, daß der öffentliche Geschmack nicht korrumpirt werde, ob auch das Publikum von den glattgetünchten Albernheiten, die dort hängen, nichts wissen will, ob die Ausstellungräume des Hauses leer bleiben und das Budget in bedenkliche Schwankungen geräth.

Es braucht ja nur das Ventil „G'schnasfest“ geöffnet zu werden, das alljährlich seiner Wirkung sicher ist, wo die Künstler die Räume witzig schmücken, sich selbst in drollige Gewänder kleiden und eine Nacht lang populär sind. Geld fließt da in Strömen zu. Das bringt, im Vereine mit dem Ertrag der wöchentlichen Herren- und Damenabende musikalischen, deklamatorischen und schauspielerischen Charakters, das Budget wieder ins Gleichgewicht. Man fragt nicht um das Recht des Publikums, nicht um das Recht des Künstlers auf Kunst. Schüchterne Klagen werden von gemüthlichen Fanfaronaden übertönt. Wir hören das Geräusch des Modernen in weiter Ferne. Nichts wirkt aus der Fremde auf uns und unsere Kunst; diese selbst wirkt nicht daheim, nicht in der Fremde.

Das nützen Einzelne. Sie gaukeln uns Freilicht-Komödien vor und wollen Führer der Moderne spielen und sind armselige Fagerolles, Macher neben den Künstlern. Das Publikum sieht bald die Flicken und Fetzen: daß es „G'schnas“ ist. Es wendet sich ab. Dann schiebt man der Richtung zu, was der Ohnmacht freilichternder Schalksnarren gilt: es ist wiederum nichts mit der Moderne; und es bescheiden sich die Uebrigen mit dem täglichen Rindfleisch der Nachahmung des Alten, Langgewohnten. So sind unsere ganzen Kunstwerke der Jahresausstellung homöopathische Verdünnungen der Grützner, Defregger, Meissonier und all der gangbaren Marken. So sehen wir bis zum Ueberdruß „Weinkostende Pfaffen“, „Gigerln auf der Alm“, „Gigerln im Dorfe“; die „Ninettas“ und „Verlassene Mädchen“; dazu die bekannten „Letzten Grüße“, „Er liebt mich“, die „Morgengebete“, die „Durchgehenden Ochsen und Pferde“, die „Flüchtenden Schafe“. Niemand hat uns was Besonderes zu sagen in diesen ewigen alten Schablonen; wir sehen die zechenden, spielenden, streitenden, kosenden Krieger in ihren Kostümen à travers les âges und die gepuderten Portraits mit schönen, rothbemalten Wangen. Nicht ein Zug aus wirklichem Leben, nichts, das in eigener Sprache Das mittheilte, was den Geist unserer Zeit ausmacht, nichts, das die malerische Seite des so eminent interessanten Lebens unserer Großstadt brächte.

In den Winkeln und oberen Rängen, in kleinen, lichtlosen Gängen birgt man Scarbina und Dettmann und die wenigen Vertreter moderner Kunst. Unter den Zurückgewiesenen der letzten Jahre sind die hervorragendsten Namen zu finden. „Wir brauchen eben nicht Die von draußen.“ Es ist uns wohl, so wie es ist bei uns, in unserer Selbstberäucherung, und die fünf Leute, die nothwendig wären, der Jammerwirthschaft ein Ende zu bereiten, stehen ja doch nicht auf. Drum wird es eben immer so bleiben. „Sollens uns nachmachen“, meinen sie. Ein gesunder Luftzug, Wechselwirkung von Kunst zu Kunst, die Sezessionisten etwa in mächtigem Aufmarsch, —: Das könnten wir brauchen. Es giebt ja trotzdem noch Kunstsinn und Käufer in unserer Stadt. Und Lorbeern sind zu holen, trotz der kleinlichen Nörgler, Schreier und Schlemmer.

Wien. Terry Bératon.

Die elektrischen Eisenbahnen.

In den vierzehn Jahren, die seit der Erfindung der elektrisch betriebenen Bahnen verflossen sind, haben sie sich nach allen Richtungen hin entwickelt. Sie genügen allen Wünschen, und man kann das ganze System zur Zeit als ein vollendetes bezeichnen. Rein äußerlich betrachtet, zerfallen sie in solche, die sich im Niveau der Straße bewegen und in Hoch- und Untergrundbahnen. Legt man die Anforderungen zu Grunde, die eine Großstadt zur Bewältigung des Verkehrs an ein modernes Beförderungmittel stellt, so sind die Flachbahnen in die Straßen mittleren Verkehrs und die Untergrundbahnen an die Stellen zu verweisen, wo die Wogen des großstädtischen Lebens am Höchsten schlagen; die Hochbahnen stehen vermittelnd zwischen beiden: sie umkränzen die Stadt und verbinden diese mit den Vororten.

Mit einer gewissen Genugthuung darf man es wiederholen: das System der elektrischen Bahnen ist vollendet. Diese Thatsache ist um so erfreulicher, weil in den großen Centralen der Verkehr durch die älteren Betriebsmittel nicht, oder doch nur ungenügend bewältigt werden kann. Zahlen sprechen hier mehr als alle Worte. In Berlin beförderte während des Jahres 1891 die Stadtbahn 33 Millionen, und die Pferdebahnen insgesammt 127 Millionen Passagiere. Auf den beiden interirdischen Bahnen in London verkehrten zu gleicher Zeit 129 Millionen, in New-York auf der 53 Kilometer langen Hochbahn allein gar 188 Millionen Personen. Wer überhaupt je einen Blick in das Gewühl der Weltstädte gethan und beobachtet hat, wie an den Kreuzungpunkten der Hauptstraßen sich die Menge der Wagen staut, dem wird es klar sein, daß es auf die alte Art nicht mehr weiter geht.

In den Vereinigten Staaten — dem Lande, wo man sich so leicht dem Neuen, wenn es praktisch ist, zuneigt — sind diese Ueberlegungen seit lange in die Praxis umgesetzt worden: jede Stadt von einiger Bedeutung besitzt dort elektrisch betriebene Bahnen. Am Schlusse des vorigen Jahres waren in den Vereinigten Staaten 500 elektrische Straßenbahnen in Betrieb, welche etwa 7000 Wagen in den Verkehr stellten. Und eine nicht geringe Anzahl von Neubauten befinden sich in der Ausführung Zur selben Zeit verfügte man in Europa erst über etwa 30 Linien.

Noch wesentlich interessantere Einblicke in diese großartige Entwickelung gewährt eine kürzliche Veröffentlichung über den elektrischen Betrieb in St. Louis. Diese Stadt von fast 600 000 Einwohnern besitzt nur noch elektrische Straßenbahnen, und diese beförderten während des Jahres 1892 rund 100 Millionen

Fahrgäste; das macht nicht weniger als 165 Fahrten auf die Person aus. Die gesammte Länge der dortigen Bahnen beträgt 560 Kilometer. Die ungewöhnlich günstige Entwickelung in St. Louis hat übrigens selbst die Bewunderung der Amerikaner erregt.

Aber worin besteht der Vortheil der elektrischen Bahnen? Zunächst ist natürlich die Geschwindigkeit, die im elektrischen Betriebe erreicht werden kann, eine bei Weitem größere, als sie durch das Pferd zu erzielen ist. Im Allgemeinen legen die elektrischen Flachbahnen in der Stunde Strecken von 15 bis 30 Kilometern zurück. Was das bedeutet, kann man leicht einsehen, wenn man bedenkt, daß der Städter durch das kolossale Anwachsen der großen Centralpunkte immer mehr an die Peripherie seines Wohnortes gedrängt wird. Er muß daher nach einer möglichst schnellen Verbindung mit der City, in der zumeist das geschäftliche Leben pulsirt, Verlangen tragen. Abgesehen von der rein geschäftlichen Nothwendigkeit, sind es auch hygienische und pekuniäre Gründe, die den Städter veranlassen, dem Stadtinneren zu entfliehen.

Fahrzeuge wiederum, die sich mit großer Geschwindigkeit bewegen, müssen innerhalb eines lebhaften Verkehrs durchaus und sofort der Hand ihres Lenkers gehorchen. Das leisten die elektrischen Bahnen nun in viel größerem Maße als die Wagen mit Pferdebetrieb; sie halten im Moment. Zudem wohnt dem elektrischen Strome die Fähigkeit inne, sich jeder Kraftleistung elastisch anzuschmiegen; und es können daher, wenn der Verkehr es erfordert, mehrere Wagen an den Motorwagen gekoppelt werden. Eine nicht zu unterschätzende Thatsache ist es ferner, daß das elektrisch betriebene Fahrzeug um eine Pferdelänge kürzer ist als das Gefährt der Pferdebahn. Alle solche Vortheile gelten in der schon jetzt überlasteten Ebene der Straße

Es sind bisher hauptsächlich Flachbahnen (die sich im Niveau der Straße bewegen), die durch Elektrizität ihren Betrieb erhalten. Der elektrische Strom wird diesen Fahrzeugen entweder oberirdisch durch Drähte, die an Stangen neben der Bahn dahinlaufen, zugeführt, oder durch unterirdisch angelegte Kabel. Die Bahnen mit oberirdischer Stromzuführung stehen auf der Stufe höchster Vollendung; und nach diesem System sind fast alle Einrichtungen in Amerika und Europa durchgeführt. Die anerkannt vorzüglichsten Einrichtungen hierfür wurden von den Firmen Thomson-Houston und Sprague hergestellt. Von der ersten Firma allein waren am Schluß des Jahres 1892 schon 223 Bahnanlagen mit 4339 Motorwagen vollendet.

Man hat besonders in Deutschland gegen dieses System den Vorwurf erhoben, daß die Drähte und Stangen den Verkehr behindern und das architektonische Bild der Straße zerstören. Von dem ersten angeblichen Fehler hat man in den verkehrsreichen Städten Amerikas nichts bemerkt; und auch die zweite Befürchtung dürfte schwerlich stichhaltig sein. Deutschlands Städte würden sich seit lange eines zeitgemäßen Verkehrsmittels erfreuen, wenn sich ihre Verwaltungen nicht an Aeußerlichkeiten halten, sondern die Thatsachen sprechen lassen wollten. In Halle, Breslau und Bremen z. B., die umfangreiche elektrische Bahnanlagen des geschilderten Systems besitzen, haben die Erfahrungen auch die glänzendsten Hoffnungen übertroffen.

Die Elektrotechniker sind sehr gefällige Leute und sie fügen sich allen Wünschen. Sie haben daher auch Bahnen mit unterirdischer Stromzuführung konstruirt. Die interessanteste Anlage dieser Art wurde vor mehreren Jahren in Budapest, von der Firma Siemens & Halske, ausgeführt. Dort sind die

zuleitenden Kabel in einen unterirdischen Kanal gebettet und durch den Schlitz einer gespaltenen Schiene entnimmt die Maschine den Strom. Während des verflossenen Jahres wurden auf dieser Strecke 10,983,000 Personen befördert, und zwar 2,364,000 mehr als im Jahre 1891. Die Einnahme betrug 766,980 Fl. Diese Zahlen sind um so bemerkenswerther, als während des verflossenen Jahres die Witterungverhältnisse im Durchschnitt nicht günstige waren und die Cholera zudem den Verkehr sichtlich beschränkte.

Ein nicht abzuweisendes Bedenken erweckt es, Fahrzeuge mit einer Geschwindigkeit von 15 und mehr Kilometern in das Gewühl der Hauptverkehrsadern leiten zu wollen. Diese Bedenken führten zur Konstruktion der Hoch- und Untergrund-Bahnen.

Unmittelbar nach der Erfindung der elektrischen Bahnen wurde durch ihren Urheber Werner von Siemens die Anlage einer elektrisch betriebenen Hochbahn durch die Friedrichstraße in Berlin in Vorschlag gebracht und das Projekt der Stadtverwaltung unterbreitet. Der Siemenssche Plan scheiterte damals am Widerstande der Hausbesitzer. Auch jetzt würde die Anlage einer Hochbahn in Berlin oder an anderen Orten, die durch verkehrsreiche und daher theuere Gegenden führt, schwerlich eine Aufnahme finden. Es bleibt also nur noch übrig, die Bahn unterhalb des Niveaus der Straße zu verlegen.

Die erste Untergrundbahn mit elektrischem Betriebe wurde in der City von London vor zwei Jahren angelegt. Die Erfahrungen, die man aus dieser Anlage gewonnen hat, sind daher sehr bemerkenswerth und wohl in Erwägung zu ziehen für die Anlagen, die augenblicklich für Berlin, Paris, Brüssel und Madrid geplant werden. Schicken wir gleich voraus, daß die Londoner elektrische Untergrundbahn sehr günstige Resultate ergeben hat, und zwar nach der technischen und ökonomischen Seite. Die Gesellschaft ist bereits im Stande, eine nicht unbedeutende Dividende zu zahlen. In den zwei verflossenen Jahren wurden 12 Millionen Passagiere befördert. Theilt man die Zeit in vier Halbjahre ein, so entfällt auf ein jedes folgende Personenzahl: 2 412 343; 2 749 055; 2 813 163 und 3 217 602! Also eine stetige Zunahme, wie man sieht. Auch eine andere statistische Notiz illustrirt den Aufschwung der Anlage. In der gleichen Zeitfolge führte ein jeder Zug im Durchschnitt 45, 46, 47 und 48 Passagiere. Solche Resultate geben den Muth zu neuen gleichen Unternehmungen. Für Berlin sind zwei solcher Projekte ausgearbeitet. Das Eine von der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, das Andere vom Pionierhauptmann a. D. Immeckenberg, und bei beiden ist besonders an die Strecke Friedrichstraße, allerdings mit weiteren Verzweigungen, gedacht. Da der Sandboden Berlins für solche Anlagen schwierig zu bearbeiten ist, so müssen mächtige Tunnelröhren in den Boden ausgelegt werden; und zur Ausführung dieser Arbeit wurden von den Konstrukteuren ganz neue Methoden erdacht. An einigen Stellen, z. B. dort, wo die Spree zu unterbetten ist, beabsichtigt man, die Röhren bis zu Tiefen von 13 Metern unterhalb des Straßenniveaus zu verlegen. Durch Einsteigeschächte wird man dereinst in dies unterirdische, von elektrischem Licht durchfluthete Reich gelangen. Die Ausführung eines solchen Baues würde nach dem Plane von Immeckenberg 600 000 Mark und nach dem Entwurfe der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft etwa 850 000 Mark pro Kilometer betragen

Es bleibt uns jetzt noch übrig, ein Wort über die Hochbahnen anzufügen. Das ist um so interessanter, da im Augenblicke von der Firma Siemens und Halske neue Projekte für eine solche Anlage in Berlin vorliegen, die wahr-

scheinlich baldigst ihrer Verwirklichung entgegengehen. Die Firma beabsichtigt, den Bogen, den die Stadtbahn im Norden der Reichshauptstadt vollführt, im Süden durch eine elektrische Hochbahn zum Kreise zu schließen. Die Schienen sollen durch schlanke Eisensäulen gestützt werden, die sich an einigen Stellen bis zu etwa 12 Meter Höhe erheben; der ganze Bau ist übrigens durchaus in Eisenkonstruktion gedacht. Auch für dieses System stehen den Elektrikern Erfahrungen zur Verfügung. Besonders werthvoll ist hierfür die elektrische Hochbahn in Liverpool, die am 4. Februar dieses Jahres eröffnet wurde. Ihre Gesammtlänge beträgt etwa 10 Kilometer, und diese Strecke wird, inklusive der verbrauchten Zeit auf den Stationen, in 50 Minuten zurückgelegt. Ein jeder Zug besteht aus 2 Fahrzeugen, von denen jedes eine eigene Maschine besitzt. Jeder Wagen faßt 56 Personen und enthält Abtheilungen erster und zweiter Klasse. Die Kosten der Liverpooler Hochbahn betrugen einschließlich der Gesammtausrüstung 1 056 000 Mark pro Kilometer.

Auch für die Vermittelung des Verkehrs zwischen den Städten wurde kürzlich der elektrische Betrieb in Aussicht genommen. Man ist mit Hilfe des elektrischen Stromes im Stande, größere praktische Geschwindigkeiten zu erreichen als mit der Dampflokomotive. Allerdings hat man mit dieser schon Geschwindigkeiten von mehr als 100 Kilometern in der Stunde erreicht; dann aber beginnen die Züge bereits bedenkliche Schwingungen zu machen und der Oberbau wird stark gefährdet. Kürzlich wurde von der Firma Ganz & Co. in Budapest ein System für den interurbanen Schnellverkehr, im Speziellen für die Verbindung Wien—Budapest, entworfen, bei dem mit Hilfe des elektrischen Stromes eine Geschwindigkeit von über 200 Kilometern zu erreichen sein soll. Der Plan liegt den betreffenden Behörden vor und dürfte, da er die Anerkennung der hervorragendsten Elektrotechniker erhalten hat, in nicht zu ferner Zeit zur Ausführung kommen. Nur so viel wollen wir über dies System hier mittheilen, daß nicht Züge, sondern beträchtlich große und sehr fest gefügte Fahrzeuge, die den elektrischen Motor in ihrer Mitte tragen, zur Verwendung gelangen werden.

Bei allen Anlagen, die wir bisher geschildert haben, wird der treibende Strom von einer Station aus der Maschine des Fahrzeuges zugesendet. Seit längerer Zeit besitzen die Elektrotechniker in den Akkumulatoren Apparate, in denen die elektrische Kraft aufgespeichert und bewahrt werden kann. Stellt man solche Apparate in entsprechender Weise in das Fahrzeug ein, so ist es im Stande, sich unabhängig und selbständig zu bewegen. Elektrische Bahnen sind in dieser Weise u. A. in Hamburg, Brüssel und an anderen Orten betrieben worden. Die Akkumulatoren sind aber leider vorläufig noch zu schwer und zu kostspielig, um einen ökonomischen und größeren Betrieb zu ermöglichen. Akkumulatorenbahnen würden in der That das beste Betriebssystem darstellen, das überhaupt denkbar ist. Leider kann Niemand sagen, ob wir vollkommene Akkumulatoren in einem Monat oder in hundert Jahren haben werden.

Franz Bendt.

Der Zollkampf.

Das, was die Welt kaufmännisch nennt, läßt sich so recht erkennen, hält man im Handelsstande über unsern Zollkampf mit Rußland einige Nachfrage. „Lange kann es unmöglich dauern", pflegt die Antwort zu lauten, „denn das wäre Krieg!" Es ist auch Krieg, diese Revanche, die jetzt Herr Witte seinem Herrn für das Anathema giebt, das unsere Reichsbank einst über russische Staatspapiere an dem selben Tage verhängte, als der Zar in Berlin einzog. Allein eine solche Belagerung, Berennung und Aushungerung von Land zu Land, von Exporteur zu Produzent, versteht wohl der härtere Industrielle, sowie der an unaufhörlichen Kampf bei freundlichstem Mienenspiel gewöhnte Diplomat, vielleicht auch noch die um packenden Stoff stets verlegene Journalistik, aber ein Kaufmann, wie er heute über den halben Erdkreis zu kalkuliren pflegt, für dessen Thätigkeit es am Liebsten keine Länder, sondern nur Entfernungen giebt, der versteht den Zweck solcher Zollkämpfe einfach nicht.

Man muß nur unsere Eisenwerke und unsere Händler etwas aus einander halten. Die deutschen Produzenten und Fabrikanten werden ihre Halb- und Ganzfabrikate nicht mehr über die Grenze bringen; anders aber unsere Metallfirmen. Diese, eine Reihe allerster und glänzend fundirter Häuser, haben sich natürlich niemals auf Deutschland beschränkt, sondern auch fremde Waare fortwährend gekauft und verkauft. Da nun viele Artikel aus den Minimaltarifländern auch über unsere Bahnen ohne Zuschlag nach Rußland gehen können, vorausgesetzt, daß sie Ursprungszeugnisse besitzen, so wird wenigstens unser Kaufmannsstand noch immer mit dem Zarenreiche zu thun haben. Selbstverständlich geht das keineswegs etwa so weit, daß, nachdem schlesisches Zink nicht mehr über die Grenze kann, nunmehr Breslauer oder Berliner Firmen englisches Zink dorthin dirigiren können; aber schon beim Kupfer sind große deutsch-russische Geschäfte von England und Frankreich her möglich und sogar in der entscheidenden Woche der Kampferöffnung thatsächlich gemacht worden.

Eine Geschichte unserer großen Metallhäuser hätte überhaupt erst noch zu zeigen, was Deutschland auf diesem Gebiete, und zwar bei völlig paritätischer Konfession, geleistet hat. Das Merkwürdige ist dabei, daß solche, auch die größten Geschäfte eigentlich nur von der Person und nicht von der Ortslage abhängen. Wie die zwei bedeutendsten Weingeschäfte unseres Vaterlandes nicht etwa in Köln oder Rüdesheim, sondern in Glogau und Lüneburg sind, so hat z. B. Frankfurt altrenommirte Eisengeschäfte, die gerade so gut in Hannover oder Halberstadt sein könnten. Der Handel in Metallen war in Süddeutschland früher so groß, das man sich noch scherzend des Ausrufes einer Mutter erinnert, die ihre Tochter an einen ersten Eisenhändler nach Berlin verheirathen sollte —: „Eisengeschäft in Berlin, was kann da groß sein?"

Wenn nun die Herren in Petersburg auch unsern Metallhändlern beim Einführen fremder Waaren keine Schwierigkeiten machen, so zeigt doch der Zuschlag auf Kolonialwaaren, wie vor Allem Kaffee, daß auch unsere Häfen aufs Stärkste getroffen werden sollen. Der Kaffee ist doch kein deutsches Produkt, er wurde bisher von Hamburg nach Danzig verschifft und von da aus per Kanal oder Bahn nach Warschau, selbst bis Reval gebracht. Jetzt hört mit einem Male Danzig auf, der Weg nach Polen zu sein, und wie dieser Hafen, so werden auch Stettin und Königsberg leiden, während Hamburgs Schaden nur augenblicklich ein großer ist, da es bald versuchen dürfte, seine Waaren

direkt von London oder Hâvre aus zu versenden. Vielleicht zeigt sich dann aber der Rechenfehler des russischen Exempels, da mit den größeren Entfernungen auch die Frachten stark vertheuert werden.

Für Beamte, die Geld verdienen wollen — und die giebts im Zarenreich bekanntlich noch mehr als anderswo —, bricht nunmehr eine schöne Zeit an. Es wird ein Schmuggeln, ein Durchstechen, ein Ausnützen von sternlosen Nächten rascher entstehen, als Soldaten und Beamte in deren geplanten Vernehmung noch zur Stelle sein werden. Man muß nur beobachten, welchen Reichthum an Gesetzesumgehungen bei uns in Deutschland die Sonntagsruhe plötzlich hervorgebracht hat, um sich die ungeheure Verlockung an unserer Ostgrenze zu denken. Bei 15 Prozent Zuschlag kann man schon ganz stattliche Belohnungen geben und selbst bei deren Vermittelung wird noch verdient, denn unter Umständen ahnt der Laie gar nicht, wie billig so ein Grenzkosak ist.

Bei diesem ganzen Zollkampfe hat man überhaupt das national-russische Moment noch keineswegs genügend berücksichtigt. Der Deutschenhaß im Osten, soweit er vorhanden ist, resultirt nicht aus der orientalischen Frage, also etwa aus den Schreibstuben der Diplomatie, sondern aus dem geistigen Uebergewicht, das unserer Rasse dort lange zugewiesen war, und aus dem Hochmuth, der daraus entsprang. Wäre es überhaupt möglich, gegen das deutsche Element, das ja heute auf der ganzen Erde alle Arbeit mittleren Ranges billiger als viele Andere verrichtet, wäre es möglich, hiergegen eine einheitliche Aktion zu organisiren, so würden wir eines Morgens von einem sehr häßlichen Lärm aufwachen. Der Ring der Nationalitätenhetzen hat sich noch lange nicht geschlossen.

Die Eisenhütten werden sich in der Newastadt jetzt aufs Diplomatisiren legen müssen, wobei es natürlich unwahrscheinlich ist, daß die Herren — schki und die Herren — wich der von ihnen geschaffenen trostlosen Lage in Oberschlesien ein stärkeres Beileid bezeugen. Denn in dieser Gegend ist das Geschäft in der That wie abgeschnitten; und wenn jetzt unsere Staatsbahnen, gleichsam wie zum raschen Ersatz, mit sehr großen Verdingungen von Eisenbahnmaterial kommen, wobei allerdings die süddeutschen Gesellschaften auch belgische Offerten berücksichtigen, so kommen diese neuen Geschäfte doch fast nur Rheinland-Westfalen zugute. Dort hat man aber nur Hoffnungen auf Rußland gehegt, während der eigentliche Export fast noch gar nicht da war.

In den Centren unserer Eisenindustrie legt man auch das Hauptgewicht noch immer auf den Absatz in Deutschland selbst, resp. auf den Zollschutz dabei. Indessen hat die ausländische Konkurrenz auch schon unsern Zoll durchbrochen, was z. B. von dem französischen Comptoir in Longwy nicht hätte geschehen können, ohne die deutschen Cokeslieferungen zu billigeren Preisen als bei uns selbst. Auch die 300,000 Tons, die das Cokes-Syndikat zu Bochum neuerdings nach Ostfrankreich verkauft hat, reizen wegen des Preises die Neugier unserer Industrie. Ueberhaupt macht die französische Konkurrenz, besonders an der lothringischen Grenze, unsern Hochöfen so Manches zu schaffen. Welcher Gegner großer Reichthümer hat sich z. B. schon mit de Wendel in Hayingen beschäftigt, in deren Besitz die besten Erzfelder sind und deren Jahreseinkommen lange schon auf 18 Millionen geschätzt wird? Das de Wendelsche Vermögen nehmen Nahestehende auf 250 Millionen Franken an, ihre flüssigen Gelder geben sie nach französischem Brauch zu 1—1½ pCt. fort. Die Werke und Hütten dieses Riesenunternehmens, das man sich bei uns natürlich weit unter Krupp denkt, sind auf französischem und deutschem Gebiet. Von den beiden Brüdern hat der Eine

unsere Nationalität angenommen, der Andere blieb Franzose; der Eine leitet ganz das Technische, der Andere das Kaufmännische. Da nun dieses Zusammenarbeiten vortrefflich geht, keine Summe den Brüdern groß genug ist, um sich neueste Erfindungen sofort nutzbar zu machen, und endlich zu dem alten Stamm von Arbeitern (vielleicht auf der Basis der gemeinsamen Deutschen-Antipathie) ein musterhaftes Verhältniß besteht, so sind natürlich die de Wendelschen Werke in glänzendem Schwunge und sie sollen jetzt noch enorm erweitert werden.

Auf die Franzosen rechnen auch die Russen in diesem Kampfe mit uns, der ihrem Getreide seine nächste Ausgangspforte sperrt, sehr dringend. Bei der ganzen Freundschaft zwischen der Newa und der Seine sind überhaupt die Slaven und nicht die Celten die Klugen gewesen, sie, die für ihre Papiere einen reichen Markt gebraucht haben. Heute kann man ruhig sagen, daß $^7/_8$ aller russischen Goldanlehen in Frankreich liegen, und auch noch ein großer Theil der Orientanlehen. Nur die Eisenbahnprioritäten sind noch sehr stark in den Händen unserer großen und größten Kapitalisten, die eben kühle Rechner sind.

Mit welcher Präzision arbeitet aber auch diese französische Finanzirungmaschine! Seit vielen Jahren empfehlen die Agents de Change, also die vereideten Makler, außer der heimischen Rente nur noch russische Papiere, selbst die Assekuranzen fundiren ihre Reserven, wegen der höheren Verzinsung, mit enormen Posten dieser Werthe. Seit nunmehr fünf Jahren hat sich dieser Zustand entwickelt und bis zu einer Gefahr ausgewachsen, die doch auch dem verblendetsten Optimisten klar werden muß. Man bedenke nur, daß Rußland in irgend einen Krieg hineinkäme, der noch gar nicht international zu sein braucht —: wer soll denn da russische Papiere aufnehmen, wenn sie ins Fallen kommen? Berlin, Frankfurt, Amsterdam, London haben aufgehört, nennenswerthe Märkte zu sein, die französischen Rentner und auch die Gesellschaften hätten also dann absolut unrealisirbare Werthe.

Wie nöthig man aber in Petersburg Geld gebraucht, ist aus den 15 Millionen Rubeln zu ersehen, die man sich dort in diesen Tagen durch eine der merkwürdigsten Operationen verschafft hat: Man hat nämlich plötzlich nach Paris einen bisher noch unbegebenen Rest aus den 1861er Métalliques-Anlehen verkauft. 1861! Das sind jetzt fast 33 Jahre her; und so lange sollte man in Petersburg die Kleinigkeit von 15 Millionen übersehen haben? In Wirklichkeit löst sich aber dieses Räthsel ganz anders. Die Russen gebrauchen heute jede, auch eine solche verhältnißmäßig nicht große Summe. Paris ist ihr einziger Geldgeber, aber bis zur Papiervaluta geht dessen Freundschaft nicht. Man hat nun einfach einige Kirchenfonds durchstöbern lassen, die noch von früher her Métalliques besaßen, und ihnen dafür Papieranlehen hingelegt. Im Innern Rußlands ist das gleichgiltig, aber das fremde Kapital würde sich bekreuzen.

Der jetzige Kampf mag vielleicht entrirt sein, um uns in kapitalistischer Beziehung zur Nachgiebigkeit zu zwingen und mit unserer Hilfe dann den Weltmarkt zurückzugewinnen. Zu Zeiten Bismarcks hätten wir einen solchen jour de dupe sicher nicht so leicht erlebt. Wenn nicht Herr Witte, so doch ein Höherer hätte sich gefragt: „Was wird Er uns dafür anthun?“ Für ein großes Volk ist es noch nie ein Unglück gewesen, wenn sein erster Staatsmann im Auslande gefürchtet wurde wie der Gottseibeiuns. Pluto.

Pariser Leben.

Die Operette stirbt aus, sagt man gern, und was unter diesem Namen auf den Brettern erscheint, das ist wirklich auch meist zum Erbarmen. Auf der politischen Bühne aber — Welttheater war bei den von der Hand in den Mund Schreibenden früher ein beliebter Ausdruck — nimmt im Repertoire das Operettenhafte täglich größeren Raum ein, je mehr die Haupt- und Staats-Aktionen verschwinden und Zaunkönige zu hausen beginnen, wo sonst nur Adler zu horsten wagten. Und da Paris auch von der einzig noch leistungfähigen Firma Sullivan-Gilbert alten Ruhm sich nicht rauben lassen will, so ist es bemüht, im politischen Theil der Zeitungen wenigstens an die verklungene Operettenherrlichkeit zu erinnern. Zwar, Offenbach ist tot, Hortense Schneider hat ausgesungen, Meilhac und Halévy entfalten Würde unter der Kuppel der Akademie und Henri Rochefort, der die Politik einst nur flüchtig frisirte, um bei der Koiffure der étalées desto länger sich aufzuhalten, ist aus einem verzeihend lächelnden Moralisten ein wüthig schnaubender Moralprediger geworden. Doch Paris weiß sich zu helfen, und nachdem es die Operette erfunden hat, die eigentlich Männer nur, und abgehärtete obendrein, ansehen konnten, beschert es die neue Operette uns nun, in der nur Männer auftreten. Der Held ist Norton, der Mulatte, und um ihn gruppiren sich brave Volksvertreter und Redakteure, Millevoye, Clémenceau, Morès, entzückende Typen aus der Verfallzeit der Geld anbetenden Demokratie. Held Norton ist eine ganz moderne Spezialität: er arbeitet in gefälschten Dokumenten und bietet seine Dienste Jedem an, der einen lästigen Gegner sich vom Halse zu schaffen wünscht. Da die Boulangisten nun den radikalen Spitzbuben Clémenceau ans Messer liefern wollten, fand Norton sich ein, brachte seinen Stoß Akten mit und wies eine Liste vor, auf der mit Anderen, von denen man der That sich wohl versehen konnte, auch Herr Clémenceau als Reptil der englischen Botschaft prangte. Die Boulangisten und die Minister, die Zeitungmacher und die Telegraphisten: Alle glaubten dem Aktenwerk des dreimal erst vorbestraften Mulatten und gegen Lord Dufferin, den Botschafter Ihrer Britischen Majestät, erhob sich ein Sturm beinahe schon sittlicher Entrüstung, — da besonders, wo man sich ärgerte, das englische Porterfaß nicht selbst angezapft zu haben. Der Lärm wurde so groß, daß der edle Lord den Club-Train benützte und sich in das sichere Gehege des Hyde-Parks zurückzog. Während er da aber schmollte und in der englischen Botschaft an der Seine nur die subalterne Mannschaft träge die Geschäfte versah, wagte Herr Develle, der Minister und Hauptmacher im Norton-Skandal, kurz entschlossen den Coup du Siam. Der biedere Mulatte ist jetzt zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt worden und er meint, das sei nur möglich gewesen, weil die Geschworenen geschlafen und von der ganzen Geschichte nichts verstanden hätten. Aber auch die politische Lebewelt von Paris scheint zu schlafen und von der Sache nichts zu verstehen; sonst könnte sie nicht auf die höchst schlauen Minister schelten, die zur Vergrößerung des Kolonialbesitzes einen so wundervoll zeitgemäßen Weg gewählt und vor den Wahlen noch den panamusanten Vorgängen der letzten Zeit einen Abschluß gegeben haben, wie Apulejus seinem Hohen Lied vom goldenen Esel, dessen Held auch in asiatischen Mysterien von allen Schlacken gereinigt und zu neuem Leben wieder gekräftigt wird.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. August 1893.

Briefwechsel zwischen Bismarck und Jhering.

Am zweiundzwanzigsten August werden fünfundsiebenzig Jahre verstrichen sein, seit in Aurich Rudolf Jhering geboren wurde Was Deutschland an ihm besaß, wie durch ihn der deutsche Geist auf die Rechtsauffassung der ganzen Menschheit gewirkt hat, das ist von einem berufenen Fortsetzer seines Werkes erst kürzlich in diesen Blättern geschildert worden. Doch im Persönlichsten erst, im Gelegenheitgedicht und besonders im Brief, vollendet sich das Bild einer schaffenden Individualität; und so fügt es sich gut, daß gerade in diesen Gedenktagen hier ein Briefwechsel mitgetheilt werden kann, der bisher nicht veröffentlicht worden ist und der das Begegnen zweier großer Naturen beleuchtet, die, jede in ihrer Art, auf die Geschlechter der zweiten Jahrhunderthälfte bestimmenden Einfluß übten.

Als Deutschland rüstete, um festlich Otto Bismarck beim Eintritt in das siebenzigste Lebensjahr zu begrüßen, da ging von Jhering die Anregung aus, den Einiger des Reiches zum Ehrendoktor beider Rechte an der Universität zu ernennen, an der er durch drei Semester dem Studium des Rechts sich — nicht allzu eifrig übrigens — beflissen hatte. Am 18. März 1885 überbrachte Jhering als Dekan das Doktordiplom und der lange sehnend genährte Wunsch fand Erfüllung: er wurde zur Tafel des Fürsten gezogen und erlebte eines der Tischgespräche, deren einzigen Reiz man nie wieder vergißt. Nach drei Jahren

noch spiegelt in seiner Antwort auf den Glückwunsch, den der Kanzler nun ihm darbringen konnte, sich die frohe Erregung dieser Stunden. Aber der Brief enthält mehr als ein persönliches Gefühl, mehr auch als Carlyles berühmtes Dankschreiben an Bismarck; er bringt ein politisches Glaubensbekenntniß, daß für Tausende der besten Deutschen sicherlich typisch und deshalb auch von historischer Bedeutung ist. Denn wie Ihering sich von den republikanischen Idealen seiner Jugend und ersten Mannesjahre abwandte, als er sah, was im Dienste eines bescheidenen, nicht auf flüchtiges Amusement und auf hohlen Prunk bedachten Monarchen ein großer und doch belehrsamer Staatsmann vermag, so wandelte auch in dem tüchtigsten Theil der Zeitgenossenschaft das kühle, rationalistisch-mißtrauende Verhältniß sich in gefestete Liebe zur Monarchie, im Anblick der vom Genie bedienten Selbstlosigkeit.

Seit von Berlin aus die große Vehme über Bismarck verhängt ist und ein General der Infanterie gewagt hat, an das ragende Denkmal des Reichsbegründers seine armsäligen papiernen Erlasse zu kleben, möchten die mit dem Nachrichterdienst betrauten Zeilenschinder gar gern es so darstellen, als sei von dem märkischen Wunder längst schon der Zauber gewichen, und die Leute sogar, die sonst kritiklos auch die Fehler des Großen bäuchlings bestaunten, suchen mit ihren Kothkügelchen, denen kein Kölnisches Wasser doch Wohlgerüche verleiht, nach seiner Höhe zu zielen. Eine freche Fälschung der Geschichte ist so ernstlich zu befürchten und doppelt willkommen ist deshalb jedes Zeugniß, das zeigt, wie in den Seelen der besten Mitlebenden Bismarcks Erscheinen und Wesen gewirkt hat. Ein solches Zeugniß ist der Brief des Brechers alter Rechtstafeln an den Meister politischer Kunst.

I.

Varzin, den 21. August 1888.

Verehrter Herr Kollege,

ich bitte Sie, meine verbindlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen zu Ihrem siebzigjährigen Geburtstage, an welchem Sie mit Stolz auf ein langes Leben reicher Erfolge als Schriftsteller, Lehrer und Patriot zurückblicken können. Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, vermöge der mir von der Georgia Augusta gewährten Auszeichnung, mit Ihnen gleichzeitig der Hochschule wieder anzugehören, die ich vor 55 Jahren als Student verließ. v. Bismarck.

II.

Karlsbad, den 15. September 1888.

Durchlauchtigster Fürst!

Ew. Durchlaucht haben mir aus Anlaß meiner siebenzigjährigen Geburtstagsfeier einen Beweis Jhrer geneigten Gesinnung zu Theil werden lassen, dessen ich mich in meinen kühnsten Erwartungen nicht versehen hatte, und der auch meine Mitbürger in Göttingen in einer Weise überrascht hat, daß sie der Nachricht davon anfänglich den Glauben versagten, und daß es erst der Vorweisung des Dokumentes an den Redakteur unserer Zeitung bedurft hat, um sie eines Besseren zu belehren.

Als ich die Ehre hatte, Ew. Durchlaucht als Dekan der juristischen Fakultät das Doktordiplom zu überreichen, zu dessen Urheber und Träger eine der glücklichsten Fügungen meines Lebens mich bestimmt hatte, geschah es mit dem Gefühl, vor unendlich Vielen begnadet zn sein; ein unerfüllter Wunsch, mit dem ich mich seit Jahren getragen hatte, Ew. Durchlaucht zu sehen und sprechen zu hören, war in einer Weise verwirklicht worden, wie ich es bis dahin nie für möglich gehalten hatte. Die Stunden, welche ich das Glück hatte, an der gastlichen Tafel Ew. Durchlaucht zu verbringeu, bilden einen Glanzpunkt meines Lebens, und ich habe durch nur für die Meinigen bestimmte Aufzeichnungen dafür gesorgt, daß die Erinnerung daran in meiner Familie nie untergehen wird. Zu diesem Schriftstück ist nunmehr das mit Ew. Durchlaucht eigenhändiger Unterschrift versehene Glückwunschschreiben als unschätzbares Dokument hinzu gekommen.

Ew. Durchlaucht haben mich darin mit dem Jhnen eigenen Humor wie einst bei dem persönlichen Abschiede als Herr Kollege angeredet und damit selber verschuldet, wenn ich die Gelegenheit, die sich mir geboten hat und nie wiederum bieten wird, benutze, mich über die Bedeutung, welche Ew. Durchlaucht für meinen ganzen Menschen gewonnen haben, in einer Weise auszusprechen, wie ich es sonst nie gewagt haben würde.

Jn meiner Natur liegt der Drang, mich an der menschlichen Größe aufzurichten, ich kenne nichts Höheres, als mich an den großen Erscheinungen der Geschichte zu erheben und mich bewundernd vor ihnen zu beugen. Bis in die Mitte des Lebens hinein habe ich mich mit diesem Bedürfniß in die Vergangenheit flüchten müssen, meine Be-

wunderung und Verehrung gehörte den Toten. Da hat es die Vorsehung gefügt, daß zwei Männer erschienen sind, an denen mein Herzenswunsch sich erfüllen sollte: Kaiser Wilhelm I. und Ew. Durchlaucht.

Als Student in Göttingen habe ich den Umsturz des Staatsgrundgesetzes und die Vertreibung der sieben Professoren durch König Ernst August miterlebt, im Mannesalter als geborener Hannoveraner den König Georg V., als Professor in Gießen die Mißwirthschaft in dem benachbarten Kurhessen. Kein Wunder, daß ich, der ich die Monarchie von dieser Seite hatte kennen lernen, ihr nicht ergeben war, und nie hätte ich damals geglaubt, daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden und der begeistertste Anhänger der Monarchie werden würde. Diesen Umschwung in meiner ganzen Anschauungsweise und Gesinnung — den gewaltigsten meines ganzen Lebens — verdanke ich Kaiser Wilhelm. Seine historische Bedeutung ragt in meinen Augen über das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus; er hat in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr der Monarchie abwandte, diese wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, welche nicht blos die Träger von Kronen, sondern auch die Völker weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu seinen Schuldnern macht.

In Bezug auf Ew. Durchlaucht würde ich glauben, mich einer Trivialität schuldig zu machen, wenn ich den Gefühlen der tiefsten Verehrung und höchsten Bewunderung, die mich für Ew. Durchlaucht beseelen, Ausdruck geben wollte; aber dem Gefühl der innigsten Dankbarkeit glaube ich ihn verleihen zu dürfen, ich muß dem Manne, dem ich ein Vaterland verdanke, sagen, daß von Allem, was mir in meinem Leben zu Theil geworden ist, dies Gut so unvergleichlich das höchste gewesen ist, daß, auch wenn mein Leben eben so reich an Leiden, Kummer, Enttäuschungen gewesen wäre, wie es reich gewesen ist an Freude, Glück, Erfolgen, doch der Tag, wo ich das Deutsche Reich erlebt habe, Alles, was mich persönlich betroffen, ausgeglichen haben würde.

Verstatten Ew. Durchlaucht mir jetzt, auch dem Ausdruck zu geben, was Sie mir geworden sind. An Ihnen habe ich gelernt, wie man, ohne ein Gefühl der Beschämung zu empfinden, neidlos und mit innigem Dank gegen Gott die geistige Ueberlegenheit, die volle Größe einer gewaltigen, gottbegnadeten Persönlichkeit empfinden und aner-

kennen kann. Unserer heutigen Zeit ist eine solche Gesinnung leider wenig zu eigen, und Ew. Durchlaucht haben dies in einer Weise erfahren, die mich oft aufs Höchste erbittert hat. Mir wird es nicht an der Gelegenheit fehlen, von den Gesinnungen, die ich hier ausgesprochen habe, im Zusammenhang meiner wissenschaftlichen Untersuchungen öffentlich Zeugniß abzulegen. Gegenüber der öden Verherrlichung von Prinzipien und toten Formeln hoffe ich den Segen einer gewaltigen Persönlichkeit, der meines Erachtens für Mit- und Nachwelt mehr lebendige Kraft entströmt als allen moralischen und politischen Destillationsprodukten, in das richtige Licht setzen zu können.

Aber nicht blos der Mensch, auch der Jurist ist sich des hohen Einflusses bewußt geworden, den Ew. Durchlaucht auf ihn ausgeübt haben. In dem Kampfe, den er seit Jahren gegen die zur Zeit noch herrschende unfruchtbare Richtung innerhalb der Jurisprudenz führt, welche über dem Blendwerk logischer Konsequenz und abstrakter Prinzipien des Blickes für die realen Dinge verlustig gegangen ist, hat ihn stets der Gedanke beseelt und gestählt, daß er innerhalb seiner beschränkten Sphäre nur den Anregungen gefolgt ist, die der große Meister der Realpolitik ihm gegeben hat. Er lebt der Ueberzeugung, daß sich das Vorbild Ew. Durchlaucht auch bei der jüngeren Generation fruchtbar erweisen und daß in der Rechtswissenschaft ein Umschwung eintreten wird, den man dermaleinst als den Uebergang von der formalistischen zur realistischen Methode bezeichnen wird.

Sollte ich Ew. Durchlaucht durch meine Ausführungen ermüdet haben, so mag mir zur Entschuldigung gereichen, daß ich einem Stande angehöre, der einmal das Vorrecht dazu hat und Sie auf dem Katheder wie auf der Tribüne schon daran gewöhnt haben dürfte. Ich meinerseits will aber nicht verabsäumen, Etwas zu thun, was meine Kollegen nicht zu thun pflegen: Ew. Durchlaucht wegen meines Vortrages um Nachsicht bitten.

Indem ich Ew. Durchlaucht nochmals meinen wärmsten, durch meine hiesige Kur leider verspäteten Dank für das mir gewährte unschätzbare Zeichen Ihrer geneigten Gesinnung ausspreche, verharre ich mit tiefster Ehrerbietung

Ew. Durchlaucht
gehorsamster R. v. Jhering

Das napoleonische Konkordat und die Geistlichkeit.

II.*

Um eine Truppe zum Marschiren zu bewegen, genügt ein Stab nicht, und sei es auch ein Hirtenstab. Dazu bedarf es außer dem erzwungenen Gehorsam noch der freiwilligen Unterordnung. Der Anführer muß sich neben der gesetzlichen Gewalt auch eines moralischen Ansehens erfreuen; sonst werden seine Untergebenen nicht immer treu zu ihm stehen. So erging es dem Episkopat im Jahre 1789. Zweimal — in den beiden kritischesten Augenblicken — trennte sich die niedere Geistlichkeit von ihm ab: zuerst, als sie bei den Wahlen anstatt der Prälaten Pfarrer in die Nationalversammlung entsandte, und dann dadurch, daß sie in der Versammlung nicht zu den Prälaten, sondern zum dritten Stand hielt. Das innige Band zwischen der Truppe und ihrem Führer, dem Bischof, war gelockert oder zerrissen. Er besaß nicht mehr genug Einfluß auf sie und sie hatte nicht mehr genug Vertrauen zu ihm. Sie war zur Erkenntniß gelangt, daß er ein Bevorrechteter sei, der einer anderen Rasse und einer besonderen Klasse entstamme, daß er sein Bisthum nur seiner Geburt verdanke, daß er nicht die nöthige Vorbildung besitze und keine Verdienste habe. Es war ihr nicht verborgen geblieben, daß er sich zuweilen einer schamlosen Galanterie ergab oder als Jagdliebhaber Anstoß erregte, sich gern auf den Philosophen und Freidenker hinausspielte und daß ihm zwei für einen Führer christlicher Priester sehr wichtige Eigenschaften fehlen: ein christlicher Lebenswandel — und wenigstens sehr häufig — der christliche Glaube.**)

*) S. Nr. 46 der „Zukunft."

**) Vgl. Taine, „Das revolutionäre Frankreich", deutsch von Katscher. — In den nach ungedruckten Memoiren der Madame de .... (ich darf den Namen nicht nennen) ist einer dieser typischen Prälaten — aus den letzten Jahrzehnten vor 1789 — eingehend geschildert. Er war Erzbischof von Narbonne und bezog 800 000 Livres Jahresrente aus den Einkünften der Kirchengüter. In jedem zweiten Jahre verbrachte er vierzehn Tage in Narbonne, worauf er zu Montpellier sechs Wochen lang geschickt und korrekt der Ständeversammlung vorsaß. Aber während der übrigen 22 Monate kümmerte er sich weder um seine Diözese, noch um die Politik. Er lebte mit Frau v. Rothe — seiner Nichte, die zugleich seine Geliebte war — in Haute-Fontaine auf dem selben Schloß wie seine Großnichte Frau v. Dillon und deren Geliebter. Die äußerliche Haltung war eine sehr schickliche, aber die Sprache eine so freie, daß die zu Besuch gekommene Marquise d'Ormond „vor Verlegenheit in Thranen ausbrach .... Sonntags ging man aus Achtung vor dem Stande des Hausherrn zur Messe, aber Niemand nahm ein Gebetbuch mit; vielmehr las man dort leichtgeschürzte, oft sogar schändliche Werke, die man dann umherliegen ließ, so daß das Dienstpersonal sie begucken und sich an ihnen erbauen konnte."

Alle diese Unterschiede zwischen der Abstammung, den Interessen, den Sitten, den Gewohnheiten des hohen und denen des niederen Klerus, alle diese Ungleichheiten und Regelwidrigkeiten, die die Vorgesetzten und Untergebenen einander entfremdeten, waren nun verschwunden. Die neue Ordnung der Dinge hat die von der alten zwischen dem Bischof und seiner Geistlichkeit aufgerichtete Scheidewand niedergerissen. Auch er ist jetzt ein Plebejer und seine Herkunft manchmal sogar eine ganz gemeine. Der eine Bischof hat einen Dorfschuster zum Vater, ein anderer ist der natürliche Sohn einer armen Arbeiterin. Und sie schämen sich ihrer niederen Abstammung keineswegs. Der eine läßt seine Mutter, eine ehemalige Dienstmagd, bei sich im Bischofspalast wohnen und weist ihr an seiner von den vornehmsten Gästen besetzten Tafel den Ehrenplatz an; ein zweiter bezeigt ihr seine Liebe und Achtung öffentlich in anderer Weise. Im Allgemeinen wird ein Kleriker erst dann Bischof, wenn er in zwanzig bis fünfundzwanzig Dienstjahren sämmtliche unteren und mittleren Stufen hinter sich gebracht und auf jeder Stufe längere Zeit verweilt hat. Man kann ihm die vollständige Kompetenz nicht absprechen und er ist in seinem Rechte, wenn er unbedingten Gehorsam fordert. Er hat ihn bis zum Antritt seines neuen Amtes selber geleistet, er hat also seinen Untergeordneten ein gutes Beispiel gegeben und „dessen rühmt er sich“. Andererseits ist sein mittelmäßiger Aufwand nicht geeignet, Neid zu erregen; er gleicht ungefähr dem eines Divisionsgenerals, eines Präfekten, eines hohen Civilbeamten, der kein Vermögen besitzt und lediglich von seinen Bezügen lebt. Er prunkt nicht, wie seine Vorgänger, mit atlasgefütterten Beichtstühlen, massivsilbernem Küchengeschirr, Jagdausrüstungen, vollen Ställen, Equipagen, einem Heer von Haushofmeistern, Thürstehern, Kammerdienern und livirten Lakaien. Er beschränkt sich auf das Nothwendige, auf die unentbehrlichen Behelfe seiner Amtsthätigkeit Seine Wohnung und seine Bureaux sind die eines höheren Verwaltungbeamten, eines Geschäftsmannes, eines verantwortlichen Vorgesetzten vieler Personen.

Und er ist wirklich für zahlreiche Untergebene verantwortlich, er hat wirklich viel zu thun. Er arbeitet sorgfältig und aufmerksam, legt sich Aktenbündel an und führt, gleich dem Generaldirektor einer großen Gesellschaft, chronologische und systematische Aufzeichnungen. Wenn er sich größerer Ehren erfreut als ein solcher Direktor, so ist er dafür auch gebundener. Die Bischöfe der Bourbonenzeit hätten sich für ein derartiges Leben bedankt; diese verwöhnten Lebemänner würden gewiß gefunden haben, daß dessen Unbequemlichkeiten die Genüsse überwiegen.

Selbst noch als Greis versieht der moderne Bischof persönlich seinen Dienst, da er fortfährt, den Gottesdienst zu halten, von der Kanzel herab

zu predigen, langwierige Feierlichkeiten zu leiten, Seminaristen zu ordiniren, Tausende von Kindern zu firmen und die Pfarren seiner Diözese zu inspiziren. Es kommt nicht selten vor, daß er im Verlauf seiner Amtsführung sämmtliche Sprengel mehrmals besucht, und es sind ihrer durchschnittlich vier- bis fünfhundert. Dabei überwacht er sie alle fortwährend von seinem Arbeitzimmer aus, indem er Berichte liest oder anhört, sich über die Zahl der Abendmahlgänger, über Mängel im Gottesdienst, über die Finanzen der Kirchenverwaltung und über die Haltung der Bevölkerung unterrichtet, die Gesinnungen des Bürgermeisters und des Gemeinderathes und die den vorhandenen Meinungverschiedenheiten oder Streitigkeiten zu Grunde liegenden örtlichen Ursachen zu erforschen sucht. Er verfolgt die Aufführung der einzelnen Pfarrer und Pfarrverweser, da jeder von ihnen der nöthigen Führung bedarf, die es ihm ermöglichen soll, sich in der richtigen Mitte zwischen maßlosem Eifer und träger Lauheit zu halten. Denn das ganze Leben des Geistlichen — nicht nur das öffentliche, sondern auch das private, häusliche, vertrauliche — gehört der Kirche und ist für sie von Bedeutung. Es paßt ihr nicht, daß ungünstige Gerüchte, und seien sie noch so unbegründet, über ihn im Umlauf seien; hört der Bischof von solchen, so ladet er ihn vor, um ihn zu warnen und zu ermahnen. Nöthigenfalls versetzt oder suspendirt er ihn oder thut ihn in Bann, und zwar aus eigener Machtvollkommenheit, ohne die Verantwortung mit einem Gerichtshof zu theilen; er spricht ganz allein und insgeheim Recht, er unterzieht sich persönlich der ganzen peinlichen und mühevollen Arbeit, von der die unmittelbare Ausübung der unumschränkten Gewalt stets begleitet ist.

In seinem großen und kleinen Seminar sieht er ebenfalls selber zum Rechten. Es sind dies seine zwei unentbehrlichen Baumschulen und er, als ihr Obergärtner, bemüht sich, ihre alljährlichen Lücken auszufüllen, in allen Winkeln seiner Diözese nach Wildlingen auszuspähen, deren Anlagen er dann ergründen und pflegen muß. Er verleiht die Stipendien und diktirt die Unterrichtsordnung. Er ernennt, entläßt, ersetzt oder versetzt den Direktor und die Professoren nach Gutdünken; wenn er dazu Lust hat, sucht er sich die Lehrkräfte außerhalb seines Bisthums Er schreibt ihnen eine Doktrin, eine Methode, eine Denk- und Lehr-Richtung vor.

Wir sind aber immer noch nicht fertig mit seinen Obliegenheiten, — er hat nämlich außer dem gegenwärtigen Pfarrklerus und dessen Nachwuchs durchschnittlich drei- bis vierhundert Mönche und vierzehnhundert Nonnen zu überwachen.

Was die Mönche betrifft, so gehen sie ihn nichts an, so lange sie unter sich bleiben und sich auf das Kloster beschränken. Sobald sie jedoch öffentlich predigen, die Beichte hören, Gottesdienst halten oder Unterricht

ertheilen, unterstehen sie seiner Kompetenz und er hat im Verein mit ihrem Prior und dem Papst das Recht, sie zu beaufsichtigen und zu verwenden. Sie dienen ihm als Hilfsarbeiter. Sie bilden eine disponible Verstärkungtruppe, die aus mehreren geschulten Elitecorps besteht, deren jedes eine besondere Mannszucht, eine eigene Uniform und eine Spezialwaffe hat. Zum Feldzug unter seinem Oberbefehl eignen sie sich durch besondere Fähigkeiten und einen sehr großen Eifer. Er bedarf ihrer zur Ergänzung der nicht in genügender Anzahl vorhandenen Weltgeistlichkeit; sie sollen in den Pfarrsprengeln die schlummernde Frömmigkeit wecken und in den Seminaren die Zügel der Doktrin straffer anspannen.

Für die Nonnen ist der Bischof der Ordinarius und einzige Gebieter — der Ueberwacher und Lenker all dieser eingesperrten Existenzen. Er nimmt ihre Gelübde entgegen, er kann sie davon entbinden, er entscheidet auf Grund einer Prüfung und Untersuchung über ihre Aufnahme ins Kloster und gegebenen Falles über ihre Rückkehr in die Welt. Er leitet die Wahl der Oberin, ernennt oder bestätigt den Beichtvater, wacht über der Einhaltung der Klausur und verschärft oder mildert die Klosterregeln.

Neben seinen zahlreichen amtlichen Verpflichtungen nimmt er noch freiwillige Obliegenheiten auf sich. Außer mit allen Werken der Frömmigkeit und Propaganda befaßt er sich auch mit solchen der Wohlthätigkeit und des Unterrichts. Er gründet und unterstützt nicht nur katholische Zeitungen und Zeitschriften, sondern auch zwanzig verschiedene Arten von humanitären Veranstaltungen, in einer Diözese allein sechzig: Krippen, Klubs, Asyle, Herbergen, Versorgunghäuser, Vereine zur Unterstützung von Armen, Kranken, Säuglingen, Blinden, Taubstummen, Greisen, Waisen, reuigen Sünderinnen, Gefangenen, Soldaten, Arbeitern, Lehrlingen u. s. w. Weit mehr noch wird auf dem Gebiete der Schule geleistet; dieser Punkt liegt den geistlichen Oberhirten am Meisten am Herzen, denn ohne ihn wäre es ihnen unmöglich, in der heutigen Zeit neue gläubige Geschlechter heranzubilden. Darum sieht man bei jeder Wendung der politischen Geschichte die Bischöfe sich die Duldsamkeit des unterrichtenden Staates zunutze machen oder sich gegen dessen Unduldsamkeit dadurch decken, daß sie mit ihm in Wettbewerb treten und seinen öffentlichen Schulen freie gegenüber stellen, deren Leiter und Lehrkräfte Priester oder Mönche sind. Nach der Aufhebung des Monopols der Staatsschulen (1850) entstehen über hundert geistliche Mittelschulen, nach der Einführung des günstigen Gesetzes von 1873 werden in der Provinz vier bis fünf konfessionelle Hochschulen gegründet und seit der Annahme der ungünstigen Gesetze von 1882 ruft die Kirche Tausende von Volksschulen ins Leben.

Alle diese Gründungen und deren Erhaltung kosten viel Geld und

der Bischof bedarf beträchtlicher Mittel, insbesondere seitdem der französische Staat eine feindselige Haltung angenommen hat und der Geistlichkeit den Brotkorb möglichst hoch hängt. Seit der Staat den Seminaren keine Stipendien mehr bewilligt, den verdächtigen Pfarrverwesern das kleine Gehalt entzieht, den Prälaten die Bezüge beschneidet, der Freigebigkeit der Gemeinden Hindernisse bereitet und die Brüderschaften nach Kräften besteuert — so daß die Kirche ihm nicht nur geringere Kosten verursacht, sondern ihm noch zu einem unmittelbaren Zuwachs an Einnahmen verhilft —, seither muß der Bischof sich alles nöthige Geld durch Sammlungen in der Kirche oder in den Häusern, durch Gaben und Spenden der Gläubigen verschaffen. Und er weiß immer Rath zu schaffen. Als im Jahre 1883 der Bischof von Nancy zum Bau einer Schule nebst Arbeitshaus 100 000 Franken brauchte, wandte er sich an ein paar Dutzend Leute, die in seinem Salon versammelt waren; sofort erlegte einer der Herren 10 000 Frs. und in wenigen Minuten waren weitere 74 000 Frs. gezeichnet. In ähnlicher Weise sammelte Kardinal Mathieu, Erzbischof von Besançon, im Laufe seiner Amtszeit vier Millionen, und Kardinal Lavigerie, dessen Bezüge nur 15 000 Frs. betrugen, schrieb im Dezember 1890, daß er jährlich 1 800 000 Frs. ausgebe und dabei keine Schulden habe.

Diese Thätigkeit und dieser Einfluß machen den Bischof zu einem gesellschaftlichen Hauptsammelpunkt, dem einzigen, den die Provinz noch kennt. Die Provinzbewohner sind zu neben einander lebenden, aber getrennten Individuen herabgesunken, die von oben und von außen her mit einem künstlichen Rahmen umspannt werden. Aus diesem Grunde scharen sich, namentlich seit 1830, viele von ihnen — insbesondere die hervorragenderen — um den letzten dauernden Kern; sie gehen mit dem Bischof, weil er das einzige keimfähige, lebenskräftige, unversehrte Element geblieben ist, das noch vermag, die vereinzelten Willensmeinungen zusammen zu schweißen und zu organisiren. Demgemäß gesellen sich zu den von ihm vertretenen katholischen Interessen Klassen- und Partei-Interessen, so daß er nicht nur kirchliches, sondern auch politisches Ansehen erwirbt. Außer den etwa 2500 Welt- und Ordensgeistlichen, über die er verfügt, erfreut er sich der Anhänglichkeit und Ergebenheit zahlloser Laien. Folglich muß jede Regirung mit ihm rechnen, — um so mehr, als seine Amtsbrüder ihn stützen. Das Episkopat hat dem allmächtigen Staat gegenüber seine Stellung behauptet: unter der Juli-Monarchie, um die Unterrichtsfreiheit zurück zu fordern, unter dem zweiten Kaiserthum, um die weltliche Macht des Papstes aufrecht zu halten.

Diese streitbare Haltung zeigt die Gestalt des Bischofs in vollem Licht. Als gläubiger Kämpe der unfehlbaren Kirche führt er eine außer-

ordentlich hochmüthige und strenge Sprache. Er betrachtet sich als den einzigen Träger der Wahrheit und Sittlichkeit, und seine Getreuen sehen in ihm ein übermenschliches Wesen, einen zerschmetternden oder rettenden Propheten, den Verkünder des göttlichen Gerichts, den Vermittler des Zornes oder der Gnade des Himmels. Die Leute lassen ihn mit einem Glorienschein in die Wolken entschweben; namentlich die Frauen verehren ihn mit einer Begeisterung, die oft in Anbetung ausartet. Eines Tages — es war gegen das Ende des zweiten Kaiserthums — befand sich ein berühmter französischer Bischof auf einem Dampfer des Genfer Sees. Er saß, während zwei Damen vor ihm standen. Da zog er ein Brötchen und verzehrte es, nicht ohne zuvor jeder von ihnen ein Stückchen gegeben zu haben. „Von Ihrer Hand, Monseigneur", sprach nun die Eine, sich verbeugend, „ist dies beinahe das heilige Abendmahl".*)

Unter der selbstherrlichen Leitung der geheiligten Hand des Bischofs steht ein ihm im Herzen wie im Geiste unterthäniger Klerus, der durch Stellung und Erziehung lange für den Glauben und den Gehorsam vorbereitet worden ist. Von den rund vierzigtausend Pfarrern und Verwesern gehören nach Elie Mérie („Correspondant" vom 10. Januar 1890) „über 35 000 der emsigen Klasse der Arbeiter und der Bauern" an, nicht etwa der Großbauern, sondern der kleinen Landleute. Sie sind Söhne mittelloser Eltern, die von der eigenen Hände Arbeit leben und oft nur zu viele Kinder haben. Die bemittelteren Familien halten unter dem Einfluß der modernen Verhältnisse ihre Söhne der Kirche fern. Selbst in den unteren Schichten macht sich diese Neigung bereits geltend; auch hier hat der Ehrgeiz schon eine andere Richtung angenommen: nicht Priester mehr, sondern Lehrer, Buchhalter, Beamte sollen die jungen Leute werden. Man muß daher immer tiefer hinabsteigen, um dem Mangel an Klerikern abzuhelfen.

Diese Gewinnung des Materials aus den tiefsten Schichten ist aber von lohnenden Ergebnissen begleitet, denn da hinunter dringt der neue Zeitgeist nicht mit seiner störenden Aufklärung. Dort liest man keine modernen Zeitungen, hört man nicht den Lärm des Jahrhunderts. Die gewohnte Umgebung und die häuslichen Verhältnisse schädigen nicht, wie anderwärts, die geheimnißvolle, dumpfe Seelenthätigkeit. Kehrt der Chorknabe nach dem Gottesdienst heim oder kommt der Seminarzögling in den Ferien zu Besuch nach Hause, so findet er dort keine zersetzenden Einflüsse, keine freie Bildung. Er hat wenig Gelegenheit, seinen Beruf mit anderen zu vergleichen. Seine Eltern beschäftigen sich nicht mit Avancementsgedanken

*) Diesen Vorfall hat mir eine Augenzeugin erzählt. Fénélon oder Bossuet würde wahrscheinlich — im 17. Jahrhundert — eine solche Aeußerung für ungeheuerlich und lästerlich gehalten haben.

und verwöhnen ihn nicht durch üppige Bewirthung oder ängstliche Verweichlichung. Kein benachbarter Freigeist begegnet seinen Worten mit Achselzucken oder überlegenem Lächeln. Sein Glaube kann sich Stein um Stein fest und sicher aufbauen, ohne Störungen, ohne Ungleichförmigkeiten.

Die Vorbereitungen zur geistlichen Ausbildung beginnen schon im frühesten Knabenalter. Vom Bischof eingeladen, Menschenmaterial zu suchen, zeichnet der Pfarrer diesen oder jenen Jungen beim Religion-Unterricht und bei der ersten Kommunion aus, wenn dieser, wie der Rouener Erzbischof Léon sich ausdrückt, „Hang zur Frömmigkeit und Geschmack an heiligen Ceremonieen an den Tag legt, ein angemessenes Aeußere und ein sanftes, einnehmendes Wesen hat." Als gelehriges, ordentliches Kind hat er Lust zum Studiren, bemüht er sich, als Gehilfe im Chor oder in der Sakristei die Meßgewänder richtig in Falten zu legen und alle Kniebeugungen tadellos auszuführen. Die gottesdienstlichen Verrichtungen langweilen ihn nicht, das Schweigen während ihrer Dauer fällt ihm nicht schwer, er bekommt nicht, wie die meisten anderen Knaben, Anwandlungen von kindischem Uebermuth oder bäurischer Derbheit. Erweist sich sein Hirn als bildungfähig, vermag es Grammatik und Latein zu erfassen, so unterrichtet ihn der Geistliche ganz oder fast unentgeltlich bis zur vierten oder fünften Klasse, und schickt ihn dann auf das nächste kleine Seminar.

Dieses ist eine Internatschule, ein geschlossenes Treibhaus, in welchem die geistlichen Neigungen und Anlagen gepflegt werden. Vor 1789 kannte man diese Anstalten nicht, gegenwärtig aber giebt es ihrer in Frankreich 86. Die Zöglinge sind durchweg künftige Priester. Diese vorbereitende Baumschule läßt keine anderen Pflanzen zu, keine künftigen Laien, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß ein gemischtes kleines Seminar seinen Zweck verfehlt, weil es den großen „meist nur das untere Ende der Klassen übermittelt, während das obere sich anderen Berufen zuwendet." Dagegen hat sich gezeigt, daß die ungemischten kleinen Seminare gewöhnlich ihre ganze Prima in die großen entsenden können.

Diese sind Treibhäuser, in denen das Wachsthum ganz besonders intensiv gefördert wird, weit gründlicher als im vorigen Jahrhundert selbst bei den Sulpizianern. Damals hatte die Glaswand Spalten, durch welche Luft eindringen konnte. Die zu Kirchenwürdenträgern bestimmten Neffen der Erzbischöfe und die jüngeren Aristokratensöhne führten in die Anstalt die Erholungen und Freiheiten ein, die das Vorrecht des Episkopats jener Zeit bildeten. In den Ferien spielte man dort — in Kostümen und mit Balleten — Feen- und Schäfer-Stücke und als der neue Direktor, Emery, den Unfug abschaffte, stieß er auf so großen Widerstand, daß er dabei fast das Leben eingebüßt hätte. Die Zöglinge hielten viel auf eine sorgfältige Haarpflege und ließen

sich von einem hervorragenden Friseur bedienen. Mit der Klausur nahm man es nicht sehr streng; der junge Talleyrand z. B. wußte sich davon zu schleichen, um auf galante Abenteuer auszugehen. In die nach Abschluß des Konkordats gegründeten Seminare dagegen wurde eine stramme Zucht eingeführt, die bald geradezu mönchisch wurde.

Es sind eher praktische Dressuranstalten als Pflegestätten der Wissenschaft. Es kommt mehr auf die Erziehung an als auf den Unterricht, und die Kräftigung des Geistes tritt hinter die religiösen Uebungen zurück, deren Programm sehr reichhaltig ist: tägliche Messe, täglich fünfmaliger Besuch der heiligen Monstranz mit einer Gebetdauer von je einer Minute bis zu einer halben Stunde, Rosenkränze von 63 Vaterunsern und Aves, allerlei Litaneien, englische Grüße, laute und stille Gebete, Knie-Andachten, gemeinsames Lesen von Erbauungbüchern, bis ein Uhr mittags und bei Tische Schweigen, Anhörung eines erbaulichen Vortrages während des Essens, häufiges Kommuniziren, wöchentliche Beichte, zu Neujahr Generalbeichte, am Schlusse jedes Monats ein Tag in einsamer Andacht, nach den Ferien eine ganze Woche beschaulicher Betrachtungen; während dieser Andachten und Betrachtungen Einstellung aller Studien, morgens und abends Predigten, dazwischen Lesen erbaulicher Werke und allerlei religiöse Uebungen. Dieses System gleicht so sehr dem an den Militärschulen zu Saint-Cyr und Saumur üblichen und sein Gepräge ist so unverwischbar, daß man einen Ex-Seminaristen ebenso leicht an seiner Art, zu denken und zu sprechen, zu grüßen oder zu lächeln, erkennt, wie einen gewesenen Militärschüler an der seinigen.

Die Disziplin, die den Priester am Seminar geformt und geschnürt hat, sorgt dafür, daß er als Vikar und später als Pfarrer nicht auf der faulen Haut liege. Mit dem Gottesdienst, den Hausbesuchen, den Messen, Vespern, Predigten, Beichten, Taufen, Hochzeiten, letzten Oelungen, Begräbnissen, dem Religionunterricht, der Kommunion und der Krankenpflege ist seine Thätigkeit noch lange nicht erschöpft. Er muß auch zeitraubende persönliche Privatübungen vornehmen. Vor Allem ist es geradezu unerläßlich, daß er seinem Brevier täglich anderthalb Stunden widme. Der Umstand, daß Lammenais sich hiervon hatte dispensiren lassen, verschuldete seine Verirrungen und seinen Fall. Man wird einwenden, daß ein solches Herleiern bald mechanisch wird; das schließt aber nicht aus, daß sich die betreffenden Gebete, Redewendungen und Worte dennoch dem Geist einprägen, dort Wurzeln fassen und als geheime Kräfte wirken, die den Verstand gemeinsam umschweben und den Willen umzingeln, um sich allmählich in den unteren Schichten der Seele festzusetzen. Daselbst ruhen sie still und unmerklich, doch regen sie sich in kritischen Augenblicken plötzlich, um den Menschen

gegen Anwandlungen von Schwäche zu wappnen und vor Versuchungen zu bewahren. Dem selben Zwecke dienen auch zwei andere Einrichtungen, die aber, im Gegensatz zu dem alten Brauch des Brevierlesens, modernen Ursprunges sind. Erstens die monatliche Zusammenkunft der Vikare beim Bezirkspfarrer, behufs Besprechung von Stoffen, die der Bischof vorschreibt: dogmatische, moralische, religiongeschichtliche Fragen. Zweitens die alljährliche Zurückgezogenheit der Diözesanpriester zu Religionübungen im großen Seminar des Hauptortes.

Der Plan zu diesen weltabgeschiedenen Uebungen rührt vom heiligen Ignatius her und noch jetzt werden seine „Exercitia" als Handbuch dazu benutzt. Es handelt sich dabei um die Erneuerung der übernatürlichen Welt in der Seele. Zu diesem Zweck schließt der Mensch sich an einem abgeschiedenen Ort ein. Der Umstand, daß an dem selben Ort noch Andere der gleichen Beschäftigung obliegen, wirkt ansteckend, steigert die Begeisterung, spannt die Hoffnungen an und erzeugt einen unwillkürlichen Wetteifer in der Erreichung des Allen vorschwebenden Ziels. Daß dieses erreicht wird, ist schon darum gewiß und begreiflich, weil man sich — auf Grund tiefpsychologischer Vorschriften — täglich fünf Stunden lang stillschweigend selber bearbeitet, um den abstrakten Ideen Gestalt und Leben zu verleihen.

Das Thema, auf das sich die beschaulichen Betrachtungen der Weltgeistlichen konzentriren, ist das „übernatürliche Wesen" des Priesters. Dessen Thätigkeit als Beichtvater, als Spender des heiligen Abendmahls, als Retter, Versöhner, Seelenhirt, Prediger und Verwalter — dies ists, worauf sie ihre Einbildungskraft richten müssen, um das stärkende Getränk brauen zu können, das sie während eines ganzen Jahres aufrecht halten soll. Dieses Gebräu besteht aus zweierlei Flüssigkeiten, die einander würzen und von so übermäßiger Schärfe und Herbheit sind, daß ein gewöhnlicher Gaumen sie absolut nicht vertragen könnte. Einerseits nährt man im Priester mit einer der Methode angemessenen kühnen Logik das Bewußtsein seiner Würde. Die Frage: „Was ist der Priester?" beantwortete Caussette folgendermaßen: „Er ist ein Wesen, das zwischen Gott im Himmel und den ihn suchenden Menschen auf Erden in der Mitte steht, Gott und Mensch. Er nähert sich beiden, indem er sie in sich umfaßt. . . . . Wenn ich euch Götter nenne, so schmeichle ich euch nicht mit einer frommen Hyperbel; es ist das keine rhetorische Lüge. Jesus steht unter eurer Aufsicht. Ihr eröffnet und schließet die Audienzen, die er ertheilt. Ohne eure Erlaubniß rührt er sich nicht, ohne eure Mitwirkung segnet er nicht, er giebt nur durch eure Hände, und seine Abhängigkeit ist ihm so theuer, daß er seit achtzehnhundert Jahren nicht ein einziges Mal der Kirche entschlüpft ist, um sich im Ruhm seines Vaters zu sonnen."

Andrerseits läßt man den Priester in vollen Zügen das Bewußtsein der Unterordnung schlürfen. Man wendet alle Mittel an, um es ihm gründlich beizubringen. Caussette schreibt: „Der kirchliche Gehorsam ist . . . . . eine Liebe zur Abhängigkeit, ein Vernichten der eigenen Urtheilskraft. Hüten wir uns, in die tückische Opposition des freisinnigen Katholizismus zu verfallen. In seinen Folgen ist der Liberalismus ein sozialer Atheismus. . . . . Es ist nicht genug mit der Einheit im römischen Glauben, wir müssen auch die Einheit im römischen Geiste erreichen, und deshalb sollten wir Rom stets mit dem Wohlwollen der Zuneigung beurtheilen. . . . . Jede neue Dogmenverkündigung wirkt segensreich; die Verkündigung der unbefleckten Empfängniß hat uns Lourdes mit seinen wahrhaft ökumenischen Wundern gegeben."

Diese zum Theil parodistisch, zum Theil lästerlich klingenden Selbstüberhebungen enthalten nichts Ueberflüssiges; vielmehr sind sie angesichts der Erfordernisse der neuen Zeit kaum hinreichend zur Erfüllung ihres Zwecks. Da die Welt ungläubig oder gleichgiltig geworden ist, bedarf der Priester der beiden Vorstellungen, die den Soldaten in der Fremde zwischen Aufständigen oder Barbaren aufrecht halten. Die eine ist die Ueberzeugung, er sei von einer anderen, sehr überlegenen Art und Wesenheit, die andere der Gedanke, er gehöre seiner Fahne, seinen Vorgesetzten, insbesondere seinem Oberbefehlshaber und er müsse jedem Befehl ohne Prüfung und Bedenken unverzüglich gehorchen. Auch der absetzbare französische Priester — der Nachfolger des früheren unabsetzbaren Geistlichen, der namentlich auf dem Lande der gesetzliche und beliebte Lenker aller Seelen war — ist in seinem Sprengel nur ein in Garnison liegender Soldat, eine Schildwache, die am Eingang einer vom großen Publikum nicht mehr benutzten Straße Posten steht. Von Zeit zu Zeit ruft er „Halt!", aber man hört ihn nicht, denn neun Zehntel der Vorübergehenden benutzen die ziemlich entfernte neue Straße, die viel breiter und luftiger ist, und sie begnügen sich damit, die Schildwache zu grüßen, wenn sie sie überhaupt beachten. Ja, es giebt unter ihnen Böswillige, die den Posten, weil er laut gerufen, bei der Behörde anzeigen, der er untersteht. Seine Behörde wünscht, daß er seiner Konsigne Achtung verschaffe, ohne sie doch verhaßt zu machen, daß er zwar eifrig, aber nicht zudringlich sei, daß er handle und dennoch dabei im Hintergrund bleibe. Dank der Schulung, die er gehabt hat, gelingt ihm das auch in den meisten Fällen und so versieht er denn in seinem ländlichen Schilderhaus geduldig, ergeben und auf das Losungwort achtend, den einsamen, eintönigen Wachedienst, der seit anderthalb Jahrzehnten häufig gestört wird und oft recht unruhig ist und der immer noch schwieriger wird. Hippolyte Taine.

England, Rußland, Deutschland.

So oft im Reichstage Graf Caprivi das Wort nahm, um Bewilligungen für Heereszwecke den Abgeordneten mundgerecht zu machen, beschwor er das Schreckbild des Krieges mit zwei Fronten herauf, des Krieges gegen Frankreich und Rußland. Es scheint, als sei das Doppelringen dem Reichskanzler zur unumstößlichen Gewißheit geworden, als sei er fest überzeugt, daß der gewaltige Kampf in allernächster Zeit schon zum Ausbruch und Austrag gelangen werde. Wenn das des Kanzlers Meinung wirklich ist, so muß sie ihm von sehr verdächtiger Seite suggerirt worden sein. Denn gleich dem Grafen Caprivi sind Redakteure und Mitarbeiter der großen englischen Zeitungen von der Idee beherrscht, der Weltbrand sei unvermeidlich. Wenn sie den Gedanken mit größter Zähigkeit festhalten, so ist das von ihrem Standpunkte aus begreiflich: der Wunsch war des Gedankens Vater. Denn die Engländer wissen sehr gut, daß um den asiatischen Riesenbesitz des britischen Weltreiches der Entscheidungkampf bevorsteht, der Krieg mit Rußland, das an den Grenzen Afghanistans, auf der Pamir-Hochebene der Schicksalstunde, des abmachenden Augenblickes harrt und still, aber eifrig, sich rüstet, den blutigen Strauß siegreich zu bestehen. Im Streite mit Rußlands gewaltiger Macht muß das militärisch kläglich schwache England einst unterliegen und den Preis der Niederlage bezahlen mit Indien und dessen Nebenländern. An der Besitznahme Ostindiens kann Rußland dann nur verhindert werden, wenn es in einem europäischen Kriege schachmatt gesetzt wird. Diese Großthat zu vollbringen, ist allein Deutschland in der Lage. Auf einen Krieg zwischen beiden Mächten ist sehr geringe Aussicht, die Möglichkeit kriegerischer Verwickelung ist nur in dem Falle gegeben, daß Rußland und Frankreich dem Dreibunde die Fehde ansagen. An diesem Kriege hat Großbritannien Lebensinteresse, seinen Ausbruch erhofft und wünscht es sehnlich. Denn wenn in blutigen Schlachtengängen Europas Völker ihre Kräfte messen, schneidet England die Garben. So würde es auch diesmal thun, denn allemal that es so. Die immerwährende Vermehrung, Vergrößerung und Sicherung des Besitzstandes an

Land und Leuten sind das Alpha und Omega aller britischen Politik, gleichviel, welche Partei das Staatsruder in Händen hält. Die Geschichte lehrt das auf allen Blättern.

Die britische Kolonialpolitik im großen Stil, die Zeit des Erraffens und Raubes fremder Lande, hebt an mit Cromwell. Durch dessen Navigationsakte vom Jahre 1651 gelangte die Schifffahrt zu ungeahnter Blüthe, erstand die englische Kriegsflotte. Sie pflückte die ersten Lorbeern im Kampfe mit den beiden Haupt-Seestaaten der damaligen Zeit: den Niederlanden und Spanien. Deren Macht mußte gebrochen werden, falls England Alleinherrscher sein wollte auf dem Ozean. So nahm es denn zunächst den Spaniern Jamaika, gewann durch die fruchtbare, hafenreiche Insel einen festen Stützpunkt im Karaiben-Meer und warf seinen begehrlichen Blick auf die Neuengland-Staaten, die bald zur englischen Provinz wurden. Schon damals bestand die Absicht auf den gewaltsamen Erwerb der französischen Kolonien in Nordamerika, namentlich Kanadas. Der Raub ließ auf einmal sich nicht bergen; er war zu kolossal, die Widerstandskraft Frankreichs war zu groß. Sie zu knicken, boten die immerwährenden Kriege Ludwigs des Vierzehnten die erwünschte Gelegenheit, hauptsächlich der greuelvolle spanische Erbfolgekrieg, der Deutschland, Holland, Italien, Spanien, Frankreich verwüstete. England nahm ungewöhnlich thätigen Antheil daran: an der Spitze eines stattlichen Heeres erfocht sein Feldherr, der Herzog von Marlborough, glänzende Siege; auf dem Ozean donnerten die Breitseiten der britischen Dreidecker allen Widerstand nieder; sie nahmen die wichtige Felsenfeste Gibraltar, die seitdem in Englands Besitz verblieben ist. Der Schlüssel zum Mittelmeer und dessen Westbecken war in des Inselreiches Hand gegeben. Nun gelang auch der nordamerikanische Raub: im Frieden zu Utrecht (11. April 1713) trat Frankreich die Hudson-Bay, Neu-Schottland, Neu-Fundland ab an England; der Rest der Erbschaft, Kanada und einiges Andere, fiel ihm zu im siebenjährigen Kriege, in dem es hauptsächlich mit deutschen Truppen sein Hannover-Land gegen Frankreich vertheidigte und Friedrich den Großen schlecht genug unterstützte. Anstatt eine Flotte in die Ostsee zu senden, die Schweden und Russen von Preußens und Pommerns Küsten abgehalten hätte, brachten die britischen Schiffe lieber die feindlichen Kauffahrer auf. Das war müheloser und brachte reicheren Gewinn. Gänzlich im Stich in dem ungleichen Kampfe aber ließ England den großen König, als es den vortheilhaften Separatfrieden mit Frankreich schließen konnte. Es stand auf der Höhe der Macht und des Glücks; unerhörte Reichthümer strömten ihm zu, sein Handel und seine Industrie eroberten den Weltmarkt. Die despotische Behandlung der Neuengland-Staaten riefen zwar den Aufstand hervor, den Abfall vom Mutter-

lande und die Bildung der nordamerikanischen Union; aber der langwierige Krieg, den England größtentheils mit deutschen Soldtruppen führte, schwächten weder seine Bevölkerung noch den Wohlstand des Landes.

War doch der Verlust des amerikanischen Gebietes mehr als aufgewogen durch die Eroberung Ost-Indiens, durch die Besitznahme Australiens! Das Festland Europas aber war verarmt, war entsetzlich verwüstet worden, und doch fanden die geschwächten Staaten nimmer Ruhe und Frieden; das Ende des 18. Jahrhunderts erblickte die Völker abermals in Waffen gegen einander, sah Großbritannien sein altes unwürdiges Spiel erneuern. Während der Koalitionkriege gegen die französische Republik und das Kaiserreich schlug der englische Leopard die Tatze ein, wo irgend es Beute gab. So gingen die französischen Inseln Mauritius, Réunion, das holländische Kapland, Ceylon, Helgoland und die Malta-Gruppe an die ländergierige Macht über. In Maltas Besitz beherrschte sie nun auch das Ostbecken des mittelländischen Meeres. Auf dem schamlosen Raubzug gegen Kopenhagen erbeutete England die dänische Flotte; sie schien ihm gefährlich und aus dem Grunde mußte sie vom Meer verschwinden. Ueberall auf dem weiten Kriegs-Theater bekämpfte England Napoleon und dessen Verbündete. Die Macht, die es aufbot, war klein, einer Großmacht unwürdig. Aber in der Kampfesweise war Methode: ein mühlsteinharter Egoismus. Den Briten lag gar nichts an der schnellen Beendigung des Krieges gegen Napoleon. Der Riese, wie er so in der Welt herumdonnerte und spektakelte, Frankreich und halb Europa entvölkerte und arm machte, Englands Geschäfte besorgte und dem britischen Handel unbezahlbare Dienste leistete, war den Engländern eine spaßhafte Person; sie erfanden ihm den Scherznamen „Bony“ und klatschten seiner unsinnigen Maßregel der Kontinental-Sperre lautesten Beifall. Die Sperre ruinirte den festländischen Handel vollends. Dagegen gingen Kolonialwaaren, die britischen Gewerbeerzeugnisse, englische Waffen in ungezählter Menge in alle Theile der Erde. Der Union Jack schützte die britischen Kauffahrteischiffe auf dem fernsten Meere, der Schmuggel blühte wie noch nie. Je länger der erbitterte Streit währte, um so höher stiegen Englands Macht, Ansehen, Einfluß und Reichthum. Unter Strömen von Blut ging das große Drama zu Ende, Frankreich war gründlich besiegt worden; es mußte zu jedem Frieden bereit sein, aber auf dem Wiener Kongresse wußte England im Vereine mit Oesterreich ihm günstige Bedingungen zu erwirken. So wurde Preußen, dem die Bezwingung Napoleons in erster Linie zu danken war, durch Lord Castlereaghs, Talleyrands und Metternichs widerwärtige Zettelungen um die Früchte seiner ungeheuren Kraftanstrengung betrogen.

Seit jener Zeit hat England seine hinterhaltige Politik, die nur den

eigenen Vortheil kennt, ununterbrochen fortgesetzt und aus jeder Verwickelung Nutzen gezogen. Noch im jüngsten russisch-türkischen Kriege verstärkte es durch die Besitzergreifung Cyperns seine Position im Mittelmeere; den ostindischen Besitzungen wurden in neuester Zeit Birma und Belutschistan angegliedert; in Afrika wurde auf einem Gebiet nach dem anderen die britische Flagge gehißt. Wo immer im dunklen Erdtheil die Engländer in Berührung traten mit Schwächeren — so mit Portugal und der Transvaal-Republik —, da kam der ganze brutale Hochmuth dieses Volkes zum Ausdruck. Zanzibar, der beste Hafen der afrikanischen Ostküste, war so gut wie deutsch und konnte nimmermehr uns entgehen. Die englische Diplomatie hat es verstanden, dem Deutschen Reiche Zanzibar abzuschwatzen und ihm für diese Perle das werthlose Helgoland aufzuhängen. Ein britischer Meisterzug.

Wie England seit Cromwells Zeit, verfuhr Rußland seit Peter dem Großen. Es bekundet den gleichen unersättlichen Appetit nach fremdem Eigenthum und verschlingt Jahr um Jahr weite Länderstrecken. In die west-europäischen Angelegenheiten und Händel hat es seit der Theilnahme am siebenjährigen Kriege, seit den napoleonischen Feldzügen nur selten sich eingemischt; seine Blicke waren und sind auf Asien gerichtet. Bei günstiger Gelegenheit streckte es die Fangarme auch nach den europäischen Grenzländern aus: die schwedischen Provinzen Esthland, Livland, Ingermanland, Finland, fielen ihm zum Opfer; Polen, die türkische Krim, die Lande am Schwarzen Meer, Beßarabien, der Kaukasus, theilten das gleiche Schicksal. Unendlich viel bedeutender als diese Eroberungen sind die Erwerbungen in Asien: die Türkei und Persien verloren Georgien, China das Amur-Gebiet, im Südwesten verschob sich die Grenze bis nach Persien und Afghanistan. Auf dem Punkte wird und kann Rußland nicht Halt machen; denn für ein Reich von so gewaltiger Ausdehnung und Stärke ist der Besitz des offenen Meeres eine Lebensfrage. Die Amur-Mündung und das Ochotzkische Meer liegen zu weit ab von dem Kern des Staates, und die Ostsee kann durch die Uferstaaten, durch England, jederzeit fest abgeschlossen werden; vom Schwarzen Meer führt der Ausgang durch die Dardanellen, und das Weiße Meer ist fast immer mit Eis bedeckt.

Die geographische Gestaltung ist jetzt derart, daß eine gerade Linie, die vom Karischen Meere aus südlich geht, das Reich zwischen Ural- und Kaspi-See in zwei annähernd gleiche Hälften theilt. An der Stelle aber ist die Form weit ausgebaucht nach Süden, als ginge ein gewaltiger Erdrutsch abwärts auf den Persischen Meerbusen. Dort an die freie See zu gelangen, muß Rußlands unabläßiges Streben sein, und weil es den Ozean anders nicht gewinnen kann, muß es die iranischen Staaten: Persien,

Afghaniſtan, Belutſchiſtan, gewaltſam in Beſitz nehmen. Für die Bevölkerung dieſer Länder, die im Alterthum zu den fruchtbarſten der Welt gehört haben, wäre es eine Wohlthat, wenn ſie von ihren despotiſchen Herrſchern befreit und zu geordneten ſtaatlichen Verhältniſſen gelangen würden. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß Rußland es weit beſſer verſteht als England, mit Aſiaten umzugehen und ſie dauernd ſich zu aſſimiliren. Die Eroberung Irans aber hat den Krieg mit England zur Folge, einen Kampf auf Leben und Tod, der zugleich vielleicht über den Beſitz Indiens entſcheidet.

Muß England den Strauß ausfechten ohne Verbündete, ſo zieht es den Kürzeren, gelingt es ihm aber, einen allgemeinen europäiſchen Krieg zu entfachen, ſo erlangt es Alles, was es erſtrebt, wünſcht und hofft: Rußlands Niederlage, die Sicherung ſeiner aſiatitiſchen Beſitzungen auf unabſehbare Zeit und — neuen Länderraub. Sobald Europa von Waffenlärm wiederhallte, würde England in Egypten eine hinreichend ſtarke Truppenmacht anſammeln und von dort aus einen gefahrloſen Kriegszug unternehmen, der die ganze Nordküſte Afrikas ſeiner Botmäßigkeit unterwerfen müßte. Dann wäre das afrikaniſche Indien Wirklichkeit geworden.

Aber Rußland und England mögen ihren Streit mit einander ausfechten; die übrigen europäiſchen Mächte haben keinerlei Intereſſe daran, Partei zu ergreifen für den einen oder anderen der Gegner, am Wenigſten hat Deutſchland ein ſolches Intereſſe. Seine Annäherung an Großbritannien bedeutet die Entfremdung, das wachſende Mißtrauen Rußlands. Denn wie der Wiederhall dem Rufe, ſo folgte der Englandfahrt Wilhelms des Zweiten Kronſtadt und die Marſeillaiſe. Wilhelm I. und Fürſt Bismarck haben allezeit ein gutes Verhältniß zu Rußland hochgehalten und empfohlen, und noch iſt es nicht zu ſpät, zu einer dauernden Verabredung über Frieden und Freundſchaft mit dem nordiſchen Staate zu gelangen: es bedarf nur der bündigen Abmachung, daß England, wenn es von Rußland angegriffen wird, nicht den geringſten Beiſtand vom Deutſchen Reiche zu erwarten hat, daß dieſes in Groß-Britanniens Intereſſe auch nicht die Knochen eines einzigen pommerſchen Grenadiers opfert. Durch ein ſolches Abkommen würde zweierlei erreicht werden: erſtens würde Frankreich ohne den Verbündeten gar nicht mehr an den Revanche-Krieg zu denken wagen und zweitens könnte der Reichskanzler Graf Caprivi den „farbengeſättigten" Pinſel des Schlachtenmalers bei Seite legen. Das aber wäre gar nicht ſo unwichtig: denn in Folge ſeiner politiſchen Stubenmalerarbeit iſt gerade er der eigentliche Nährvater des von ihm entdeckten „Beunruhigung-Bacillus".

Oskar Häring.

Der Zukunftstaat Libertad.

Libertad, Freiheit, ist die erste, freilich erst auf dem Papier stehende Stadt von „Freeland“ sociedad cooperativa, zwei — Namen, als deren Taufpathe („Freeland“ von Dr. Hertzka borgend) ich mich vorstellen darf, wie es auch mir vergönnt war, die neue Gesetzgebung der Kolonie (selbstverständlich von den Kolonisten und ihren Freunden amendirt) auszuarbeiten.

Ich habe bereits in Nr. 8 der „Zukunft“ über die Topolobampo-Kolonie kurz berichtet und muß nun die bisherige Geschichte eines Gemeinwesens, das meiner Ansicht nach noch eine bedeutende Rolle in der Sozialgeschichte spielen dürfte, vorführen, ehe ich zu der Beschreibung der neuen Schöpfung schreite.

Albert Owens Schriften waren die erste Veranlassung der Ansiedelung an den Ufern der herrlichen Bay von Topolobampo am Meerbusen von Kalifornien, einem der besten Häfen an Amerikas Westküste, der damals noch beinahe unbekannt war.

Das Verdienst, die Wichtigkeit des Hafens erkannt zu haben, darf Owen nicht bestritten werden. Er war zuerst als Ingenieur einer Eisenbahngesellschaft hierhergekommen, die eine Bahn von der texanischen Grenze über die Sierra Madre hierher führen wollte. Später erhielt er selbst die betreffende Konzession, nachdem die der früheren Gesellschaft verfallen war. Seine zahlreichen Gegner wollen heute behaupten, daß seine sozialen Reformprojekte nur der Deckmantel für die Erlangung „billiger“ Arbeitkräfte zum Bau seiner Eisenbahn waren; denn im Hintergrunde aller seiner Reformvorschläge erschien immer diese Eisenbahn. Die Vorschläge, die er den Kolonisten machte, um sie zur Arbeit beim Bahnbau zu bewegen, die Art, wie er sie mit Bonds bezahlen wollte, die erst nach den gewöhnlichen Aktien, den Vorzugsaktien und den Mortgagebonds kommen sollen, also weder irgendwelche Sicherheit der Rückzahlung noch die geringste Aussicht auf Zinszahlung bieten —: diese Vorschläge liefern freilich eine Unterlage für derartige Anklagen; doch glaube ich immer noch, daß der Mann nicht der gewöhnliche Abenteurer ist, als der er unbedingt nach vielen seiner Handlungen in den letzten Jahren erscheinen würde, wenn diese nicht den deutlichen Beweis seiner Unzurechnungfähigkeit böten.

Ich bin im Gegentheil heute noch des Glaubens, daß Owen in seiner besten Zeit, ehe sein Geist in Folge der ständigen Aufregungen, der getäuschten Hoffnungen und schwerer Krankheit litt, wirklich der überzeugte Schwärmer für ein soziales Millenium war, als den ihn seine Schriften erscheinen lassen. Unbedingt muß er auch damals einen ganz anderen persönlichen Eindruck gemacht haben als jetzt, sonst wäre es unerklärlich, wie von den Tausenden, die durch seine Schriften angezogen wurden, sogar heute noch so Manche zu ihm halten, nach seiner siebenjährigen unbegreiflichen Mißwirthschaft und in dem Augenblicke, wo seine ganze Schöpfung zusammenbricht, oder wo doch, was davon lebensfähig ist, sich unabhängig von ihm und seinem Plane organisirt.

Owen hat der Sache der Reform noch einen anderen Dienst erwiesen, der nicht zu unterschätzen ist; er hat mehr gethan, um den Kolonisten und hierdurch auch den Sozialisten im Allgemeinen die Undurchführbarkeit kommunistischer Phantasien darzuthun, als alle antibellamischen Schriften, alle „Himmel auf Erden", „Zukunftbilder" 2c. 2c. der Welt zusammengenommen.

Das Owensche Experiment war etwas dringend Nöthiges.

Der Eindruck der Robert Owenschen, Cabetschen, Fourierschen Experimente um die Mitte dieses Jahrhunderts ist längst verblaßt, während auf der anderen Seite die kapitalistische Mißwirthschaft unserer Zeit das Verlangen nach einer durchgreifenden Aenderung mehr und mehr in des Volkes Bewußtsein eindringen läßt. Ich hoffe, daß sich noch der Mann finden wird, der der Welt die Leidensgeschichte der Topolobampo-Kolonisten in den letzten sieben Jahren in dramatischer Weise vorführt. Kein Buch über soziale Fragen wird so viel Gutes wirken wie dieses.

Keiner der vorhin genannten früheren Versuche hatte so günstige Vorbedingungen des Gelingens wie dieser; keiner ging einem schmählicheren Ende entgegen. Das Klima ist das beste der Welt; der Boden einer der fruchtbarsten, wo er bewässert wird, und die Dampfpumpe der Kolonisten hätte bei richtiger Anwendung vollständig ausgereicht, um schon, ehe ihr Bewässerungskanal auch nur begonnen war, ein Paradies für sie zu schaffen. Die Einwanderer selbst, wenn sich auch Viele unter ihnen befanden, die man als Gestrandete bezeichnen muß, d. h. als Leute, die nie Glück hatten, überall erfolglos waren, haben doch zu jeder Zeit genug der besten Elemente in ihren Reihen gehabt, um mindestens über dem Durchschnittswerth ihrer Mitmenschen in der Außenwelt zu stehen.

Besonders ist dies der Fall, seit aus Kansas und anderen Weststaaten vor 2½ Jahren zum Kanalbau ein starker Zuzug kräftiger und energischer Ackerbauer stattfand; das waren Leute, die mit Weib und Kind, mit Pferd und Vieh, sowie ihren Geräthen und ihren Haushaltgegenständen herbeikamen, aus dem gleichen Stoff geschnitzt wie jene Pioniere, die mit der Axt auf der Schulter in die westlichen Urwälder der Union zogen und dort blühende Staaten in der Wildniß schufen.

Die Regirung des Landes, das sie sich ausgesucht hatten, ist im Augenblicke eine der besten der Welt und besonders eifrig bestrebt, die Einwanderung zu fördern, weswegen dem Gründer der Kolonie auch sehr werthvolle Konzessionen gewährt worden waren. Die Verkehrsmittel waren weit besser als die den Pionieren des Westens s. Z. zur Verfügung stehenden; denn bis Guaymas fährt die Eisenbahn, die ihnen sehr günstige Bedingungen stellt und von Guaymas bis direkt an ihr Land fahren Dampfer. An Geldmitteln fehlte es ebenfalls nicht; denn nicht nur brachten manche der Einwanderer mehr als genügendes Kapital mit, sondern die Freunde im Norden und in der übrigen Welt steuerten reichlich bei. Es sind auf diesem Wege bis heute etwa 150,000 Golddollars eingezahlt worden.

Alle Elemente des Erfolges waren also vorhanden bis auf eines: die Freiheit. Owen hatte die Anmaßung, von Anfang an den Standpunkt einzunehmen, daß die Leute an seinen Plan („My plan" heißt es beständig in seinen Veröffentlichungen) gebunden seien; denn nur auf Grund dieses Plans hätte er sie eingeladen, und wenn er ihnen nicht gefiele, könnten sie wegbleiben oder weggehen. Das thaten nun freilich sehr viele Ansiedler. Nach den Berichten darf ich annehmen, daß in den sieben Jahren mehr Leute wieder

weggingen, als gegenwärtig anwesend sind, d. h. mindestens 500 auf etwa 460 Verbliebene. Auch diese wären zum großen Theil schon längst verschwunden und, was zurückblieb, in völliger Auflösung begriffen, wenn nicht im vorigen Jahr einem Theile der Kolonisten die Geduld gerissen wäre und sie endlich — was sie schon längst hätten thun sollen, — sich der Botmäßigkeit Owens entzogen hätten.

„My plan" las sich vorzüglich auf dem Papier; denn man muß es Owen lassen, daß er hinter seinen Kollegen Cabet, Bellamy und Company in der Auftragung der Farben bei der Vorführung seines Modellstaates nicht zurücksteht. Wird doch sogar sein Blatt: „The new City" durch ein wundersames Gemälde der großen Stadt am Stillen Ozean geschmückt, das mit seinen Kuppeln und Minarets, mit seinen herrlichen Prachtbauten, Straßen, Parks und Gärten um so erfrischender wirkt, wenn man wie ich, Gelegenheit hat, an der Stelle, auf der sich diese Märchenstadt erheben sollte, einige elende Hütten planlos auf dem felsigen Ufer zerstreut vor sich zu sehen. Wie sich diese Hütten zu den Palästen der gemalten Stadt verhalten, so die praktische Ausführung des Owenschen Plans zu dessen ideller Beleuchtung in seinen Schriften. Es ist selbstverständlich, daß er, wie alle seine Vorgänger ohne Ausnahme, behauptet, sein eigentlicher „Plan" wäre nie zur Ausführung gekommen. Es ist ja verzeihlich, daß solche Phantasten vor dem wirklich vor ihnen liegenden Wechselbalg zurückschrecken und ganz entschieden dagegen protestiren, daß dieses in Wahrheit das Kind ihrer Phantasie sei; aber wenn sie Männer der Praxis gewesen wären, Leute, denen die ständige Reibung mit der Welt der Thatsachen nach und nach die Fähigkeit, das wirklich Ausführbare zu beurtheilen, gegeben, so hätten sie wissen können, daß die Uebersetzung ihrer Träume in die nackte Wirklichkeit so und nicht anders aussehen muß.

Ein Grundirrthum findet sich bei beinahe allen diesen Träumern (Hertzka bildet eine löbliche Ausnahme) vor, nämlich daß die freie Konkurrenz das Karnickel ist, dem das wirthschaftliche Elend zu verdanken und daß der Ersatz dieses natürlichen preisbildenden Faktors durch Tagelohn oder Akkordlohn festsetzende Beamte eine gerechtere Lohnbestimmung zur Folge haben müsse. Sie vergessen, daß, einerlei nach welchen Regeln diese Beamten zu verfahren haben, einerlei welche Kontrole vorhanden ist, daß immerhin unter solchen Verhältnissen der persönlichen Willkür Thür und Thor geöffnet bleibt, daß Bevorzugungen und Ungerechtigkeit unvermeidlich werden. Es giebt nur eine gerechte Art der Preisbestimmung und das ist die, welche aus dem freien Vertrag zwischen Produzenten und Konsumenten hervorgeht. Das gegenseitige Feilschen bildet den Marktpreis, und wenn die Faktoren entfernt sind, die hier fälschend und hindernd einwirken — als da sind sämmtliche die wirthschaftliche Freiheit hindernden Monopole, in erster Linie das den Einzelnen eingeräumte Recht der Erdbodenaneignung, in letzter Zunft- und Zollgesetzgebungen —, so wird die freie Konkurrenz als preisbildender Faktor Wunder wirken und alle Surrogate, die Sozialismus und Kommunismus empfehlen, weit hinter sich lassen.

Der mir hier zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, das betreffende Miniaturbild eines sozialistisch-kommunistischen Staates im Einzelnen auszumalen, wie es sich hier im Laufe der letzten sieben Jahre aufrollte. Ungerechtigkeit, Parteilichkeit, Unredlichkeit, Beschränktheit waren die Preisrichter, die bei der Durchführung des Owenschen Grundprinzips „service for service" (Dienstleistung gegen Dienstleistung) den relativen Werth der gegenseitigen Dienst-

leistungen festsetzten, und Faulheit, Lässigkeit, schlechte untreue Arbeit, riesige Kraftvergeudung waren die naturgemäßen Folgen mit dem Endresultat der geringstmöglichen Leistung, größter Kosten und bei höchstmöglicher allgemeiner Unzufriedenheit. Ich will gern zugeben, daß ohne die grenzenlose Unfähigkeit Owens und seiner Günstlinge (da die Gesellschaft als Aktiengesellschaft mit dem üblichen Abstimmungmodus organisirt war, in der Owen thatsächlich das Stimmenübergewicht in seiner Hand hielt, so herrschte der eitle, beschränkte Mensch völlig ungehindert) weniger ungünstige Resultate erzielt worden wären; aber auch der fähigste Mensch hätte einem solchen System mit heutigen Menschen nicht zum Erfolg verhelfen können. Das Endresultat, das der Receiver, der die Masse der bankeroten Credit Foncier of Sinaloa-Gesellschaft (so nannte Owen seine Schöpfung) wohl demnächst liquidiren muß, vorzulegen haben wird, ist eine Aktienschuld von 70—80 000 Doll., eine Schuld für ausgegebene Credits von 200 000 Doll. und eine Aktiva, die nicht ausreicht, um die Baar- und Waarenschulden der Gesellschaft zu decken. Ein Wort zur Erklärung der 200 000 Doll. Credits. Jede Leistung wurde mit 3 Doll. für den 8stündigen Arbeitstag bezahlt. Es war einerlei, welcher Art und Qualität die Arbeit war und wer sie leistete. Der 30jährige kräftige Holzhauer erhielt den gleichen Lohn wie der 16jährige Junge, der Stiefel flickte, der tüchtige Künstler und Gelehrte wurde nicht höher bezahlt als der Simpel, der mechanisch und faul irgend eine einfache Thätigkeit verrichtete. Die Bezahlung fand in Buchgutschrift (Credits) statt und die von dem Konsumenten in Anspruch genommenen Dienste wurden dagegen belastet. Wenn diese Belastung wenigstens im genauen Verhältniß des Kostenpreises stattgefunden hätte, wäre die Sache nicht ganz so schlimm geworden. Man hätte an der Höhe der Kostenpreise bald die Unmöglichkeit erkannt, das System beizubehalten, weil damit sofort klar erkannt worden wäre, wie unausreichend die Leistungen des Einzelnen im Verhältniß zu seinen Ansprüchen waren. So ergab z. B. eine genaue Berechnung, daß auf der ersten gemeinsam bebauten Farm La Logia der produktive Werth der Durchschnittstageleistung, an den landesüblichen Preisen der Produkte gemessen, 17 Cents betrug (dies in einem der fruchtbarsten Länder der Erde bei günstigen Ernteverhältnissen), während 3 Doll. Lohn gutgeschrieben wurde. Statt nun den Leuten diese Produkte im Verhältniß des wirklichen Kostenpreises zu belasten, wurde ihnen nur der wirkliche Marktwerth in Rechnung gestellt. Wahrscheinlich sahen die Führer ein, daß, wenn sie das Erste gethan hätten, ihr System sofort zusammengebrochen wäre. Wenn die Leute für Kartoffeln, die 2 Cents das Pfund im Laden des nächsten Dorfes kosten, das 18fache, also 36 Cents hätten zahlen müssen, so hätten sie sich schnell ausgerechnet, daß sie in Wirklichkeit nicht 3 Doll., sondern nur 17 Cents Tagelohn verdienten, also weniger als ein indianischer Peon, auf den sie so verächtlich herabblickten. Natürlich hätten sie dann noch schneller der Kolonie den Rücken gekehrt, als dies ohnehin geschah. Da man ihnen jedoch den Glauben ließ, daß ihre 3 Doll. Tagelohn auf irgend eine mysteriöse Art und Weise einst ihren vollen Werth erlangen würden (Werth der Zukunftbahn und Zukunftstadt 2c.), so gelang es, eine Anzahl von ihnen in ihrer Vertrauensseligkeit zusammenzuhalten und etwa 200 000 Dollars Credits sammelten sich an ohne irgend welchen nennenswerthen Gegenwerth.

Nicht alle Kolonisten waren solche vertrauensselige Narren, denen jedes Wort ihres großen Owen ein Evangelium, die Phrasen über „Integral Cooperative", „service for service" 2c. Talismane waren, die ihnen über

Alles hinweghelfen mußten. Zum Glück bestand etwa die Hälfte aus klareren Köpfen, energischeren Naturen, meist unter den wackeren Männern, die zum Bau des 7 Meilen langen Bewässerungskanals gekommen waren. Sie waren so vernünftig gewesen, keine Credits als Lohn für diese Arbeit anzunehmen, sondern besondere Scheine (Improvement Scrips), die ihnen entsprechendes Eigenthumsrecht am Kanal und durch die Berechtigung, Gebühren für die Wasserbenutzung zu erheben, die Möglichkeit gewährten, für ihre Arbeit sich bezahlt zu machen. Diese Leute begannen für eigene Rechnung Land zu bebauen, sobald die Vollendung des Kanals ihnen Bewässerung gestattete, wofür der Alleinherrscher Owen, der ihnen auferlegte, weiter gegen Credits in einer kommunistischen Farm zu arbeiten, sie dadurch auszusaugen versuchte, daß er seinen Kreaturen befahl, den Betreffenden keine Lebensmittel mehr aus dem gemeinsamen Magazin zu verabfolgen, trotzdem die Freunde im Norden diese Lebensmittel für alle Kolonisten ohne Unterschied gesandt hatten und trotzdem die Leute Credits genug und sogar Baargeld an Zahlung boten. Das that er inmitten eines fremden, damals von einer Hungersnoth heimgesuchten Landes! Es gereicht diesen Märtyrern der Freiheit zum höchsten Lob, daß, trotzdem sie so weit herunter kamen, daß Einzelne Sorghumsamen in Kaffeemühlen zum Essen mahlen mußten, sie nicht nachgaben. Aus ihren Reihen vornehmlich gingen die Gründer der neuen Gesellschaft hervor, der sich ohne Zweifel nach und nach alle übrigen Kolonisten anschließen werden, bis auf einige intransigente Owen-Kolonisten, die wohl nach dem Norden zurückkehren werden, sobald sie den Rest der ständig neu aufsteigenden Owenschen Seifenblasen platzen sehen. Zur Stunde gehören etwa 300 aller 460 Kolonisten, 140 Erwachsene von 210, zur Freeland-Gesellschaft. Grundzüge ihrer Statuten sind die folgenden: Mitglied ist, wer mindestens eine Aktie von 50 Silberdollars erworben hat. Aktien können nur mit Genehmigung der Generalversammlung ausgegeben oder übertragen werden, so daß die Mehrheit es stets in ihrer Macht hat, Mißliebige von der Mitgliedschaft auszuschließen oder die Höhe des Aktienbesitzes der einzelnen Mitglieder und also ihr Stimmrecht zu beschränken. Das vorzügliche mexikanische Gesetz über Cooperativgenossenschaften giebt der Mehrheit der Generalversammlung dieses Recht. Es gestattet auch, die von dem Einzelnen abgegebene Stimmenzahl mehr oder weniger von seinem Aktienbesitz unabhängig zu machen. Um die richtige Mitte zwischen dem gleichen Personenstimmrecht und dem direkt von der Höhe des Aktienbesitzes abhängenden Stimmrecht der amerikanischen Aktiengesellschaften, wie es Owen zur Basis seiner Gesellschaft gemacht hatte, zu finden wurde beschlossen, von 1 bis 9 Aktien eine Stimme, von 10 bis 19 zwei u. s. w. Stimmen zu gewähren. Es darf nicht über 10% Dividende vertheilt werden.

Bei der Wahl der Direktoren wurde das Proportionalsystem und die Minoritätvertretung in Anwendung gebracht, so daß jede Partei so viele der Kandidaten, welche die höchste Stimmenzahl auf ihrer Liste haben, wählt, wie die von der Partei abgegebene Gesammtstimmenzahl sich zur Gesammtstimmenzahl aller Listen verhält.

Von jeder Maßregel der Direktion kann an die Generalversammlung appellirt werden, wenn $^1/_5$ der Stimmen es verlangen. (Fakultatives Referendum). Schiedsgerichte sollen alle Streitigkeiten der Kolonisten ordnen; der gesellschaftliche Boykott des Gegenhandelnden kann freilich allein für die Durchführung dieses Gesetzes sorgen.

Drei Hauptgrundzüge unterscheiden die Kolonie von ihren individualistisch-

kapitalistischen Schwestern. 1. Die Grund- und Bodengemeinschaft, 2. das der Gesellschaft gewährte Handelsmonopol und 3. ihre eigenthümliche Geldwährung. Der Boden darf nie verkauft und verpfändet werden. Die dem Einzelnen jährlich abverlangte Pacht richtet sich nach Angebot und Nachfrage. Jeder zahlt die Pacht, die sich im Durchschnitt nach dem Ergebniß neuer Pachtabschlüsse für ähnlich gelegenen und beeigenschafteten Boden ergiebt. Den Pionieren, d. h. den ersten Ansiedlern soll dagegen der Vortheil gewährt sein, daß sie 30jährige, aber mindestens zum Lebensende dauernde Pachtverträge erhalten, also 30 Jahre resp. lebenslang nur eine den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechende Pacht zahlen. Es ist dies nicht mehr als gerecht; wer den Weg bahnen half, soll weniger Weggeld zahlen als Derjenige, welcher bequem über die fertige Straße fährt. Pachtverträge dürfen nicht transferirt werden, Vererbung an Ascendenten und Descendenten ausgenommen. Wenn und insoweit Bedarf nach Komplexen unter 50 Morgen vorhanden ist, dürfen keine größeren Pachtgüter bestehen. Pachten laufen ab, wenn die Gesetze der Gesellschaft nicht beobachtet werden, besonders die Baugesetzgebung. Beim Ablauf der Pacht werden die Besserungen nach Schätzung vergütet. Es herrscht volle Freiheit der Produktion, obgleich in der Praxis die Gesellschaft, die, wie wir noch sehen werden, der Hauptkapitalist und der Hauptbankier ist, bei der Kapitalausleihung Cooperativgenossenschaften von Arbeitern bevorzugen wird. Die Gesellschaft behält sich zwar das Recht vor, auf eigene Rechnung zu produziren; es besteht jedoch nicht die Absicht, hiervon Gebrauch zu machen, wenn nicht besondere Umstände dies verlangen. Das ist z. B. der Fall bei der Gas-, Wasser-, Druckluft-, Elektrizitätversorgung und selbstverständlich auch bei den Verkehrsanstalten, kann aber auch eintreffen, wenn Trusts die Preise einzelner Artikel künstlich hinaufschrauben. Auch Wald- und Wiesenkultur werden wohl gesellschaftlich betrieben werden. Keinenfalls darf eine von der Gesellschaft auf eigene Rechnung betriebene Produktion fortgesetzt werden, sobald sich herausgestellt hat, daß sie nicht mit den individualistischen Produktionen konkuriren kann, es sei denn, daß ein Beschluß der Generalversammlung besonders dazu autorisirt. Ist so dem Individualismus in der Produktion voller Spielraum gelassen, so ist nicht das Gleiche bezüglich des Handels der Fall. Hier ist die Kraftvergeudung unvermeibbar, wenn nicht ein Monopol gewährt wird, gerade wie dies bei den Verkehrsanstalten der Fall ist. Hier kann ein Unterdrücken der freien Konkurrenz nicht die volle Entwickelung stören, wie in der Güterproduktion; denn während in dieser die freie individuelle Thätigkeit eine hochwichtige Rolle spielt, schadet sie dort nur. Die persönliche Tüchtigkeit des Kaufmanns ist beinahe ausschließlich vom Konkurrenzkampfe mit anderen Kaufleuten in Anspruch genommen. Der Theil seiner Thätigkeit, der sich auf die eigentliche Gütervertheilung bezieht, ist mehr mechanischer Art, und läßt sich, wie die Briefvertheilung, leicht in ein System bringen, das zu seiner vollkommenen Durchführung nur ehrlicher und treuer Beamten, aber keiner Genies bedarf.

Freiland hat sich daher das ausschließliche Monopol des Waarenvertriebs, sowohl nach innen wie nach außen, vorbehalten. Es dürfen keine Engros- oder Detailgeschäfte, keine Schankwirthschaften von Privaten betrieben werden; die Gesellschaft ist allein hierzu berechtigt, und wo sogar der einzelne Fabrikant im Auslande selbst für den Kauf seiner Rohmaterialien und den Verkauf seiner Erzeugnisse wirken will, da müssen doch die betreffenden Lieferungen durch die Bücher der Gesellschaft gehen, die ihre Provision davon erhebt, wie sie auch entsprechende Auf-

schläge auf die Preise der durch ihre Magazine verkauften Waaren macht. Der so erlangte Verdienst bildet mit der Grundrente das Haupteinkommen der Gesellschaft. Es sind zwei hohe Steuern die aber von Niemand gezahlt werden, denn die Grundrente ist der der Natur- und Gesellschaftarbeit entspringende, den durchschnittlichen Arbeitverdienst übersteigende Theil der Einnahme, und der im kaufmännischen Departement der Gesellschaft verdiente Prozentsatz übersteigt nicht den durch das Monopol gegenüber der vergeudenden Konkurrenzwirthschaft ersparten, ja erreicht ihn nicht einmal. Die Waaren werden billiger verkauft als in der Außenwelt, der Produzent erhält mehr von dem Gesellschaftmagazin als in gleichem Falle in der Außenwelt vom Agenten oder Grossisten, und doch werden im Detail etwa 25% vom Gesellschaftladen verdient. Es ist dies recht leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß bei uns im Durchschnitt ein Aufschlag von 100% auf die Waare kommt, ehe sie vom Produzenten zum Konsumenten gelangt, besonders wenn man die Annoncen-, Reise- 2c. Kosten des Produzenten in Rechnung zieht. Aber auch die von dem Produzenten der Kolonie für seinen Export und Import gezahlten 10% sind keine Steuer im eigentlichen Sinne des Wortes; denn die Agenturen, welche die Kolonie überall unterhalten wird, werden ihm im Preis und in den Spesen im Durschschnitt so viel ersparen können. Daß die betreffenden Abzüge ihm übrigens reichlich wieder zurückvergütet werden, da er ja entsprechenden Antheil an den mit dem Gelde beschafften gemeinnützigen Einrichtungen hat, brauche ich wohl kaum zu erwähnen Die Durchführung des Handelsmonopols läßt sich mit Leichtigkeit durch das Grundeigenthumsmonopol der Gesellschaft erreichen, weil die Pachtbedingungen, bei Strafe der Kündigung, Handelsbetriebe irgend einer Art auf dem betreffenden Lande verbieten.

Ich komme nun zum dritten Grundprinzip, auf dem die neue Gemeinschaft ihre Prosperität aufzubauen hofft: ihrer eigenthümlichen Geldwährung. Das Zahlungmittel der Gesellschaft im internen Verkehr ist weder Gold noch Silber, sondern der Warrant, d. h. der Empfangschein des Centralmagazins für empfangene Waaren, gegen den jeder Zeit Waaren irgend einer Art von gleichem Werthe bezogen werden können. Dieser Werth entsteht, wie er in der Außenwelt entsteht, nämlich durch das Feilschen des Marktes. Produzenten und Konsumenten setzen gemeinsam nach Angebot und Nachfrage den Preis in Dollars fest, genau wie bei uns. Die Gesellschaft giebt ihre Warrants nur für das Verkaufte aus oder für Das, was voraussichtlich in nächster Zeit verkauft wird. In dieser Weise werden die Gefahren des Owenschen Kreditsystems vermieden. Die Gesellschaft hat das Recht, Baargeld von den Kolonisten zu verlangen oder solche Waaren, für die in der Außenwelt Baargeld erlangt werden kann, wenn die Gesellschaft das von den Kolonisten Verlangte selbst nur gegen Geld zu beschaffen vermag; sie hat dagegen keine Verpflichtung, Baargeld zu zahlen, es sei denn, daß sie es bequem entbehren kann und daß es für Reisekosten, Unterstützungsgelder an außer der Kolonie Lebende benöthigt wird, oder daß der Betreffende die Kolonie definitiv verläßt. Nur auf diese Weise kann der Kapitalzins ferngehalten werden und können die ohne seine Unterdrückung unerlangbaren sozialen Vortheile erreicht werden. Wenn die Mitglieder in Folge der nur in der Kolonie verwerthbaren Währung keine Anlagen in der Außenwelt machen können, müssen sie ihre Ersparnisse in der Kolonie lassen. Diese werden nach und nach den Bedarf nach Kapital erreichen, weil hier Jeder schnell so viel zurücklegen kann, wie er für sich braucht und also nur die Anfänger Kapitalborger sein werden.

Zins wird, umsomehr, als die Aktienausgabe beschränkt ist, danach nicht erlangbar sein, weil sich die Anlage suchenden Kapitalisten gegenseitig herunterbieten werden, bis schließlich eine Vergütung übrig bleibt, die noch Zins genannt werden mag, aber in Wirklichkeit nichts ist als Gefahrprämie und Ueberwachunggebühr. Was der Anfänger für diese zahlt, wird ihm reichlich zurückvergütet werden in Folge der Hilfe, die ihm dafür geleistet wird. Angenommen z. B., ein vom Geschäft zurückgetretener Schuhfabrikant verlangt für den seinem Nachfolger kreditirten Kapitalwerth der Fabrik ein Prozent Zins, so wird er dem Zinszahler mehr als diese Leistung durch seine täglichen Besuche und die dabei gegebenen Rathschläge einbringen, die für den Anfänger unschätzbar sind. Dieser Rath wird von dem erfahrenen Praktiker dann auch nicht aus bloßer Menschenfreundlichkeit ertheilt, sondern weil der Verleiher wegen der Gefahr für das eigene Vermögen den Borger vor jedem Verlust bewahren möchte.

Wenn Baargeld cirkuliren würde, wäre ein solches Ergebniß unmöglich, denn dieses Geld würde mit Leichtigkeit in Mexiko bis zu 12 pCt. Zinsen machen können und also entweder aus der Kolonie abfließen oder dort den gleichen Zins verlangen, den es außerhalb erlangen könnte. Sowie aber der Zins in der Kolonie Boden faßt, würden deren Entwickelung eiserne Schranken gesetzt sein. Wir erhielten zwar nicht das gleiche Bild, das uns in der heutigen Welt überall entgegentritt: Ueberproduktion oder vielmehr Unterkonsumtion, Mangel an Arbeitgelegenheit für willige Arbeiter, Elend in der Mitte des Ueberflusses. Zins und Zinseszins würden nicht wie bei uns die Tributansprüche einer Minderheit ins Ungemessene weit über ihre Konsumwilligkeit hinaus vergrößern, hierdurch eine ständig wachsende Tributpflichtigkeit und entsprechende Abnahme der Kauffähigkeit der Massen erzeugen, wodurch jene sonst unbegreifliche Zustände entstehen, die wir täglich um uns herum beobachten: die Unmöglichkeit, Arbeit zu finden, um Güter herzustellen, deren die Arbeiter dringend bedürfen, die sie aber nicht herstellen können, weil ihnen das Verbrauchsrecht durch ihre Gläubiger genommen ist, die nicht einmal mit dem eignen Mehrverbrauch die Lücken füllen und das Gleichgewicht im Arbeitmarkt herstellen. In Folge des freien Bodens könnte es nicht so schlimm in der Kolonie werden. Auch ohne kostspielige Werkzeuge wird es hier Jedem leicht, mehr zu erzeugen, als er zum Lebensbedarf braucht, sogar nachdem er die bescheidene Bodenpacht gezahlt hat; aber immerhin würde eine so rasche Entwickelung, wie sie unter der vorgeführten Gesetzgebung zuversichtlich erwartet werden kann, unmöglich erscheinen. Ein großer Theil der durch die Arbeit der Natur entrungenen Arbeitprodukte würde für immer und ohne Gegenleistung, soweit die Kolonie in Betracht kommt, nach außen abfließen, um einzelnen, vielleicht bald wegziehenden Kolonisten wachsende arbeitlose Einkommen in den Schooß zu werfen, während sie jetzt in dem Gemeinwesen bleiben und diesem in befruchtender Weise zu gut kommen müssen.

Die Gesetze unserer Kolonie sind so elastisch, daß auch nicht die geringste Aenderung nöthig ist, wenn, wie zu hoffen, die Zahl ihrer Bürger verhundert- oder vertausendfacht wird und wenn sie zu einem Staate heranreifen sollte. Ihr Vertretungsystem durch Proxies (Bevollmächtigte) erscheint mir ganz vorzüglich für die größten gesetzgebenden Körperschaften verwendbar. Jeder Bürge giebt Dem seine Vertretung, der ihm am Vertrauenswürdigsten erscheint, und das Stimmrecht des Betreffenden steht im Verhältniß zu der Zahl seiner Auftraggeber, denen es auch freistehen mag, imperative Mandate zu ertheilen. Ich bin ein

Feind der Gewaltanmaßung, einerlei ob solche von einzelnen Machthabern oder von Körperschaften ausgeübt wird. Der Abgeordnete soll nie mehr sein dürfen als der Diener des Volkes, nie sein Herr.

Das sind in kurzen Zügen die Grundlinien der Gesetzgebung, die das neue Gemeinwesen angenommen hat und deren wichtigste Artikel nur mit $^9/_{10}$ aller Stimmen und zugleich $^9/_{10}$ des Aktienkapitals geändert werden können. Nachdem die Leute ihre Organisation vollendet, sich den Besitz von Land und Wasser durch geeignete Abmachungen gesichert haben, hat bereits eine energische Organisationarbeit begonnen. Vor Allem ist man daran, den Ansiedlungplan von Libertad festzustellen. Ich hatte noch die Freude, vor meiner Abreise der Annahme der Grundzüge zu einem solchen beizuwohnen, die ich dem in Funktion getretenen Direktorium vorgelegt hatte. In der Mitte ist ein Park, der einzig in seiner Art werden wird, da hier bei geeigneter Bewässerung ein großer Theil der Baumflora aller Zonen gedeiht. Dattelpalmen-, Feigen-, Orangen-, Citronen-, Oliven-, Kastanienbäume, Magnolien, Platanen, Eukalypten, Mangroves u. s. w. werden freilich den Hauptbestandtheil bilden, doch wird auch mancher nordische Bruder nicht fehlen. Um den Park herum ziehen sich die öffentlichen Gebäude und etwa kleinere Fabriken. Im weiten Umkreis um diese läuft dann ein schattiger Boulevard, segmentartig von Gärten und Wohnhäusern umgeben. Um diesen Kreis wiederum gruppiren sich dann die Farmen, deren Besitzer nach Belieben auf ihrem Gute oder in den städtischen Häusern wohnen können. In diesem wunderbaren Klima, welches das ganze Jahr hindurch den Aufenthalt im Freien gestattet, in dem Frost eine Seltenheit ist, aber auch extreme Hitze, in dem, wo Wasser ist, die üppigste Vegetation emporsproßt, muß eine derartige Ansiedlung bald einen paradiesischen Anblick gewähren.

Leider muß ich nun meine Schritte nordwärts wenden. Wie wird mir in Chicagos tropischer Hitze der kühle Seewind Sinaloas fehlen! Doch ich hoffe zurückzukommen und unter Euch mein Leben zu beschließen, Ihr wackeren Ansiedler am Gestade des Stillen Ozeans! Und mit mir, hoffe ich, werden es viele Tausende meiner braven Landsleute aus dem fernen Vaterland. Daß diese jetzt schon nicht fehlen, ist selbstverständlich. Wann fehlt der Deutsche, wo es gilt, als Pionier einer großen Idee zu kämpfen? Die Kolonie dürfte etwa 30 deutsche Bewohner zählen. Einer davon war Anfang der fünfziger Jahre und zwar 4 Jahre lang Mitglied der Cabetschen Kolonie gewesen und ist jetzt im Alter von 62 Jahren zu seiner Jugendliebe zurückgekehrt. Der alte Zwicker ist einer der wärmsten Anhänger der neuen Konstitution und dabei ein guter Schuhmacher. Ehe ich jedoch einen Aufruf an Auswanderungluſtige zu erlassen gedenke, will ich erst noch einige Monate der weiteren Entwickelung zusehen, um zu erproben, wie sich die neue Verwaltung anläßt. Auch ist vorher ein größerer Kapitalaufwand nöthig, um den Kanal zu verbessern, die neue Stadt anzulegen, bessere Häuser zu bauen, als bis jetzt üblich waren, verschiedene Maschinen zu beschaffen 2c. Hier könnten die Freunde einer friedlichen und gründlichen Sozialreform einsetzen. Jeder hier verwendete Dollar kann mehr nützen, um dem Weltelend zu steuern, als hundert für politische Agitation oder gar für sogenannte Wohlthätigkeitzwecke ausgegebene.

Libertad, Sinaloa, Mexiko. Michael Flürscheim.

Der Verfall der Philosophie.

Ueber die Ursachen des Verfalls der Philosophie in alter und neuer Zeit*) hat Herr Dr. Gideon Spicker, ordentlicher Professor der Philosophie an der Königl. Akademie in Münster, eine ca. 18 Bogen umfassende Schrift erscheinen lassen, ohne darin zu einem bestimmten, knapp auszudrückenden Resultat gelangen zu können. Bei aller philosophischen Vorurtheilslosigkeit und der scharfen Verurtheilung transcendentaler Begriffs-Dichtung kann er sich doch nicht zu dem vollen Eingeständniß entschließen, daß die Zeit dieser Begriffs-Dichtung vorüber und daß die Philosophie auf anderen Grundlagen als den bisherigen neu zu gestalten sei. Ueber die Ursachen des Verfalls der Philosophie in alter Zeit geht Herr Spicker ziemlich rasch hinweg, was ich ihm nicht verübeln möchte, da ja diese Ursachen bekannt genug sind. Es sind theils der Sieg und Einfluß des Christenthums, das die Philosophie nur noch als ancilla theologiae (Magd der Theologie) behandelte, theils die sklavische Unterwerfung unter die Autorität des Aristoteles. Anders bei der Philosophie der Neuzeit, bei der vor allen Dingen der allmähliche Verlust des Glaubens an religiöse und philosophische Transcendenz oder des transcendentalen Sinns und dem gegenüber der große Einfluß der empirischen Wissenschaften in Anschlag zu bringen ist. Ist es doch überhaupt zweifelhaft, ob die bisherige Philosophie den Namen einer Wissenschaft verdient.

„Die Philosophie", sagt Herr Spicker, „ist wirklich in einer verzweifelten Lage. Ihrer Bestimmung nach ist sie auf die Lösung der höchsten Probleme angewiesen, und am Ende eines dritthalbtausendjährigen Prozesses kommt sie schließlich zu der Einsicht, daß dies ihre Aufgabe gar nicht sei, und daß es eine Philosophie als Wissenschaft bis jetzt noch gar nicht gegeben habe."

„Wenn aber die größten Geister bei der größten Anstrengung und den verschiedensten Versuchen nicht einmal den Anfang zur Philosophie gemacht haben, dann steht wenig Hoffnung in Aussicht, das neu vorgesteckte Ziel, die Philosophie zur Wissenschaft zu erheben, jemals zu erreichen."

„Daß die Philosophie seit langer Zeit ihre Aufgabe nicht erfüllt, geht schon aus der allgemeinen Verachtung hervor, mit der sie von der wissenschaftlichen und gebildeten Welt behandelt wird. Alle anderen Wissenschaften haben ihren Inhalt, und die Menschheit hat ihre transcendentale Ueberzeugung. Nur die Philosophie hat keins von beiden; sie weiß nichts und glaubt nichts; sie spielt blos mit leeren logischen Formen oder sammelt Thatsachen, hat aber, um ja recht gründlich und wissenschaftlich zu bleiben,

*) Georg Wigand, Leipzig, 1892.

nicht den Muth, „Etwas daraus zu folgern". — „Darum kümmert sich auch Niemand um diese, der Mathematik und Naturwissenschaft abgeborgte Evidenz und Exaktheit. Wer noch das Bedürfniß einer transcendentalen Ueberzeugung fühlt, muß es in der Bibel oder Kirche zu befriedigen suchen, obschon beide an den selben Uebeln, Empirismus oder Formalismus, leiden."

Das sind harte Worte — doppelt hart in dem Munde eines Königl. Preuß. Professors der Philosophie. Denn was soll aus der schulmäßigen Philosophie werden, wenn man ihr die Metaphysik und Transcendenz hinwegnimmt und auf das „reine Denken" verzichtet? Bezeichnet es doch Herr Spicker als jetzt „ziemlich allgemein anerkannt", „daß eine transcendente Ueberzeugung zu keiner Zeit aus dem bloßen Denken gewonnen wurde, daß alles Denken den Inhalt schon voraussetzt und nur die Form dazu liefert, und daß es in Folge dessen eine Metaphysik als Wissenschaft des Uebersinnlichen auf Grund dieser reinen Formen nicht geben kann."

Dennoch fehlt es in unserer Zeit an metaphysischen Spekulationen durchaus nicht, und fortwährend wird das Transcendente als etwas auf Grund eines logischen Formalismus Erreichbares betrachtet. Auch Herr Spicker hält den Begriff des Transcendenten für etwas Unentbehrliches. Denn fehlt der transcendentale Sinn, „so erscheint die ganze spekulative Philosophie von Parmenides bis Hegel als ein nutzloses Spiel. Die größten Geister haben Zeit und Kraft an ein Phantom verschwendet. Ihre Systeme sind nicht blos theilweise irrthümlich und einseitig, sondern ein vollständig leerer Wahn. Irgend ein positives Resultat ist darin nicht zu erkennen, und das Studium ihrer Geschichte hat kaum mehr Werth als die Kenntniß der Hexenprozesse."

Leider ist „der transcendentale Sinn in der heutigen jungen Generation entweder schon ganz erstorben oder doch so schwach vorhanden, daß man aus Furcht, für unwissenschaftlich zu gelten, keinen Muth mehr hat, davon Gebrauch zu machen." — „Unsere ganze Erziehung ist durchweg konkret, anschaulich, faßbar oder empirisch im allgemeinen Sinne; und dieser Konkretismus in Theorie und Praxis, in Schule und Kirche, in Wissenschaft und Philosophie trägt die Hauptschuld an dem allgemeinen Rückgang des transcendentalen Gefühls, namentlich in den gebildeten Ständen." — „Der horror vacui, die Scheu vor dem Leeren ergreift die meisten Naturforscher und leider auch manche Philosophen, sobald sie nur die Worte Metaphysik, Spekulation, Apriorität, Transcendentalismus und dergleichen hören."

Dazu kommt, daß sich Herr Spicker entschieden gegen das Kantsche „Ding an sich", das „selbst durch die schärfste nnd weitgehendste Erklärung dem natürlichen Verstand nicht annehmbar zu machen ist", sowie gegen den Kantschen Dualismus, der „nur eine begriffliche Unterscheidung ist, die wohl

in unſern Vorſtellungen, aber nicht im Leben und in der Natur vorkommt", erklärt. — „Alles Streben nach Erkenntniß über die innere und äußere Erfahrung hinaus iſt müſſige Spekulation. Daher iſt denn auch Erfahrungsphiloſophie und induktive Methode des Denkens ſo alt wie das menſchliche Denken überhaupt, und „es iſt nicht einzuſehen, weshalb Baco und mit ihm die neuere Naturwiſſenſchaft ſo viel Weſens aus dieſer Methode machen, als ob ſie etwas durchaus Neues und Unerhörtes wäre".

Bei ſolchen Ueberzeugungen ſollte man denken, daß der Verfaſſer ſehr bald zu der einzig möglichen Konſequenz kommen müßte, daß nämlich die Philoſophie, um ſich aus ihrem Verfall zu retten, fortan jeden Transcendentalismus, jedes Streben oder Suchen nach dem Abſoluten aufzugeben und ſich nur noch, um ihre Stellung als Herz und Mitte alles menſchlichen Wiſſens zu behaupten, mit der Zuſammenfaſſung und Deutung des von den empiriſchen Wiſſenſchaften angeſammelten Materials zu befaſſen hätte, oder, um mit Laſſalle zu reden, daß ſie das allgemeine Bewußtſein zu repräſentiren hätte, das die empiriſchen Wiſſenſchaften über ſich ſelbſt erlangen. Man hätte dieſes von dem Verfaſſer um ſo eher erwarten dürfen, als er nicht, wie andere Philoſophen, den empiriſchen Wiſſenſchaften Uebles nachzureden und ſie in ihre angeblichen „Gebietsgrenzen" gegenüber der Philoſophie zurückzuweiſen ſucht, ſondern im Gegentheil ihnen und insbeſondere den Naturwiſſenſchaften, die ja jetzt auf der Bildfläche der empiriſchen Wiſſenſchaften den größten Raum einnehmen, ſeine höchſte Achtung und Anerkennung bezeugt. Eine Naturwiſſenſchaft im eigentlichen Sinne hat es nach ihm früher überhaupt nicht gegeben; „ſie iſt etwas völlig Neues und das Charakteriſtiſche der modernen Zeit", daher auch in keiner Weiſe mehr zu umgehen.

Leider kann der Verfaſſer den Muth nicht finden, die Konſequenz ſeiner eignen Anſchauungen zu ziehen. Er zieht ſich vielmehr aus dem Dilemma dadurch, daß er, ähnlich wie Kant bei ſeiner Unterſcheidung zwiſchen theoretiſcher und praktiſcher Vernunft, eine Anleihe bei der Theologie macht und das transcendentale Gefühl oder den Glauben an die Spitze ſeiner Philoſophie ſtellt. „Denken, Wahrnehmen, Fühlen ſind nicht der Urgrund des Erkennens, ſondern der Glaube. Dieſer iſt die höchſte und letzte Inſtanz, an die wir appelliren können; alles Andere kommt erſt in zweiter Linie. Der Glaube iſt eine abſolute Thatſache, hinter welcher es vom erkenntnißtheoretiſchen Standpunkt nichts mehr giebt." „Das höchſte Ideal iſt das Abſolute. Auf allen Gebieten, dem ſittlichen und religiöſen, dem äſthetiſchen und philoſophiſchen hat es die menſchlichen Kräfte auf das Höchſte geſteigert. Ein ſolches Ideal aufgeben hieße graden Wegs der Barbarei zuſteuern."

Da haben wirs! Um zu einem solchen Resultat zu gelangen, hätte der Verfasser wahrlich nicht nöthig gehabt, ein dickes Buch zu schreiben und darin zu erklären, „daß das größte Uebel unsrer Zeit die ungeheure Kluft zwischen den Thatsachen der Vernunft und Erfahrung und dem orthodoxen Glauben sei.“ Er hätte auch nicht nöthig gehabt, zu erklären, daß, wenn das Mittelalter unter dem Zeichen des Kreuzes, der Frömmigkeit, der Entsagung und der Weltflucht stand, wir heute unter dem Zeichen der Wissenschaft, der Naturforschung und der Welteroberung stehen; er hätte auch nicht nöthig gehabt, sich so sehr gegen die Orthodoxie zu ereifern und die Hoffnung auszusprechen, „daß die moderne Aufklärung immer weiter um sich greift und bis in die untersten Schichten hinabbringt.“

Ich habe keinen Anlaß, zu untersuchen, ob die Taktik der Orthodoxie eine richtige oder falsche ist; ich bin der bescheidenen Ansicht, daß dem „Glauben“, wenn man ihn einmal als Prinzip in die Philosophie einführt, eigentlich keine Grenzen gezogen werden können — wie er denn auch thatsächlich von jeher darin eine große Rolle gespielt hat. Die Frage, ob man sich dabei mehr der Orthodoxie oder, wie der Verfasser will, einem aufgeklärten Christenthum als „Kultur-Religion“ zuneigen soll, mag für sehr viele Menschen von großer Wichtigkeit sein; dem entschiedenen Freidenker wird die Wahl zwischen beiden keine Qual verursachen. Herr Spicker will den weiteren Fortschritt der Philosophie und allgemeinen Bildung an das Christenthum als den „Mittelpunkt der Weltgeschichte“ anknüpfen. Meines Erachtens würde die eigentliche oder Schulphilosophie, wenn sie sich vor dem immer drohenderen Verfall als Wissenschaft retten will, klüger thun, sich mit den empirischen Wissenschaften auf einen besseren Fuß zu setzen und sich gewissermaßen zum Herzen und Mittelpunkt dieser Wissenschaften, worin deren verschiedene Strahlen wie in einem Brennpunkt zusammenlaufen, zu machen. Namentlich hat sie mit den Naturwissenschaften, so viele Ansätze dazu auch gemacht worden sind, bisher so gut wie gar keine ernstliche Fühlung gehabt; sie ist insbesondere von den Einflüssen der Entwickelungtheorie so gut wie unberührt geblieben. Ist jene Fühlung einmal hergestellt, so werden auch die nutzlosen erkenntnißtheoretischen Streitigkeiten, welche die letzten Jahrzehnte fast ganz ausgefüllt haben, ein Ende nehmen; und die große Entwickelungtheorie, die gegenwärtig fast die gesammten Naturwissenschaften beherrscht, wird ihr glänzendes Licht auch über die Philosophie hinleuchten lassen. „Philosophie und Entwickelungtheorie“ sollte der Titel eines Aufsatzes sein, der dieses Verhältniß näher beleuchtet und der vielleicht das Thema einer späteren Besprechung aus der Feder des Verfassers dieses Aufsatzes bilden wird.

Darmstadt. Professor Dr. Ludwig Büchner.

Wie Homer einen Verleger suchte.

Er saß, in einen alten grauen Schlafrock mit rother Borde eingehüllt, auf dem wurmstichigen Stuhle in seiner Dachkammer, steckte sich die Pfeife an, um wenigstens einen Trost im Leben zu haben, und sah auf das unförmliche Manuskript, das ihm die Packetpost heute zurückgebracht hatte.

„Es will nicht bleiben!" sagte Homer trostlos. „Arme Ilias, keine Redaktion will dich behalten, alle schicken dich mir zurück!"

Er las das Begleitschreiben:

Sehr geehrter Herr!

Mit Material überhäuft, bedauern wir sehr, von ihrem freundlichen Anerbieten einen Gebrauch nicht machen zu können und beehren wir uns daher, zumal wir uns von Epen einen Erfolg nicht versprechen, Ihnen Ihr Manuskript in der Anlage bestens dankend zurückzugeben.

Hochachtungsvoll

Die Redaktion

des Generalanzeigers der Stadt Marathon.

Homer stand auf, schritt behutsam in seinem kleinen möblirten Zimmer umher, für das er dem Schuster Thrasumenides monatlich 15 Mark Miethe zahlte und 3 Mark Bedienung. Dann sah er zum Fenster hinaus und blickte hin über die Häusermassen der Stadt.

„Dreiundeinhalb Jahre habe ich an dem Ding gearbeitet", sagte er. „Vierundzwanzig Gesänge habe ich gedichtet, frierend oder schwitzend und doch fröhlich, hoffnungvoll; weinend mit meinem Helden, dem armen unglücklichen Hektor, und lachend über den dickfelligen Schuft Thersites und begeistert für dich, du göttlicher Held Achilles!"

„Großen Erfolg versprach ich mir von dem Werke, einen Schild aus sieben Häuten und 3000 Mark für einmaligen Abdruck in einer vornehmen Zeitschrift."

Er warf sich nieder auf seinen Stuhl, so daß dieser in allen Fugen krachte und die dicke Wirthin keifend ins Zimmer stürzte:

„Willst du auch fernerhin meine Möbel verunjeniren, o Homer!" rief sie. „Du nichtsnutziger Taugenichts, sitzest den ganzen langen Tag hier und thust nichts. Dann kannst du nicht bezahlen, was du zu Schanden machst, o Homer! Arbeite lieber, du Galgenstrick, und stiehl dem lieben Zeus nicht seine Tage!"

„Beruhigen Sie sich, meine liebe Frau Thrasumenidessen, sagte Homer. Hier dieses Manuskript —"

„Was, das Manuskript, das Geschmier, das sie Dir alle acht Tage regelmäßig wieder ins Haus zurückschicken? Der Postbote thut mir leid, daß er immer wieder die fünf Treppen heraufflaufen muß um den Quark, o Homer!"

Homer schwieg. Was sollte er auch sagen? Er hatte nichts, und ihr war es nicht zu verdenken, daß sie sich nicht immer mit leeren Vertröstungen abspeisen ließ. Wie oft hatte er ihr früher gesagt:

„Gedulden Sie sich ein wenig, liebe Frau Thrasumenidessen, wenn ich nur das Manuskript verkaufe, so kriegen wir Geld in Hülle und Fülle. Dann bezahle ich auch die Gläser, die ich schon heruntergeworfen habe, die Lampe und was

ich sonst kaput gemacht habe. Dann kaufe ich Ihnen eine Fächerpalme, wahrhaftig, liebe Frau Thrasumenidessen, die stellen sie im Sommer vors Fensterbrett, und die Miethe bezahle ich dann pünktlich jeden ersten, und 17 Mark anstatt 15, mit Rücksicht auf die Erhöhung der Miethspreise in unserm Viertel."

Doch heute sagte er das Alles nicht, vielmehr suchte er das linke Bein hinter dem rechten zu verstecken, weil er daran dachte, daß der linke Strumpf vorn über dem Knöchel ein großes Loch hatte. Aber er sagte nichts, er ließ Alles ruhig über sich ergehen.

„So'n Blödsinn, das Manuskript!" fuhr sie fort in heller Wuth. „Ich will Dir einen guten Rath geben: verbrenne Deine Ilias und geh zu meinem Mann in die Werkstatt, damit Du wenigstens etwas Nützliches thust, o Homer!"

Damit warf sie plötzlich die Thür hinter sich zu und keifte und wetterte noch lange in der Küche herum.

Homer war sehr gedrückt. Da lag sein Manuskript, man mochte es nicht haben. Und doch hatte er darein all seinen Geist, sein ganzes Herz gegossen. Und nun rieth man ihm gar, es zu verbrennen. Es war eigentlich eine Beleidigung, er hätte sie aus dem „fein möblirten" Zimmer werfen sollen.

Aber war es denn ein Wunder, daß sie so geringschätzig davon dachte? Mochten doch die Redaktionen wahrscheinlich genau so denken!

Er raffte sich aus seiner trüben Stimmung zu einem neuen Entschlusse auf. Er wollte es mit den Verlegern versuchen. In Buchverlag brachte man ein Werk ja doch leichter unter als in einer Zeitung.

„Ein Verleger", jubelte Homer, „findet sich immer; hat doch mein Freund, der alt-assyrische Philologe Meierobulos ein Werk über den Keilschriftbuchstaben f an den Mann gebracht!"

Er hoffte darauf, eine Vorschußzahlung von 300 Mark und einen Leibrock aus persischer Schafwolle zu bekommen, im Uebrigen Theilung des Reingewinnes nach Abzug der Herstellungskosten.

Homer entschloß sich, sofort den Weg anzutreten, da fiel ihm ein, daß sein Jacket — 25 Mark hatte es in der bronzenen Hundertunddrei gekostet — nicht mehr im Stande war, einen Besuch auszuhalten.

Was blieb ihm übrig? Er mußte sich wieder an die Frau Thrasumenides wenden, um von ihr den Rock ihres Mannes zu borgen.

Er begab sich zu ihr in die Küche, lobte die Sauberkeit und sah sich die Bratpfanne an, und als sie ihm zehn Minuten lang die Vortheile der Wasserleitung auseinandergesetzt hatte und guter Laune geworden war, rückte er nach und nach mit dem üblen Hintergedanken heraus. Sie ward wieder ganz wild und ungeberdig und fuhr ihm in die Haare. Da er aber ebenfalls sehr grob wurde und nicht abließ von seiner Bitte, so gab sie ihm schließlich den Rock, bat ihn aber, ihren Mann davon nichts merken zu lassen.

„Nein, nein, liebe Frau Thrasumenidessen", sagte er freundlich, indem er sie anfaßte und ein Stück mit ihr in der Küche herumtanzte, „werden wir nicht thun! Passen Sie auf, dem Rock werden Sie Ihr Glück verdanken, wenn ich mein Manuskript —"

„Ach, dein Manuskript, du großer Narr, o Homer!"

Homer machte sich, das Manuskript unter dem Arm, auf den Weg. Da er seine Hoffnung wieder erlangt hatte, so opferte er einen Zehnpfenniger, um mit dem Omnibus Apollokirche—Spartanischer Bahnhof nach dem Buchhändlerviertel zu fahren.

Bei der renommirten Verlagsfirma Müllerimenes et fils trat er nach einigem nervösen Hin- und Hertrotten vor der Hausthür endlich ein. Es war ein großer, geschäftsmäßig praktischer Bureauraum mit massigen Pulten, Kopirpresse, Sanduhr u. s. w. Ein elegant gekleideter Herr trat an den jungen Autor heran. Er trug sehr sorgfältig gescheiteltes Haar, hatte einen Lanzenschmiß über der linken Wange und roch nach Eau de Babylon.

„Sie wünschen, mein Herr?" fragte er mit näselnder Stimme.

„Sie sind —?" stotterte Homer verlegen.

„Ich bin der Geschäftsführer der Firma Müllerimenes et fils."

„Ich habe da ein Manuskript" — sagte der Verfasser und machte sich daran, es auszupacken.

„Ja, verzeihen Sie, Herr —," unterbrach ihn der Geschäftsführer. „Es dürfte uns kaum möglich sein, auf Ihr Werk zu reflektiren. Wir sind leider durch unsere ständigen Autoren bereits derart in Anspruch genommen —"

„Ich glaube, Sie würden ein Werk, das wirklich mit aller künstlerischen —"

„Selbstverständlich zweifeln wir nicht," sagte der Geschäftsführer, „daß es noch viele gute ungedruckte Werke giebt. Aber wir müssen leider bedauern. Wir sind finanziell und geschäftlich derartig engagirt, daß wir uns in neue Unternehmungen vorerst nicht einlassen können. Wir bringen in nächster Zeit nicht weniger als acht historische Romane auf den Büchermarkt, ganz abgesehen von einigen Uebersetzungen aus dem Mittelphönizischen."

Homer ging hinweg.

Muth, Muth, Homer, sagte er zu sich, als er wieder auf der Straße stand und eben dem Maulesel eines Droschkenkutschers zweiter Klasse auswich. Muth, Muth, wie Achill, der Kühne, dem dein Lied Unsterblichkeit geben soll!

Er betrat das Comptoir von Siegfried J. Jakobsonides' Verlag. Ein kleiner untersetzter Mann mit dickem schwarzem Backenbart und etwas unsauberem Kragen fragte nach seinem Begehr.

„Ein Epos? hm", sagte Herr Jakobsonides, als er das Manuskript ansah. Er blätterte darin und las ein Stück. Plötzlich sah er auf und guckte den Verfasser mißtrauisch an.

„Sie schildern hier unsern heiligen Herrn und Vater Zeus in etwas — wie soll ich sagen? — etwas unehrerbietiger Weise!"

„Wieso?" rief Homer. „Ich fasse den lieben Gott nicht mehr als ein Schreckbild, sondern als einen weisen, in Herrlichkeit regierenden Fürsten auf!"

„Ja aber, Herr Homer! Was denken Sie? Sie rütteln da an den Grundfesten der Religion. Mein Verlag ist ein sehr angesehener. Alle Familien kennen mich als einen Verleger ernster, die Sitte heilig haltender Werke. Meinen Sie, ich werde schädigen mein Renommee und mir zuziehen einen Prozeß wegen Zeuslästerung, o Homer?"

„Vielleicht könnte ich Einiges mildern?" wandte Homer schüchtern ein.

„Was heißt mildern?" erwiderte der Verleger und raffte ein paar Stöße Papiere vom Boden auf, über die Homer beinahe gestolpert wäre. „Kann man mildern, wo eine Auffassung das ganze Werk durchzieht? Nein, ich muß bedauern. Uebrigens bin ich schon stark engagirt durch meine ständigen Autoren."

Homer ging trübsälig von dannen. Er war sehr bekümmert. Zeuslästerung? tönte es ihm in den Ohren nach. O es war zum Verzweifeln. Wie gewaltig, wie herrlich hatte er ihn geschildert, den Vater Zeus, herrlicher als

Jeder vorher! Aber vielleicht irrte er sich doch, ach! vielleicht war er ein Lästerer, ach, wer weiß, was er Alles begangen hatte mit seinem Werke!

Vielleicht war es gar nichts werth? Vielleicht war er gar kein Dichter? Die hohe Begeisterung, die er empfunden, war am Ende leer und nichtig. Es ward ihm siedend heiß und sehr übel im Magen, so daß er noch einen Obolos dranwandte und sich ein Glas Selters in einer Trinkhalle geben ließ.

„Mit?" fragte das Mädchen.

„Nein, ohne!" antwortete Homer. „Süßigkeiten sind nichts für mich, mein schönstes Kind!"

„Na denn nich!" sagte sie keck. „Kann ich doch nich wissen, Schnuteken!"

Er wollte eben ihre Hand erfassen, als ein Soldat vom achten Garde-Katapult-Regimente zu Fuß an die Bude herantrat. Homer zahlte und ging davon. Er war ein wenig erfrischt und schöpfte neuen Muth.

Er setzte die Suche nach einem Verleger fort. Allein auch jetzt hatte er kein Glück. Viele waren schon zu stark „anderweitig engagirt", ein Anderer war Antisemit und nahm nur Sachen, die etwas Gepfeffertes gegen Araber und andere Semiten enthielten, ein Dritter, dem Homer über den Inhalt seines Epos berichten mußte, fand Sparta einseitig auf Kosten Athens gepriesen und hielt es deswegen nicht für opportun, das Werk zu verlegen.

Zuletzt wandte sich Homer an einen jungen Verleger, der in einem Hinterhause drei Treppen in einem kleinen engen Zimmer wohnte. Es war ein dürrer, bleicher Mann mit hungrigen Augen und nervösen Handbewegungen. Sein Zimmer war behängt mit religiösen und erotischen Bildern, denn er war auch Kunstverleger. Aufgeschlagen auf dem Tische lagen eine Anthologie von lyrischen Gedichten mit Kupferstichen, ein Sportbuch mit Abbildungen ninivetischer Vollblut-Elephanten und ähnliche Kunstartikel.

Homer legte ihm sein Manuskript vor. Er hatte allmählich die Schüchternheit abgelegt und suchte die Vorzüge seines Werkes dem Verleger klar zu machen. Dieser, der wirklich sehr gern ein neues Werk in Verlag genommen hätte, schien sich eigentlich dafür zu interessiren. Er fragte Homer nach den Bedingungen.

„Wenn Sie mir wenigstens Etwas im Voraus baar geben könnten?" sagte Homer forschend.

„Wo denken Sie hin!" rief der Verleger. „Ein Werk von einem Anfänger bringt ja doch nichts ein. Ich will froh sein, wenn ich nichts dabei verliere. Uebrigens glaube ich, ist in Ihrem Werke zu wenig Spannung."

„Hm!"

„Könnten Sie nicht ein Bischen mehr Liebessachen hineinbringen?"

„Ja, man könnte wohl versuchen —" sagte Homer.

„Aber zu verdienen ist trotzdem nichts," sagte der Verleger. „Ich setze eine Menge Geld zu bei solchen Dingen. Ich würde es Ihnen ja am Ende drucken, aber natürlich müßten Sie auf alle weiteren Ansprüche dabei verzichten."

Homer ward es schwül. Dreiundeinhalb Jahre Arbeit und nichts dafür. Aber was konnte er machen? Um seines Werkes willen, das ihm am Herzen hing, mußte er Alles über sich ergehen lassen. Er hatte gehungert, und er würde weiter hungern, wohl! das war nun sein Schicksal. Aber er wollte es ertragen, wenn nur sein Werk hinauswanderte in die Welt und Freude und Erhebung schüfe, überall wo Menschen wohnten.

„Hm, ich hatte gedacht, ich würde wenigstens Etwas —" sagte er kleinlaut.

„Nein, nein, lieber versuchen Sie es wo anders! Ich kann nichts zahlen, rein unmöglich. Ich bin noch im Zweifel, ob ich überhaupt das Risiko der Drucklegung auf mich nehmen darf. Wenn Sie mir wenigstens für einen Absatz von 300 Exemplaren irgendwie garantirten!"

„Das kann ich nicht," sagte Homer, „ich habe nichts."

„Haben Sie nicht Jemanden, der für den Erfolg gut sagen könnte? irgend einen Gönner an der Börse oder sonst Jemanden?"

„Nein, ich habe Niemand."

„Hm, das ist freilich schlimm," fuhr der Verleger fort. „Auch ist mir das Werk zu lang."

Er blätterte in dem umfangreichen Manuskript herum.

„Wer liest so lange Sachen, Herr Homer, in unserem nervösen Zeitalter? Vielleicht ließe sich hier und da streichen!"

„Ja, das wird nicht leicht angehen!"

„O das wird sich schon machen lassen. Etwa ein Drittel sollten Sie streichen. Dann scheint mir Ihr Werk zu ernst und tragisch zu sein. Wissen Sie, das Publikum, ich meine das zahlungfähige Publikum, liebt den Esprit, die Bonmots. Wenn Sie so etwas hier und da in Ihr Werk einflechten könnten — verstehen Sie, eine kleine Pikanterie, du lieber Zeus, das ist ja einmal so. Um in die richtige Stimmung zu kommen, brauchen Sie ja nur ein paar Nummern der Sodomer Karikaturen zu lesen oder das Journal Ah-méchant — erscheint in Gomorrha, brillantes Geschäft das, so ein Blatt!"

In Homers Herzen keimte allmählich ein tiefer Widerwille auf.

„Solche Sachen soll ich in mein Werk bringen, o Verleger?" rief er unmuthig.

„Ja aber mein Zeus, warum nicht?" fragte jener lächelnd. „Oder wollen Sie etwa, daß sich Ihr Buch als Makulatur herumdrückt?"

„Ja, lieber will ich das", rief Homer in großer Erregung, „lieber das, als meine Kunst entweihen, o Verleger! So etwas wagen Sie mir vorzuschlagen?"

Er nahm das Manuskript und schlug es dem Verleger um den Kopf.

„Bist du verrückt, o Homer?" sprach der, sprang auf und faßte den Dichter an der Gurgel.

„Laß mich, o Verleger!" rief Homer.

Sie rangen eine Weile mit einander, dann sprang der Verleger nach der Wand, wo seine Lanze B 33 Knickebein-System hing. Während er sie herabriß, ergriff Homer einen Schild.

Der Kampf begann. Er dauerte lange. Da der Schutzmann des Reviers gerade im Krug zu den drei Sirenen liebe Genossen gefunden hatte und mit den Wirthstöchtern Schabernack trieb, so fochten die Beiden ungestört von drei bis sechs Uhr nachmittags.

Dann neigte sich der Sieg auf die Seite des Verlegers. Homer aber verlor in dem Kampfe beide Augen.

Wie er nun auf die Straße kam, in Gedanken an sein Werk, die Ilias, und die tapferen Helden vor Troja, da liefen ihm die Jungen auf der Straße nach und zupften ihn am Rocke. Als ein fremder Mann, der dem Treiben zusah, ihnen wehren wollte, riefen sie:

„Lassen Sie man, Männeken, et is ja man blos der olle blinde Homer!"

Curt Grottewitz.

Der Kriegsstrike.

So hat also, was mir der Herr da erzählte, doch größere Bedeutung, als ich ihm zugemessen! sagte ich mir, als ich die Reden Liebknechts und Nieuwenhuis' vom Züricher Arbeiterkongreß las.

Auf einem Ausfluge hatte ich nämlich stundenlang mit einem schweigsamen, alten Herrn, den ich für einen Russen hielt, im Coupé gesessen, als endlich ein Herr in braunem Lodenkostüm zu uns trat, dessen Gruß mich schon darauf schließen ließ, daß er die Unterhaltung suchen werde.

Und so war es. Er begann mit der unseligen Dürre und deren traurigen Folgen im Allgemeinen, fügte aber hinzu, es habe ja Alles sein Gutes, es seien unhaltbare Zustände, in denen wir lebten, und nur durch Katastrophen, zu denen auch die Natur helfen möge, könnten wir aus ihnen erlöst werden.

Mir schmeckte das sehr nach Sozialismus, denn ich hatte Auszüge aus dessen Blättern gelesen, in denen die Führer eine bevorstehende allgemeine Kalamität als eine Verbündete zur Erreichung ihrer Zwecke begrüßten; und in der That bekannte der Herr sich im Laufe der Unterhaltung als einen entschiedenen Anhänger der Sozialdemokratie.

Er hatte eine ganz liebenswürdige Manier in seiner Unterhaltung, sprach lebhaft, äußerte seine politischen Ansichten ganz offen, und ich ließ ihn reden und warf nur dann und wann ein kleines Bedenken ein, wenn er mit gar zu viel Zuversicht sprach.

Alle unsere staatlichen Einrichtungen, auch die geschäftlichen, stellte er als unhaltbar und verrottet hin; die durch sie hervorgebrachte Noth werde schließlich Alle ins sozialistische Lager treiben; auch die Annahme der Militärvorlage könne nur seiner Partei zum Vortheil gereichen. Deren oberstes Prinzip sei die allgemeine Volksverbrüderung; bis Ende des Jahrhunderts sei an keinen Krieg zu denken, bis dahin aber — er wolle nicht mit Zahlen sprechen — werde seine Partei sich um mindestens das Zehnfache verstärkt haben und dieses Ziel erreicht sein, wenn eben die Militärlast eine unerträgliche geworden sei und die Völker am Hungertuche nagten.

Ich warf ihm ein, ob es nicht wahrscheinlicher sei, daß kriegsgerüstet, wie wir Alle seien, dasjenige Volk, das zuerst nichts mehr zu essen habe, über den Nachbarn herfallen werde, um sich an dessen Tisch zu setzen. Der Hunger stimme nicht versöhnlich.

„Sie irren", meinte er und lächelte mit Ueberlegenheit. „Wir *sind* bereits eine internationale Verbrüderung. Unsere Staatsformen schließen heterogene Elemente in sich, die diese Formen, alt und morsch, wie sie sind, endlich in absehbarer Zeit sprengen müssen. Unsere Partei ist gleich zahlreich in Deutschland, in Frankreich, Belgien, überall; ihre Anhänger blicken in jüngster Zeit sogar mit Stolz auf *uns* in Deutschland und erwarten von uns gewissermaßen die Initiative. In Rußland stehen die Nihilisten zu unserem Banner.

Der alte Herr in seiner Ecke ließ ein tiefes Räuspern hören.

„Wie ich sagte", fuhr mein vis-à-vis fort, „heute und morgen wird kein Krieg versucht werden, gleichviel aus welchen Gründen, auch in Jahren nicht und bis dahin wird er in *unserer* Hand liegen, wir aber wollen ihn nicht, wir werden ihn verhüten, ihn unmöglich machen".

Er sprach das mit einer Zuversicht, die mich frappirte.

„Und wie werden Sie das bewerkstelligen"?

Mein Nachbar lächelte über meine Harmlosigkeit.

„Sehr einfach!" rief er. „Sagen Sie mir: wer ist die Armee? Unsere Söhne sind es, die mit unseren Lehren erwachsen, denen diese in Saft und Blut gedrungen! Was weiß der Unteroffizier davon! Auch wir, wir älteren, sind die Armee, dank unsrer Heeresverfassung. Ich frage Sie nun: ist Einer, auch nur Einer in dieser Armee — ausgenommen Diejenigen, die den Krieg als Beruf gewählt, wie z. B. die Söhne armer Aristokraten und Offiziere, die mit auf Staatskosten herangebildet werden — für den Krieg? Kann es ihm eine Ehre sein, den heutigen Soldatentod zu sterben, d. h. von Maschinen zerfleischt zu werden; kann selbst der schwärmerischste junge Mensch noch darauf rechnen, sich durch Tapferkeit auszuzeichnen, wenn er auf tausend Meter vom Feinde, den er vielleicht gar nicht zu Gesicht bekommt, dahin gestreckt wird? Ist das Heldentod? Ist das nicht im Kriege die selbe unselige Maschinenarbeit wie im Frieden? Glauben Sie mir: das Ende des Jahrhunderts wird auch das Ende aller Kriege sein. Aber wer weiß, welche andere Plage uns dann geschickt wird, um das Völkerglück zu stören."

„Nun, Ihr . . . Zukunftstaat!"

Er lächelte mitleidig über meine Aeußerung.

„Und mit welchen Mitteln denken Sie also den Krieg zu verhindern, wofür Ihnen ja alle dankbar sein würden?" fragte ich.

„Mit den einfachsten! Die Zeit ist längst vorüber, wo man einen Krieg wegen einer königlichen Maitresse anfing, aber dahin, daß die Monarchen das Recht über Krieg und Frieden den Parlamenten übergeben, dahin kommen wir schwerlich; die Völker selbst also, die den Krieg zu kämpfen haben, werden diese Bestimmung übernehmen müssen."

„Sie denken sich das leichter?"

„O gewiß! Bis zum Ende des Jahrhunderts zählt unsere Partei mindestens das Zehnfache, ja noch mehr. Wir sind Alle Brüder, in welcher Sprache wir auch reden. Unsere Lehre verbietet, uns gegenseitig tot zu schießen, gleichviel, ob es sich um Ländererwerb oder sonst Etwas handelt, denn wir kennen keine Landesgrenzen, keine Schlagbäume, keine Nationalfarben; wr werden uns also nicht gebieten lassen, in einen Krieg um nichts und wieder nichts zu ziehen!"

„Ach so! Jetzt verstehe ich Sie! Werden Sie das aber durchführen können?"

„Ohne Zweifel! Wird von irgend welchem Staat, sagen wir z. B. von Frankreich, ein Anlaß zur Kriegserklärung vom Zaun gebrochen, so überschwemmt unsere Partei hüben und drüben das Land mit einer Proklamation, die unsere Söhne auffordert, ihnen gebietet, keinen Fuß zu diesem mörderischen Vorhaben anzusetzen. Glauben Sie nicht, daß bis dahin in jedem Regiment die Hälfte, sagen wir nur ein Drittheil der Mannschaft aus unseren Söhnen besteht? Glauben Sie, daß der Aus- und Vormarsch der einander gar nicht feindlich gesinnten Armeen sich so leicht vollziehen wird?"

„Also ein Kriegsstrike?"

„Wenn Sie wollen, ja!"

„Was nun wird die traurige Folge für die Renitenten sein, die ihrem

Monarchen den Eid der Treue geleistet? Sie kennen doch die Unerbittlichkeit der Kriegsgesetze?"

„Die Folge wird zunächst sein, daß der Beginn des Krieges unmöglich ist, wenn die Hälfte der beiderseitigen Armeen die Friedenserklärung auf die Spitze ihrer Bajonnete steckt."

„Wenn Sie deren noch haben, denn die erste Folge wird ihre Entwaffnung sein."

„Wer wird sie gewaltsam entwaffnen? Eine halbe Armee ist nicht zu verhaften! Die Folge eines Versuches der Art würde die Revolution sein und dann ist der Krieg erst recht unmöglich. Die Weltgeschichte würde keine gerechtere Ursache zu einer solchen aufzuweisen haben! Und wie denken Sie es sich, wenn in den beiden Ländern der für den Frieden gestimmte Theil der Armeen an die Grenze rückt, um sich die Brüder-Hände zu reichen? . . . Oder halten Sie das für unmöglich?"

Ich war in der That betroffen durch diese ausschweifende Idee.

„Für unmöglich?" antwortete ich. „Das wäre eben „fin de siècle!"

„Halten Sie es für strafbar unserer Gesetzgebung gegenüber?"

„Keineswegs! Es wäre eben nur Treubruch dem Soldateneide gegenüber!"

„Halten Sie einen Eid für einen moralischen, der gegen die Lehre der Christenliebe, der Religion geschworen wird?"

„Aber hat denn der Sohn keine Pflicht gegen sein Vaterland?"

„Im Grunde erkennen wir ein solches nicht an; aber meinetwegen denn. Erfüllen wir etwa nicht die höchste Pflicht gegen das Vaterland, wenn wir es vor der grauenhaftesten Gefahr, vor Raub, Mord und Plünderung retten? Blicken Sie hier umher auf die arme Pfalz (wir fuhren eben hindurch) sie leidet heute noch an den Gräueln des dreißigjährigen Krieges; blicken Sie auf die Ruinen an beiden Ufern des Rheins, denken Sie an die Verwüstungen in Frankreich während des letzten großen Krieges!"

„An die Brandstätten von Paris", warf ich ein. „Das letzte furchtbare Wort der Commune, die Sie nicht verurtheilen werden, war Ferrés: „flambez les finances!"

„Ich gebe zu, daß die große, erhabene Idee in schlechten Händen war! Aber wer entfesselte diese Dämonen? Der Krieg! Unsere ganze Arbeit im Frieden geschieht nur für ihn, um während seiner Dauer auch noch das Letzte hinzugeben, unser Blut, das unserer Kinder, die Wohlfahrt unserer Frauen! Sind wir zu verdammen, wenn wir dieser Brutalität ein Ende machen wollen? Gerade dieses Streben führt uns Millionen zu, die sonst mit unserer Lehre nicht einverstanden, sich aber um dieser Mission willen mit ihr befreunden. Wir sind die wahren Christen, da wir für den Frieden besorgt sind, und geben Sie Acht, wir erreichen ihn. Sind alle Völker erst einig, so werden wir auch mehr von der Mutter Erde haben, die zu unserer Ernährung da ist; die Menschheit wird nicht mehr in diese engen politischen Banden gepreßt sein, die jede freiwillige Bewegung hemmen; der Mensch wird sich ansiedeln, wo er etwa sein Brot gewinnen zu können hofft, ganze, jetzt unwirthbare Strecken der Erde werden durch den Pflug ergiebig werden, und nicht wie bisher wird der Steuerbeamte der erste sein, der den Landbauern den ersten Lohn vergossenen Schweißes abnimmt."

„Was Sie da sagen, kann ja ganz schön werden", warf ich ein, „wenn es nicht gerade das Gegentheil wird, denn nach meiner Erfahrung ist der Mensch,

dieses höchstorganisirte Wesen, erst ein Mensch, wenn er einen Profossen über sich hat. Was aber Ihren Kriegsstrike anbetrifft, so erscheint es mir fast wie ein von Ihnen erwünschtes Mittel eben zu der bewaffneten Revolution, die von der Umsturzpartei als bisher unpraktisch aus ihrem Programm gestrichen worden ist. Sie kehrt also zu ihr zurück, um ihre Waffen gegen Den zu richten, der sie ihr selbst zu seinem Schutz und Wehr in die Hand gegeben hat. Wir haben gesehen, wohin es in Spanien geführt hat, so lange jedes Regiment durch ein Pronunciamiento sich für oder gegen das herrschende Regirungsystem zu erklären gewohnt war."

„Um Verzeihung, Ihr Vergleich hinkt", sagte lachend mein Reisegefährte. „Sie sprechen von einem der wechselnden Regirungsysteme, wir wünschen aber keins dieser Systeme mehr, weil sie sich als unbrauchbar erwiesen haben. Bei ihnen handelte es sich immer nur darum, wie viel mehr oder weniger an Menschenrechten sie dem Volke zumaßen, wir wollen diese alle, ungeschmälert. Wir verlangen namentlich das Höchste, in Frieden zu leben, unsere Söhne nicht vor die Kanonen führen zu lassen, nachdem sie mühsam und mit großen Kosten zu ordentlichen Menschen, zu einem anständigen Beruf erzogen worden sind.

An eine Abrüstung aber, von der die bürgerlichen Parteien träumen, ist nicht zu denken, denn welcher von den Großstaaten wird vor seinen Nachbarn das Armuthbekenntniß aussprechen: diesen Frieden kann ich nicht mehr bezahlen, ich habe mein Letztes für ihn ausgegeben! Wem also wird diese Aufgabe zufallen und wer wird den allgemeinen Frieden bekretiren? Wir! Und das ganze Volk, die Völker, die gegen einander kämpfen sollen, werden aufathmen, werden mit uns sein, wenn wir unsern Mitbürgern hüben und drüben zurufen: Es lebe der Friede! Tretet nicht an! Wir wollen uns nicht mehr zerfleischen wie wilde Thiere!"

„Und was werden Ihnen darauf die Kosaken antworten, wenn wir mit ihnen zu thun bekommen sollten?"

Der Zug fuhr eben in den großen Mannheimer Bahnhof ein. Mein Gefährte erhob sich; er schien sein Ziel erreicht zu haben.

„War mir eine Ehre und wünsche glückliche Reise!" Damit verabschiedete er sich höflich.

„Nitschewo!" gab unser dritter Passagier, der ältere Herr in der Ecke des Coupé, der uns schweigend zugehört hatte, endlich seine Meinung über seine Landsleute ab. „Nitschewo!" werden sie ihm antworten!"

Ich war zunächst der Ueberzeugung, mein Gegenüber habe nur aus seiner eigenen bewegten Seele gesprochen; die Rede Bebels bei der Militärdebatte aber, der die Zahl der Sozialisten in der Mannschaft eines norddeutschen Pionier-Bataillons auf neun Zehntel schätzt, ließ vermuthen, zu welch' kühner Aufgabe die Partei sich schon erstarkt und berechtigt glaubt. Auch Bebel ließ schon zwischen seinen gesprochenen Zeilen lesen, durch wen er die Erlösung von all' unserem staatlichen Uebel erwarte, und auf dem Züricher Kongreß sprachen namentlich die Holländer noch deutlicher. Ich gebe diese Unterhaltung nur wieder, wie sie eben geführt wurde. Die Vergrößerung unserer Armee wird ihr natürlich einen entsprechenden Zuwachs aller politischen Elemente bringen, denn heute wird die Politik schon auf der Schulbank getrieben. Ich glaube nicht, daß die neue Saat so schnell reifen wird, wie sich mein Reisegefährte vorstellt; aber das kommt eben auf das Wetter an, das inzwischen — gemacht wird.

Wiesbaden. Hans Wachenhusen.

Getreide.

Ob bereits die Erzväter ihre regelmäßigen Getreidenotirungen erhielten? Jedenfalls wissen sowohl Abraham als Jakob innerhalb ihrer weltfernen Idyllen ganz genau, wie reich diesmal in Egypten die Ernte ausgefallen ist und ziehen dorthin, sobald bei ihnen selbst Futternoth ausbricht. Würden die midianitischen Kaufleute, die sogar für einen Joseph ihren Kaufpreis haben, lieber Cerealien im Nillande anschaffen und nach Syrien abgeben, so brauchte der Prophet nicht zum Berge, der Patriarch nicht nach Egypten zu gehen.

Das ist das Signum des modernen Kaufmannswesens: bei uns kommt immer der Berg zum Propheten, die Waare zum Käufer. In Tagen, wo die Vorräthe knapp sind und die Nachfrage stürmisch ist, mag dies dem menschlichen Eigenthumsgefühl einen berechtigten Schmerz bereiten, aber wir stehen im Zeichen des Verkehrs, der die Möglichkeit des Handelns so Vielen erleichtert und etwas ganz Neues entdeckt hat, — eine bis in die feinsten Maschinentheilchen präzis arbeitende Konkurrenz. Der dadurch geschaffene Ausgleich im Preise würde auch ohne eine steinerne, überhaupt sichtbare Börse stattfinden; diese stellt mehr eine Bequemlichkeit dar, ein körperliches Vernehmen zahlloser Geschäfte, die sonst von Comptoir zu Comptoir, vor Allem aber brieflich und telegraphisch gemacht würden. Wie man vom Depeschiren später zum Telephoniren vorgedrungen ist, so gingen Handel und Wandel aus dem abgeschlossenen zum allgemein wahrnehmbaren Verkehr über, und ob dies nun in der Rue Quincampoix geschieht und sich um Mississippiaktien dreht oder in der Burgstraße zu Berlin um Roggen und Weizen —: jede Konzentration von Menschen erhebt leicht die Gedanken zu Strömungen und es werden auch von Zeit zu Zeit für die anliegenden Ufer schädliche Ueberfluthungen nicht ausbleiben.

Während also die populären Handbücher lehren, daß das Termingeschäft ursprünglich aus den Entfernungen herrühre, aus der greifbaren Schwierigkeit, die Waare sofort zu liefern, ist dieser Handel umgekehrt gerade aus der neueren Ueberwindung der Entfernungen erst entstanden. Wie wäre es auch möglich, auf längere Zeit hinaus große Abschlüsse zu vollziehen, falls man bei den späteren Käufen oder Verkäufen nur den eigenen engen Markt vor sich hätte? Die rasche Beförderung von Waare selbst bei den weitesten Entfernungen ist hier unbedingte Nothwendigkeit.

Eben so unrichtig-populär ist es auch, die Getreidespekulation mit der Fondsspekulation zu verähneln. Die Unternehmungluft in Werth- oder Unwerthpapieren geht von Vermögenden oder Rastlosen aus, diejenige in Getreide bildet in erster Linie eine Rückversicherung. Der Gutsbesitzer in Ost- und Westpreußen, der doch jeden Tag seine Blätter liest, sagt sich z. B. bei Aussicht auf eine starke Ernte, daß die Preise jetzt hoch seien, es also angethan wäre, einmal 100 Wispel auf Lieferung zu verkaufen. Werden dann die Preise noch höher, so hat er den Vortheil an seinem übrigen Getreide und kann den Börsen-Schaden beim Rückkauf tragen, oder aber er muß später seine Ernte zu niedrigeren Sätzen abgeben, in diesem Falle kann er wenigstens sein Termingeschäft günstig abwickeln. Natürlich spekulirt der Gutsbesitzer auch umgekehrt und er soll einmal offen sagen, ob seine ständige Verbindung in Berlin (die meisten Gutsbesitzer haben eine solche) ihn nach dieser Richtung an Ideen-

reichthum übertrumpft. Noch großartiger haben sich die Terminoperationen der Mühlen angelassen. Diese riesige Industrie muß doch täglich effektives Getreide zum Vermahlen kaufen. Da sie nun dadurch mit dem Mehl, das sie später wieder an der Börse verkauft (und nicht wie die süddeutschen Konsum-Mühlen an feste Kundschaft), unwillkürlich in Spekulation geräth, so verkauft sie gleichzeitig Mehl in blanco, um so eine Rückendeckung zu haben.

Aus diesen beiden Faktoren: den Gutsbesitzern und den Mühlen, setzt sich der eigentliche Kern der Berliner Terminumsätze zusammen. Man sieht, daß es sich hierbei um reine Differenzgeschäfte handelt, daß Käufer oder Verkäufer gar nicht an effektiv dabei denken können. Da sie aber die ganze Transaktion nicht als Spiel, sondern als eine Art von Versicherung betreiben, giebt es viele Erfahrene, die das große reelle Getreidegeschäft von diesem Nebenzweige als untrennbar ansehen wollen.

Wer ist aber der Gegenpart bei solchen Lieferungabschlüssen? Entweder effektive Interessenten mit entgegengesetzten Berechnungen, oder aber einfach Spekulanten. Beschäftigen wir uns einmal mit der zweiten Gruppe. Wer hat in unseren Seestädten etwa die außerordentlich verbreiteten Privatassekuranzen beobachtet und findet da nicht sofort die Parallele? Eine Ladung Flaschen ist beispielsweise zu versichern, der Agent geht zu seinen Bekannten und Freunden und bietet ihnen eine baar gezahlte Prämie von 40 oder 50 Mark, die Empfänger müssen dann eventuell für den Unfall der Ladung aufkommen. Der Assecurator ist also in diesem Falle ein der Branche ganz fern Stehender, der eine Spekulation macht, den indessen dieserhalb kein Odium anweht. Nun ließe sich einwenden, daß jener Assecurator für die Summe der möglichen Entschädigung gut sei, während dies bei einem Getreidespekulanten nicht immer zutrifft. In Wahrheit ginge aber dann die Täuschung von dem Spekulanten aus, denn man wird doch von vornherein nur mit solchen Leuten handeln, die man eben für gut hält. Auch ist es ein arger Irrthum, irgend einen Börsenmann nach einem einzigen jeweiligen Geschäfte zu beurtheilen; auf die Summe seiner Abschlüsse kommt es an, gerade so wie die Privat-Assekuratoren stets an einer ganzen Reihe von Unternehmungen betheiligt sind und sich eine Durchschnitts-Möglichkeit für Entschädigungen ausrechnen.

Das eigentliche Spiel im Getreide kommt von oben. Der Himmel mit seiner qualvollen Unbeständigkeit im Wetter hält die unmittelbaren Besitzer in nahezu unaufhörlicher Spannung und reizt sie zu Vorsichtmaßregeln, die eigentlich in seltenen Fällen zweischneidig werden.

Damit ist eine Gattung unberechtigter Spekulation nicht wegzuleugnen. Diese steht aber abseits von Dem, was wir Weltmarkt nennen, gefällt sich mit Vorliebe in lokalen Corners, d. i. im Ausnutzen von Zufallspositionen, und kann, da sie auf den Getreidezins natürlich einwirkt, oft ein Stück nichtswürdiger Arbeit verrichten. Gegen derartige faiseurs, die vielleicht von vielen Geschäftsleuten noch bewundert werden und auch ganz naiv sich für höchst talentvoll halten, gäbe es als bestes Purgirmittel eine sehr hohe Stempelsteuer. Aber ohne Schwierigkeiten könnte man natürlich auch hier den Schuldigen vom Schuldlosen kaum unterscheiden. Jedenfalls sollte man die Abgaben für Nichtgetreidekaufleute stark erhöhen, da die Manier, daß Kohlenhändler, Manufakturisten, Bankiers 2c. 2c., wie in Kaffee, Baumwolle, Zucker, auch in Getreide spekuliren, ganz offenbar den Markt in künstliche Lagen hinein zwängt.

Zwischen dem deutschen Produzenten und dem Konsumenten, einerlei, ob Bauer, Großgrundherr oder Gutsbesitzer, steht der Händler; dieser vermittelt auch den kleineren Mühlen ihr ausländisches Getreide, während die großen Mühlen für eigene Rechnung im Auslande kaufen. Der Kommissionär vermittelt wiederum das Effektivgeschäft zwischen dem Inland und Ausland. Er verkauft beispielsweise einer Mühle in Berlin eine Getreideladung in Baltimore, bei der er dann das Geld auch vorlegt und unter Umständen als Sicherheit die Waare bei sich lagern läßt. Diese wilde Ehe von Kommissionär und Bankier erlaubt ihm aber durchaus noch keinen Preisaufschlag; er oder sonst sein Konkurrent legt seine Faktura vor und erhält eine bestimmte Provision. Warum noch keine Aktiengesellschaften für diese nothwendigen Thätigkeiten gegründet sind? Zu gefährlich! Die ganze Redensart von der Solidität des Ackerbaues zerschmilzt, bedenkt man, wie schon vorhin gesagt, von welchem Unbegreiflichen hier alles Gelingen schließlich abhängt.

Für Deutschlands und Rußlands Getreidehandel war Berlin bis vor wenigen Jahren der Centralpunkt. Unser Boden, soweit er nicht mit Wein und Hopfen bebaut ist oder dem Belieben der Latifundienbesitzer andächtiglich geweiht wurde, scheint, so unpatriotisch es klingt, durch die alte Kultur sowie durch die neuen Phosphate schlecht geworden zu sein. Weizen aus Ost-, Westpreußen oder Pommern ist im August, weil zu feucht, gar nicht transportabel. Jeder süddeutsche Müller würde sich jetzt hüten, jenes Produkt zu kaufen, während der russische Weizen und Roggen jede Temperatur aushält und auf Dezennien hinaus wohl den größten Klebstoff enthalten wird. Bis vor fünfzehn Jahren hatte der ungarische Weizen wegen seiner Qualität die Tête des Getreidehandels, heute ist es Rußland, von dessen hartem Weizen die Unentbehrlichkeit wenigstens in unsern Kaufmannskreisen behauptet wird. Damals kannte man die feineren russischen Sorten eben noch nicht und heute ist der ungarische Boden bereits geschwächt.

Der amerikanische Weizen dient als gute Mischung, er diktirt im Termingeschäft, besonders nach den letzten zwei Jahren russisch-deutscher Zollschwankungen, unbedingt den Weltpreis. Denn der Yankee hat mehr Geld als der Russe, der noch weit entfernt von den gewaltigen Farmerverbindungen der Union ist, und außerdem sind bei ihm alle Partien klassifizirt, so daß man auf Standard kaufen kann. Das altmodische Rußland giebt dagegen auf Muster ab und da ist natürlich jede Partie anders. Weizen ist bares Geld; können wir ihn nicht von Rußland bekommen, so helfen wir uns noch mit Rumänien, Bulgarien und Frankreich. Anders steht es aber um Roggen.

Unsere norddeutsche Bevölkerung kann ohne Roggen nicht bestehen. Da es nur politisch vernünftig wäre, sich von einem Nachbarlande zu emanzipiren, dessen Freundschaft Anfechtungen unterworfen ist, so kam man bekanntlich auf die Idee, unsere Roggenernährung durch Mais zu ersetzen, das heißt: unsere Offiziösen schrieben darüber, während es den Amerikanern eingefallen war. Eines Tages waren ein paar Farmer nach Washington ins Weiße Haus gekommen, hatten den betreffenden Vorschlag gemacht und alsbald, mit dem nur der Union eigenen Feuereifer für Export, hatte die Regirung Emissäre nach Berlin geschickt. Leider scheint aber schon heute festzustehen, daß ein derartiges Wechseln in unsrem altgewohnten Hauptnahrungmittel doch Gefahren in sich birgt. Unsere Bevölkerung ist also auf Roggen, und zwar den vorzüglichen

russischen, angewiesen. Denn die Union, deren Süden überhaupt keinen Roggen baut, absorbirt ihre nördlichen Ernten besonders für die Whiskyproduktion.

Aber auch die ungeheuren Roggenerträgnisse Rußlands sind ohne unseren Konsum zunächst aufs Verfaulen angewiesen. Der Westen gebraucht gar keine ausländische Waare, ja zu besseren Kursen exportirt Frankreich noch etwas Roggen, während es bei niedrigen Preisen sein Produkt einfach verfüttert.

Der jetzige Zollkampf zeitigt also die Doppelerscheinung, daß unser Gegner seinen Roggen bei uns absetzen *muß* und sich so benimmt, daß er eine Exklusivirung geradezu voraussehen muß, und — daß *wir* russischen Roggen absolut gebrauchen und ihn dennoch ablehnen. Kein Wunder daher, daß auch die Kaufleute *dieses* Gebietes den ganzen Kampf als nur vorübergehend ansehen. Leider vergessen sie, daß es im Zarenreiche mächtige Industrielle giebt, die noch von Wyschnegradsky her bindende Versprechungen haben, während die dortige agrarische Partei, von der deutsche Blätter mitunter faseln, *gar nicht existirt*. Natürlich würde Rußlands Getreideexport noch immer auf dem Rubelkurs basiren, wie denn auch früher die Berliner Firmen aus Odessa und Petersburg täglich dreimal Kursdepeschen von russischen Noten erhielten.

Die Weltbörse für Weizen — wie auch für Schweine — ist Chicago. Erst dann kommt das Termingeschäft in New-York, das die Verschiffungen hat. Für Westeuropa entscheidet Paris, für Deutschland und den Osten Berlin. Wie ersichtlich, decken sich die Getreidecentren so ziemlich mit den Geldcentren. Eine der wichtigsten *Effektivbörsen* ist Mannheim, die auch die ganze Schweiz versorgt. Amsterdam erscheint ebenfalls von Bedeutung, während Rotterdam mehr Vorort für Süd-Westdeutschland bildet. Die so unbequemen Differentialzölle wirken besonders bei diesen indirekten Verfrachtungen sehr erschwerend und unsere Konsuln in den Unionhäfen wissen jedenfalls von der unwillkommenen Vermehrung ihres Personals in Folge der Ursprungszeugnisse Einiges zu erzählen. Und dennoch autet zuweilen so ein Connossement statt auf Weizen irrthümlich auf Mais!

Der Preis richtet sich nach dem Weltmarkt. Wie heute der Käufer von Petroleum bei seinem Krämer oft Einsicht in die überseeischen Notirungen verlangt — weshalb sich so ein Detailliſt zu seinem Bedauern große Zeitungen halten muß —, so kann auch der deutsche Bauer die Getreidepreise von New-York und Chicago unmöglich ignoriren. Selbst viele Kaufleute halten aber einen Schutz von $3^1/_2$ M. für recht und billig, da unsere Bauern doch das amerikanische Getreide nicht zu 13 M. hereinkommen sehen können, während sie selbst bei ihren geringen Quantitäten etwa $16^1/_2$ M. zu nehmen haben. Gegen diesen maßvollen Schutz der Kleinproduzenten, dessen Existenz aus hundert Gründen staatlich erwünscht ist und dessen Gewerbe heute aus hundert Zeitwunden blutet, kann nur ein Wirthschaftfanatiker sprechen und solche giebt es im Freihandel und im Schutzzoll.

Der Bauer selbst hegt natürlich für sein Gedeihen, und ganz ohne Nebenberücksichtigung Anderer, die innigsten Wünsche, sein Wort auf diesem Gebiete wiegt aber nicht schwer, da er seine Beziehungen zum internationalen *Gesammt*betriebe schlecht übersieht. Es ist leicht möglich, daß sich auch die größeren Interessenten des Ackerbaues in diesem kaufmännischen Theile nicht gut zurecht finden. Und nun erst in Zeiten wie jetzt, wo Getreide ungemein niedrig steht, während in normalen Jahren Weizen etwa 20 M., Roggen 15 M. notirt.

Pluto.

Miquel-Posadowsky.

So um das Jahr 1663, da die Hausfinanzen weiland des Sonnenkönigs Ludwigs des Vierzehnten in arge Unordnung gerathen waren, empfahl ihm der kluge Kardinal Mazarin seinen Intendanten Colbert, der nach der Ansicht Seiner Eminenz die trostlose Ebbe in der königlichen Schatulle bald in hohe Fluth wandeln würde. Bossuet erzählt nichts davon, ob die Gläubiger oder die Nothhelfer des Königs etwa Semiten waren und ob es deshalb vielleicht nöthig war, einen im üblen Geruche des Antisemitismus stehenden Hofbeamten, einen Geistlichen oder auch einen Feldherrn, vorsichtig erst zu entfernen. Er sagt nur, daß es Colbert ganz wunderbar gelang, die Finanzen seines Monarchen zu entwirren, und daß er dadurch sich eine unangreifbare Stellung schuf. Das undankbare Volk aber sah auf den Finanzminister immer mit scheelem Blick, und da er seewärts einst die Schritte lenkte, sandten die schlimmen Pariser ihm den Spottvers nach:

Charon voyant un jour Colbert sur son rivage,
Il le prend et le noie aussitôt,
De peur qu'il ne mette un impôt
Sur sa barque et le passage.

Seitdem hat man an den Finanzministern eine gewisse Wasserscheu beobachtet und Herr Miquel, der so gern doch mit Colbert sich vergleichen läßt, hat jedenfalls gezeigt, daß er nicht abergläubig ist, da er zur Erholung gerade das Nordseebad Scheveningen sich ersah. Dort denkt er wohlgefällig nun des Vergangenen, sieht behaglich dem Wechsel von Ebbe und Fluth zu, läßt vom Anprall der Wogen das etwas schwächlich gewordene Rückgrat sich stärken und rüstet sich für die kommenden Kämpfe um Wein und Inserate, um Tabak und Emissionen, um Stempel und Jobberei. Die ordre de bataille hat er mit der Geschicklichkeit wieder aufgestellt, die ihn von der Kommißmannschaft des neuen Kurses so vortheilhaft unterscheidet. Er weiß ganz genau, was er will; aber er sagt es nicht und läßt lieber im Sommer die Leute sich ausschimpfen, damit sie im Herbst dann so müde sind wie die offenen und geheimen Räthe der allerneuesten Handelspolitik, wenn mit Rußland ein Tarif berathen werden soll. Er wußte auch ganz genau, daß seine Kollegen aus den Bundesstaaten herzlich froh sein würden, wenn er ihnen die Mühe der Steuernentdeckung abnahm; aber er läßt die in Frankfurt erzielte Einigkeit dennoch wie einen herrlichen Sieg verkünden, als ob es im Deutschen Reich schon etwas ganz Unerhörtes sei, über Lebensfragen noch eine Verständigung zu finden. Er giebt anfangs die Losung aus, Diskretion sei natürlich Ehrensache, und er sorgt dann dafür, daß die Frankfurter Zeitung täglich, was im Bundestagspalais geschehen ist, melden kann, und belohnt so den auf seine Art auch ganz ungewöhnlich geschickten Melange-Politiker, der in Berlin das demokratische Blatt streng gouvernemental vertritt. Und nachdem er dem sommerlichen Appetit so Futter gestreut hat, räumt er dem Kollegen Caprivi,

der ihn nicht ausstehen und dem Träger privater Missionen doch nichts anhaben kann, das Feld und geht baden. Unterdessen, anstatt sich darüber zu freuen, daß im Reich doch ein kluger Mann mitzureden hat, bläst das Kuliorchester Alarm, weil angeblich der preußische Finanzminister auf die Reichsfinanzen unangemessenen Einfluß übt. Die geehrten Preßmusikanten vergessen eben immer wieder, daß die Instruktionen für die Stimmabgabe im Bundesrath vom preußischen Ministerium ertheilt werden und daß, da im Bundesrathe die Regirungvertreter sämmtlich schon instruirt erscheinen, der Staatssekretär im Reichsschatzamt nicht die geringste Initiative hat, sondern nur der Untergebene des ersten Exekutivbeamten ist. Unter der ganz falschen Schätzung seiner Kompetenzen und Aufgaben hatte der Freiherr von Maltzahn zu leiden, ein Mann von Charakter und Ueberzeugung, der nun, weil er die Schlangenwindungen des Caprivismus nicht länger mitmachen wollte, gegangen ist; und die falsche Schätzung empfängt seinen Nachfolger auch, von dem nur gemeldet wird, daß er in omnibus mit Herrn Miquel einverstanden sei. Diese Selbstverständlichkeit — denn ohne ein solches Einverständniß wäre der neue Mann überhaupt unbrauchbar — erregt wiederum Entrüstung, weil man mit Kleinigkeiten, wie die Reichsverfassung eine ist, sich schon längst nicht mehr abgiebt, und es wird so dargestellt, als sei hinter den Einer Miquel eine neue Null nur getreten. Das ist vielleicht eine Täuschung. Der Graf von Posadowsky-Wehner hat mit Finanzen bisher sich freilich noch nicht beschäftigt; aber er soll zu den behenden Männern gehören, die jeder Lage gewachsen, in alle Sättel gerecht und nebenbei befähigt genug sind, um in blendender und geschmackvoller Verpackung anderer Leute Gedanken zu Markte zu bringen. Als Landeshauptmann der Provinz Posen verstand er mit dem Provinziallandtag ganz ausgezeichnet umzugehen und warb sich dort begeisterte Anhänger, trotzdem er mit dem früheren Oberpräsidenten Grafen Zedlitz in kaum noch verborgener Fehde lebte und mit dessen Nachfolger erst einen zärtlichen Frieden schloß. Seine Gegner nennen ihn einen Blender und behaupten, er pflege nach Mitternacht bei polnischen Magnaten manchmal zu entdecken, daß er eigentlich auch ein Pole sei. Unbefangenere Beobachter rühmen seinen Fleiß, verzeichnen seinen Ehrgeiz, auch wohl seinen Adelsstolz, sie glauben an sein Talent und sehen in ihm ein Utilitarier, der, weil er schmiegsam und klug ist und doch viel mehr Persönlichkeit hat als etwa die völlig farblosen und indifferenten Herren Bosse und Thielen, bei den jetzigen Zeitläuften es noch weit bringen kann. Von der subalternen Bureaukratie, die heute in manchen Ministerien das Wetter macht, wird er sich jedenfalls nicht beherrschen lassen, und wenn er halbwegs nur die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt, dann kann er das Werkzeug werden, das lange ersehnte, das endlich den Sturz des verhaßten Miquel bereiten hilft. Ein wirklicher Graf hat vor einem früheren Bankdirektor immer Etwas voraus, selbst wenn, wie ahlwardtistische Stammbaumforscher herausgebracht haben wollen, in die Adern dieses Grafen von der Mutterseite her ein Tröpflein nicht unzweifelhaft arischen Blutes gedrungen sein sollte.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. August 1893.

Das Sechseläuten.

In der guten Stadt Zürich halten an einem bestimmten Tage in jedem Jahr die Kaufmannschaft und die Gewerke einen festlichen Umzug. Jeder ehrsame Kaufherr oder Gildenmeister hegt den Ehrgeiz, einmal mindestens in seinem Leben mit buntem Prunk sich auszustaffiren und im Festzug einherzuschreiten oder, wenn dazu die Mittel reichen, auf hohem Roß auch einherzutraben. Die Sache kostet viel Geld; doch die Eidgenossen freuen sich auch an dem schönen Schauspiel, dem der grüne See und der Zürichberg den freundlichen Hintergrund bieten. Hält man nach der Bedeutung des alten Zunftbrauches aber Umfrage, dann wird selten dem Frager bündige Auskunft: der Sinn des Sechseläutens hat sich allmählich verwischt, die äußere Form nur ist erhalten geblieben und die geputzten Herren und Damen wissen meistens selbst nicht mehr, daß sie den Frühlingsanfang, der Tag und Nacht gleich erscheinen läßt, festlich begehen und die Stunde, da zum ersten Male wieder die Abendglocke durch das reiche Gelände läutet.

Unwillkürlich denkt man des alten Brauches, wenn man die Verhandlungen des internationalen Arbeiterkongresses liest, der in der Stadt des Sechseläutens eben getagt hat. Ein stolzes Schauspiel: die Vertreter des Proletariats der ganzen bewohnten Erde zu ernstem Berathen und entschlossenem Thun vereint, Sendboten aus Amerika und Australien, und eine Einigkeit bei den Beschlüssen, wie die bürgerlichen Parteien sie niemals erreichen können. Ein stolzes Schauspiel, — doch ein Schauspiel nur. Als Herr Friedrich Engels im Schlußwort seinen

großen Freund Karl Marx pries, der, wenn er noch lebte, mit froherer Genugthuung jetzt als irgend ein Anderer auf den Erfolg seines Lebenswerkes blicken könnte, als er behauptete, die Internationale sei stärker heute und fester begründet als je zuvor, da umbrauste die schmeichelnde Rede stürmischer Jubel. Dann aber trennten die Kongreßmitglieder sich, die Holländer und die Belgier, die Franzosen und ein Theil der Engländer nahmen gesteigerte Antipathien gegen die deutschen Marxisten mit und wenige Tage später schlugen in Aigues-Mortes französische Arbeiter die italienischen Berufsgenossen nieder, weil diese Chinesen Europas mit ihrer anerzogenen Bedürfnißlosigkeit die Preise der Arbeit herabgedrückt hatten. Die vom Liberalismus gemietheten Zeitungschreiber entrüsten mit harter Rede sich über die sicherlich auch verdammenswerthe Gewaltthat der Franzosen, sie sprechen von Barbarei und lassen das Banner der Humanität feierlich durch die Blätter rauschen; wenn aber morgen der Besitzer einer journalistischen Plantage noch billiger robotende Tintenkulis sich aus der Fremde verschriebe, dann würden auch sie, freilich nach der Art ihrer in strengem Zwange gesänftigten Sitten, im Kampfe ums Dasein sich zu wehren suchen und die Schleuderkonkurrenten rücksichtlos befehden, genau wie die wilderen Männer von Aigues-Mortes. Es ist eben nichts mit der Internationale, nichts mit der Interessengemeinschaft der Proletarier aller Länder. Europa will noch nicht eins werden, die Völker schließen sich gegen einander ab, mehr als jemals zuvor, jede Nation sucht in den eigenen Lebensbedingungen zunächst sich einzurichten und dem eignen Bedarf zu genügen; und wie in Zürich die Delegirten einander nicht verstanden und mit mühsamen Uebersetzungen erst sich abquälen mußten, so müssen auch die ganz verschiedenen Bedürfnisse der Proletarier aller Länder erst in die kabbalistische Buchsprache des Marxismus übersetzt werden, damit den Genossen der Schein einer Interessengemeinschaft vorgespiegelt werden kann. Noch merken sies nicht, noch kommt ihnen, wie den Zürchern beim Sechseläuten, die ursprüngliche Bedeutung der geräuschvollen Feier nicht zum Bewußtsein; an der bunten Pracht erfreuen sie sich und bedenken nicht, daß für ihre Lebensinteressen der von ihrem Gelde doch bestrittene Umzug völlig werthlos ist, eine leere Form, ein Triumph nicht für das Gewimmel der Armen und Elenden, ein lärmender Triumph nur für die behaglich alternden Partei-Primadonnen.

Ein internationaler Arbeiterkongreß war angekündigt, nicht eine Marxistenversammlung. Die zehn unabhängigen Sozialisten und Anarchisten aber, deren Streben und Taktik man verwerfen kann, die auf ihre besondere Weise jedoch sicherlich verstiegene Idealisten sind und die sich auf das von deutschen Arbeitern ihnen übertragene Mandat berufen konnten, wurden aus dem Saal geprügelt und konnten mit blutigen Köpfen dann über die Vorzüge der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nachdenken. Die einfachste Klugheit hätte geboten, das winzige Häuflein zum Wort kommen zu lassen und sachlich seine dynamytistischen Prahlereien zu widerlegen; die ganz berechtigte persönliche Wuth der offiziellen Führer erlaubte das nicht und sie zogen es vor, der verhaßten bürgerlichen Welt den Anblick einer regelgerechten Holzerei zu bieten und vor den Genossen sich zu blamiren. Der Skandal, der sich an diese sinnlose Brutalität knüpfte, wurde nämlich so arg, daß die nüchternen Engländer ihre Hüte aufsetzten und erklärten, sie würden den Kongreß verlassen, wenn man nicht ruhig und ernsthaft verhandeln wolle. Nachdem die fanatischen Gegner jedes Ausnahmegesetzes durch eine widerrechtliche und gewaltthätige Ausweisung die ihnen lästige Gesellschaft so aus dem Wege geräumt hatten, wurden sechsunddreißig Stunden lang Reden gehalten und Beschlüsse gefaßt; wo aber waren die Arbeiter auf diesem angeblichen Arbeiterkongreß? Die Matadore, die den Ton angaben und deren Forderungen willfährig immer angenommen wurden, waren: der Schriftsteller Bebel, die Journalisten Liebknecht und Adler; neben ihnen und gegen sie traten hervor: Herr Blechanow, ein russischer Journalist Herr Mendelssohn, der Sprosse eines Warschauer Bankiers, die holländischen Journalisten Domela Nieuwenhuis und Corneliſſen, der Wiener Advokat Ellenbogen, der englische Schriftsteller Aveling und einige sozialistische Schriftstellerinnen. Das sind sämmtlich sicher sehr ehrenwerthe und für die gute Sache begeisterte Leute und sie gehören, soweit sie Journalisten sind, in gewissem Sinne ja auch zum Proletariat; wenn sie ihr theoretisches und taktisches Gezänk aber unter der Firma eines Arbeiterkongresses feilbieten und in vergnügter Bourgeoisbehaglichkeit nebenbei sich in Zürich amusiren, dann ist ein Lächeln vielleicht doch erlaubt und ein Erinnern an Bebels hochmüthiges Wort über Henry George und Bellamy: „Auch seine Partei wird, trotz der Hunderttausende, die ihr anhängen sollen, nichts leisten und schließlich

in die Brüche gehen. Das ist die Folge aller Halbheit. Eine gesellschaftliche Umwälzung wird nicht von wohlwollenden Bourgeois gemacht, mag ihre Zahl noch so groß und ihr Eifer noch so ehrlich sein.“

Die Herren Bebel und Liebknecht fühlen sich nicht als Bourgeois, das mag sein; aber seit sie nicht mehr verfolgt werden und als umgekehrte Coriolane nur mit ihren alten Wunden noch paradiren, ist die kleinbürgerliche Natur doch in ihnen erwacht und sie möchten, was sie in hartem Kampf und unter ernstlichen Opfern gewonnen haben, nun nicht mehr auf ein gefährliches Spiel setzen. Sie haben nicht wenig erreicht und ihre gebietende Machtstellung läßt eigentlich nur der überragenden Herrschaft der alten Richter in Israel sich vergleichen, deren Wirken und Wüthen Renan uns so anschaulich geschildert hat. In Zürich hat man höhnend von einer Dynastie Bebel gesprochen; doch solcher Spott trifft den Angegriffenen nicht, obwohl die Schwiegersöhne Karls Marx, Aveling und Lafargue, durch eine Art von Erbrecht zu leitenden Stellungen gelangt sind. Eher schon darf man der israelitischen Sophetim gedenken, die aus eigener Kraft sich zu Führern erhöhten, die Richter, Propheten und Herrscher zugleich waren und nach willkürlichem Ermessen sogleich im Lande zu schalten begannen. So oft eine Revolution in der Luft lag und ein neues, der Welt bisher unbekanntes Prinzip zum Dasein rang, traten auch solche Herrscher von eignen Gnaden auf, die im Besitze der süßen Macht mählich dann immer sich akklimatisirten und, nachdem sie anfangs als allein nützliches Mittel die Gewaltthat empfohlen hatten, zu bequemen Lobrednern der friedlichen Entwickelung wurden. So hat Luther — in seinem Aufsatz über den deutschen Bauernkrieg hat Herr Engels selbst es uns erzählt —, nachdem er rücksichtlos zuerst die Regirungen angegriffen hatte, an die Fürsten zu Sachsen später seinen „Brief wider den aufrührerischen Geist“ gerichtet und Thomas Münzer für ein Werkzeug des Satans erklärt, — mit ein Bischen anderen Worten, doch im Sinne genau, wie es mit den Wildberger, Werner und Landauer jetzt die Bebelgenossenschaft thut. So haben die französischen Liberalen und die deutschen Achtundvierziger, die mit sozialistischen Neigungen zuerst liebevoll kokettirten, vor dem bloßen Wort Sozialismus später sich in bleichem Schrecken bekreuzt, und ihre Enkel, die Clémenceau und die Richter, sind die wirthschaftlich am Weitesten zurückgebliebenen Reaktionäre geworden. Und so sind die Herren,

die an dem Kommunisten-Manifest sich großgesäugt und mit Marx lange geglaubt haben, eine plötzliche Umwälzung werde die Jahrtausende nun schon währende historische Entwickelung mit einem jähen Schlag aus den Bahnen werfen, heute dahin gelangt, daß sie zur Ruhe stets mahnen und zur Geduld und daß Herr Liebknecht die Losung ausgeben kann: „Die Sozialdemokratie muß sich von der revolutionären Phrase emanzipiren!" Der „lebhafte Beifall", der nach diesem Satze verzeichnet ist — der „Vorwärts" notirt für seinen Chefredakteur auch „stürmischen", „rauschenden" und „brausenden Beifall" —, tobte, ohne daß die Herren es merkten, nebenbei auch einen nicht ganz kleinen Theil des sozialdemokratischen Programmes nieder, denn das hatte, wie übrigens alle Parteiprogramme, von der Phrase bisher die lockendsten Reize entlehnt.

Die sozialistischen Sophetim drücken sich leider nicht mehr so deutlich aus, daß man ernstlich mit ihnen rechten könnte. Das Prophezeien haben sie nachgerade sich abgewöhnt, in der rauhen Schule des Sozialistengesetzes sind sie resignirt geworden und die Erörterung praktischer Fragen — die Stellung zum Staatssozialismus, zur Agrarfrage, zum Antisemitismus — wird von einem Kongreß zum andern immer wieder vertagt. Die fraktionellen Gebieter leisten seit Jahren nichts mehr; sie führen ihre früheren Verdienste spazieren, prunken, wenn man sie angreift, mit den verbüßten Gefängnißstrafen und überlassen die Produktion fruchtbarer Gedanken den jüngeren Genossen, die in der Oeffentlichkeit aber neben dem Primadonnenthum nicht zur Geltung kommen. Sie glauben wohl noch an die marxistische Lehre — und wenn sie nicht mehr daran glaubten, dürften sie, um nicht ihr Lebenswerk zu köpfen, es doch nicht aussprechen —, aber die Konsequenzen ziehen sie nicht mehr daraus und so entsteht eine Halbheit, ein Widerspruch zwischen Bekenntniß und Praxis, ein Zustand, der nicht dauern kann und der früher oder später neue Herrscher aus der Tiefe ans Licht bringen muß, neue Führer, die nichts zu verlieren haben, weder gefestete Macht noch bürgerliches Behagen, und die deshalb auch nicht zaudern werden, mit den besitzenden Klassen die große Kraftprobe endlich zu wagen. Denn auf die Länge werden die Arbeiter von ihrem kärglichen Lohn die Kosten und Lasten einer nach militärischem Muster gefügten Organisation nicht sich abdarben, von deren großartigen Vortheilen ihnen viel zwar erzählt, aber gar nichts gezeigt wird, und

der Tag wird erscheinen, wo sie fragen, ob es wirklich der Mühe werth ist, so drückende Opfer zu bringen, damit alljährlich mindestens einmal ihre Abgeordneten eine Vergnügungfahrt unternehmen und in bunt geschmückten Sälen, bei Tabak und Bier, die Feier des Sechseläutens festlich begehen können.

Im vertrauten Kreise wird denn längst auch die Stagnation der sozialdemokratischen Bewegung zugegeben, und wenn auch jeder Verständige die kaum zu überschätzenden Verdienste der Führer anerkennen muß, so ist man doch nicht sehr geneigt, der Behauptung des Herrn Liebknecht ohne Weiteres zuzustimmen, daß nicht er an der Partei, sondern die Partei an ihm verdiene. Die Partei ist ja doch nur ein Mittel zum Zweck, und dieser Zweck kann kein anderer sein als die Verbesserung des Looses der Klassen, die, ohne Eigenthum, ohne die Aussicht, jemals selbständig zu werden, ein erbärmliches Dasein fristen. Diesem Ziel aber kommt man durch praktisch werthlose Stimmzettelerfolge, durch oratorische Triumphe, durch Kongresse und fraktionelle Paraden nicht um einen Schritt näher. So Außerordentliches die Sozialdemokratie in der Enthüllung bourgeoiser Korruption, in der Kritik der bürgerlichen Gesellschaft und ihres den Schein stets über das Sein stellenden Heuchelsystems geleistet hat, so gering sind ihre positiven Leistungen für das Wohl des Arbeiterstandes. Das war erklärlich, so lange man auf die gewaltsame Zerstörung, auf den plötzlichen Zusammenbruch der Gesellschaft die Hoffnung setzte: da heischte die Klugheit, daß man die Palliativmittelchen, die kleinen Vortheile und Verbesserungen, verschmähte und zu den Vertretern aller im heutigen Rechtszustand geltenden Interessen sprach, wie Hutten einst zu dem jammernden Bettelmönch: Consumite, ut consumamini invicem — Fresset Euch auf, auf daß Ihr gegenseitig von einander aufgefressen werdet! In dem Augenblick aber, wo die revolutionäre Phrase verbannt und der friedlichen Entwickelung Alles überlassen sein soll, wo Herr Bebel erklärt, die Sozialdemokratie vertrete ein Klasseninteresse, „das zugleich das allgemeine Interesse ist, weil es mit dem Interesse der ungeheuren Mehrheit sich deckt", — in dem Augenblick taugt auch die Taktik des thatenlosen passiven Widerstandes nicht mehr und die Partei wird zu wählen haben zwischen wissenschaftlich fest verankerten und dennoch utopischen Theorien und der nüchternen Praxis des allmählichen Fortschritts, zwischen Karl Marx und Ferdinand Lassalle.

Wie alljährlich, wird auch jetzt wieder in den sozialistischen Blättern zur Lassalle-Feier eingeladen; Dampferpartien, Vokal- und Instrumental-Konzerte, Bälle und andere Vergnüglichkeiten sollen die Genossen daran erinnern, daß am 31. August 1864 ihr größter und an Erfolgen reichster Führer ihnen entrissen ward. Es sieht fast so aus, als sei auch hier die eigentliche Bedeutung des Tages gänzlich vergessen und ein inhaltloses Gepränge nur übrig geblieben; nicht mit geräuschvollen Festen, mit ernsten Trauergedanken vielmehr sollten die deutschen Arbeiter immer die Wiederkehr des Tages begrüßen, der Lassalle sterben sah. Und auch die bürgerliche Gesellschaft sollte an diesem Tage immer wieder der Frage nachdenken, ob sie heute dem Haß und der Feindschaft von Millionen sich gegenüber sähe, wenn sie nicht geduldet hätte, daß die Hinterlassenschaft Lassalles von der Preßmeute umheult und zerfetzt wurde. Vielleicht käme es beiden kämpfenden Parteien dann zum Bewußtsein, wie der Mann, der nicht mit Unrecht einst grand oseur et grand poseur genannt worden ist, auf der ganzen Linie des sozialen Gefechtes heute triumphirt.

In föderativen Republiken sah Marx sein Ideal und er baute sein System auf die a priori von ihm als feststehend angenommene Interessengemeinschaft der Proletarier aller Länder. Er hätte auch für die Vorgänge von Aigues-Mortes eine Erklärung gefunden, denn ihm kam es nicht auf das Verstehen thatsächlicher Verhältnisse und vorhandener Stimmungen an, sondern auf den Sieg seiner mühsam ausgesponnenen Theorie. Die italienischen Arbeiter hätte er, kurz entschlossen, die Helfershelfer des Kapitals genannt und sich nicht darum bekümmert, daß diese Leute durch andere Gewohnheiten und Lebensverhältnisse eben auch zu anderen Lebensansprüchen gelangt sind und deshalb im fremden Lande als Schleuderkonkurrenten auftreten können. Solchem Irrthum war Lassalle, als Politiker und als Praktiker, nicht zugänglich; er wußte mit allen Machtfaktoren zu rechnen und er kannte den Menschen in seiner Bedingtheit durch die ihn umgebenden Verhältnisse zu gut, um den Traum von der Internationalität und Solidarität der Interessen zu träumen und zu dem ruchlosen Optimismus sich zu bekennen, der an die plötzlich, mit einem Zauberschlage, eintretende Gleichheit der aus den verschiedensten Wegen der Entwickelung aufsteigenden Menschen glaubt. Die leitenden Ideen Lassalles — sein Glaube an ein „grausames, ehernes Lohngesetz", sein blindes Vertrauen auf die Produktiv-

genossenschaften mit Staatskredit — mögen immerhin heute überwunden sein; jedenfalls sah er das Ziel klar vor Augen, und niemals darf es ihm vergessen werden, daß er früher als irgend ein Anderer in der liberalen Bourgeoisie den Todfeind der Arbeiterinteressen und in Bismarck — schon 1864 — den berufenen Führer zur sozialen Reform erkannt hat. Er würde die kümmerlichen Epigonen verleugnen, die mit seinem großen Namen heute prunken und gefällig dabei doch, vorläufig wenigstens, die Geschäfte der Anhänger Bastiats und Schulzes besorgen, und die bitteren Worte, die er am Schluß seiner Schrift „Kapital und Arbeit" dem Bürgerthum zuschleuderte, würde er nun vielleicht gegen „die absolute Versimpelung" der Sozialdemokratie richten, gegen die „zielbewußten Genossen", die, ganz wie die bürgerlichen Leuchten der fünfziger Jahre, ihren großen Denkern Feste feiern, ohne die Werke dieser Denker doch zu kennen und ohne in ihre Weltanschauung jemals ernstlich sich hineingedacht zu haben.

„Aussprechen Das, was ist", war ein Lieblingswort Lassalles; er sah, wie vor ihm Napoleon und nach ihm Bismarck, in der rückhaltlos offenen Aussprache, in dem Enthüllen wirklich vorhandener Verhältnisse und Stimmungen, ein unfehlbar wirksames Mittel zur Heilung von Schäden im Staat und in der Gesellschaft, in der Partei und in der Fraktion. Seine Nachfolger sind anderer Meinung; ängstlich vertuschen sie den grundsätzlichen Wechsel, der sich in ihren Anschauungen vollzogen hat: sie schwören auf Marx, sie feiern Lassalle, äußerlich; und mit bunten, geräuschvollen Umzügen, mit werthlosen Primadonnenerfolgen, suchen sie ihre im Geiste armen und im Vertrauen seligen Anhänger darüber zu täuschen, daß sie nicht um Haares Breite diese wimmelnden Schaaren der eigentlichen Feier des Sechseläutens näher bringen, dem Anfang des Frühlings für die Enterbten, der in allen Schichten der deutschen — nicht einer fabelhaften internationalen — Gesellschaft Tag und Nacht endlich gleich erscheinen läßt.

Die gemeinen Verbrecher in Sibirien.

Nach der Betrachtung der politischen*), möchte ich nun auch die Lage und Behandlung der gemeinen Verbrecher in Sibirien, wie ich sie kennen lernte, kurz beleuchten. Kennan bringt auch hierüber reichhaltiges Material und hat sich dadurch entschieden das Verdienst erworben, die Aufmerksamkeit der russischen Behörden, welche die in Sibirien herrschenden Mißstände übrigens schon seit Jahren rückhaltlos anerkannt hatten, in erhöhtem Maße auf diese zu lenken.

Es ist vollkommen wahr und richtig, daß: 1. beinahe alle Gefängnisse in Sibirien, zumal die Etappen während der Transportzeit, furchtbar überfüllt sind; 2. daß die Luft darin zeitweise schauderhaft ist, daß sie von Schmutz starren, voll von Ungeziefer sind und daß der Aufenthalt darin ein ungesunder ist; 3. daß alle Zwangsarbeiter nicht durch oder an Ueberarbeitung, sondern an Mangel an Arbeit leiden.

Ich habe keineswegs die Absicht, die russische Regirung von all den Unterlassungs- und anderen Sünden, die sie in Sibirien begangen hat und täglich noch begeht, irgendwie weiß zu waschen, ich habe auch gar keine Veranlassung dazu — mein Buch ist in Rußland eben so verboten, wie die Kennanschen Berichte es sind —, aber ich finde es nicht richtig von Kennan, daß er sich darin gefällt, ausschließlich die schwärzesten Schattenseiten des sibirischen Gefängnißwesens ausführlich zu schildern, ohne dabei anders als nur gelegentlich die außerordentlichen Anstrengungen, nicht nur der Regirung, sondern des ganzen russischen Volks, vom Zaren und zumal der Zarin bis hinab zum ärmsten russischen Mushik oder sibirischen Bauern, zu erwähnen, die in den letzten Jahren unter Opferung vieler Millionen gemacht worden sind, um das Loos der sibirischen Verbannten zu erleichtern.

Wenn Kennan nicht weiß, daß in ganz Rußland in beinahe allen größeren Städten Vereine, Wohlthätigkeitanstalten u. s. w. bestehen die einzig und allein das Ziel verfolgen, die Lage der Verbannten zu verbessern, so sollte er nicht so einseitig über die Behörden, Beamten, die Russen im Allgemeinen urtheilen und seine Leser hierdurch zu einer durchaus falschen Vorstellung der thatsächlichen Verhältnisse verleiten. Wenn er aber weiß, daß die Regirung von dem besten Willen beseelt ist, dem alten Schlendrian, der bisherigen Wirthschaft in Sibirien ein Ende zu machen, dann hätte er das auch betonen müssen. Die alten Gefängnisse und Etappen werden niedergerissen, neue, geradezu musterhafte Anstalten

*) S. Nr. 43 der „Zukunft".

erbaut, die Sträflinge legen heute mehr als zwei Drittel des schier endlosen Weges auf der Eisenbahn und in Dampfern zurück — kurz, man könnte über diese humanen und praktischen Bestrebungen und Erfolge der russischen Regirung ein ganzes Buch schreiben.

Die Gefängnisse und zumal die Etappen sind überfüllt. Gewiß! aber nicht durch die zahlreichen Gefangenen, welche die sogenannte barbarische russische Justiz oder die in Wirklichkeit viel barbarischeren Dorfgemeinden jährlich nach Sibirien entsenden, sondern durch den kolossalen Troß von Weibern und Kindern, der den Sträflingen in die Verbannung folgt. Für die Gefangenen allein wären die Gefängnisse, Bargen und Etappen vollkommen ausreichend. Wenn man aber liest, daß z. B. im Jahre 1883 die 6000 von den Dorfgemeinden Verbannten von mehr als 3000 Frauen und Kindern begleitet waren, die auf Kosten der russischen Regirung reisten, von ihr verpflegt und transportirt wurden — der größte Theil dieser freiwilligen Auswanderer legt den Ueberlandmarsch in Wagen zurück —, so kann die Ueberfüllung der Etappen erklärt und sogar entschuldigt werden.

Auch in unserem civilisirten Europa klagt man über Ueberfüllung der Gefängnisse. Aus diesem Grunde nennt z. B. der Pariser Untersuchungrichter Guillot, gewiß ein Sachverständiger, in seinem jüngst erschienenen Werk: „Les prisons de Paris" das Gefängniß in Mazas „das Muster eines Untersuchunggefängnisses, wie es nicht sein soll" und behauptet, „die französische Hauptstadt gehöre zu denjenigen europäischen Städten, welche die schlechtesten Gefängnisse besitze".

Auch in Berlin ist Manches so, wie es nicht sein sollte; auch hier sind die Gefängnisse überfüllt. So befanden sich im Mai dieses Jahres im Moabiter Gefängniß in den 732 „Einzelnzellen" 800 Untersuchunggefangene, im vorigen Jahre zeitweise 3 Gefangene in einer Einzelnzelle*); in der Stadtvogtei, die für 600 Personen eingerichtet ist, deren 703.

Liest man nun Kennans Berichte mit der nöthigen Aufmerksamkeit, so wird man finden, daß Niemand die traurigen Verhältnisse in Sibirien mehr beklagt als gerade die russischen Beamten, Aerzte und Gefängnißdirektoren selbst (z. B. I. 146).

Darum möchte ich mir hier erlauben, den Leser, der sich wirklich für Sibirien, speziell für die sibirischen Verbannten interessirt und der mehr Werth darauf legt, die nackte, reine, nicht immer schöne Wahrheit über die dortigen Verhältnisse als Räuber- und Schauergeschichten zu hören, aus der großen, mir bekannten Literatur auf einige Werke aufmerksam zu machen, die in den letzten Jahren, vor und nach Kennan, erschienen sind.

*) Berliner Tageblatt vom 13. September 1892.

Wohl das beste Buch, das heute vorliegt, ist Jadrinzews „Sibirien“.*) Jadrinzew ist in Sibirien geboren, er liebt sein Vaterland und sein rein wissenschaftliches, durchaus sachlich gehaltenes, darum nicht gerade unterhaltendes Buch wird immer ein Standard-work über Sibirien bleiben.

Für weitere Kreise berechnet ist das zweibändige Werk des heute jedem Engländer und Amerikaner bekannten, weitgereisten englischen Pfarrers Landsdell: „Trough Siberia“.**) Landsdell hat sein Leben dem Studium der russischen Gefängnisse gewidmet, deren überwiegende Mehrzahl „vom weißen bis zum schwarzen Meer, von Warschau bis zum stillen Ozean und bis Samarkand“ er besucht und genau besichtigt hat. Ich kenne Landsdell nicht persönlich, halte ihn aber vor Allem für einen durchaus ehrlichen Mann, der keine Zeile schreibt, deren Inhalt auch nur um eines Haares Breite von der Wahrheit abwiche, dann aber ist er zweifellos die beste nichtrussische, oder wahrscheinlich überhaupt die beste Autorität über das russisch-sibirische Gefängniß- und Deportationwesen.

Ein Buch von ganz anderem Charakter, das ich dennoch jedem Leser warm empfehle, ist: „Siberia as it is“ von Harry de Windt.***) Der Verfasser ist nicht etwa ein reklamebürstender Journalist oder berufsmäßiger Bücherschreiber, sondern ein unabhängiger Mann, der in früheren Jahren bei gelegentlichen Ritten von Peking nach Petersburg, auf Jagden u. s. w. Sibirien und Rußland kennen lernte, die Kenntniß der russischen Sprache erwarb und heute in Rußland die besten Verbindungen besitzt. Er liest im Club in London Kennans Berichte, schüttelt den Kopf, packt seinen Koffer, reist nach Petersburg (Juli 1891) und erhält hier sofort vom Minister des Innern die Erlaubniß, „zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht „to visit or closely inspect“ die Gefängnisse in Tomsk, Tobolsk und Tjumen (von denen das erste durch Kennan so berüchtigt ist), eben so die Verbrecher-Bargen (Schiffe) auf der Wolga und dem Ob.“ Ohne eine Minute zu verlieren, setzt de Windt sich auf die Eisenbahn, fährt in drei Wochen ohne Aufenthalt durch bis Omsk im Herzen Sibiriens und kommt durch eine hier durchaus entschuldbare „Kriegslist“ — da er sich den Vorwurf ersparen wollte, den die Russophoben in England Landsdell so oft und so heftig machten: die Gefängnisse seien für ihn gereinigt, angestrichen worden u. s. w., er habe nur Das gesehen, was man ihm gezeigt habe — einen Monat früher in Omsk an, als man ihn dort erwarten konnte. In der selben Weise überrumpelt er die Bargen und die übrigen Gefängnisse.

*) „Geographische, ethnographische und historische Studien“. Ueberseţt und bearbeitet von Prof. E. Petri-Bern. Jena 1886.

**) London 1882. 2 Bde. Deutsch bei Costenoble in Jena.

***) London. Chapman u. Hall 1892.

Dann saust er wieder heim und schreibt ein vorzügliches Buch, in welchem er allerdings Kennan geradezu mit Keulenschlägen vernichtet; daß die Keule von behandschuhten Fingern geschwungen wird — de Windt schreibt witzig, geistvoll, etwas boshaft, aber stets unterhaltend, man sollte kaum glauben, daß er ein Engländer ist —, ändert gar nichts an dieser Thatsache.

Kennan hat später auf dieses Buch geantwortet und den Versuch gemacht, nachzuweisen, daß de Windt gar nicht z. B. im Tomsk das Gefängniß besucht habe, das er (Kennan) in seinem Buche schildere. Dieser Versuch mißlang auf das Kläglichste; de Windt, der richtige Sohn Albions, der eben so höflich wie gelegentlich grob sein kann, führte schonungslos den amerikanischen Reporter ab, der vor dem allgemeinen Gelächter sich aus England drückte und frische Lorbeern in Deutschland suchte und fand. Die Anhänger und Verehrer Kennans in England setzen sich heute nur noch aus den dort lebenden Nihilisten, Anarchisten, Sozialisten, kurz den „Propagandisten der That," dem Abschaum der internationalen politischen Verbrecherwelt, zusammen.*)

Wenn man also de Windt nicht als einen ganz so unparteiischen Schriftsteller wie Landsdell betrachten kann, so ist er uns doch willkommen, weil sein Buch, das *nach* Kennan erschien, mit dem des Vorkennaniten Landsdell und Kennans Berichten *selbst* verglichen, es dem Leser erleichtert und ermöglicht, sich ein, wenn auch skizzenhaftes Bild von den wirklichen Zuständen in Sibirien zu machen. Merkwürdiger Weise stimmen nun Landsdell — auch ich selbst — und de Windt immer unter einander, nie aber mit Kennan überein. Sollten Landsdell, Joest, de Windt u. s. w. absichtlich die Unwahrheit schreiben? Wahrscheinlich sind sie Alle von der russischen Regirung bestochen.

Endlich möchte ich noch ein viertes Buch über Sibirien, das in diesen Tagen erschienen ist, erwähnen. Es ist Kate Marsdens „On sledge and horseback to outcast Siberian lepers". Fräulein Marsden hörte in England, daß im östlichen Sibirien unter den Jakuten Aussatz herrscht. Mit den besten Empfehlungen, so z. B. von der Kaiserin von Rußland versehen, reist die kühne, des Russischen nicht kundige Dame, erst mit einer Dolmetscherin, die aber unterwegs zusammenbricht, dann mit einem Dolmetscher im Winter quer durch Europa und Asien bis in den entferntesten nordöstlichen Winkel des beinahe arktischen Sibiriens, um hier den erbarmungwürdigen, an Aussatz leidenden Jakuten neben vielen Versprechungen zur Besserung ihrer Lage, zu welcher ihr vorläufig jede Mittel fehlen, Packete von Thee und Zucker zu überbringen. Unterwegs besucht sie die sibirischen

*) Vgl. die Daily News vom 12. Juli 1893.

Gefängnisse. Es ist das die großartigste Leistung, die mir von einer Dame, selbst wenn wir das harte Wort „einer überspannten Reise-Engländerin" gebrauchen wollen, bekannt ist. Man kann sich ja sehr leicht und billig über solche Absonderlichkeit lustig machen oder gar die bona fides der Reisenden anzweifeln, wie das in englischen oder englisch-kolonialen Blättern*) geschehen ist, aber — es möge doch einmal Einer dieser Nörgler diese Reise selbst machen! Fräulein Marsden betont vielleicht etwas zu stark die Beschwerden, Mühen und Entbehrungen, die sie ausgestanden, sie läßt sich hierüber sogar Zeugnisse von untergeordneten sibirischen Isprawniks (Polizeibeamten) und dergl. ausstellen — das ist gewiß verkehrt. Aber daß sie wirklich an Ort und Stelle gewesen ist und das Ziel, (wenn auch nicht den Zweck) erreichte, das ihr vorschwebte, das soll Niemand bestreiten. Allerdings giebt es in London viel mehr Aussätzige als in Jakutsk — wenn sich aber Miß Marsden gerade für die Jakuten begeistert, so ist das ihre Sache, ein Sport wie irgend ein anderer. Die Bilder, die sie uns entrollt, sind einfach gräßlich; sie unterläßt aber dabei zu bemerken, daß die Jakuten überhaupt, durchaus nicht die Aussätzigen allein, ein Dasein führen, das als nicht menschen-, nein, kaum als viehwürdig zu bezeichnen ist. Schreibt doch auch Kennan nach einem der vielen ihm vorliegenden Berichte hierüber (I. 196): „Die Jakuten leben im Winter mit ihrem Vieh unter einem Dach und in dem selben Raume. Die Exkremente des Viehs und der Kinder, die unbeschreibliche Unordnung, der Schmutz, das verfaulende Stroh, die Lumpen, das zahllose Ungeziefer in den Betten, die pestilenzialische Luft . . . Alles das zusammen ist hinreichend, Einen wahnsinnig zu machen." Hiernach kann man sich ungefähr vorstellen, welch furchtbares Leben die armen jakutischen Aussätzigen führen, die wegen ihrer Krankheit von ihren Landsleuten ohne Rücksicht und Gnade aus den Ansiedelungen ausgestoßen werden, und, von der russischen Regirung ernährt, im eisigen Walde wie die wilden Thiere hausen. Diese erbärmlichen und bedauernswerthen Wesen hat Miß Marsden aufgesucht und zu deren Vortheil ist das Buch geschrieben.

Man soll aber wiederum, bei aller Anerkennung, die man Fräulein Marsden zollen muß und kann, nicht so weit gehen, wie z. B. ein Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung",**) der von den „unmenschlichen Leiden" spricht, denen „Tausende von Menschen im fernen Osten Sibiriens seit Jahrzehnten (!) ausgesetzt sind", der „die Barmherzigkeit all Derer wachruft, welche Mitleid mit unmenschlichen Leiden empfinden, denen Tausende von Aussätzigen preisgegeben sind."

*) „Truth" vom 15. Juni 1893 S. 1300 (New-Zealand).
**) vom 2. April 1893.

Das ist einfach nicht wahr. Miß Marsden hat, wie sie sich wieder einmal von irgend einem Isprawnik bezeugen läßt „almost“ Alle Aussätzigen in dem bei Jakutsk gelegenen, mit Lepra infizirten Sredni (mittleren) Wiluisk uluss (Bezirk) besucht und gesehen — es waren deren im Ganzen 66! Zur selben Zeit befanden sich in dem etwas näher gelegenen Riga (S. 178) 82 Aussätzige. Wozu also der Unsinn von den „Tausenden“ von Leprösen bei Jakutsk? Es giebt deren nicht einmal hundert.

Miß Marsden ist hieran unschuldig. Ich werde noch Gelegenheit haben, bei Besprechung gewisser Uebelstände der sibirischen Gefängnisse auf das Buch dieser unternehmenden Dame zurück zu kommen. —

Eben so wahr und beklagenswerth wie die Ueberfüllung der Etappen und Gefängnisse ist die Thatsache, daß die Luft in ihnen schlecht ist und daß diese Anstalten vielfach schmutzig, ungesund und voll von Ungeziefer sind.

Das ist gewiß bedauerlich und schlimm — aber der Leser möge nur nicht glauben, daß in den anderen Häusern Sibiriens, nicht nur in denen der armen Bevölkerung, sondern auch in den Hotels, Poststationen u. s. w., irgendwie bessere Zustände herrschten. Im Gegentheil! Die Gefängnisse sind viel reinlicher und besser gehalten als die besten Hotels und alle Stationen in Sibirien. De Windt (S. 374) fand auch die Waschvorrichtungen in dem durch und seit Kennan so berüchtigten Gefängniß in Tomsk viel besser als die seines — des besten — dortigen Hotels. Ich will mich nicht wieder selbst citiren, sondern beschränke mich darauf, den Leser auf mein Buch verweisend, ein paar Bemerkungen der vorher genannten Autoritäten über diese sibirischen Verhältnisse anzuführen. Miß Marsden schreibt über die Bauernhäuser in Westsibirien (also dem civilisirteren Theil des Landes): „Die Zimmer befinden sich in einem Zustand von Schmutz bei schlechtester Luft, genügend, Einen zu ersticken und zu vergiften.*) Eben so de Windt (289): „I have passed the night in many a post-house in Siberia where the stench was infinitely worse than in this dormitory“ (einer der berüchtigten Etappen zwischen Tomsk und Irkutsk). Nun gar Landsdell, der maßgebendste von Allen (381): „As for the atmosphere of the prisons, I may safely say that the air I breathed in the worst Russian prison was incomparably better than that I had temporarily to endure in some of the peasant's houses, or which may be inhaled in many of the post-houses.“

„I have been in Russian prisons at all hours of the day, before some prisoners were up in the morning, and just before they were going to bed at night, but in none was the air so vitiated as that which

*) S. 29 „foetid air“ in allen Stationen.

some of the peasants chose to have in their houses; or to come nearer home, such as I used to meet with in parochial visiting when curate of Greenwich."*)

Wohl allen Lesern wird die Kennansche Beschreibung des Gefängnisses in Tomsk, des „schlechtesten von Sibirien" bekannt sein. Kennan schildert hier wirklich eine Hölle; man muß unwillkürlich ausrufen oder wenigstens denken: „Wie ist es möglich, daß solche entsetzlichen Zustände, heute, am Ende des 19. Jahrhunderts, in Rußland noch herrschen können?" Der Leser wird bei der Beschreibung der schauderhaften Einzelnheiten, zumal der furchtbaren, für alle sibirischen Gefängnisse nach Kennan so charakteristischen faulen, verpesteten Atmosphäre vielleicht eben so krank wie Kennan angeblich bei deren Riechen und Einathmen, wenn er nicht gar, auch wie Kennan, später noch Nächte lang von „toten Säuglingen", oder von „hunderten von gemarterten, zu Tode geprügelten schwangeren Frauen träumt."

Welchen Eindruck hat nun dieses selbe Gefängniß auf Landsdell und de Windt gemacht, von denen der Erste die Anstalt vor, der Zweite nach Kennan besuchte?

Landsdell schreibt nur (129): „the authorities complained that in winter the prison is damp"; im Uebrigen war „the place as neat and clean as could be" (130). Gerade so lobt de Windt die gute Luft, die Reinlichkeit, man möchte beinahe sagen Gemüthlichkeit im Tomsker Pereşilni-Gefängniß (Depot), der Kennanschen „Hölle"; er schließt seine eingehende Beschreibung mit den Worten (345): „I had not experienced „the strong peculiar odour that is characteristic of Siberian prisons" although this prison has been described by the Century Magazine (Kennan) as one of the worst in Siberia", eben so (p. 352 in Betreff des Gubernsky-Gefängnisses für verurtheilte Verbrecher in Tomsk): „The sanitary arrangements were perfect. I could not detect, throughout the prison, an offensive, or even disagreable, smell."

Wie lassen sich diese Widersprüche erklären?

Von den Schiffen, auf denen die Verschickten transportirt werden, hat de Windt acht bei Tag und Nacht genau inspizirt; dennoch schreibt er (200) „I find them free from smell, light and airy".

Daß Landsdell, de Windt, Marsden usw. durchaus keine Schönfärber sind, beweisen ihre Urtheile z. B. über das Gefängniß in Tjumen (das übrigens inzwischen niedergerissen worden ist): „schmutzig und überfüllt" (de Windt 408), „wretched" (erbärmlich, nichtswürdig, Marsden 34) oder über das von Tschita: „poorest, dirtiest", oder Blagowjeschtschensk

*) „Through Central Asia", London 1887.

„dirty and overcrowded" (Landsdell 362, 525), aber diese Leute sind nicht einseitig in ihrem Urtheil, sie freuen sich, wenn sie auch einmal etwas Günstiges mittheilen können. So erklärt z. B. Landsdell (115), das Gefängniß von Tobolsk für besser als das beste Gefängniß in Wien. Und was berichtet Kennan über Tobolsk? So gut wie gar nichts. Er schreibt nur (III. 65): „Im Laufe des nächsten Tages besichtigte ich in ziemlich oberflächlicher Weise zwei Gefängnisse, die nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen hatten." Das ist doch sehr eigenthümlich! Ein Mann, der uns in drei Bänden die furchtbaren Zustände in den sibirischen Gefängnissen Seite für Seite in den grellsten Farben schildert, der findet in dem letzten Gefängniß, das er besucht, das das beste nicht nur in Sibirien, sondern in ganz Rußland ist — „nichts Bemerkenswerthes". Ihm ist also kein Unterschied im Vergleich mit den anderen Anstalten aufgefallen. Muß da nicht der vorurtheilslose Leser annehmen, daß Kennan nur darum die Gefängnisse in Tobolsk „in ziemlich oberflächlicher Weise besichtigt" und sie in zwei Zeilen erledigt, weil sie ihm nicht in seinen Kram paßten? —

Die sibirischen Gefängnisse, besonders die Etappen, wimmeln von Ungeziefer, zumal von Wanzen. Zugegeben! Dies Schicksal theilen aber die Gefängnisse mit allen sibirischen Hotels, Stationen und Häusern im Allgemeinen. Die Schabe, der Floh, die Laus, die Wanze sind einmal russische „Hausthiere" und dafür, daß dieses Ungeziefer sich in den Etappen, wo täglich Hunderte von schmutzigen, verkommenen Verbrechern zusammengedrängt sind, wohl fühlt, sich vermehrt und nicht auszurotten ist, dafür darf man doch die „barbarische Regirung", so wie Kennan es thut, nicht verantwortlich machen.

Kennan kann kein Ungeziefer vertragen. Im Hotel in Barnaul (I. 142) geräth er durch die lästigen Wanzen „in einen Zustand, der nahe an Wahnsinn grenzte". Mir ist nicht bekannt, daß jemals ein Mensch in Folge von Wanzenstichen wahnsinnig geworden ist, wohl aber halte ich einen Mann, der sich über solche kleine unvermeidliche Reiseplagen in dieser Weise erregt, für fähig, auch andere Dinge, die er erlebt und gesehen hat, zu übertreiben.

Den „rothen Streifen" an der Wand einer Gefängnißzelle in Ust-Kara (II. 127), der bei den Lesern Kennans so viel Entsetzen hervorgerufen hat — es sind die sterblichen Reste der von den Gefangenen an der Wand totgequetschten Wanzen —, findet man in Sibirien in beinahe jedem Wirthshause. Noch kürzlich habe ich im vornehmsten Hotel in Odessa von meinem Bett aus die Skizze zu einem solchen aus den mir zu Gebote stehenden Wanzen entworfen. Das gehört eben zur Landessitte und ist für die Gefangenen durchaus nichts Neues.

Die Luft in den Gefängnissen ist, wie wir schon gehört haben, schlecht.

Warum aber machen denn die Gefangenen von den vorhandenen, ihnen zu Gebote stehenden Ventilationvorrichtungen keinen Gebrauch? Einfach, weil der Russe sich in heißer, dunstiger Atmosphäre wohler fühlt als in frischer Luft. Erzählt doch Kennan selbst, der stets in den verpesteten Räumen „beinahe ohnmächtig" wird (II. 215): „In allen Zellen befanden sich Ventilationvorrichtungen, aber einige davon hatten die Gefangenen selbst mit Lappen und Kleidungstücken verstopft."

Aber die „Paraschas"!*) wird man mir zurufen. Gut, reden wir auch ein Wort über die durch Kennan so berühmt oder vielmehr übel berüchtigt gewordenen Paraschas. Auch hier hat Kennan wieder falsch beobachtet oder er schildert das Beobachtete falsch. Ich habe, wie ich noch einmal bemerke, nicht das geringste Interesse daran, für die russische Verwaltung oder Regirung eine Lanze zu brechen, ich will aber brechen mit den falschen Vorurtheilen, die durch Kennan in durchaus ungerechtfertigter Weise über Sibirien verbreitet worden sind. Ich verdamme eben — stets unter Annahme von Kennans bona fides — dessen Einseitigkeit. Sibirische Gefängnisse müssen aus den russisch-sibirischen Verhältnissen heraus erklärt werden, man darf sie nicht durch die moderne Kulturbrille betrachten. Ich habe in Sibirien junge, schöne Generalstöchter kennen gelernt, die für zehn Rubel zu Allem bereit waren, — hat man darum das Recht, wie es Kennan entschieden für sich in Anspruch nehmen würde, zu behaupten: „Die russische Regirung hält die sibirischen Mädchen, von der niedrigsten bis zur höchstgeborenen zur Prostitution an?" Die Dinge liegen dort nun einmal so — ländlich, sittlich; es ist verkehrt und unsinnig, dort unsern Kulturmaßstab anlegen zu wollen. Man kann die sibirischen Zustände nicht mit den unsern sondern man darf sie höchstens mit den russischen im Allgemeinen vergleichen. Und damit kommen wir wieder auf die Paraschas zurück.

Diese Kübel werden abends in den oft überfüllten Zellen, die nachts abgeschlossen werden, aufgestellt. Bei Tage und vor Thoresschluß haben die Leute zu jeder Zeit Gelegenheit, die im Hofe oder auf dem Gange gelegenen „Kämmerchen" aufzusuchen. Am Morgen sollen die Paraschas wieder aus den Zellen herausgenommen, entleert und gereinigt werden. Daß das aber immer geschieht, möchte ich allerdings bezweifeln. Gut riechen werden diese Tonnen gerade auch nicht — aber wir riechen das, nicht so der niedere Russe. Ich habe kürzlich an anderer Stelle**) ausgeführt, daß diese angedeuteten Vorrichtungen für die Schätzung des Kulturstandpunktes wilder und zahmer Menschen hochwichtig und bisher noch viel zu sehr vernachlässigt sind, und wenn wir diesen Kulturmesser nicht nur den Sibiriern, sondern den Russen

*) Exkrementenkübel.

**) „Ethnographisches und Verwandtes aus Guayana". Leyden. 1893.

im Allgemeinen anlegen, so können wir freilich nur sagen: „They are a disgrace to civilization.“*)

Wer die Zustände in den von städtischer Kultur nicht berührten Theilen Rußlands kennt, der weiß auch, daß diese Verhältnisse in den Gefängnissen nicht schlimmer sind als in den russisch-sibirischen Privathäusern und Hotels überhaupt.

Auf Einzelnheiten kann ich hier nicht weiter eingehen; der Leser kann aber versichert sein, daß auch die gewöhnlichen Verbrecher in Sibirien durchaus nicht — zumal nicht mit Absicht — schlecht behandelt werden. Die meisten dieser Leute leben in Sibirien viel besser, als sie es zu Hause gewohnt waren, besser als die Soldaten und Kosaken, die sie begleiten und bewachen.**) Die russische Regirung thut, was in ihren Kräften steht, um das Schicksal der Verbannten zu verbessern. In keinem Lande der Welt beschäftigt sich die öffentliche und private Wohlthätigkeit so sehr mit den Gefangenen und Verbannten wie gerade in Rußland. Wir Deutsche haben also, eben so wie die Engländer oder gar Amerikaner, keinerlei Veranlassung, uns auf Grund tendenziöser, übertriebener oder falscher Berichte über das Schicksal der russisch-sibirischen Verbrecher und Sträflinge irgendwie aufzuregen.

De Windt schließt sein Werk (481) mit den Worten: „prison life in Siberia is as endurable as in most, and more tolerable than in many of the countries of the world.“ Landsdell weist an der Hand genauer Zahlen und Daten nach, daß die russischen Verbannten in Sibirien besser und reichlicher verpflegt werden als die Gefangenen in englischen Zuchthäusern (79); daß sie weniger arbeiten müssen als diese; daß englische und amerikanische Gefangene mehr geprügelt und schlechter behandelt werden als die russischen in Sibirien. (378)

Ganz in dem selben Sinne äußern sich Ch. Daviſſon***), der Miß Marsden auf ihrer Ueberlandreise begleitete, oder F. Bädeker†), der Sibirien im Jahre 1889—90 besuchte. —

Zum Schluß noch ein Wort über das größte Uebel, an dem die Zwangsarbeiter in Sibirien leiden — den Mangel an Arbeit. Die Leute, die in den der Krone gehörigen Bergwerken arbeiten, sind, wie Kennan selbst

*) Massachusetts State Board of Health Report 1874, p. 235.

**) Dostojewsky 68; Joest 121; Landsdell 456; Cotteau: „A travers la Sibérie“, Paris 1888: „Les gens sont traités avec autant d'humanité qu'ils le seraient chez nous;“ Boulangier „Notes de Voyage en Sibérie“, Paris 1891: „Les prisonniers ne manquent de rien, leur nourriture est bonne, leur logement salubre et aéré.“

***) de Windt, Anhang 490.

†) In einem Briefe an de Windt. Anhang 488.

berichtet, mit ihrem Schicksal ganz zufrieden: sie haben wenigstens Etwas zu thun, wenn sie auch nicht halb so viel arbeiten wie jeder Bergmann in Europa. Aber die Anderen! Zu Hunderten hocken und lungern sie in den Gefängnissen herum und betteln geradezu um Arbeit, um irgend eine Beschäftigung. Was sollen aber die Leute arbeiten? Wie kann man ihnen über den Tausende von Kilometern langen Weg das Rohmaterial besorgen? Für wen sollen sie arbeiten? Wer kauft ihnen ihre Arbeiten ab?

Das sind gewiß traurige Zustände und die russische Regirung muß und wird über kurz oder lang hierfür Abhilfe schaffen. Aber auch hier darf man nicht vergessen, daß die sibirischen gemeinen Verbrecher im Vergleich zu ihren englischen und amerikanischen Genossen sich sehr bedeutender Vortheile erfreuen, denn 1. werden sie nicht zu gänzlich zweckloser, ganz unproduktiver Arbeit angehalten, 2. sind sie nie und nimmer in Einzelnzellen eingesperrt. Das ist allerdings Kennan im Gegensatz zu den Verhältnissen in seinem amerikanischen Vaterlande nie aufgefallen.

Dostojewsky*) schreibt: „Der schlimmste Mörder würde vor der schrecklichen Strafe zittern, der man den Charakter vollständiger, völligster Nutzlosigkeit und Unsinnigkeit gäbe. Wenn man ihn zum Beispiel zwingen würde, Wasser aus einem Behälter in einen andern zu gießen und aus dem andern wieder in den ersten, Sand zu stoßen, einen Haufen Erde von einer Stelle zur andern zu schleppen und umgekehrt, — ich glaube, der Gefangene würde sich nach einigen Tagen erdrosseln, oder er würde Tausende von Verbrechen begehen, um nur zu sterben und einer solchen Erniedrigung, Schande und Qual zu entgehen." Das ist nun wieder übertrieben, wie Alles in diesem Buch. Aber die Leute, die in England nach dem Erscheinen der Kennanschen Berichte großartige Protest-meetings gegen die Siberian atrocities veranstalteten, scheinen nicht zu wissen, daß gerade in den englischen Gefängnissen dieser Zwang „zu unsinniger, gänzlich zweckloser Arbeit" besonderer Beliebtheit bei den maßgebenden Behörden sich erfreut.

Wie oft habe ich in englischen Kolonien die Sträflinge den bekannten „shot drill" ausführen sehen: die Leute haben Jahre lang, Tag aus, Tag ein, nichts Anderes zu thun, als eine hohe Pyramide von alten, schweren, verrosteten Kanonenkugeln abzutragen und an irgend einer anderen Stelle wieder aufzubauen. Sobald diese Pyramide fertig ist, wird Kugel für Kugel wieder nach der früheren Stelle versetzt und so da capo ad infinitum.

Dann aber — last not least — kann einem amerikanischen Reporter, der sich darin gefallen hat, eine gewisse Erregung gegen eine von

*) „Aus dem toten Hause". Dostojewsky war im Anfang der 50er Jahre in einem Gefängniß in Omsk internirt, das inzwischen längst niedergerissen ist.

dem besten Willen und Bestreben beseelte Regirung wegen der Behandlung hervorzurufen, die sie ihren Verbrechern — gleichviel ob gemeinen oder politischen — zu Theil werden läßt oder doch lassen soll, nicht dringend genug nahe gelegt werden, sich die Zustände in seinem eigenen Vaterlande lieber einmal etwas näher anzusehen. Gerade in den amerikanischen Gefängnissen huldigt man dem so grausamen, jedes denkende und lebende Individuum geistig und körperlich ertötenden „Auburnschen Schweig-System" oder dem bekannten, heute von allen maßgebenden Personen in Europa beinahe einstimmig verurtheilten „Pennsylvanischen Zellen-System". Wie sehr wird der in Amerika in Einzelhaft sitzende, unbeschäftigte, zu Jahre langem Schweigen und Alleinsein verurtheilte Verbrecher den sibirischen Sträfling beneiden, der sich unter seines Gleichen frei bewegen, mit ihnen plaudern und verkehren, der pfeifen, singen und rauchen darf. Der amerikanische Zuchthäusler dagegen sitzt stumm und einsam in seiner Zelle, niemals erhält er eine Zeile oder eine Nachricht aus der Außenwelt, er ist ein lebendig begrabener, aber dennoch lebender, leidender Mensch.

Landsdell schreibt von dem Gefängniß in Tomsk (129): „Die schwerste Strafe, die man über einen Sträfling verhängen kann, ist drei Tage Einzelnhaft bei Wasser und Brot." Das ist sibirische Barbarei! Berichtet doch Kennan (III. 193) selbst: „Nach übereinstimmendem Zeugniß von mehr als 50 Verbannten, denen ich in Sibirien begegnete, sind die schlimmsten Leiden in der Trubetskoi-Bastion (in der Peter-Paul-festung, dem gefürchtetsten und berüchtigsten aller Gefängnisse in ganz Rußland) die Einsamkeit, die Stille und der Mangel an Beschäftigung (also gerade die Leiden der amerikanischen Gefangenen). Physische Beschwerden können ertragen werden, aber die geistige und moralische Tortur vollständiger Isolirung, vollkommener Stille und das Fehlen jeglicher Beschäftigung für Hände und Geist, wird bald geradezu unerträglich." Das schreibt ein Amerikaner, der für die Russen nur Worte des Hohns, des Hasses, der Verachtung übrig hat, der aber anscheinend nicht einmal Dickens' „American Notes" gelesen hat.

Wir möchten daher dem Century Magazine rathen, lieber einmal einen Berichterstatter in die amerikanischen Gefängnisse, statt nach dem so entfernten Sibirien, zu entsenden.

Herrn Kennan aber rufen wir zu — wir haben das volle Recht dazu —: „Jeder kehr' vor seiner Thür", oder, um in seiner eigenen Sprache mit ihm zu reden: Charity begins at home.

Professor Dr. Wilhelm Joest.

Charcot.

(29. November 1825 — 16. August 1893.)

Eine Trauerkunde durchfliegt die Erde; nicht an Fürstenhöfen nur — in der ganzen gebildeten Welt trauert man um einen „Fürsten der Wissenschaft“: Charcot ist gestorben! Frankreich hat einen seiner besten Söhne, eine seiner wenigen noch aus älterer Zeit übrig gebliebenen großen Berühmtheiten, der ärztliche Stand hat eine seiner Zierden, die Nervenheilkunde hat ihren vornehmsten und eigenartigsten zeitgenössischen Vertreter in ihm verloren.

Wohl zu allen Lesern dieses Blattes ist der ruhmreiche Name Charcots gedrungen; doch nur die Wenigsten dürften einer ausführlichen Darstellung seines Lebens- und Entwickelungsganges ein erhöhtes Interesse entgegenbringen.*) Es ist eine Gelehrtenlaufbahn, die nichts Aufregendes, nichts Sensationelles darbietet, — im Allgemeinen wohl vom Glück begünstigt, doch mehr noch eine Bestätigung des Goetheschen „wie sich Verdienst und Glück verketten“, — übrigens nicht einmal mit besonders raschem und auffälligem Emporrücken. Das ausgezeichnete französische System der Stellenbesetzung durch Konkurse — ein System, das es fast unmöglich macht, daß irgend ein Talent auf die Dauer im Dunkeln bleibt — ist doch andererseits dem phänomenalen Auffluge ungewöhnlicher Begabungen nicht immer günstig. Genug, der Weltruf, der Charcot verhältnißmäßig spät, in seinen beiden letzten Lebensdecennien, zu Theil wurde, war nur Krönung und Abschluß einer langen, an Arbeit und Erfolgen reichen, praktischen, wissenschaftlichen und didaktischen Laufbahn. In ganz anderen Bahnen begann und vollzog sich diese Entwickelung, als man, vom Ende auf die Anfänge zurückblickend, es vermuthen sollte. Nicht als Nervenarzt ist Charcot zuerst hervorgetreten; ganz unähnlich unseren heutigen „spezialärztlichen“ Heißspornen, die, kaum daß sie die Eihülle des Staatsexamens gesprengt haben, schon als spezialistische Hähne in die Welt krähen, hat Charcot viele, viele Jahre hindurch auf den verschiedensten Feldern als Lehrer, Arzt, Forscher gewirkt und gearbeitet. Er ist Anatom, er ist pathologischer Anatom gewesen; er hat sich mit den Krankheiten der Lunge, der Leber, der Nieren,

*) Für solche sei auf den schon vor Jahren von mir verfaßten Artikel über Charcot in dem biographischen Aerzte-Lexikon (Band II; Urban und Schwarzenberg, Wien und Leipzig 1885) verwiesen, wozu Charcot in liebenswürdiger Bereitwilligkeit selbst das Material lieferte.

mit der Gicht, mit den Erkrankungen des Greisenalters wissenschaftlich beschäftigt. Allein in den Augen der Mitwelt schon entschwanden doch diese Seiten seines Wirkens mehr und mehr, und er blieb, was er für die Nachwelt ausschließlich sein wird: der unsterbliche Nervenarzt, der bewunderte Kliniker und Lehrer der Salpétrière.

In der That steht Charcots Werdegang mit der Entwickelung der modernen Nervenheilkunde und mit den eigenartigen Verhältnissen jenes merkwürdigen Riesenkrankenhauses am entlegenen Boulevard de l'hôpital in engster, untrennbarer Verbindung.

Die Nervenheilkunde ist einer der jüngsten Zweige der medizinischen Forschung, ganz und gar eine Frucht unseres Jahrhunderts. Sie zeigt in besonders hohem Grade die für die moderne wissenschaftliche Medizin überhaupt charakteristische und nutzbringende Vereinigung der klinischen Krankenbeobachtung mit dem Experiment. Ihre Grundlagen wurden in England geschaffen, — in dem selben Lande, wo, seltsam genug, das Thierexperiment heutzutage verpönt und von der öffentlichen Meinung fast geächtet dasteht. Man kann die wundervolle Entdeckung Charles Bells, den sogenannten Bellschen Lehrsatz — wonach die vorderen Rückenmarkswurzeln ausschließlich der Vermittelung von Bewegungen, die hinteren Wurzeln eben so ausschließlich der Vermittelung von Empfindungen dienen — und dessen Anwendung auf das fünfte und siebente Gehirnnervenpaar geradezu als den Ausgangspunkt der modernen Nervenpathologie bezeichnen. Unser großer Nervenarzt Romberg begann damit, diese Bellschen Untersuchungen ins Deutsche zu übertragen. Die hervorragenden Experimentatoren, ein Marshall, Hall, Magendie, Flourens, Longet, Claude Bernard, Schiff, Brown-Séquard, Vulpian, Ferrier und Andere, haben aufs Mächtigste direkt und indirekt in die Entwickelung der Nervenpathologie eingegriffen. Daneben her gingen die Fortschritte der pathologischen Anatomie des Nervensystems und die durch Vervollkommnung der diagnostischen Methoden ermöglichte genauere Feststellung und Unterscheidung der einzelnen klinischen Krankheitstypen. In beiden Richtungen haben die Franzosen außerordentlich viel geleistet; es genügt, an die Verdienste eines Cruveilhier um die Erforschung der pathologisch-anatomischen Veränderungen, eines Duchenne um die Einführung der Elektrizität als Untersuchungmittel bei Nervenkrankheiten zu erinnern. Nach allen diesen Richtungen hin hat auch Charcot bahnbrechend gewirkt. Wir sind in Deutschland an eine derartige enge Verbindung sogenannter theoretischer Disziplinen, der experimentellen Pathologie und der pathologischen Anatomie, mit der praktischen und klinisch-ärztlichen Thätigkeit nicht gewöhnt, wie sie in anderen Ländern, zumal in Frankreich, herkömmlich besteht, und wie sie gerade der so überaus umfangreichen,

erstaunlichen Thätigkeit Charcots vielfach zum Nutzen gereicht hat. Er ging von der pathologischen Anatomie aus, deren Professur er bis 1882 bekleidet hat; er war über dreißig Jahre Arzt an der Salpétrière, jener ungeheuren Kranken-, oder richtiger Pflege-Anstalt für „unheilbare" weibliche Kranke, für die schwersten Formen körperlichen und geistigen Siechthums. Ein nahezu unabsehbares Feld klinischer wie pathologisch-anatomischer Forschung mußte sich dem Beobachter, ein unerschöpfliches Lehr- und Demonstrationmaterial mußte sich dem genial veranlagten klinischen Lehrer an dieser Fundstätte erschließen.

Der glänzenden Vereinigung klinischer und pathologisch-anatomischer Forschung durch Charcot verdanken wir — um nur einzelne Beispiele hervorzuheben — die sichere Unterscheidung der sogenannten „Schüttellähmung" (Parkinsonsche Krankheit) von einer anderen wichtigen Erkrankungform des Centralnervensystems, der sogenannten „Herdsklerose" („sclérose en plaques disséminées), die Aufstellung gewisser klinischer Erkrankungformen des Rückenmarks, der sogenannten „symmetrischen Seitenstrangsklerose" und „amyotrophischen Seitenstrangsklerose", und die Zurückführung der von Duchenne und Aron entdeckten „fortschreitenden Muskelatrophie" auf eine primäre Erkrankung gewisser Gruppen der Rückenmarkszellen. — Auch die experimentelle Richtung der Nervenheilkunde kam dabei nicht zu kurz; nur erhielt sie in der Hand Charcots eine ganz neue und eigenartige, überraschende Wendung. An die Stelle des Thierexperiments trat (innerhalb der dafür berechtigten und zulässigen Grenzen selbstverständlich) gewissermaßen das Experiment am klinischen Beobachtungobjekt, am Kranken selbst, das von Charcot namentlich für das Studium der bisher in wissenschaftlicher Hinsicht vernachlässigten sogenannten funktionellen Nervenkrankheiten, vor Allem der Hysterie, in ungewohnter Weise fruchtbar gemacht wurde. Es ist das vielleicht gerade die in Laienkreisen am Meisten imponirende, am Meisten populär gewordene Richtung der Charcotschen Thätigkeit; eine Richtung, die freilich auch nur von der Meisterhand eines Charcot erfolgreich ergriffen werden konnte und durfte, und die selbst so noch mancherlei Bedenkliches mit sich führte, wie denn die Charcotschen „Vorstellungen" in seinem „théâtre de la Salpétrière" ein stehendes Angriffsobjekt gewisser Pariser Witzblätter bildeten. Ein Zufall scheint vor etwa zwanzig Jahren zu diesen vielberufenen „Experimenten an Hysterischen" den ersten Anstoß gegeben zu haben. Ein gewisser Burcq hatte damals viel von sich reden gemacht durch die wunderbaren Heilresultate, die er bei Nervenleiden, namentlich bei Hysterie, mittelst des Auflegens kleiner flacher Metallscheibchen bei jedesmaliger passender Metallauswahl erzielt haben wollte (die sogenannte Metalloskopie und Metallotherapie). Man

hatte, wie so oft, die Sache ohne weitere Prüfung als reine Thorheit verlacht, bis Charcot die Versuche in die Hand nahm, sie im Wesentlichen bestätigte und erweiterte, indem er u. A. zeigte, daß man auch durch Magnete u. s. w. den selben Erfolg haben könne, und daß man Hysterische dadurch zwar nicht heilen, wohl aber gewisse hysterische Krankheitserscheinungen (Anaesthesien, Lähmungen, Kontrakturen) zum Verschwinden bringen oder auch bei einseitigem Auftreten in eigenthümlicher Weise — durch den sogenannten „transfert" — auf die andere, bisher scheinbar gesunde Körperhälfte übertragen könne. Diese damals allgemeines Aufsehen erregenden Beobachtungen sind der Ausgangspunkt nicht blos der weittragenden späteren Untersuchungen der Charcotschen Schule über Hysterie, sondern geradezu aller heutzutage zu so außerordentlicher Bedeutung emporgewachsenen Studien über Hypnotismus und Suggestion, — ein Gebiet, auf dem Charcot freilich in der Folge, namentlich soweit es sich um die Ausnutzung für Heilzwecke handelte, die Führung an die sogenannte Nancyer Schule abtreten mußte und, da er deren therapeutische Ueberschwänglichkeiten mißbilligte, auch nicht ungern abtrat. Wie sehr er diesen Fragen auch nach der therapeutischen Seite hin in steter lebendiger Theilnahme zugewandt blieb, davon hat noch kürzlich erst sein durch die Blätter gegangener Vortrag über Heilungen durch den Glauben — unter besonderer Berücksichtigung der Wunderheilungen von Lourdes — ein zugleich die gemäßigte, unparteiische Denkensart des Menschen und den Scharfblick des ärztlichen Forschers in seltenem Maße bekundendes Beispiel geliefert.

Charcot war aber nicht nur Arzt und Forscher; er war in fast einzig dastehender Vereinigung zugleich ein überaus wirksamer klinischer Lehrer und ein hervorragender Organisator des klinischen Unterrichts; er hat in dieser Beziehung durch die von ihm ins Leben gerufenen, von der Regirung mit großer Munificenz geförderten Einrichtungen zu Lehr- und Heilzwecken Mustergiltiges, Unnachahmliches geleistet, und seine Lehrkurse an der Salpétrière zu einer Institution von weit über die Landesgrenzen hinausgreifender, internationaler, man kann sagen universeller Bedeutung erhoben. Wie in dem Konsultationzimmer des berühmten Arztes die Kranken aller Länder und Zonen zusammenkamen, so versammelte sich bei seinen Vorlesungen und Demonstrationen eine Elite der ärztlichen Welt, in der alle Kulturvölker und Kultursprachen gleiche Vertretung gefunden hatten. Auch wir Deutschen fehlten nicht, und wir wurden von Charcot — einem intimen Kenner und Schätzer deutscher Wissenschaft — mit der selben Freundlichkeit, der selben echt französischen Liebenswürdigkeit (von der die steife morgue unserer „Geheimräthe" so viel zu lernen hätte!) empfangen wie alle

Uebrigen. Es gab hier keine nationalen Reibungen und Antipathien. Man darf kühn behaupten, daß es wohl heutzutage kaum einen Nervenarzt von auch nur einiger Bedeutung, in Deutschland wie anderwärts, giebt, der nicht von der hier gebotenen Gelegenheit, zu sehen und zu lernen, ausgiebigen Gebrauch gemacht, der nicht Charcots Förderung genossen, der sich nicht in gewissem Sinne als seinen Schüler und dankbaren Schuldner zu empfinden gehabt hätte.

Charcots Horizont war weit, er ging über die engen Grenzen beschränkter Fachgelehrsamkeit nach allen Seiten unermeßlich hinaus, in alle Gebiete der Kunst und des Wissens; Charcot war ein leidenschaftlicher Musikfreund; er war aber auch (wie mehrere seiner Publikationen beweisen) ein feiner Gemäldekenner; er war in Literatur und Geschichte außerordentlich bewandert. Sein Gespräch, wenn er sprechen wollte (denn er war für gewöhnlich ein Schweiger), war von fesselndem Reize. Die Schüler, die ihm näher standen, verehrten in ihm nicht blos den Meister, sondern den wärmsten, liebenswürdigsten, aufopferndsten Berather und Freund, den unermüdlichen Gönner und Förderer jedes aufstrebenden, jungen Talentes. Natürlich hatte er auch „les défauts de ses qualités"; es ist das ja bei großen Männern nichts als der Zug, der sie uns verwandtschaftlich näher bringt, der Tribut, den sie der Menschheit und ihrer Schwäche pflichtmäßig bezahlen. Selbst Charcot war nicht ganz frei von dem Nationalübel der Eitelkeit, dem Hange nach äußeren Ehren und Auszeichnungen. Diese fehlten einem solchen Manne an einem Weltmittelpunkte wie Paris, selbstverständlich nicht, — wenn er es auch auf der Stufenleiter der Ehrenlegion nicht so weit gebracht hat wie sein famoser Patient Cornelius Herz, dem noch vor Kurzem seine und Brouardels vielbesprochene offizielle Mission galt.

Wer den achtundsechzigjährigen, stattlichen, etwas stark gewordenen Mann kannte, mit dem ruhigen, sanft dreinschauenden Napoleon-Kopfe, den „Figaro" und „Journal amusant" gern zum Ziele einer immerhin respektvollen Satire zu machen pflegten, — wer den immer noch zunehmenden Kreis seines Wirkens und Schaffens antheilnehmend verfolgte, der durfte noch auf eine langgestreckte Lebensdauer, auf eine reiche Ausbeute wissenschaftlicher und ärztlicher Thätigkeit bei ihm hoffen.

Es ist anders gekommen! Nicht blos der Lehrstuhl der Nervenpathologie, den man vor elf Jahren eigens für Charcot errichtete —: ein Königsthron der Wissenschaft steht leer, — und schwer wird es sein, da die großen Monarchen auch in der Wissenschaft selten sind, diesen Thron nun neu zu besetzen. Professor Dr. Albert Eulenburg.

Die Kolonisation im östlichen Deutschland.

Nichts wirkt erfrischender als ein Ereigniß. Die Gründung der „Ansiedlung-Kommission für Posen und Westpreußen" durch Bismarck war gemeint als ein Schlag gegen das allzu selbstbewußte Polenthum. Es war eine echte Aeußerung des Bismarckschen Temperaments, der Sprung eines Löwen. Bei der Dämmerung, in welcher der selten besuchte Osten daliegt, wollten Kenner behaupten, der Sprung sei fehlgegangen. Das Polenthum reagirte leidenschaftlich. Die sogenannte Rettung-Bank wurde gegründet, die es thatsächlich fertig gebracht hat, ein paar polnische Güter anzukaufen und in unverantwortlicher Weise zu besiedeln, d. h. einer Anzahl bankeroter Besitzer die Kräfte von einigen hundert Proletariern vor den Karren zu spannen. Dieses Unternehmen ist inzwischen verkracht und sucht seinerseits Rettung beim preußischen Staat, während die Ansiedlung-Kommission für Posen und Westpreußen aufgehört hat, ausschließlich polnischen Besitz auszukaufen und sich Aufgaben stellt, die mit ihrer ursprünglichen, streng nationalen Tendenz in Widerspruch stehen. Aber man prüfe die ganze Situation genauer und man wird erstaunen, welch eine tiefgehende und aussichtreiche Wirkung jene Anregung Bismarcks hervorgerufen hat.

Sie spiegelt sich wieder in zwei unlängst erschienenen Büchern, die vom Verein für Sozial-Politik veröffentlicht (von Duncker und Humblot in Leipzig zu beziehen), beide mit dem seltenen Vorzug ausgestattet, daß sie zur Zeit kommen, ohne Bismarck anders oder gar nicht geschrieben worden wären. Sie geben auf Grund ostelbischer Studien die Richtung an, in der allein sich eine gesunde Entwickelung dort vollziehen kann. Das eine, von Dr. Max Weber, erläutert die Landarbeiterfrage und wendet sich mit seinem auf 800 Seiten angehäuften Material mehr an den Fachmann, während doch die gelegentlichen Ueberblicke, zumal der Schluß, der in knappen, scharf herausgearbeiteten Zügen die Summe zieht, uns beweisen, daß wir mehr als einen bloßen Sammler vor uns haben. Das andere, die Frucht ernster Gedankenarbeit, von Professor Max Sering, behandelt die innere Kolonisirung, bietet auf etwa 300 Seiten nur gesichteten, wohlgeordneten Stoff und wird auch den Laien von vornherein fesseln durch die Frische seiner Darstellung, durch seinen warmen Herzschlag. Immer ist es dem Verfasser um den Menschen selber zu thun. Es handelt sich ihm nicht blos um materielle Werthe, nicht blos um geschäftlichen Gewinn, sondern vor Allem um Hebung des nationalen Charakters, um einen Fortschritt deutscher Kultur in dem Sinne, daß die Zahl pflichtbewußter, sich selbst achtender, arbeitsamer und leistungfähiger Menschen zunimmt auf einem Boden, der solcher Menschen auch würdig ist, weil er ihre Mühen nicht unbelohnt läßt.

Das größere Publikum, das von jener Kolonisirung wohl nur durch die spärlichen Zeitungnachrichten der Ansiedlung-Kommission gelegentlich erfährt, daß die Zahl der neu angesetzten Stellen 900 oder 1100 beträgt, wird diesen Erfolg als das Ergebniß einer bald siebenjährigen Thätigkeit zu unterschätzen

geneigt sein. Auch daß die „General-Kommission" bereits 1500 Rentengüter eingerichtet habe und daß bei ihnen zur Zeit 150 000 Hektar zur Parzellirung angemeldet sind, kann angesichts der Riesenfläche des östlichen Ackers und der über ihn hereingebrochenen Krise keinen überwältigenden Eindruck machen. Sering versucht nun zu beweisen, daß jene Krise trotzdem bestimmt ist, einen erfreulichen Kern ans Licht zu treiben.

Er geht davon aus, daß während der letzten Zählungperiode (1885—1890 der deutsche Osten (d. i. Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Mecklenburg und der Ostbezirk der Mark) 640 000 Menschen durch Wanderung verloren hat. Dieser ungeheure Aderlaß ist rechnungmäßig durch den Geburtenüberschuß im Verhältniß zur Bevölkerungziffer festzustellen. Ostpreußen z. B. hatte während jener Zeit gegen die Sterbefälle einen Geburtenüberschuß von 131 000, eine Bevölkerungabnahme von etwa 2000 Seelen. Es hat somit 131 000 Kinder hinzubekommen und 133 000 meist Erwachsene zur überseeischen Auswanderung, hauptsächlich aber nach Berlin, nach Sachsen, Westfalen und Hamburg abgegeben. Rechnet man hinzu, was innerhalb Ostpreußens selber durch das Hinströmen nach Königsberg und den andern größeren Städten dem platten Land entzogen wurde, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der veränderten Physiognomie dieser Provinz in volkswirthschaftlicher Beziehung machen. Fast alle großen Güter empfinden zur Erntezeit, viele selbst im Winter, den peinlichsten Arbeitermangel. In den Grenzdistrikten erscheint die deutsche Bevölkerung durch die zuströmenden polnischen Wanderarbeiter ersetzt. Die alte patriarchalische Gutsverfassung ist gründlich erschüttert, großentheils aufgelöst, der beste und strebsamste Theil der Arbeiter ist fortgezogen, die zurückbleibenden sind unruhig. Der Rückgang des Volksthumes drückt sich oft auch darin aus, daß die Mädchen nicht mehr spinnen und weben lernen. Die Wirthschaftlichkeit an sich hat abgenommen.

Die Gründe für das Alles können nicht äußerlicher Natur sein. Sering sucht deshalb nach ethischen Ursachen. „Ein Zug nach größerer Unabhängigkeit und Selbständigkeit", sagt er, „geht heute durch die Massen, ein Drang nach höherer sozialer Stellung und Achtung der Persönlichkeit." Dies stimmt mit den Beobachtungen Webers überein, der sagt: „Die allgemeinen Grundlagen der Existenz und des Haushaltes gerade der relativ unfreiesten Kategorien der Arbeiter, des Gesindes und der Instleute, sind solche, daß bei durchschnittlichen Verhältnissen ihre materielle Lage ungleich gesicherter ist als die auch der bestgestellten gewerblichen Arbeiter." Trotz dieser besseren Stellung herrscht aber Unzufriedenheit, und trotz dieser Unzufriedenheit fehlen den Leuten klare Gründe zum Fortziehen. Es wirkt auf sie lediglich die räumliche Beschränkung ihrer Existenz in der Gutsverfassung, ihr Drang nach Ungebundenheit. Sie wollen die Möglichkeit eines noch weiteren Aufsteigens vor sich sehen, sie wollen selbständig sein, selbst auf Kosten ihrer materiellen Lage.

Es liegt auf der Hand, daß gegen einen so elementaren Zug durch rein mechanische Mittel, wie Aufhebung der Freizügigkeit, nicht das Mindeste auszurichten ist. Eine derartige Entwickelung totschlagen zu wollen, ist dumm; nicht durch den Versuch, sie rückgängig zu machen, sondern dadurch, daß man trotz ihrer vorwärts kommt, beweist man politischen Verstand. So findet auch Sering die Mittel zur Abhilfe, zur Vermeidung dauernden Schadens für unser

Volksthum und unsere nationale Wirthschaft, einmal in der Ausbildung einer neuen Gutsverfassung statt der patriarchalischen, vor Allem aber darin, daß man außerhalb der Gutsbezirke dem kleinen Mann Gelegenheit zum Aufsteigen giebt, indem man die bäuerlichen Stellen vermehrt und dem vorhandenen „Landhunger" den Tisch deckt. Mit aller Energie wendet er sich gegen die bloße „Seßhaftmachung" von Arbeitern, d. h. eine listige Ausstattung mit Land zum Behuf erneuter Bindung. „Seit der magna charta vom 9. Oktober 1807 (dem Steinschen Emanzipationsedikt), giebt es in Preußen keine Menschen mehr, die als Mittel für die Zwecke Anderer angesehen werden dürften."

Nun ist für das System, das Sering uns entwickelt, fast mehr noch als die posensche Ansiedlung-Kommission ein andres, privates Unternehmen vorbildlich und anregend gewesen, das im pommerschen Kreise Kolberg-Körlin erfreuliche und merkwürdige Resultate erzielt hat. Hier hat ein wackrer jüdischer Geschäftsmann, der als Sohn eines Getreidehändlers die Gegend und alle geeigneten Personen genau kannte, auf eigne Faust kolonisirt, mit gutem Gewinn für sich, aber anscheinend ohne jenen häßlichen Beigeschmack, den private Güterschlächterei im Munde des Volkes gewonnen hat. Seit Ende der siebziger Jahre bis Ende 1891 sind von ihm 11 große Güter mit 5 Vorwerken und ein großer Bauerhof, die zusammen rund 30,000 Morgen (7480 ha) umfaßten und im Westen des Kreises Kolberg-Körlin dicht aneinander grenzten, zerschlagen worden Daraus sind 15 (größere) Restgüter und 239 neue, darunter nur 30—40 unselbständige Stellen entstanden, die durch Hinzukauf eines weiteren Gutes bald auf 300 anwachsen werden.

Das Bezeichnende an diesem Unternehmen ist die private Initiative, ist das Nichtverschwinden des Großbesitzes, der vielmehr in stattlichen Restgütern erhalten bleibt, bei Zunahme der Menschenmenge und zwar einer Auslese von strebsamen und tüchtigen Kolonisten mit erfahrungsgemäß reichem Kindersegen, die andernfalls sicherlich dem deutschen Landbau verloren gegangen wären. Der Werth des Bodens ist erheblich gestiegen, sein Viehbestand um das 2—3fache gewachsen. Eine Belebung des kreisstädtischen Wochenmarktes, eine stärkere Beschäftigung der ansässigen Handwerker, kurz ein Aufblühen von Handel und Wandel im besten Sinne sind die sichtbaren Folgen. „Wenn mehrere hundert Tagelöhner und Bauernsöhne in ein und dem selben Bezirk ein Dutzend Rittergüter auskaufen und daraus einige hundert neue, leistungfähige Produktionstätten bilden konnten, ohne jede Förderung als die eines geschickten Geschäftsmannes und ohne andre Unterstützung als die des privaten Kredits", so können wir darin wohl mit Recht ein höchst bemerkenswerthes Symptom für die Lage der gesammten Landwirthschaft im Osten erblicken. Das Gut Nessin wurde vor der Parzellirung mit 14 Arbeiterfamilien, 5 Dienstboten und Beamten bewirthschaftet. Im Jahresdurchschnitt standen dort in täglicher Arbeit 40—45 Menschen, im Gutsbezirk lebten 182 Seelen. Jetzt wohnen dort statt einer: 50 grundbesitzende Familien, und die letzte Volkszählung ergab 64 Haushaltungen mit 375 Köpfen. Kolberg-Körlin ist Dank der Kolonisation der einzige Kreis in Hinterpommern, dessen Land-Bevölkerung (um 684 Seelen) während der letzten fünf Jahre zugenommen hat; in allen andern Kreisen sind bestenfalls die Städte gewachsen auf Kosten des Landes. Man wird nicht umhin können, die bevölkerungpolitischen Vortheile dieser neugeschaffenen Situation anzuerkennen.

Aus den vorstehenden und den anderwärts gemachten Erfahrungen zieht Max Sering nun folgende, zum Theil sehr frappirende Schlüsse, gegen die es an gewichtigen Einwänden zwar nicht fehlt, die ich aber zunächst einmal im Zusammenhang vorführen möchte:

1. Die ganze landwirthschaftliche Entwickelung drängt gebieterisch auf den Kleinbetrieb hin, nicht blos wegen eines neu erwachten individualistischen Zuges in den Menschen, sondern auch, weil der selbstarbeitende Bauer durch liebevolleres Eingehen auf jede Besonderheit seines Ackers wie auf die Bedürfnisse jedes einzelnen Stückes seiner Heerde im Stande ist, größere Erträge herauszuwirthschaften. Dies hat angesichts einer blühenden Kolonie ein Großbesitzer gelegentlich in die Worte gefaßt: „Ja, mit dem Kapital, das diese Menschen in ihren Armen und Beinen haben, kann Unsereins nicht konkurriren". Es soll sich ferner darin ausdrücken, daß eine parzellirte Fläche immer einen höheren Preis erzielt, als das Ganze gebracht haben würde, d. h. daß Kleinbesitz an sich theurer ist, sowie in dem Gegensatz zwischen Osten und Westen der Vereinigten Staaten, wo nur dem Westen mit seiner jüngeren Kultur, seinen schlechteren Verbindungen und Absatz-Verhältnissen der Großbetrieb eigenthümlich ist.

2. Die Voraussetzung eines solchen Gedeihens des Kleinbetriebes ist volle Selbständigkeit. Der Gedanke genossenschaftlichen Zusammenschlusses zu gemeinsamem Schutz und gemeinsamem Wirthschaftplan ist, wie schon angedeutet wurde und wie ganz besonders die Sozialdemokraten sich einschärfen mögen, verblaßt. Der Kolonist muß ganz auf eignen Füßen stehen, sonst ist ihm nicht wohl. Dabei ist hervorzuheben ein geradezu bewundernswerther Muth im Ertragen von Entbehrungen, sobald der „Mann aus dem Volk" den Kampf um diese persönliche Unabhängigkeit und die Zukunft seiner Familie einmal aufgenommen hat. Das Gefühl des Vorwärtskommens, der sozialen Erhebung verleiht dem Kolonisten eine außerordentliche Energie.

3. Gerade deshalb ist nichts so wichtig wie die richtige Abmessung der Parzellen. Ist das Stück so klein gerathen, daß es die Arbeitkraft des Mannes nicht voll in Anspruch nimmt, so wird er nicht etwa auf Arbeit gehen, sondern er wird so viel hinzuzukaufen und zu pachten suchen, um ganz selbständig zu werden, oder aber lungern und auf unredliche Weise sein Budget zu ergänzen suchen, wie das in unzweckmäßig angelegten und deshalb bald übel berüchtigten „Räuber-Kolonien" mehrfach beobachtet worden ist. Am Besten ist eine Größe von 5 Hektar aufwärts, je nach dem Boden. Dieser sei mittlerer Güte, weil sichre Erträge dem Kolonisten wichtiger sind als solche auf besserem, aber gefährlichem Boden mit unliebsamen Rückschlägen.

4. Die bloße Ansiedlung, um Arbeiter „seßhaft zu machen", begegnet, von ihrer Verwerflichkeit abgesehen, auch mehr und mehr dem Mißtrauen gerade Derjenigen, die mystifizirt werden sollen. Das bestätigt Weber und berichtet u. A. von einem mecklenburgischen Grundbesitzer, der wohlmeinend seinen Arbeitern ein kleines Stück Land oder statt dessen einen Geldbetrag testamentarisch vermacht hatte: kein einziger nahm das Land. Wo sogenannte Häuslerstellen sich einrichten lassen, sind sie zuträglich nur da, wo Auswahl von Arbeitgelegenheit besteht. Wo aber die Ausstattung mit Land zur Selbständigkeit nicht ausreicht, sei es am Besten so klein, daß es von der Frau allein bestellt werden kann, dem Manne volle Freiheit und volle Ausnutzung seiner Kraft

durch Lohnarbeit gestattet. Am Unglücklichsten sind die sogenannten Büdnerstellen, mit Haus und einigen Morgen, zu schmal zur freien Existenz, doch gerade groß genug, um den Mann zur Erntezeit festzuhalten, so daß er seine lohnendste Arbeitgelegenheit versäumen muß. Diese Büdner, berichtet ein Besitzer aus der Mark im Weberschen Buch, sind immer unzufrieden und geborne Sozialdemokraten.

5. Für den Großbesitz, der nicht mehr patriarchalisch, sondern kapitalistisch wirthschaftet, ergiebt sich als einzige Möglichkeit, sich für die Ernte zum Mindesten, die heute vielfach im Osten auf dem Felde verfaulen muß, einen genügenden Arbeiterstamm zu sichern: das im Westen erprobte Heuerlingsverhältniß, d. h. eine Kleinpacht auf kurze Zeit mit der Verpflichtung des Pächters, im Sommer während der Ernte jedes Befehls gewärtig zu sein. Tagelöhner, die ein derartiges Verhältniß eingehen, haben eine Scholle ohne das Gefühl der Gebundenheit. Alles, was nur entfernt nach Grundhörigkeit oder Erbunterthänigkeit aussieht, wird eben vom Arbeiter mit feinem Instinkt gewittert und gemieden.

6. Der Großgrundbesitz muß bei Zeiten einen Theil seines Areals fahren lassen, zumal alle Außenschläge, die er ohnehin nicht intensiv bewirthschaften kann. Durch den Erlös der Parzellirung gewinnt er die Mittel, den Rest desto besser zu halten. Auf den Parzellen siedelt sich dann ein strebsamer und leistungfähiger Menschenschlag an, der den Werth der ganzen Gegend (und damit auch den Werth des Gutes) steigert. In der zweiten Generation ist schon ein Stamm neuer Arbeiter vorhanden; denn die Erfahrungen aus unserm mehr bäuerlichen Westen lehren uns, daß dort, wo die Besitzvertheilung eine größere Möglichkeit des Grundeigenthumerwerbes gewährt, trotz stärkerer Vertretung der Städte und der Industrie mehr Personen bei der Landwirthschaft bleiben, derart, daß auf 100 selbständige Wirthe der linkselbischen Provinzen 73, im Osten nur 67 mitarbeitende Familienangehörige entfallen. Bis diese zweite Generation heranwächst, muß der Großbesitz suchen, das auf Kleinpacht beruhende Heuerlingwesen auszubilden.

Indessen — nun kommen die Einwände —, so logisch dieses System auch sein mag, so erfreulich die schon gewonnenen Resultate, mit denen es belegt wird: die historische Verfassung und gewisse, sehr wichtige Thatsachen kommen dabei zu kurz. Es ist richtig, daß der Boden des Kleinbesitzes im Ganzen theurer ist; und doch kann man auch heute noch überall beobachten, daß der Großbesitz den Bauer auskauft, weil er eben eine höhere und kräftigere Form der Bewirthschaftung darstellt. Es ist richtig, daß östliche Kolonisten vielfach intensiv wirthschaften, aber nur dort, wo ihnen der Rath wohlmeinender, auf Großbetrieben ausgebildeter Männer, der Beistand überlegener Intelligenz nicht fehlt; andernfalls stümpern sie, verthun Chilisalpeter auf einem Boden, der vielmehr Phosphor braucht, begehen Mißgriffe mit Maschinen und Zuchtvieh und kommen zurück. Es ist richtig, daß ein individualistischer Zug im Menschen zum Kleinbetrieb hindrängt; aber auf dem baltischen Höhenrücken mit seinem meist dürftigen Boden, wo an künstliche Wiesen und erfolgreiche Parzellirung gar nicht zu denken ist, wird der auf Absatz zugeschnittene Körnerbau die einzig rationelle Wirthschaftart bleiben müssen. Es ist richtig, daß der Osten der Vereinigten Staaten fast nur Kleinfarmer kennt; aber der Kapitalismus lauert an der Schwelle dieser Menschen; sie sind bis über die Ohren verschuldet und

alljährlich ziehen Tausende nach dem Far West, um sich dort mit besserem Vortheil anzusiedeln. Das Verfahren ist sinnreich, nach welchem Sering herausrechnet, daß in den ostelbischen Provinzen etwa 155,000 neue Stellen geschaffen werden müßten, um der selbständigen Bauernschaft die selbe Ausbreitung zu geben wie im preußischen Westen. Aber dieser bäuerliche Westen stellt uns vortreffliche Soldaten, vortreffliche Unteroffiziere, während er seinen Bedarf an Offizieren nicht decken kann. Es ist richtig, daß im Westen das Heuerlingverhältniß ausgezeichnete Dienste leistet; aber hier ist es historisch eingelebt. Daß es im Osten nicht damit glücken will, wird nicht allein an mangelhaften Bedingungen der Arbeitgeber liegen; sondern wo die Kleinpacht gelingt, wird es sich um Bauernsöhne und um besseren Boden handeln, die beide im Osten knapp sind.

Aus alledem ergiebt sich eine viel stärkere Gefährdung des Ostens, als Mancher sie aus dem Seringschen Buch entnehmen wird, das mit seiner gesunden und warmblütigen Art das allgemein Menschliche vorzüglich heraushebt und erklärt, aber der heutigen Situation nicht in dem Maße gerecht wird. Auch die versprechendste Aussicht auf ferne Kolonisation kann eben nicht dazu helfen, die drohende Gefahr des Augenblicks von einem bewährten Unternehmerstand abzuwenden, der unter dem doppelten Zwang einer unzuträglichen Vergangenheit und einer böswilligen Gegenwart sich aufgeopfert sieht, während Alles dafür spricht, daß er dem Osten in jeder Beziehung unentbehrlich ist. Sering betont Eines nicht genug: daß der Westen, weil er fruchtbarer und älter in der Kultur ist, eine bäuerliche Verfassung sehr viel eher verträgt. Er verweilt zu gern bei den Besitzern, die parzelliren können, weil ihr Boden gleichmäßig und ertragreich genug ist, weil sie ausreichende Wiesen haben, weil die Konfiguration ihres Besitzes die Auftheilung und Anlegung neuer Landgemeinden ermöglicht. Aber bei tausend andern fällt diese Möglichkeit fort. Was wird aus ihnen? Das Seringsche Buch mit der Schlagkraft seiner glänzenden Beweisführung ist geeignet, die Aufmerksamkeit von diesem sehr erheblichen, vielleicht vorwiegenden Theil des östlichen Großbesitzers abzulenken, der bei politischer Vernachlässigung einem Unheil verfallen muß, das sehr geeignet ist, die ganze Kolonisation aufzuhalten und zu Wasser zu machen. Die Dynastie der Könige von Preußen ist aber nicht berufen, „zu herrschen über ein vaterlandsloses Landproletariat und über slavisches Wandervolk neben polnischen Parzellenbauern und entvölkerten Latifundien, wie sie die Entwickelung im Osten zu zeitigen vermag", sagt Weber. Deshalb müssen Gesetzgebung und Politik erst auf dem Platze sein, es muß die Natur des östlichen Ackers, die Unentbehrlichkeit des Körnerbaues zu lohnendem Verkauf erst voll begriffen und anerkannt werden, bevor man selbst von der geschicktesten Kolonisaton einen dauernden Segen erwarten darf. Heute sind noch die Großgrundbesitzer die „Lebensmittelvertheurer", gegen die der Freisinn aus nur allzu durchsichtigen Gründen auf der ganzen Linie mobil macht. Aber wenn der Großbesitz verschwunden ist, was dann? Wird jene Gehässigkeit nicht umgehend auf die Kolonisten übertragen, werden diese nicht nunmehr zu Landesfeinden gestempelt werden, weil sie die Frechheit besitzen, Brot-Getreide verkaufen zu wollen, das man doch, wie jeder Freihändler weiß, viel billiger aus Indien beziehen kann, wo ein indifferentes, geknechtetes Volk neuerdings von Londoner Spekulanten zum Weizenbau angehalten wird, was im freisinnigen

Jargon „ein Naturereigniß" heißt? Werden dann im Osten Millionen von Hektaren nicht blos deshalb brachgelegt oder in Viehtriften verwandelt sein, damit nach Ruinirung der altpreußischen Familien, die dort saßen, nunmehr die Parzellenbauern desto sicherer gerupft werden können? Wird die Proletarisirung des Stadtvolkes durch den Kapitalismus nicht nur deshalb gelungen sein, um durch das Geschrei nach „billigen Lebensmitteln" nunmehr die Proletarisirung der Landwirthe zu erzwingen, aus deren Händen der städtische Gläubiger die Grundrente freundlich in Empfang nimmt, bis sich die letzten Landwirthe entschlossen haben, Wanderarbeiter auf „Aktienfarmen" zu werden.

Der Manchestermann ist freilich mit der Lösung für alle Schwierigkeiten schnell bei der Hand. „Was sich nicht halten kann, geht zu Grunde", — eine Art von Politik, die schon wegen ihrer herzerquickenden Einfachheit so viel Bestechendes hat. Zwar ist es bekannt, daß der deutsche Landmann niemals mit jener Schnelligkeit „zu Grunde geht", die der Manchestermann für erforderlich erklärt. Allein das Wichtige ist auch gar nicht dieser fortgesetzte Todeskampf mit all seinen lähmenden Wirkungen auf verwandte Erwerbskreise, sondern daß diese Agonie nur als Vorspiel gedacht ist für die Hauptsache, die nachfolgen soll. Noch greift der städtische Kapitalismus nicht nach dem Landbesitz; der Brocken ist immer noch zu groß. Erst wenn der Acker in seinem überwiegenden Theil von Leuten bebaut sein wird, die außer Stande sind, politisch einen solchen Widerstand zu leisten, wie unsere „Agrarier", erst dann wird es an der Zeit sein, das „freisinnige" Ideal zu verwirklichen, daß der Boden nicht Dem gehöre, der ihn bewirthschaftet. Der Bebauer soll dann ein bloßer Angestellter und Abhängiger städtischer Kapitalisten sein und wird selbstverständlich auf einen Zustand herab gedrückt werden, der ihn zahm und schwach erhält. Daß für die bescheidenste Bauernstelle, sofern sie Selbständigkeit gewährt, in dieser Politik kein Raum ist, liegt auf der Hand. Die Wünsche des Kapitalismus kommen eben immer beim Essen. Er würde mit der kommenden Landwirthschaft noch ganz anders umspringen, als er mit der heutigen schon thun möchte, sobald erst durch Befolgung der Parole: „Fort mit dem verschuldeten Mittelbesitz!" der intensive, kapitalistische Großbetrieb (mit Rübenbau, Fabriken, Futterwirthschaft 2c.) dicht an die Parzellenbauern heran gerückt ist. Sering sowohl wie Weber haben es übersehen, daß die Kolonisation auf diesen unerwünschten Weg hinführen muß, sofern nicht jede nur mögliche Anstrengung gemacht wird, den Körnerbau zum lohnenden Absatz zu erhalten, d. h. gerade dem östlichen Mittelbesitz den Uebergang in eine neue Zeit nach Kräften zu erleichtern; jener ist zu sehr erfüllt von dem schönen Bilde, das seine plastische Phantasie von der Zukunft des deutschen Ostens entworfen hat, dieser zu sicher in der Schärfe seiner Kritik. So fesselnd, so lehrreich und anregend auch ihre Gedanken sind, beide überschätzen doch die „dauernd wirkenden Ursachen", welche die heutige Krisis gezeitigt haben, sie unterschätzen die Lebenskraft deutscher Berufstände, die nur nicht gerade mißhandelt und mit Füßen getreten sein wollen, um auch die ungünstigste Konjunktur und die schwerste Gefährdung zu überdauern.

Dr. Robert Hessen.

Die Entwickelung des modernen Volksheeres.

Mommsen rechnet sehr treffend vom Beginn der punischen Kriege die universale Großmachtpolitik Roms. Denn eine solche läßt sich nur mit einem Volksheer führen, wie es damals zuerst in die Erscheinung trat. Umsonst schlug der größte Feldherr des Alterthums, von napoleonischer Größe der strategischen Anschauung, anfangs mit afrikanischem Söldnerheer die italischen Milizen. Bald genug erlag Hannibals Genie dem moralischen Uebergewicht des römischen Staatsbewußtseins. Man darf behaupten, daß diese Weltmacht von dem Augenblick an in Verfall gerieth, wo die Legionen sich aus einer bewaffneten Bürgerwehr in Sold heischende Prätorianer umwandelten.

In den folgenden germanischen Feudalreichen zersplitterte sich allmählich das Kriegswesen in Raufereien ritterlicher Banden. Das Waffenhandwerk wurde Gewerbe einer Adelskaste, um die Masse des Volkes in wehrloser Abhängigkeit zu halten. Sobald aber besondere Umstände ein Zusammenfassen der Volkskraft bedingten, kam das alte Uebergewicht eines vaterländischen Milizaufgebots zur Geltung. Die lombardischen Städte bekämpften siegreich die Lehnsheere der Staufen, die französische Bürgerschaft siegte bei Bouvines über deutsche Söldner, die Bauern-Yeomanry der englischen Bogenschützen trieb die gallische Chevalerie in die Flucht, nachdem ihr Fußvolk schon bei Hastings nur einem listigen Manöver der sechsfach überlegenen normännisch-französischen Ritterei erlegen war. Als aber die englischen Eroberer selbst in Frankreich zu stehenden Berufssoldtruppen entartet, mußten sie dem Volksaufstand unter Jeanne d'Arc weichen. Auch die Ritterorden, selbst der genial angelegte deutsche Orden in Preußen, gingen an ihrem aristokratischen Militarismus zu Grunde.

Es war ein flüchtiger Wahn der Renaissance, daß ihre Condottiere für größere politische Zwecke genügen sollten. „Kein Marschall des ersten Napoleon hat es je zu einer Machtstellung gebracht wie die großen Landsknechtführer des 16. und 17. Jahrhunderts" sagt Zwiedinek-Südenhorst in seinen Bildern aus dem Landsknechtleben. In der That hielt nur das Speer-Fußvolk der schweizer und deutschen Söldner gegen die erzgepanzerte Adelsreiterei das Feld. Doch hatte diese Soldateska noch gewisse nationale Instinkte beibehalten. Wohl traten viel deutsche „Reiters" in französischen Sold, aber bei Pavia wurde von Frundsbergs Landsknechten die Schwarze Bande ohne Pardon niedergestochen weil diese deutschen Söldner in Frankreichs Dienst gegen Deutschlands Kaiser zu fechten wagten. Später sehen wir im niederländischen Befreiungskrieg die deutschen Landsknechte der Oranier durchweg gegen die damals führende wälsche Großmacht Spanien kämpfen. Die Schweizer, nachdem sie die wälsche Ritterschaft Burgunds und das Raubgesindel der Armagnacs abgewehrt, hatten sich wohl in ein Soldverhältniß zur Krone Frankreich gestellt, aber mit gegenseitiger Verpflichtung, und aus wohlerwogenen politischen Anlehnungsgründen.

Eine Zeit lang gewann die spanische Soldinfanterie den Vorrang; auch sie bestand nicht aus bloßen Miethlingen, sondern war von religiösem Fanatismus beseelt. Doch sie zerschellte an den Städten Hollands. Zugleich betrat zum ersten Male ein Heer im modernen Sinne das europäische Schlachtfeld in Gustav Adolfs Schweden. Dem vielsprachigen Mischmasch habsburgischer Heere gegenüber bestand hier eine festgeschlossene Einheit des Glaubens und der Nationalität.

Dieses Volksheer, aus allen Ständen rekrutirt, führte ein jahrhundertlanges kriegerisches Prestige des menschenarmen Nordstaats herbei. Sobald aber die Schweden selbst als stehendes Garnisonheer hausten, trat ihnen ein anderes Volk in Waffen übermächtig gegenüber, in frischerer und gesünderer Form, der Fahne des Großen Kurfürsten folgend. Und als Cromwell seine Eisenseiten, bewaffnete Bauernmilizen, den royalistischen Adelsschwadronen entgegenwarf, da feierte das Prinzip eines demokratischen Volksaufgebots seinen höchsten Triumph.

Doch das neue Erstarken des Legitimismus zog allerorts im Zeitalter des bourbonischen Glanzes die Errichtung stehender Heere nach sich, in größerem Umfange noch als zuvor. Und der innere Geist dieser Heere verschlechterte sich eher. „Im 17. und 18. Jahrhundert verschwinden mit Ausnahme des Adels alle Besitzenden und Gebildeten aus den Heeren" sagt Jähns in seinem geistvollen Buche „Heeresverfassungen und Völkerleben". Beim Zusammenbruch jedes Nationalgefühls in Deutschland wurde mit cynischer Gleichgiltigkeit gegen den Zweck des Schlagens jener schmachvolle Soldatenhandel betrieben, der nach Pfund Sterling das Pfund Menschenfleisch abwog. Von 30 000 Deutschen verbluteten 13 000 in Amerika für eine fremde Sache. Wider solche Fürstenwillkür trat der kommende Nationalheld deutscher Nation, Friedrich der Große, mit heftigen Worten auf. Aber auch er vermochte sich dem System seiner Epoche nicht zu entziehen, er mußte beim Werbesystem verharren. Seine mangelhafte Rekrutirung vermochte nicht ein Volksheer zu ersetzen, obschon im Stolze auf den großen Führer diese locker durch drakonische Strenge zusammengehaltenen Rotten die Ehre Preußens hochhielten. Das Kriegsspiel war eben eine Privatvergnügung der Kabinete geworden. Wie im dreißigjährigen Krieg jeder Fußsoldat allein 400 Thaler kostete, ohne Kleidung und Armatur (S. Freytag „Aus dem Jahrhundert des großen Kriegs"), so blieb auch jetzt noch der Krieg kostspielig und konnte nur mit mäßiger Truppenzahl geführt werden, da der Ersatz so schwer wurde. Daher zog der Krieg sich auch in die Länge, zum Schaden des Landes, obschon man im Allgemeinen zwar Brandschatzungen, aber keine Verwüstungen mehr anstellte, wie im dreißigjährigen Krieg oder zur Zeit Mélacs. Von den Russen hierbei natürlich abgesehen, schämten sich die Generale der Zuchtlosigkeit ihrer Soldateska, wie z. B. der Franzosen in Westfalen. Man bequemte sich einem Verpflegungsystem an, das auf Anhäufung großer Magazine und fliegender Transporte beruhte.

Da trat ein Ereigniß ein, das alle bisherigen Anschauungen erschütterte. Das theure, vorzüglich ausgerüstete und gedrillte, auch tapfere englische Söldnerheer, sogar durch gute deutsche Hilfsvölker aus fridericianischer Schule verstärkt, erlag in langjährigem Kampfe den ungeübten und schlechtbewaffneten Milizen Washingtons, deren moralische Kraft durch eine gerechte Sache ausdauernd aufrechterhalten wurde. Französische Offiziere fochten dort mit und brachten, in Begeisterung für die neugeborene Freiheit erglühend, ein neues Evangelium heim: daß ein freiwilliges Volksheer jeder Soldateska widerstehen könne. Diese Auffassung machte sich die ausbrechende Große Revolution nutzbar und fußte darauf, als sie Europa den Fehdehandschuh hinwarf.

1792 verfügte das alte Regime nur über 120000 Mann Reguläre. Aber schon 1793 wurde das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht aufgestellt, 1794 proklamirte Carnot die Erhebung in Masse und brachte 700 000 Streiter auf die

Beine, — eine nach damaligen Begriffen einfach unerhörte Zahl. Die Zwangskonskription lieferte Menschenheerden in unerschöpflicher Fülle und deren Ernährung übernimmt das befreite Ausland. Denn wenn man Krieg führt für die Befreiung der Welt, so muß die Welt auch dafür bezahlen. Umsonst ist der Tod! Wer gegen ein so unendlich freies Volk sich auflehnt, soll schaudernd erkennen, daß man nicht mit dem Feuer spielt. Undank für ausgesuchte Wohlthaten muß gezüchtigt werden. Die „Befreiten" haben die große Nation zu ernähren, da diese sich nur von Idealen speist und also auch nicht für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten braucht.

Bei einer so genialen Auffassung der Völkerrechte verlacht man den alten Grundsatz, daß zum Kriegführen eine gefüllte Staatskasse gehöre, vielmehr soll der Krieg den Krieg ernähren, da man ihn stets in Feindesland aus fremder Leute Taschen bezahlen wird.

Jetzt erfüllte man in der That die Forderung Montesquieus, daß Volk und Heer eins sein sollten, verbunden durch gleiche Bürgerrechte und gleiche Ziele. Das erste wirkliche Volksheer seit den Tagen des alten Rom erwuchs aus dem vulkanischen Boden des revolutionären Frankreichs. Die Schweizer- und Fremden-Regimenter wurden ausgemerzt, obschon die unterworfenen „Schwesterrepubliken" neue Fremdtruppen liefern mußten, unter hochtönenden Namen, wie „Allobrogische" oder „Batavische Legion". Bonaparte hob in Egypten sogar Fellah-Regimenter aus und ließ spanische Truppenkörper sowie eine „Portugiesische Legion" auf deutschen Schlachtfeldern kämpfen, 1809 unter Lannes, 1812 unter Ney. Die Vasallenstaaten des Rheinbundes und die Polen, bis aufs Blut ausgepreßt, mußten im fernen Spanien für eine fremde Sache den napoleonischen Adlern folgen. Ab und zu wurden sie sogar altfranzösischen Truppen beigemengt, wie eine hessendarmstädtische Brigade 1812 dem Gardecorps und die Würzburger 1813 der Division Durutte. Die auserlesensten polnischen Lanciers blieben dauernd der Garde zugetheilt. So lebte ein Hauptmerkmal der früheren Soldateska, die gemischte Nationalität, im Weltreich des Korsen wieder auf und verlieh seinen Heeren ein fremdartiges Etwas, das gegen die modernsten „Völker in Waffen", die ihre nationale Reinheit bewahren, gegensätzlich absticht. Aber die Heere der Revolution waren noch rein national, da man sich nur auf geborene Franzosen in solcher Krise verlassen durfte. Zwar lieferte der Ruf „Das Vaterland in Gefahr" anfangs so schlechte Ergebnisse, daß zwangsweise Rekrutirung bald genug eintreten mußte, und die von der traditionellen Legende gefeierten Freiwilligen von 1792 schützte ihr „heiliges Feuer" nicht vor dem Davonlaufen. Allmählich fügten sich jedoch so tüchtige Elemente aus allen Schichten der Bevölkerung dem Massenaufgebot der bewaffneten Demokratie an, daß es in seine große Aufgabe hinein wuchs.

Nach jüngsten Berechnungen des Statistikers Lagneau sollen 2 Millionen Franzosen 1791—99 zu den Fahnen gerufen sein, wovon 720 000 thatsächlich weggerafft wurden. 1800 betrug das waffenfähige Aufgebot nur noch 677 000 Mann. 1801—13 aber wurden ausgehoben 2 476 000, wovon 1814 nur 610 000 Waffen fähige übrig waren. General Foys bitteres Wort: „Man trat in den Dienst nur ein, um nicht mehr lebend heraus zu kommen", würde also Recht behalten. Schon die ersten sieben Kriegsjahre brachten der französischen Republik viel mehr Kosten als der siebenjährige Krieg allen europäischen Staaten: ein Beweis für die gesteigerte Energie des Vernichtungtriebes.

Das eben giebt der Kriegsführung Friedrich des Großen für heutige Begriffe das kümmerliche Gepräge und trennt ihn theoretisch von moderner Auffassung, daß er mit Tilly 40 000 Mann (60 000 bei Nördlingen war die größte Streitmacht, die je im dreißigjährigen Krieg eine Wahlstatt betrat) für die höchste Truppenziffer hielt, die ein Feldherr sich wünschen kann. Nur einmal, bei Prag, verfügte er über eine größere Zahl. Seine alten trefflichen Regimenter ließ er auf den Schlachtfeldern der ersten Jahre. Zwangsweise ausgehobene Bauern okkupirter Landestheile, eingestellte unzuverlässige Ueberläufer füllten die Lücken, die sein karges Rekrutirungsystem im menschenarmen eigenen Lande offen ließ. Ersatz an Offizieren wollte sich kaum finden. Ein Volksheer stand ihm eben nicht zu Gebote und doch kosteten ihn seine wilden Entscheidungsschläge womöglich noch mehr, verhältnißmäßig, als alle modernen Schlachten.

Nichtsdestoweniger steigerte sich der allgemeine Massenverbrauch im Kriege ganz ungewöhnlich durch die Einführung der Volksheere; wir haben es an den Daten über die Revolutionkriege gesehen. Das Gleiche trat bei den anderen kontinentalen Staaten ein, als sie — Oesterreich 1809, Preußen 1813 — die Landwehr errichteten. Denn in der Eile konnten diese Milizmassen nicht entsprechend ausgerüstet werden und schmolzen daher unter Strapazen zusammen. Auch Rußland kostete der heimathliche Feldzug von 1812 mehr als alle früheren, aus gleichem Grunde. Aehnliches gilt von den Konskribirtenmassen Napoleons 1813 und 1814, die von Pflug und Werkstatt weg in den Kampf getrieben wurden, was sich 1870 in Gambettas Aufgeboten wiederholen sollte. Eben so können wir die spanischen Milizhaufen des Befreiungkrieges zum Vergleich heranziehen und die ungeheure Volksbewaffnung im amerikanischen Bürgerkrieg. Feste Ordnung in das Prinzip eines „Volks in Waffen" kam erst durch die preußische Reorganisation der allgemeinen Wehrpflicht, die schon von Scharnhorst angebahnt worden war, und ihr hat man die Siegeszüge Moltkes ausschließlich zu danken, denen wieder nur Heeresweſen alter Schule entgegentraten, mit theilweise beschränkter Konskription und Werbesystem. Heute änderte sich das Alles und man mag auf das Zusammenstoßen von Großstaaten gespannt sein, die sämmtlich Preußens Wehrpflicht nachahmten. Daß man diese erst so spät sich aneignete, hatte seine guten Gründe. Denn kostspieliger in Geld- und Menschenverbrauch bleibt ein Volksheer in jedem Falle, mag auch der einzelne Troupier des alten Systems, wie z. B. noch heute der englische, unverhältnißmäßig theurer zu stehen kommen als der Soldat allgemeiner Wehrpflicht. Der bedeutende Krieg von 1859 mit Heeren des theilweise wiedereingeführten alten Systems erscheint als ein wahres Kinderspiel, im Vergleich zu dem fürchterlichen Ernst späterer Kriege, in Bezug auf Kosten, Menschenverbrauch und politische Folgen. Eine endgiltige Entscheiduug giebt es hier eben so wenig, wie im Krimkrieg. Denn das Geheimniß besteht eben darin, daß nur ein Volksheer, d. h. das Aufbieten großer Massen, eine militärische Entscheidung bis zum Aeußersten und hierdurch ein bestimmtes politisches Resultat erzwingen kann. Hätten die amerikanischen Staaten nur reguläre Truppen gegen einander geführt, so wäre niemals die völlige Niederwerfung des Südens geglückt. Dieser, dem räumlichen Umfang wie den Massen nach, größte moderne Krieg lehrt zugleich, daß zwar anfangs bloße Volksaufgebote, abgesehen von der Kosten-Verschleuderung einer improvisirten Verwaltung, sich schlecht bewähren, allmählich aber im Nothzwang, sobald der moralische Faktor einer festen poli-

tischen Idee obwaltet, zu den erstaunlichsten Leistungen sich auswachsen. Kein Veteranenheer von Regulären hat Dinge vollbracht, wie in Marsch und Kampf diese Milizen in der Hand von meist bürgerlich-civilistischen Führern. Und so hat denn der vierjährige verwüstende Bürgerkrieg im Grunde doch weniger gekostet als ein zehnjähriger „bewaffneter Friede" stehender Heere ohne erkennbaren Nutzen, während hier eine politische Lebensfrage glorreich gelöst wurde.

Man muß es also mit höchstem Mißtrauen entgegennehmen, wenn Militärschriftsteller sich beeifern, an unklar gewählten und falsch erläuterten Beispielen die Nothwendigkeit stehender Heere und die Werthlosigkeit bewaffneter Volksaufgebote darzuthun, obschon die Geschichte sogar am deutschen Bauernkrieg beweisen kann, daß der Siegeslauf dieser schlecht bewaffneten Horden nur an ihrer inneren moralischen Zerfahrenheit und schlechter Führung scheiterte, nicht an den Landsknechten und Reisigen der Berufssoldateska. So zieht Major v. Roeßler in einer Studie zu solchem Zwecke die Loire-Armee Gambettas und die spanischen Milizen von 1809 heran. Der Vergleich hinkt schon deshalb, weil die spanische Junta trotz ihrer Niederlagen den Kampf fortsetzen konnte, während Gambetta durch den Fall von Metz und Paris gezwungen war, seine Sache aufzugeben. Denn ein Kulturvolk darf in solchem Falle unmöglich den Kampf bis aufs Messer fortführen, wie ein halbcivilisirtes Bergvolk des Südens, das, an jede Entbehrung gewöhnt, durch natürliche Mauern immer wieder geschirmt, von heißer barbarischer Rachsucht und religiösem Fanatismus gestachelt wird. Wohl klang das Gerede liberaler Schwärmer von der Unüberwindlichkeit eines bewaffneten freien Volkes lächerlich; denn Spanien ist, wie Napier überzeugend nachwies, endgiltig doch durch Wellingtons Berufsheer gerettet worden. Der zweifellos sehr wirksame Guerillakrieg hat nur für Bergländer (Tirol, Schweiz) Giltigkeit. Aber man vergesse andererseits nicht, daß nur das demokratische Schreckensregiment, das auch allein die berühmte Vertheidigung von Saragossa durchsetzte, das erstaunliche, immer erneute Zusammenballen von Milizmassen ermöglichte. Diese entwickelten zwar meist eine wahrhaft unnatürliche Feigheit, manchmal aber auch todesverachtenden Trotz, wie anfangs bei Ocanna und bei Vertheidigung von Gerona. Sie litten nur unter elender Führung hocharistokratischer Esel, während die Guerilla-Demagogen wie Mina große Einsicht bewiesen, und sie fochten später unter Wellington recht löblich, gleich den anfangs eben so untauglichen portugiesischen Milizen. Auch sind in allen neueren Kriegen die spanischen Regulären erst recht den Franzosen erlegen. Der ungewöhnliche Widerstand der bewaffneten Volksmassen in Spanien spricht also keineswegs gegen das Milizprinzip, das ja in der allgemeinen Wehrpflicht weiter lebt.*) Aber auch dieses moderne stehende Heer büßt unwillkürlich den moralischen Faktor einer Volkserhebung ein und wird Soldateska. Karl Bleibtreu.

*) Die Schießfertigkeit von Milizen darf man nicht gering anschlagen sobald sie mit Jägern untermischt sind, besonders im Gebirge. Die Schweizer, die Tiroler Landesschützen, die Bersaglieri und Alpenjäger können in Grenzbezirken zur Sperrung beherrschender Knotenpunkte an Pässen und Waldungen jeder anderen Truppe überlegen bleiben. Eben so gilt die österreichische Reiterei (mit der Landwehr mindestens 50000 Pferde) als eine auf hoher Stufe stehende Truppe, weil sie sich aus Ersatzstämmen ergänzt, die aus den ungarischen Pußten eine gewisse „Naturreiterei" mitbringen.

Kritik und Inserat.

Geehrter Herr Harden!

Ich habe da bei meinem ersten Auftreten auf der Bühne, die heute die Welt bedeutet und doch nur aus Papier und Druckerschwärze aufgebaut ist, eine sonderbare Erfahrung gemacht, aus der ich, dem Sprichwort zum Trotz, nicht klug werden kann. Sie sind vertraut mit diesem Fabelland und wissen, wie die Coulissen und der Schnürboden und die Blitz- und Donner-Maschine sammt der bengalischen Beleuchtung in der Nähe aussehen. Sie können vielleicht auch mir armen Thoren zur Lösung meines Räthsels behilflich sein. Vielleicht finden Sie auch in dem Verlauf des konkreten Falles ein treibendes Prinzip heraus, das dem unscheinbaren Mißgeschick eines Namenlosen ein mehr als persönliches Interesse giebt und es werth macht, zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit öffentlich besprochen zu werden.

Der Hergang ist folgender:

Ich hatte im Jahre 1888 eine Dante-Uebersetzung bereits bis zum zwölften Gesang der Hölle fortgeführt, als die Gildemeisters erschien. Mein erster Gedanke, als ich von dem Unternehmen des berühmten Uebersetzers hörte, war: Nun ist deine Arbeit gethan, nun kann dein Manuskript ins Feuer wandern. Aber bekanntlich ist in uns kein Vaterstolz so eigensinnig wie der auf die Kinder unseres Geistes, und so konnte auch ich den Gedanken nicht aufgeben, daß meine Uebersetzung auch neben der Gildemeisterschen sich sehen lassen könne. Dennoch fühlte ich meine Befangenheit, ich brauchte einen unparteiischen Richter, und den glaubte ich in dem Herausgeber der „Deutschen Dichtung", Herrn K. E. Franzos zu finden, der mir (persönlich kannte ich ihn nicht) in den „Korrespondenzen der Redaktion" auf dem Umschlagbogen seiner Zeitschrift als ein wohlwollender, dabei aber auch rückhaltlos strenger Beurtheiler junger Autoren erschienen war.

Ihm also schickte ich Proben meiner Uebersetzung ein, trug ihm meine Sache vor — namentlich auch meine Bedenken wegen der Gildemeisterschen Konkurrenz — und bat ihn um sein Urtheil. Und o Freude! In einer der nächsten Nummern kam die Antwort: Meine Arbeit habe ihm „den Eindruck des Gediegenen und Tüchtigen gemacht" und er könne mich zu „deren Beendigung nach bestem Gewissen nur vollauf ermuthigen".

Was wollte ich mehr! Mit frischem Muth führte ich meine Arbeit zu Ende, und ich hatte nicht zu bereuen, daß ich dem Rath des Herrn Franzos gefolgt war. Das Urtheil, das der Altmeister der Dante-Forschung, Scartazzini, in der Münchener Allgemeinen Zeitung über die beendete Arbeit abgab, bestätigte mir, daß Franzos recht gehabt hatte, mich zu ermuthigen, und daß die Ausführung hinter jenen Proben nicht zurückgeblieben war.

Nicht wahr, die Geschichte wird sehr langathmig und bekommt bedenkliche Aehnlichkeit mit einer Buchhändler-Reklame? Doch ich bedurfte eben dieser thatsächlichen Basis, um darauf weiter zu bauen.

Natürlich schickte ich auch an Franzos ein Exemplar meiner Uebersetzung mit der Bitte um Besprechung. Der hat gewiß seine Freude an dem Erfolg seines guten Rathes! Und richtig, am 23. September 1892 bekam ich auch eine Postkarte vom Verleger der „Deutschen Dichtung", Fontane & Co. in Berlin:

„Sehr geehrter Herr! Das Heft der jetzt in unserem Verlag erscheinenden Deutschen Dichtung vom 15. Oktober wird eine sehr anerkennende Besprechung Ihres Werkes ›Dantes Hölle‹ bringen." — Ich hatte mich also nicht geirrt! und welch liebevoll verständnißinnige Aufmerksamkeit für die Ungeduld des jungen Autors, mir höchst persönlich das schon drei Wochen zuvor anzuzeigen! Dann kam aber noch ein eigenthümlicher Zusatz:

„Sicherlich wäre ein Inserat über das Werk in dem selben Hefte von bester Wirkung und würde sich bei unserem mäßigen Insertensatz für den Absatz reichlich lohnen. Wir haben dies der Verlagshandlung mitgetheilt, erlauben uns aber, auch Sie mit dem Bemerken davon zu verständigen, daß das Manuskript des Inserates bis 1. Oktober in unseren Händen sein müßte."

Das wußte ich mir nicht recht zu deuten. Ich besprach die Sache mit meinem Verleger, und wir beschlossen, nicht zu inseriren.

Ein guter Freund, der zufällig zugegen war, meinte zwar bedenklich, es sei vielleicht doch rathsam, zu inseriren, am Ende sei das eine stillschweigende Bedingung für das Erscheinen einer „sehr anerkennenden" Kritik. Aber mit überlegenem Lächeln zeigte ich ihm die Abonnements-Einladung der „Deutschen Dichtung": „Ihr war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werthe fragen." Da stands ja schwarz auf weiß zu lesen. Eine solche Zeitschrift wird doch nicht den Kaufmann in Kunstsachen entscheiden lassen.

In angenehmer Erwartung meines neuen Lorbeerblattes reiste ich beim Anfang des Oktobers nach Italien ab, ohne eine weitere Mittheilung in der Sache zu erhalten. Aber siehe da, das Heft der „Deutschen Dichtung" vom 15. Oktober erschien, brachte auch eine Besprechung metrischer Uebersetzungen, aber die meinige war nicht darunter. Und, siehe da, alle beiden Uebersetzer, deren Werke wirklich „sehr anerkennend" besprochen waren, hatten auf dem Umschlagbogen der gleichen Nummer richtig inserirt. Sollte mein mißtrauischer Freund doch recht gehabt haben? —

Ueber diese Frage entspann sich nun zwischen mir und dem Herausgeber der „Deutschen Dichtung" ein Briefwechsel in nicht sehr erquicklichem Ton, und die Verwickelung wurde noch dadurch vermehrt, daß unmittelbar nach meiner Abreise Herr Fontane noch einmal, am 10. Oktober, also nach Ablauf des für Einsendung des Inserats gesetzten Termins (1. Oktober) an meinen Verleger (nicht aber an mich) eine Karte gerichtet hatte, in welcher das Wegbleiben der Besprechung aus dem Heft vom 15. Oktober mit dem mit Recht so beliebten Raummangel entschuldigt und sehr vorsichtig hervorgehoben war,

> „daß die „Deutsche Dichtung" überhaupt niemals Tonart oder Erscheinen der Recensionen von den ihrem Inseratentheil zugehenden Aufträgen abhängig macht."

Gleichwohl war auch in dieser Postkarte noch einmal das Inseriren nahe gelegt.

Um die uneigennützige Gesinnung der „Deutschen Dichtung" in ihrer ganzen Lauterkeit würdigen zu können, hatte ich bündig meinen Entschluß erklärt, weder jetzt noch später in ihr zu inseriren, und wartete nun geduldig ab.

Endlich, nach 5 Monaten, war der „Raummangel" beseitigt, und der Kri-

tiker der „Deutschen Dichtung", der sich in seinem Artikel am 15. Oktober „ein Zurückkommen auf die anderen Uebersetzungen" vorbehalten hatte, konnte am 1. Mai nun seines Amtes als unbestechlicher „Höllen"-Richter walten.

Offen gestanden, ich war sehr gespannt gewesen auf die Recension. Aber ihr Eindruck war so verblüffend, daß er alle meine Erwartungen weit hinter sich ließ. Sie ist ein wahres Musterstück der Jongleurkunst, und der Künstler, der da vor uns arbeitet (Otto Hartung nennt er sich), leistet Unübertreffliches an Fingerfertigkeit. Bald fängt er seine Kugeln mit der rechten Hand, bald mit der linken, bald sinds weiße Kugeln, bald sinds schwarze, bald sinds schöne Apfelsinen, bald zweischneidige Dolche, und dabei balancirt er so sicher auf seinem dünnen goldenen Drahtseil, als hätte er unerschütterlich festen Boden unter den Füßen, und seine Züge zeigen das unnachahmliche souveraine Lächeln, mit dem diese ganze Zunft von ihrem erhabenen Standpunkt auf die Menge herabzublicken pflegt und das immer zu sagen scheint: Was wundert Ihr Euch denn? So wirds gemacht, die Sache ist ja so furchtbar einfach.

Ich las nämlich Folgendes:

„Auch eine neue Dante-Uebersetzung habe ich anzuzeigen" (folgt der Titel). „Wieder eine? wäre man spöttisch zu fragen versucht." — Ich halte den Athem an. — „Aber das wäre unberechtigt." — Ach so! — „Dantes Werke gehören zu jenen, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirken müssen; wir würden ärmer werden, wenn dem nicht so wäre, und daher ist das stets erneute Streben, dem Leser von heute das Gedicht in einer Form zu bieten, die seinen gesteigerten Anforderungen an Glätte, Wohllaut und Klarheit entspricht, durchaus lobenswerth, ja nothwendig." — Ich nicke beifällig mit dem Kopf. — „Hätten wir heute nur noch die Uebersetzungen von Kannegießer, Streckfuß oder Kopisch, das Gedicht wäre jenen Deutschen, die das Original nicht genießen können, so gut wie verschlossen. Auch jene Uebersetzung, nach der man bis vor Kurzem am Häufigsten griff, die von Philalethes (König Johann von Sachsen) entsprach unseren Anforderungen nicht mehr, und wäre Bassermann damals gekommen, als er nur diese Vorgänger zu übertreffen hatte, so wäre seine Arbeit, wenn auch nicht ohne Einwendungen, doch warm zu empfangen gewesen."

Mir wird wieder etwas unbehaglich. — „Aber kurz vor ihm hat ein Mann die selbe Aufgabe zu lösen unternommen, der neben Heyse der größte Künstler unter den deutschen Nachdichtern ist, Otto Gildemeister, und diesem Rivalen gegenüber käme auch ein Stärkerer als Bassermann nicht auf."

Ja, wie war mir doch? Das waren ja gerade meine Bedenken gewesen, und als Antwort auf sie hatte mich doch der Herausgeber eben dieser Zeitschrift zur Fortsetzung meiner Arbeit „nach bestem Gewissen und vollauf" ermuthigt? — Doch weiter!

„Mit Recht hat Gildemeisters Arbeit, 1888 zuerst erschienen, bereits vor zwei Jahren eine neue Auflage erlebt, sie wird noch manche erleben und für Jahrzehnte hinaus die Dante-Lektüre der Deutschen sein, weil sie eben so klar als treu, eben so wohllautend als dichterisch werthvoll ist, weil sie ein Sohn unserer Zeit verfaßt hat und seine Arbeit allen Anforderungen unserer Zeit entspricht."

Ja, was hat doch Herr Fontane von einer „sehr anerkennenden" Kritik geschrieben und von „bester Wirkung" meines Inserats, das „für den Absatz des Werkes reichlich lohnen" würde? Meine Gedanken beginnen sich zu verwirren: War am Ende jene Postkarte an Herrn Gildemeister gerichtet? Für ihn hätte

sich ja ein Inserat in diesem Zusammenhang allerdings „reichlich gelohnt". Doch nein! auf der Vorderseite der Karte stand ganz richtig meine Adresse. Also weiter! —

„Aber um dieser Thatsache willen soll Bassermanns Arbeit nicht gescholten werden."

Nun kommen wieder die Apfelsinen. —

„Ohne Zweifel hatte er sie begonnen, ehe jene von Gildemeister ans Licht trat."

— Scharfsinnig vermuthet. Das steht nämlich in meiner Vorrede —

„Daß er sie nun auch veröffentlicht hat, ist durchaus in der Ordnung gewesen. Denn auch hier ist ein ehrliches Stück Arbeit gethan, und mindestens an Klarheit darf Bassermann auch mit Gildemeister sich messen; an Sprachkunst freilich nicht. Es ist so recht eine achtungwerthe Leistung, und ein Achtungerfolg ist ihr gewiß."

Da hast Du Deinen Treff! Nun bist Du in Grund und Boden hinein gelobt.

„Wer sich für die divina commedia näher interessirt, mag auch Bassermanns Uebersetzung beachten; die Zeit wird ihn nicht reuen. Auch die Auslegung der schwierigeren und dunkleren Stellen ist zumeist so klar und in aller Knappheit erschöpfend, daß die Arbeit auch unter diesem Gesichtspunkt Beachtung verdient."

Und nun behaupte Einer, nach diesem Schlußsatz, die Kritik sei nicht „eine sehr anerkennende."

Aber mir ist beim Lesen so schwindelig geworden wie dem armen Bäuerlein, das die Wunder des Cirkus zum ersten Mal schaut und über der Anstrengung, dem Tausendkünstler auf die flinken Hände zu sehen, schließlich selbst nicht mehr weiß, was rechts und links und oben und unten ist.

Herr Harden, können Sie es mir vielleicht sagen: War das nun die in Aussicht gestellte „sehr anerkennende Besprechung" oder nur eine Quittung für nicht ertheilte Inserate?

Ihr ergebener

Heidelberg. Alfred Bassermann.

Antwort.

Nein, Herr Bassermann, das kann ich Ihnen nicht sagen; wohl aber kann ich Ihnen sagen, warum ichs Ihnen nicht sagen kann. Wenn ich nämlich behauptete, die „sehr anerkennende Besprechung" Ihrer Uebersetzung sei unterdrückt worden, weil Sie den gewünschten Inseratenauftrag nicht ertheilten, dann würde Herr Karl Emil Franzos mich wahrscheinlich verklagen und am Ende auch meine Bestrafung auf Grund des § 186 des Strafgesetzbuches durchsetzen, denn ich könnte meine Behauptung vielleicht nicht bündig beweisen. Einen solchen Prozeß, mit dem der Verein „Berliner Presse" mich beehrte, habe ich eben hinter mir. Die Kostenrechnung beträgt 152 Mark und 17 Pfennige und ich werde von dem Verlauf der Sache nächstens hier mehr erzählen. Für heute will ich Ihnen nur mittheilen, daß der Gerichtshof die Hauptsache als erwiesen angenommen hat: daß nämlich Herr Max Albert Klausner, Redakteur des Berliner Börsencouriers, sich einer vom Vereinsstatut mit der Ausschließung bedrohten „ehrlosen Handlung" mindestens verdächtig gemacht hat und daß daher das Urtheil des Vereinsvorstandes, an das meine Kritik sich knüpfte, sehr höflich ausgedrückt,

unvorsichtig war. Wenn ich trotzdem, weil ich sieben Vorstandsmitglieder formal beleidigt haben soll, zu einer Geldstrafe von 75 Mark verurtheilt worden bin, so kann ich das verschmerzen, weil ich dafür eine werthvolle Entdeckung eingehandelt habe. In dem Schriftsatz meiner Ankläger steht nämlich schwarz auf weiß, daß die Benefizvorstellungen, die der Verein „Berliner Presse" sich von Theaterdirektoren schenken läßt, das „Aequivalent" für die Theaternachrichten sind, die den Zeitungen von Theaterdirektoren und Gastspielern zugehen und mit denen die Feuilletons täglich gefüllt sind. Für diese Bescheinigung ist der Betrag von 75 Mark doch nur ein mäßiges „Aequivalent"; und wenn ich jetzt lese, daß „auch bei den folgenden Aufführungen das neue Schauspiel von Max Nordau die wärmste Aufnahme fand", dann freue ich mich immer — im Interesse des Vereins „Berliner Presse", und ich denke mir, wenn das Publikum sichs gefallen läßt, brauche ich mich auch nicht weiter darüber aufzuregen. Aber Sie werden mirs gewiß nicht verargen, daß ich zu langwierigen und langweiligen Prozessen keine Lust mehr verspüre und daß ich mich über das Verfahren der Herren Franzos und Fontane des Urtheils enthalte, — wenigstens des öffentlichen; privatim werden wohl alle Leser der „Zukunft" mit uns einig sein und natürlich glauben, daß die „Deutsche Dichtung" „auch ferner nur nach dem künstlerischen Werthe fragt."

Um Sie aber vor weiteren trügerischen Illusionen zu bewahren, möchte ich Ihnen doch erzählen, daß ein Zusammenhang zwischen Kritik und Inserat allerdings besteht. Ich könnte Ihnen den Herausgeber einer Berliner Wochenschrift nennen, der den Verlagsbuchhandlungen mittheilen ließ, in seinem Blatte würden „vorwiegend" solche Bücher besprochen, deren Erscheinen auch im Inseratentheil angezeigt sei. Aber ich habe aus den letzten Wochen drei Dokumente vor mir, die auch ohne Kommentar Sie überzeugen werden. I. Eine 17 Zeilen lange Reklame für das Nordseebad Westerland-Sylt; die Direktion dieses Bades hat, wenn ich mich recht erinnere, in der „Zukunft" inserirt und glaubt nun, ich würde als „Aequivalent" dafür meinen Lesern eine scheinbar ganz unabhängige Notiz über die Reize von Westerland aufschwindeln. II. Eine ebenfalls 17 Zeilen lange Reklame der Firma Remus & Co. in Halle für einen Apparat zum Schutze von Werthsachen; diese Firma ist vorsichtiger als die Sylter Direktion: sie zeigt in lockender Ferne erst den Inseratenauftrag; zuerst soll im „redaktionellen Theile Ihres geschätzten Blattes" die Reklame gebracht werden, dann aber heißt es: „Um Uebersendung der Belagnummer wegen späterer ständiger Inserirung wird gebeten." III. Es geht mir ein nett ausgestattetes kleines Buch zu, „Auf nach Chicago!" heißt es, soll als Führer nach der Weltausstellung dienen und eine Hamburger Hofbuchdruckerei zeichnet als Verlagshandlung. In dem Buch aber liegt ein Druckbrief, der also lautet: „Geehrte Redaktion! Bezugnehmend auf unseren heutigen Insertions-Auftrag, die Annonce ‚Auf nach Chicago' betreffend, überreichen wir Ihnen beifolgend ein Exemplar des soeben erschienenen ‚Führers nach der Weltausstellung in Chicago' mit der Bitte ganz ergebenst, eine recht baldige Besprechung des Werkes veranlassen zu wollen. Anliegende Recension stellen wir Ihnen, falls sie Ihren Intensionen entspricht, zur beliebigen Benutzung anheim." Und unterzeichnet ist der Brief von — der „Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft, Abtheilung für Annoncen". Die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-A.-G. besorgt also für ein im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erschienenes und von einem Herr Lemcke verfaßtes Buch die Inserate und die Reklame; und

wenn Sie das Buch aufschlagen — ich wills Ihnen gern leihen — und die Lobpreisung der übrigens wirklich sehr guten Hamburger Schiffe lesen, dann werden Sie wissen, wo hier das „Aequivalent" zu finden ist.

Während ich diese Sätze schreibe, kommt gerade wieder ein Druckbrief aus Sylt; diesmal sinds 38 Zeilen. Sollten Sie irgendwo nächstens lesen oder jüngstens gelesen haben, wie in Westerland der Geburtstag des Kaisers von Oesterreich gefeiert wurde und wie der Fürst von Ysenburg-Büdingen das Fest mit seiner Anwesenheit beehrte, dann bedenken Sie gütigst, daß dieser Bericht nicht, wie es scheint, von einem Badegast, sondern von der Kurdirektion stammt. Den Zeitungen bringt solcher Betrieb doppelten Vortheil: sie säckeln das Inseratengeld ein und bringen „Original-Korrespondenzen", die nicht einen Heller kosten. Besucht der Herr Redakteur dann das also berühmte Bad oder benutzt er die laut gepriesene Dampfschifflinie, so darf er obendrein manchmal noch an Vorzugspreisen und allerlei Vortheilen sich erfreuen. Nach allen Seiten läßt die Sache sich sehr einträglich gestalten und Sie dürfen mir glauben, daß die „Zukunft", die mehr Abonnenten als sehr viele Tageszeitungen hat, auch mehr Inserate hätte, wenn Sie in die Lehre vom „Aequivalent" sich schicken und — damit allerdings ihre Existenzberechtigung einbüßen wollte.

Ueber das ganze System, über die Art, wie das ahnunglose Publikum alltäglich von vielen Zeitungen belogen und betrogen wird, wie man ihm als scheinbar redaktionelle Leistungen bezahlte Lobhudeleien für Geschäfte, Papiere, Bücher, Theaterstücke u. s. w. aufschwindelt und wie, unter diesem Tribut für die Presse, die Kaufleute, Verleger, Kunstpächter, seufzen und stöhnen —: darüber ließe sich ein sehr interessanter Aufsatz schreiben, und wenn ich Zeit dazu finde, will ich ihn zu schreiben versuchen. Einstweilen bitte ich Sie, die von mir angeführten Beispiele mit Ihrer individuellen Erfahrung zu vergleichen und mir dann zu sagen, ob Lassalle nicht Recht hatte, als er schrieb: „Ich habe gezeigt, daß das Verderben der Presse mit Nothwendigkeit daraus hervorgegangen, daß sie unter dem Vorwand, geistige Interessen zu verfechten, durch das Annoncenwesen zu einer industriellen Geldspekulation wurde. Insofern die Presse geistige Interessen vertritt, ist sie dem Volksschulredner oder Kanzelprediger vergleichbar; insofern sie Annoncen bringt, ist sie der öffentliche Ausrufer, der öffentliche Trompeter, der mit hunderttausend Stimmen dem Publikum anzeigt, wo eine Uhrkette verloren, wo der beste Tabak, wo das Hoffiche Malzextrakt zu haben ist. Was hat der Prediger mit dem öffentlichen Trompeter zu thun, und ist es nicht eine Mißgeburt, beide Dinge miteinander zu verbinden? ... Wenn nicht eine totale Umwandlung eintritt, wenn diese Zeitungpest noch fünfzig Jahre so fort wüthet, so muß dann unser Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen. Halten Sie fest, mit glühender Seele fest an dem Losungwort, das ich Ihnen zuschleudere: Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse!"

Ich habe diesen vor dreißig Jahren geschriebenen Sätzen nichts hinzuzufügen.

Ihr ergebener

M. H.

Villard-Werthe.

In Berlin giebt es neben dem Deutschen Theater bekanntlich auch eine Deutsche Bank, von der man aber bislang noch nicht gehört hatte, daß auch sie zuweilen interessante Aufführungen veranstalte. Sollte sich dies jetzt geändert haben? Wir wollen einmal sehen.

Am 31. Juli fiel aus einem ersten rheinischen Blatte ein Artikel zur Erde nieder, der nur für den engen Kreis von — Zeilenlesern etwas Besonderes und Auffallendes hatte. Kostbare Spalten — man muß wissen was in einem Weltblatte der Raum bedeutet — waren hier nämlich zu einer Darlegung über die Northern-Pacificbahn benutzt, und wenn man zu Ende gelesen hatte, so mußte man sich fragen, warum hier diese altbekannten Dinge wiedergekäut wurden —: über die weite Verbreitung der Bonds — die Bahn-Geschichte seit 1875 — die hypothekarischen Sicherheiten u. s. w. Ganz en passant wurden auch die richtigen Angaben in dem von der Deutschen Bank s. Z. unterzeichneten Prospekt gelobt, Herrn Villard die Schuld für die zu große Ausdehnung der Bahn gütigst überwiesen (als ob diese Ausdehnung ohne Bankassistenz möglich gewesen wäre!) und schließlich im höchsten Konjunktiv auch von der Receivership, d. h. einer amtlichen Verwaltung gesprochen. Wie gesagt, instinktive Naturen stutzten bei diesem Artikel, der, gerade weil er überflüssig erschien, sich wie eine piano zu singende Vorbereitung des Publikums ausnahm.

Am 1. August wurde der ganze Artikel dann in die Berliner Börsenblätter übernommen.

In den nächsten vierzehn Tagen unterlagen Northern-Pacific an der Berliner Börse, die für amerikanische Dinge einen weit engeren und unerfahreneren Markt als Süddeutschland darstellt, den ärgsten Schwankungen und die Deutsche Bank als Emissioninstitut that nichts, um Variationen selbst von vielen Prozenten auch nur einigermaßen auszugleichen. Schlechte Menschen glaubten sogar, sie verdiene noch dabei.

Während man sich noch wunderte, daß Herr Direktor Siemens angesichts der drängenderen Gerüchte über jene amerikanische Bahn noch immer unabgereist blieb, wurde mitgetheilt, daß Herr Lücke von der Hamburger Filiale der Deutschen Bank nach New-York fahre.

An einem Samstag erklärte der sehr ehrenwerthe Mr. Oakes, Präsident und Nachfolger Villards bei der Northern-Pacificbahn, daß die Meldungen von einer amtlichen Verwaltung (Receivership) ganz falsch seien.

Am darauf folgenden Mittwoch beantragte der selbe ehrenwerthe Mr. Oakes persönlich die Receivership und wurde vom Gerichte, dem Brauche und seinem Range gemäß, als erster Receiver der Bahn bestellt.

Herr Siemens läßt nunmehr melden, daß er nach drüben abreisen werde, — was bei Verwickelungen mit Yankees unter Umständen auch einen Aufenthalt von zwei Jahren bedeuten kann.

Herr Siemens — „so kommandirt die Poesie!" — befiehlt jetzt den Interessenten, deren natürlicher Feldherr er am Allerwenigsten ist, sich für ein großes Comité marschfertig zu halten.

Das ist der kurze kalendarische Abriß einer Reihe von Ereignissen, die nicht allein eng in einander greifen, sondern ihren schweren Ring noch keineswegs geschlossen haben, die aber vor Allem das klägliche Schauspiel bieten, daß in der gesammten Presse die Deutsche Bank noch verschiedene Belobigungen erhält und daß unser Publikum wieder einmal dem Bären gleicht, der sich ruhig einen Ring durch die Nase ziehen läßt.

Die Northern-Pacificbahn, als deren eigentlicher Gründer Henry Villard — ein eben so genialer wie stürmischer Finanzmann — trotz aller Vorversuche Anderer zweifellos anzusehen ist, umfaßt 3400 Meilen, davon die Hauptlinie mit 2100 Meilen.

Die Bahn besitzt:

36	Mill.	Dollars	Vorzugsaktien,	früherer	Kurs	70, jetzt	19
49	„	„	Aktien	„	„	20, „	5
44	„	6 proz.	I. Priorität (Mortgage)	„	„	117, „	97
19½	„	6 proz.	II. „	„	„	113, „	75
11	„	6 proz.	III. „	„	„	105, „	54
50	„	5 proz.	Consolidated Bonds	„	„	86, „	32.

Da die Aktien fast gar keine Einzahlung leisten und doch immer erst nach den Bonds rangiren, so geschieht hier deren Aufführung nur, um den Kredit zu erweisen, den New-York und London den Ertragsaussichten der Bahn entgegenbrachten. Sichtlich nahm man doch nach den früheren Kursen an, daß neben den Verzinsnngen von den ca. 125 Millionen 6 und 5 prozentiger Prioritäten auch noch für die 85 Millionen Aktien Etwas abfallen müsse. Ich will h er auch gleich hinzufügen, daß die Vorzugsaktien ein Anrecht auf die Ländereien (Landgrants) östlich vom Missouri haben, weshalb kapitalistische Feinschmecker diese Preferred Shares unter Umständen sogar für etwas besser ansehen als die 5 proz. konsolidirten Bonds, die sich auf die Nebenlinien mit 1300 Meilen fundiren. Die I. Priorität hat auch noch ein Anrecht an den Ländereien westlich vom Missouri. Die II. und III. Priorität hat derartige Sonderanrechte gar nicht. Sodann erst, also in vierter Linie, folgt die 5 proz. konsolidirte Anleihe, auf die es hier vornehmlich ankommt.

Geplant war dieses Anlehen, dessen Emittent gleichfalls die Deutsche Bank war — aber ohne ihre sonstigen Mitunterzeichner — mit nicht weniger als 160 Millionen Dollars. Es sollte, was ganz gut erdacht war, die übrigen Mortgage-Bonds allmählich in sich aufnehmen — sie billiger unifiziren. Von diesen Consolidated sind im Ganzen vielleicht 50 Millionen Dollars heraus, in Deutschland 10 Millionen emittirt, allein es sind von Amerika nach hier noch gewiß bis zu 7 Millionen abgegeben worden.

Nachdem nun einmal die amtliche Verwaltung der Bahn eingesetzt ist — bei der wahrscheinlich nur Mr. Oakes den Herren in Berlin zuvorkam —, liegt natürlich die eigentlich größte Gefahr für den Zinsendienst der Consolidated vor. Von diesen wird zwar die Deutsche Bank selbst, was sie allerdings klüglich nicht sagt, keinen Bond mehr besitzen, allein ihr moralisches Interesse an Papieren, die nur sie empfohlen hat und deren Emission ihr eine sehr hohe Provision eingetragen haben soll, ist so offenbar, daß die Siemenssche Idee, sogleich die Vertretung dieser Bonds in die Hand zu nehmen, durchaus zu billigen ist.

Wie in aller Welt kommt nun aber Herr Siemens dazu, sämmtliche Gattungen der Bonds repräsentiren zu wollen? Er schreibt dieserhalb einfach

Erlasse aus, in denen er gleichsam stillschweigend annimmt, daß er nur zu rufen brauche, um alle Interessenten von Northern-Pacific gedankenlos und gehorsam zu sich hinüberzuziehen. Und doch hätten die verschiedenen Gattungen der Bonds möglicher Weise ganz divergirende Interessen! Es ist hier genau so wie mit einem Hause, dessen erste und zweite Hypothek vollkommen gesichert ist; würden dann die Besitzer jener guten Hypotheken im Ernstfalle gemeinsame Sache mit den Nachhypotheken machen?

Die Deutsche Bank weiß doch so gut wie jeder Andere, daß die first und second Mortgage gar nicht gefährdet werden. Die 6% Zinsen betragen für jene 64 Millionen noch nicht ganz 4 Millionen Dollars. Nun war die Nettoeinnahme der Bahn im Vorjahre 13 Millionen, aus denen vor Allem unbedingt und nach dem einzelnen Range die Prioritätenzinsen gezahlt werden müssen. Diese erscheinen also völlig gedeckt. Indessen, es ist noch der Schimmer eines Einwandes vorhanden! Herr Villard soll nämlich die Einnahmen künstlich dadurch erhöht haben, daß er die Schwebende Schuld nicht verminderte. In der That hat sich diese seit einem Jahre um 2 Millionen vermehrt. 2 Millionen: rechnet man hierzu noch sehr viel — 3 Millionen — für diesmalige Mindereinnahmen, so würde die Northern-Pacificbahn für 1893 noch immer 8 Millionen netto erbringen, was die Zinsen der I. und II. Priorität und wahrscheinlich auch noch die der dritten deckt.

Jedoch etwas Pessimismus ist berechtigt und daher würden die Besitzer der dritten Mortgage klug thun, ihre Vollmachten in einem Comité zu concentriren. Hier aber darf die Deutsche Bank am Allerwenigsten mitwirken, denn sie will ja, was auch ganz lobenswürdig ist, die im Range unmittelbar folgenden Consolidated vertreten. Käme es aber irgendwo zu einem Widerstreit der Interessen, so tritt dieser doch zwischen jenen beiden, die gewissermaßen Nachhypotheken sind, ein.

Reell gedacht, könnten also die Besitzer der ersten beiden Prioritäten ganz ruhig zusehen, die dritte müßte ihr Interesse für sich allein wahrnehmen und die Consolidated, weil deren Emission die verantwortungvollste war, sollte der Deutschen Bank rückhaltlos anvertraut werden.

Nun kommt aber Herr Siemens mit dem großen Blender von Einigkeit deren Empfehlung dem sterbenden Attinghausen zwar besser angestanden hat, die aber unserm Publikum leider jetzt imponiren wird. Der Direktor der Deutschen Bank wünscht — das ist bei dem trockenen Tone seines Erlasses noch gar nichts — nein: verlangt, daß alle Gattungen von Bonds sich an der Hand einer recht geschickten Organisation der Deutschen Bank unterstellen. Damit gelangt dann Herr Siemens in die überaus glückliche Position, „mischen" zu können, d, h. er schlüge vielleicht in aller Freundschaft den Besitzern der guten Bonds einige Opfer zu Gunsten der von ihm geliebten Consolidated vor. So Etwas kommt langsam, aber sicher. Schwierige Verhandlungen, trübe Depeschen, heftige Kursschwankungen, eines Tages plötzliche Wendung zum Bessern, Einberufung der nothleidenden Bondholders, Vorschlag des Comités, die mit Mühe und Noth erreichten Vereinbarungen anzunehmen. Und schließlich ist das noch immer geschehen! Vielleicht betont dabei die Deutsche Bank auch noch, daß sie ja die Vertretung „kostenfrei" geführt habe. Es ist, als ob man zu Kindern spräche! Abgesehen davon, daß kein Institut das Recht hat, so ungeheure Ausgaben für Dritte in den Schornstein zu schreiben, ge-

schieht dies auch gar nicht. Da werden nach alter Erfahrung so viele Bonds mehr ausgegeben, daß die Bank zum Allermindesten — nichts verliert.

Die Hauptgefahr für die first und second mortage ist aber noch gar nicht genannt; sie heißt foreclosure. Nach einem sechsmonatlichen Einhalten der Zinsen kann nämlich eine hierauf bezügliche Klage den Verschluß, d. h. die Versteigerung der Bahn, zur Folge haben. Mit den Consolidated allein vermag Herr Siemens nun die Bahn nicht zu kaufen, da hierzu wohl über 80 Millionen gehören. Vertritt er indessen sämmtliche Gattungen, so hätte er ja Mortgage-Bonds genug, die er in Zahlung giebt. Alsdann würde eine ganz neue Gesellschaft gebildet, Alles vollständig reorganisirt werden, und auf verschlungenen, vielleicht auch ziemlich offenen Pfaden würde man etwa die ersten beiden Mortgages, statt wie abgemacht zu 110, nur zu 100 zurückzahlen, also 6 400 000 Dollars weniger. Vom Standpunkt der sozialen Gerechtigkeit mag das sogar Befriedigung hervorrufen, aber es handelt sich hier um eine kaufmännische Transaktion, in die, wie es fast scheint, mit vieler Sorgfalt Unklarheit gebracht werden soll. Für die von der Deutschen Bank vertretenen Consolidated wäre eine foreclosure das Beste, — für die andern ebenfalls herangezogenen Bonds wäre sie gerade das Gefährliche.

Im Uebrigen wird Herr Siemens die große Opposition gegen seine Pläne nicht beim deutschen Publikum finden, das, wie gesagt, eine klägliche Haltung einnimmt, sondern bei den Amerikanern, deren Hypothekengesetze sehr scharf sind und deren Eisenbahnmänner, nachdem sie mit Mr. Henry Villard fertig geworden sind, auch anderen „Eindringlingen" wie sie solche Leute nennen, zu begegnen verstehen.

Der arme Villard! Ihn, der eine gewaltige Bahn durch Illinois, Dacota, Wayoming, Washington und Oregon mit der rastlosesten Gewandtheit geschaffen hatte, der im Gegensatz zu seinen erfolglosen Vorgängern den Werth der betreffenden Ländereien erst erkannte und hierauf eine der größten Unternehmungen der Welt basirte, ihn haben die Yankees immer schlecht behandelt. Sie haben die schöne Gelegenheit, da er 1883 die Eröffnung der Bahn feierte und toute l'Europe zu Gaste hatte, zu einer schrecklichen Kursentwerthung von Northern für außerordentlich passend gehalten; sie sind nicht müde geworden, ihn als Fremden vorzuführen und ihm so lange Kriege aufzunöthigen, bis er sich endlich als Millionär so „erholungbedürftig" wie ein deutscher Zolldiplomat fühlte und — abtrat. Vielleicht hat sich Villard auch als politischer Faktor zu unvorsichtig benommen. Sein Auftreten in Berlin, seine energische geldliche Parteinahme für die Wahl von Grover Cleveland u. s. w. u. s. w. Der Bürger der Union ist in aller Defensive so exklusiv national, daß es z. B. noch heute dort unmöglich ist, einen ersten Advokaten anders als in einem geborenen Amerikaner zu sehen.

Selbst die Berichte von Villards Feinden geben übrigens zu, daß die Bahn im ausgezeichneten Zustande ist, und das giebt also doch dem Werthe der Bonds unbedingt einen Halt. Pluto.

Kapellmeister Kern.

Es war gerade wieder sehr heiß, da schreckte neulich den in leichtem Sommerschlaf liegenden Zeitungleser die natürlich telegraphirte Nachricht auf, in Mainz sei der Militärkapellmeister Kern, weil er den Kaiser beleidigt habe, zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Die Strafe schien hart und mancher Mann setzte schon die Feder an, um gegen die unkontrolirbare Militärgerichtsbarkeit wieder ein kräftiges Wörtchen zu sagen. Doch der Artikel für die bedrohten Volksrechte war noch nicht geschrieben, da kam schon die zweite Nachricht, Herr Kern sei zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, dann die dritte, Herr Kern sei freigesprochen, und endlich die vierte, ein Urtheil sei überhaupt noch gar nicht erfolgt, — und alle vier Nachrichten wurden natürlich in die vier Winde telegraphirt. Nun sollte man meinen, wenn man den Draht strapazirt, dann müßte die Wahrheit sich doch wohl erkunden lassen. Durchaus nicht: bis zum heutigen Tage noch weiß man nicht genau, was in Mainz eigentlich geschehen ist und wie das Urtheil gelautet hat. Und das ist nicht einmal ein Ausnahmefall. Je mehr der Nachrichtendienst unserer Presse sich ausdehnt, desto schwerer wird es, über irgend einen Vorgang die Wahrheit zu erfahren, und diese Möglichkeit hört völlig auf, wenn im Sommer gar Etwas passirt, in der zeilenlosen, der schrecklichen Zeit, wo die Leitartikel sonst von den ewigen Wahrheiten, den ewig unwahren, leben. Da sind in Aigues-Mortes jetzt italienische Arbeiter erschlagen worden, deren kulimäßig billige Arbeit die Profitwuth französischer Unternehmer verlockt hatte. Das muß man bedauern, aber man muß das Verschulden auch gleichmäßig abwägen und sich sagen, daß Menschen, die von den sozialen Verhältnissen im Zustand geistiger Blindheit und Brutalität erhalten werden, nicht mit Glacéhandschuhen zufassen, wenn ihnen der Bissen Brot vor dem Munde weggeschnappt wird, und daß man auch bei uns Alarm schlagen würde, wenn ein ostpreußischer Feudalherr sichs etwa beikommen ließe, russische Muschiks für ein paar Pfennige im Tagelohn arbeiten zu lassen. Doch ehe noch Jemand recht weiß, was eigentlich geschehen ist und wer das Morden begann, wird frisch drauf los telegraphirt; zum Glück hat ein Hanswurst von Maire — einen Bürgermeister von Aigues-Mortes ernst zu nehmen, ist auch ein Vorrecht der Presse — eine alberne Prahlhanserei verübt, und nun bricht das Wetter los. Die wackeren Korrespondenten in Paris und Rom überbieten einander an Schnellfertigkeit und über Nacht ist ein „internationaler Zwischenfall" konstruirt, von dem die Zeitungen drei Tage sehr gemächlich und mit steigendem Einzelnverlauf leben können. Das Schlimme ist, daß noch immer Hunderttausende an diesen Spuk glauben und sich ganz ehrlich einbilden, die Beziehungen der Völker seien gestört, weil rüde Gesellen auf ihre Art einer unerträglichen Konkurrenz sich erwehrt haben. Jede Dummheit, die eine Zeitung in Mitternachtängsten produzirt, wird von der anderen geschäftig weiterverbreitet und dieses gewissenlose Spiel spinnt von Rom sich fort nach Paris, von dort nach Berlin und so weiter, bis eines Tages der Erdtheil in Flammen steht, die ein Holzpapierstoß entzündet hat. Möchte doch jeder Zeitungleser, wenn er Telegramme sieht, an den Fall des Kapellmeisters Kern sich erinnern und, namentlich bei der Hitze, zunächst immer sich sagen: Nur keine Aufregung, in der vierten Depesche wird es ja doch anders stehen.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin W. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. September 1893.

Paradebetten.

Drei Tage lang hat im thüringiſchen Schloß Reinhardsbrunn die Leiche des Herzogs Ernſt des Zweiten von Sachſen-Koburg und Gotha vor allem Volke zur Schau geſtanden. In glänzenden Atlas war der Tote gebettet, den welken Leib umſchloß ſtraff das Koller der Bismarck-Küraſſiere, die ſorglich gepflegten Hände hielten den ſchweren Palaſch, mit allen kosmetiſchen Künſten war aus dem Geſicht die fahle Häßlichkeit des Todes entfernt und der ſüße Duft herrlicher Blumen füllte den prangenden Saal. Langſam, in ehrfürchtiger Stille, zogen die Schaaren an dem Paradebette vorbei, an den glitzernden Orden und den prächtigen Kränzen zu Füßen des Prunkſarges, und Alle, die Hofchargen und die Beamten, die Schloßgardiſten und die Landwehrmänner, die Schulkinder und die erwachſenen Bürger der Herzogthümer, Alle ſahen mit ſtaunendem Blick auf das ſchön dekorirte Trauerſpiel und erkannten den Herzog kaum, den ſie ſo lange faſt allzu ſehr in der Nähe geſehen hatten. Verſchwunden waren die Runzeln und Warzen, verſchwunden die müde Gebrechlichkeit des gealterten Lebemannes, in deſſen falſtaffiſchem Weſen die Begierde ſo lange das Vermögen überdauert hatte, und die Blicke der Schauluſtigen fielen auf eines ſtrahlenden Kriegshelden geſchminkte Leiche.

Aus einer Zeit, deren monarchiſches Empfinden mühſam nur in opernhafter Beleuchtung ſich fortſchleppen konnte, ſtammt die Sitte ſolcher pomphaften und theatraliſchen Aufbahrung und der alte Brauch mag immerhin noch eine Weile geduldet werden, ſo befremdend er auch

auf ein modernes Bewußtsein wirkt und so weit er von der spröden Würde einer ernst gemeinten und ernst empfundenen Trauer entfernt ist. Wenn aber von Leichenwäschern und Wickelfrauen und anderm geschäftigen Gesindel der Versuch gemacht wird, auch an der geistigen Gestalt toter Fürsten ihre kosmetischen Künste zu üben und für die Nachwelt, die das täuschende Thun nicht auf Schritt und Tritt kontroliren kann, die verstorbenen Herrscher auf ein festlich umduftetes Paradebette zu strecken, dann ist ein nachdrücklicher Widerspruch nicht erlaubt nur, dann ist er geboten, damit in die Mausoleen dankbaren Gedenkens nicht geschminkte und aufgeputzte Schemen heimlich uns eingeschmuggelt werden.

Dieser Versuch ist an der Leiche des Herzogs von Koburg gemacht worden: auch seine geistige Gestalt hat man prächtig kostümirt, sorgsam balsamirt, kleidsam frisirt; mit zudringlichem Eifer hat man die Runzeln und Warzen beseitigt, die hohlen Wangen gefüllt und sich emsig bemüht, der gaffenden Menge das Idealbild eines Fürsten zu zeigen. Die größte Geschäftigkeit leisteten liberale und demokratische Leichenputzerinnen, die in solchen fälschenden Künsten von lange her eine sichere Routine haben; doch auch der amtliche Reichsanzeiger nannte den Koburger „einen echten Fürsten, der all sein Denken und Trachten dem Deutschthum widmete," und der Generalkanzler ließ sich also vernehmen: „Der Verewigte hat, durch hohe geistige Gaben unterstützt, an der Entwickelung des Deutschen Reiches so lebhaften Antheil genommen, daß sein Andenken im Reiche unvergeßlich bleiben wird." Recht häufig schon hat Graf Caprivi bewiesen, daß die Geschichte, die einzige zuverlässige Lehrmeisterin jedes Politikers, ihre Geheimnisse ihm nun einmal nicht offenbaren will, — vielleicht, weil diese Dame zu alt ist, um für zweierlei Tuch noch zu schwärmen. Aber die Stellung, die der geehrte Herr, so gut es ihm eben gelingen will, bekleidet, sollte ihn doch zu einiger Vorsicht mahnen. Als Fürst Bismarck in die Lage kam, für ein höchst überschwängliches Glückwunschschreiben des Koburgers sich bedanken zu müssen, da beschränkte er sich auf die Bemerkung, der Herzog habe der „nationalen Sache Deutschlands von ihren ersten Anfängen an zur Seite gestanden." Das war ein sehr glücklich gewählter Ausdruck, der die Pflicht der Höflichkeit nicht verletzte und den Kreis der Verdienste dabei doch etwas verengte, die der ungemein strebsame Briefschreiber für sich in Anspruch nahm. Zur Seite hat Herzog Ernst

der nationalen Sache gestanden, gewiß; das deutsche Volk aber ist ihm dennoch keinen Dank schuldig geworden, denn er hat sein Leben lang nur um Bewunderung und Popularität gebuhlt und sein Antheil an der deutschen Einheit ist nicht größer als sein Verdienst um den Sieg bei Eckernförde, wo er auch auf dem Schlachtfelde erst eintraf, als längst schon Alles entschieden war. Das ist charakteristisch für diesen Mann, der sich immer mit fremden Federn geschmückt hat: als Politiker und als Feldherr, als Memoirenschreiber und als Opernkomponist. Völlig verdient war von den Huldigungen, die ihm nach seinem Tode bereitet wurden, eigentlich nur eine: die des Vereins für die Feuerbestattung; denn der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha hat wirklich, man denke, als Erster unter den deutschen Fürsten in seinem Lande die Leichenverbrennung gestattet.

Heftig wird jetzt darüber gestritten, ob ein englischer Prinz den Thron eines deutschen Bundesstaates besteigen dürfe, und der Herzog von Edinburg, der, zum Entsetzen aller Russophoben, obendrein noch ein Schwager des Zaren ist, muß sich allerlei wenig angenehme Dinge sagen lassen. Der Anblick ist spaßhaft; denn die Streitenden vergessen ganz, daß auch der tote Herzog stets englisch gefühlt und gedacht hat und daß man vor Indiskretionen bei ihm niemals sicher war. In den drei dicken Bänden, in denen er sein Leben, wie er es angesehen haben wollte, dargestellt hat und deren historische Treue durch Jansen, Schleiden und Maurenbrecher mit guten Gründen angefochten worden ist, erkennt man auf jeder Seite fast die englisch-liberale Anschauung, und wenn man Bunsens und Stockmars Denkwürdigkeiten zum Vergleich heranzieht, dann empfängt man ein schmerzhaft deutliches Bild der Bestrebungen und Wünsche, deren Mittelpunkt der Prince Consort war und die in Ernst von Koburg ihren geschäftigsten Agenten hatten. Das Ziel war: ein deutsches Reich als Wall gegen Rußland, ein Reich, das sich von London aus gängeln ließe, zum Schutz englischer Interessen, wie ein armer Verwandter von einem reichen und mächtigen Familienhaupt sich leiten läßt, auf dessen Unterstützung er angewiesen ist. Ganz richtig schreibt Maurenbrecher in seinem vortrefflichen Buche über die Gründung des Deutschen Reiches: „Die weitverbreitete Ansicht der gebildeten deutschen Kreise, die leitenden Stimmen des Liberalismus in Deutschland standen im englischen Lager und verfochten die englische Auffassung und Ziele, immer unter dem Vorgeben, daß sie die eigent-

lichen Patrioten, und vorwiegend die deutschen nationalen Ziele verfolgten; sie beschuldigten ihre reaktionären Gegner der Unterordnung unter Rußland, ohne zu bemerken, daß sie selbst von England abhingen. Die englischen Minister durchschauten die Sache: England hat sich damals die Direktion der öffentlichen Meinung in Deutschland viel Geld kosten lassen, das durch die Koburger Kanäle hindurchfloß." Die Vermählung Alberts von Koburg mit der englischen Königin war eben ein Ereigniß von verhängnißvoller Bedeutung für Deutschland, und die Folgen dieser Verbindung wären dem deutschen Körper noch erheblich fühlbarer geworden, wenn im kritischen Augenblick nicht der Staatsmann aufgetreten wäre, der weder russisch noch englisch dachte, sondern preußisch zuerst und dann deutsch. Otto von Bismarck ist der Exponent der von den Gothanern und vom Nationalverein eingeleiteten liberalen Epoche geworden; der Insular-Liberalismus der fünfziger und sechziger Jahre aber hat ihn niemals umstrickt und er würde heute lächeln, wenn man ihm zumuthen wollte, mit dem Koburger sich in die Vaterschaft des Deutschen Reiches zu theilen.

Wie sahen in der rauhen Wirklichkeit denn die Thaten aus, die dem Herzog Ernst so herrlichen Ruhm verschafften? Er wollte Preußen in den Krimkrieg hineinziehen, es von der klugen Neutralität abdrängen und dem Bündniß der Westmächte gegen Rußland angliedern. Für diesen Plan, der über die Beschlüsse vom zwanzigsten April 1854 — Erhaltung der Türkei und Räumung der Donaufürstenthümer von russischen Truppen — weit hinausging, gewann er vorübergehend sogar den Prinzen von Preußen, der deshalb, nachdem Bonin und Bunsen verabschiedet waren, aus seinen militärischen Stellungen entfernt und nach Koblenz verbannt wurde. Die Stimmung Friedrich Wilhelm des Vierten spiegelt sich in der Notiz Leopolds von Gerlach vom 3. Juni 1854: „Gestern der Herzog von Gotha zur Tafel, der im Ganzen, wie er es vollständig verdient, schlecht behandelt wurde." Der König war eben nicht geneigt, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und dafür suchten die britischen Staatsmänner sich dadurch zu rächen, daß sie zu den Friedensverhandlungen von 1855 Preußen gar nicht mehr aufforderten. Erst nach dem Beginn des Pariser Kongresses, als inzwischen auch Oesterreich zu der zurückhaltenden Politik Preußens sich bekehrt hatte und Napoleon schon ein russisch-französisches Bündniß plante, erging

auf seinen persönlichen Wunsch auch an Preußen eine Einladung, der Manteuffel dann sofort folgte. Napoleon hatte erfahren, wie schlecht der Koburger unterrichtet war, als er ihm schrieb: Je ne doute pas non plus, dans ce moment même, que la Prusse, après ses malheureuses hésitations et après tant de doutes, ira enfin se mettre en émoi pour se diriger vers le même but. Car enfin le moment arrivera où la nécessité d'un choix devient urgente pour elle, et ne pouvant se décider pour la Russie, elle doit s'allier aus puissances occidentales. Der kurzsichtige politische Intrigant, dem es immer nur darum zu thun war, seine Hand im Spiele zu haben, hatte sich wieder einmal geirrt: Preußen blieb neutral und die späteren Ereignisse haben gezeigt, wie verständig diese Haltung war.

Zwei Jahre nach dem Pariser Kongreß kam Prinz Wilhelm von Preußen zur Regirung. Der Prinz-Gemahl Albert und Herzog Ernst hatten ihn eifrig für die englische Sache bearbeitet, seine Tochter Luise hatte den Großherzog von Baden, den Schwager des Koburgers, geheirathet und seit dem Januar 1858 war sein Sohn Friedrich Wilhelm mit der englischen Prinzessin Victoria vermählt. Als Bismarck zum ersten Male von diesem Projekt erfuhr, schrieb er an Gerlach: „Fürstliche Heirathen geben im Allgemeinen dem Hause, aus welchem die Braut kommt, Einfluß in dem andern, in welches sie tritt, nicht umgekehrt. Es ist dies um so mehr der Fall, wenn das Vaterland der Frau mächtiger und in seinem Nationalgefühl entwickelter ist als das ihres Mannes. Bleibt also unsere künftige Königin auf dem preußischen Throne auch nur einigermaßen Engländerin, so sehe ich unseren Hof von englischen Einflußbestrebungen umgeben, ohne daß wir und die mannichfachen anderen Schwiegersöhne of Her gracious Majesty irgend welche Beachtung in England finden, außer, wenn die Opposition in Presse und Parlament unsere Königsfamilie und unser Land schlecht macht. Bei uns dagegen wird britischer Einfluß in der servilen Bewunderung des Deutschen Michels für Lords und Gemeine, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirthen und Gerichtspräsidenten den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich jetzt schon gehoben, wenn ein wirklicher englischer Jockey ihn anredet und ihm Gelegenheit giebt, the Queen's english zu radebrechen, wie wird das erst werden, wenn die erste Frau im Lande eine Engländerin ist." Aber Bismarcks Wort galt

damals noch nichts, und als er, während Herzog Ernst eifrig für die Unterstützung Oesterreichs in der Verwickelung von 1859 agitirte, den Anschluß an Italien empfahl, wurde er von Frankfurt abberufen und nach Petersburg geschickt, „in den Eiskeller", wie er damals sagte, „wo ich zu späterem Gebrauch kalt gestellt werden soll." Unterdessen wurde unter dem Präsidium des Herrn von Bennigsen der Nationalverein begründet, der in Koburg seinen Sitz hatte und vom Herzog Ernst patronisirt wurde, und die Aera der Turner-, Sänger- und Schützen-Feste begann, die dem Popularitätbedürfniß dieses betriebsamen Herrn so reichliche Befriedigung gewährten, daß er den nachfolgenden Katzenjammer gar nicht zu bemerken schien und aus dem schmeichelnden Traum, die Geschicke Preußens selbständig zu lenken, erst unsanft aufgeschreckt wurde, als am 28. Juli 1862 der König Wilhelm ihn wegen seines Auftretens beim Frankfurter Schützenfeste sehr ernstlich zur Rede stellte. Bei diesem Feste nämlich hatte der Herzog seinen demokratischen Freunden vom Nationalverein, die durch Bernstorffs zaudernd abwartende Politik und durch den preußischen Militärkonflikt sich zu einer geräuschvollen Kundgebung gegen Preußens Recht auf die Leitung Deutschlands hatten hinreißen lassen, so offen seine Sympathien bekannt, daß der König diese Haltung nicht ohne Grund unvereinbar mit der Stellung des Chefs eines preußischen Regimentes fand. Aber der jeder Lage gewachsene Herzog war um eine Antwort durchaus nicht verlegen und schrieb, kurz entschlossen, er habe sich nur bemüht, die Führer der Berliner Opposition der Militärvorlage geneigter zu stimmen. Seitdem hat der König über den wahren Werth seines vielliebenVetters von Koburg, wenn er ihm manchmal auch ein freundliches Wort sagen mußte, sich nie mehr getäuscht, und je fester er in seine preußisch-deutsche Aufgabe hineinwuchs, desto größer wurde auch die Entschiedenheit seiner Abkehr von den englisch-koburgischen Idealen.

Im folgenden Jahre bereits sollte ein fast schon vergessener Vorgang ihn vollends aufklären. Die Herren vom Nationalverein hatten, mit wenigen Ausnahmen, den Glauben an die nationale Mission Preußens verloren; wie später, im Mai 1866, der Vereinsausschuß vor dem Krieg gegen Oesterreich, dem unvermeidlichen, warnte und auf das sündige Haupt des „Volksfeindes" Bismarck alle verfügbaren Flüche herabsausen ließ, so war auch 1863 schon der Plan im Werke,

die ersehnte Bundesreform, da sie mit Preußen unmöglich schien, einfach mit Oesterreich zu machen. Beusts sächsische Schüler und — natürlich — der Koburger hatte in Wien das Feuer geschürt und der Frankfurter Fürstentag sollte mit gar nicht bedächtiger Schnelle das schlau ersonnene Werk zum glücklichen Ende führen, zur Einsetzung eines Bundesdirektoriums und eines Parlaments aus den Delegirten der einzelnen Landtage. Preußen, so dachte man, würde den Muth nicht haben, dem allgemeinen Drängen zu widerstehen; man hatte die Rechnung aber ohne Bismarck gemacht. Damals geschah das Unerwartete: König Wilhelm blieb, trotzdem noch in letzter Stunde König Johann von Sachsen ihn persönlich bedrängte, dem Fürstentage fern, getreu dem Rath seines ersten Ministers, der ihm nicht verhehlt hatte, daß er sofort zurücktreten würde, wenn der Monarch nach Frankfurt ginge. Bismarck hat später selbst jene aufgeregten Stunden geschildert und erzählt, wie er nach der Entscheidung einen Teller mit Gläsern zerschmetterte, um den zitternden Nerven Erleichterung zu verschaffen. Am 1. September 1863 nahm der Fürstentag die unwesentlich abgeänderten Vorschläge Oesterreichs mit 24 Stimmen an, unter denen natürlich auch die des Koburgers war. Vorher aber hatte der Herzog auf seine Weise noch zärtlich für Preußen gesorgt. Da er den Vater für seine Zwecke nicht einfangen konnte, richtete er seine Blicke auf den Sohn und auf dessen englische Gemahlin. In Koburg fand — im August 1863 — eine Begegnung des kronprinzlichen Paares mit der Königin von England statt, die vermeintlichen Fehler der preußischen Politik wurden mit ernster Bekümmerniß besprochen, und als der Kaiser von Oesterreich auf der Rückreise vom Fürstentage gerade des Weges kam, arrangirte der stets gefällige Herzog Ernst rasch eine Zusammenkunft. Die Königin Victoria sagte dem Kaiser Franz Joseph über seinen Frankfurter Triumph die schmeichelhaftesten Dinge, aber sie beschwor ihn auch, doch an das Glück ihrer Kinder zu denken und nicht zu dulden, daß ihres geliebten Schwiegersohnes künftige Stellung beeinträchtigt werde. Der Kaiser entzog sich taktvoll diesem unangemessenen Ueberfall; der Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha aber hatte gegen diesen Versuch einer englischen Bevormundung nicht das Geringste einzuwenden und er ist naiv genug, in seinen sogenannten Erinnerungen uns selbst den Vorgang mit breitem Behagen zu erzählen. An dem selben dritten September, der in Koburg dieses Familienidyll sah, wurde der preußische Landtag aufgelöst und in dem Bericht, den

Bismarck deshalb an den König richtete, hieß es: „Auf dem Gebiete der deutschen Bundesverfassung sind Bestrebungen zu Tage getreten, deren unverkennbare Absicht es ist, dem preußischen Staate diejenige Machtstellung in Deutschland und in Europa zu verkümmern, welche das wohlerworbene Erbtheil der ruhmvollen Geschichte unserer Väter bildet, und welche das preußische Volk sich nicht streitig machen zu lassen, jederzeit entschlossen gewesen ist."

Der Träger dieser Bestrebungen war der Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha. Er ist, fast genau dreißig Jahre nach seiner mißlungenen österreichisch-englischen Intrigue, gestorben und seine Leiche wird nun, säuberlich balsamirt und sorgfältig frisirt, unter der staunenden Menge als das Idealbild eines deutschen Fürsten und Führers zur nationalen Einheit herumgereicht. Das stimmt vortrefflich zu einer Zeit, die auch Herrn Bamberger für seine patriotischen Verdienste Lorbeern spendet und die in dem von Herrn Geffcken mühsam zusammengetragenen Journalklatsch ein politisches Ereigniß erblickt.

Ernst von Koburg hat sich später in die Zeit geschickt; seine gute Witterung trieb ihn gerade noch früh genug an die Seite Preußens und als Lohn für seine Bemühungen um die Kapitulation der Hannoveraner erhielt er ein reichliches Jagdrevier zum Geschenk. Aber man braucht nicht einmal an das Leben zu denken, das er seitdem geführt hat, an die durch seine ausschweifenden Gelüste ruinirten Finanzen des Landes, an das Treiben seiner sogenannten Vorleserinnen, an die Mustervorstellungen, die er von splendiden Titeljägern veranstalten ließ, um zu erkennen, daß dieser Mann immer nur seinen Launen nachging und der Befriedigung seiner unbegrenzten Eitelkeit. Er war ein Fürst, wie er nicht sein soll: ein unruhiger, lärmender, stets auf den Effekt bedachter Geist, der auf allen Feuern kochen und von allen Suppen seinen Theil haben mochte. Und da es, nach dem Spruche der Berliner Richter, im Deutschen Reiche nicht einmal verboten ist, höchst lebendigen Herrschern sogar ganz offen die Wahrheit zu sagen, so sollte man auch, vor dem Anblick prunkvoll aufgebahrter Paradebetten, in Europa und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wirklich nicht in die Sitten der Samoa-Inseln verfallen, die Jeden sofort mit dem Tode bestrafen, der sich erdreistet, in den majestätischen Schatten eines Häuptlings zu treten.

Ein agrarpolitisches Programm.

In den Nummern 44 und 45 der „Zukunft" habe ich unter der Aufschrift „Bauernnoth und Bauernkredit" das praktische Hauptziel agrarischer Reform zu bestimmen und zu weisen gesucht. Als praktisches Hauptziel hat sich die ausschließend körperschaftliche Organisation des Realkredits in innigster Verbindung mit allgemeiner genossenschaftlicher Organisation des Personalkredits dargestellt. Es wurde nachgewiesen, daß bei solcher Organisation des bäuerlichen Kreditwesens die Ausbeutung durch das Leih- und durch das Handelskapital so gut wie ausgeschlossen, daß den periodischen und den chronischen Massenleiden des Bauernstandes fast überall vorgebeugt sein würde. Wie aber die Bauernschaft zu diesem Zweck zu organisiren wäre, und welche Einrichtungen weiterhin noch zu treffen wären, das sind Fragen, die für diesen letzten Artikel zur etwas näheren Beantwortung übrig geblieben sind.

Die erste dieser noch zu erledigenden Fragen dreht sich um die Verfassung, welche dem Bauernstand für seine körperschaftlich-genossenschaftliche Selbsthilfe zu geben sein würde. Um diese Frage zu lösen, muß man aber vor Allem wissen, wer unter den Landwirthen Bauer und wer Nichtbauer ist; nur der bäuerliche Landwirth wäre beitrittspflichtig, der nichtbäuerliche Grundbesitzer wäre beitrittsfrei, und zu der Körperschaft würden, da diese den auf dem Privateigenthum beruhenden Realkredit zu gewähren hat, selbstverständlich nur die Eigenthumsbauern zuständig sein; zu den Kreditgenossenschaften müßte auch den Pachtbauern der Zutritt eröffnet werden, was keinen Schwierigkeiten begegnen kann. Wie wäre die Grenzlinie zwischen bäuerlichem und nichtbäuerlichem Grundbesitz auf praktische Weise zu ziehen? Der maßgebende Grundsatz für diese Abgrenzung ist zweifelfrei gegeben. Wer selbst ohne angestellte Direktoren, Verwalter u. s. w. baut, ist Bauer; jeder Grundbesitzer, der durch Verwaltungbeamte bebauen läßt, ist es nicht. Von dieser Auffassung aus wird man für jedes deutsche Land, für jede Provinz, für jeden Kreis der größeren Bundesstaaten leicht bestimmte Maße des Grundbesitzes festsetzen können, über welche hinaus die Landwirthschaft aufhört, bäuerlicher Art zu sein. Diese Maße brauchen nicht einmal für das ganze Land die selben zu sein. Die Körperschaft kann sie in ihrem Statut für jeden Kreis des Landes besonders normiren und periodisch auch ändern. Volle Rechtsbestimmtheit über die Mitgliedschaftpflicht ließe sich also mit den besonderen örtlichen Verhältnissen durchaus in Einklang bringen. Das Einfachste freilich wäre es, wenn aller Grundbesitz beitrittspflichtig gemacht werden könnte. Doch sprechen hiergegen gewichtige Gründe; höchstens die Beitrittsbefugniß des nichtbäuerlichen, größeren Grundbesitzes kann in Frage kommen.

Die Beitrittpflicht als eine blos bäuerliche angenommen, ergiebt sich für eine bauernschaftliche Organisation weiter die Frage: Soll die bauernschaftliche Kreditgestaltung eine allgemeine Reichs- oder eine besondere Landessache sein? Ich vermöchte mich nicht für eine allgemeine und zwingende Reichseinrichtung zu erwärmen. Die agrarischen Verhältnisse Deutschlands sind viel zu verschiedenartig, als daß sie nach einer Schablone zu behandeln wären. Jedes Land müßte die Sache nach seinen besonderen Verhältnissen ordnen. Das Bedürfniß nach den Wohlthaten bauernschaftlicher Kreditgestaltung ist länderweise ein viel zu ungleiches, als daß man warten sollte, bis von allen Seiten her eine Reichsorganisation verlangt wird. Jedes Land müßte für sich anfangen, wann es ihm beliebt. Auch die etwaige Garantie für körperschaftliche und genossenschaftliche Schuldbriefe wäre wohl von den Ländern, nicht vom Reiche zu leisten; doch könnte ich einer Reichsgewährleistung im Allgemeinen aus den selben Gründen und unter den selben Bedingungen, nach welchen ich jüngst für eine Reichsgewährleistung der Pfandbriefe zum Zweck nationaler Wohnungreform mich ausgesprochen habe, zustimmen. Von erheblich größerem Gewicht ist etwas Anderes: die Reichsgesetzgebung hätte die Aufgabe, im Civilrecht die Bahn für eine landesgesetzliche Regelung des körperschaftlichen Realkredits frei zu halten und die erforderlichen Normativbestimmungen für die eingeschriebenen Kreditgenossenschaften zu Stande kommen zu lassen. Die Berathungen der Berliner Kommission für das Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch werden wahrscheinlich noch drei Jahre dauern; in vier bis fünf Jahren von jetzt ab dürfte der Entwurf dem Reichstage unterbreitet werden. Ich halte es für eine der obersten Aufgaben des Bundes der Landwirthe, dafür zu sorgen, daß schon die Vorlage des Bürgerlichen Gesetzbuches und des Einführungsgesetzes zu diesem für die landesgesetzliche Normirung des agrarischen Kreditrechtes im Sinne standeskörperschaftlicher und standesgenossenschaftlicher Ausgestaltung die Bahn freilasse. Auch was die dazu gehörigen Einrichtungen des Vollstreckungrechtes betrifft, wird die deutsche Landwirthschaft sich von jenen Fesseln frei zu machen und frei zu erhalten suchen müssen, die im gemeinen Privat-, Prozeß- und Konkursrecht der fraglichen Ausgestaltung des bäuerlichen Kreditrechtes jetzt entgegenstehen und künftig nach Verabschiedung des Bürgerlichen Gesetzbuches weiter entgegenzutreten drohen. Der erste Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches ist in der Kritik als zu romanistisch, als zu wenig deutschprivatrechtlich, als zu wenig „germanistisch" vielfach angegriffen worden. Soweit ich als Nichtjurist ein Urtheil über diese Angriffe mir zu bilden im Stande gewesen bin, habe ich in der Hauptsache diesen Angriffen nicht beizupflichten vermocht. Nicht darum handelt es sich, altes römisches oder altes germanisches

Privatrecht wieder von den Toten zu erwecken, welches aus dem Schoße vergangener Geschichtepochen emporgewachsen ist, vielmehr darum, für die Gegenwart und Zukunft, deren eigentliches Rechtsbedürfniß über dasjenige der römischen Kaiserzeit, geschweige über dasjenige des deutschen Mittelalters so weit hinausgewachsen ist, ein Recht zu schaffen, das dem Rechtsbedürfniß der Neuzeit gerecht wird.

Neben der Freihaltung offenen Raumes für die bauerschaftliche Kreditorganisation innerhalb des bestehenden und kommenden Civil- und Civilprozeßrechtes wäre ein Normativgesetz des Reiches über eingeschriebene bäuerliche Kreditgenossenschaften wohl nicht zu umgehen. In einem solchen Gesetze würden die bewährten Grundsätze der Raiffeisenschen Darlehnskassen für die eingeschriebenen landwirthschaftlichen Kreditgenossenschaften thunlichst festzulegen sein, jedoch mit Zulassung auch der beschränkten Haftbarkeit, welche zur Zeit nur deshalb für die Raiffeisenschen Darlehnskassen nicht zu empfehlen ist, weil diese Kassen den breiten Unterbau eines körperschaftlich organisirten Realkredits noch nicht besitzen.

Da die Organisation des ganzen bäuerlichen Kredites nicht reichseinheitlich zu gestalten wäre, so hätte jedes Land (jede Provinz) mindestens eine besondere Landes-Realkreditkörperschaft seines Bauernstandes, eine Realkreditbank mit Pfandbriefinstitut unabhängig zu errichten. Die Verfassung dieser Körperschaft würde vorzusehen haben: eine General-Versammlung, einen Verwaltungrath und einen Aufsichtrath. Die Bestätigung der Vorsitzenden des Verwaltungraths durch die Regirung, auch die Ernennung einiger Mitglieder des Verwaltung- und Aufsichtrathes durch den Staat, die Bestätigung der Taxbeamten könnte wenigstens dann nicht beanstandet werden, wenn der Staat wirklich die Pflichten übernehmen soll, welche in den früheren Artikeln als zulässig anerkannt worden sind. Im Uebrigen stände die Wahl der Aufsicht- und der Verwaltungräthe in periodischer Theilerneuerung den Generalversammlungen der Landeskörperschaft zu. Die Generalversammlung aber wäre aus den General-Versammlungen der körperschaftlichen Kreisräthe zu beschicken. Diese Kreisräthe gingen entweder aus direkter Wahl der bezirksangehörigen Körperschaftmitglieder oder aus der Entsendung seitens jener Ortskreditgenossenschaften hervor, denen nach der Begründung in meinem letzten Artikel die Lokalverwaltung des körperschaftlichen Realkredites, namentlich des gebundenen, so viel wie nur immer möglich zu übertragen sein würde. Diese können theils unmittelbar, theils mittelbar bestellt, durch die kreisangehörigen Bauern gewählt oder von den bäuerlichen Kreditgenossenschaften entsendet werden. Die Kreis-Bankverwaltung wäre so einfach und wohlfeil wie nur immer möglich einzurichten. So ergiebt sich in verschiedentlich denkbarer Gestaltung

der einheitliche Aufbau von der örtlichen eingeschriebenen Darlehnskasse aus bis zum Landesinstitut. Diesem ganzen Organismus wäre möglichst viel Selbstbestimmung, unbeschadet der Aufsicht des Staats über statutengemäße Geschäftsführung, einzuräumen. Möglichst viel wäre der praktischen Autonomie nach gemachten Erfahrungen zu überlassen. Möglichst wenig wäre reichs- und landesgesetzgeberisch festzulegen, desto mehr aber dem Statutarbelieben der körperschaftlichen Landesorgane unter bloßer Regirungbestätigung zu überlassen.

Hätte denn nun hiermit der Bauernstand hinsichtlich aller seiner Anliegen und gerechten Ansprüche wirklich eine vollständige Organisation seiner Verfassung und Verwaltung erlangt? Mit nichten! Es handelt sich weiter um eine geregelte Vertretung der Landwirthschaft den Regirungen gegenüber durch Landwirthschaftkammern, zweitens um Schutz des bäuerlichen Eigenthums gegen Auffaugung durch den Großgrundbesitz und durch das städtische Kapital, endlich drittens um den Schutz auch der Pachtbauern gegen Ausbeutung. Es läßt sich jedoch zeigen, daß auch in diesen drei Richtungen eine vollständige wirthschaftliche Organisation des Bauernstandes an dessen körperschaftlich-genossenschaftliche Kreditverfassung sich anlehnen lassen würde.

Landwirthschaftkammern! Ich habe sie schon vor bald zehn Jahren zusammen mit der körperschaftlichen Organisation des bäuerlichen Realkredites öffentlich gefordert. Nachdem längst Handels- und Gewerbe- oder vielmehr Industrie-Kammern bestehen, kann ja Niemand der Landwirthschaft ihre Kammern verweigern. Es handelt sich nur darum, wie solche Kammern aufzubauen wären. Etwa vom landwirthschaftlichen Vereinswesen und dessen Gauverbänden aus? Man wird wenig gegen eine solche Ausgestaltung einwenden können. Oder durch unmittelbare Wahl aller bäuerlichen und nichtbäuerlichen Landwirthe zusammen? Auch Das ist möglich. Oder theilweise von den körperschaftlichen und genossenschaftlichen Kreditvereinigungen aus? Ich sage theilweise, da ja auch die nicht bäuerliche Landwirthschaft unmittelbar eine Mitvertretung zu finden hätte. Man würde einige Verwaltungräthe der Kreditorganisationen sehr wohl zu den Kammern herbeiziehen und diesen hierdurch ein festes körperschaftliches Rückgrat geben können. Doch muß ich es mir versagen, auf diese Frage hier näher einzugehen.

Eine weitere Lücke läßt mein Vorschlag bezüglich der Pachtbauernschaft. Die vollständigste Realkreditorganisation schützt immer noch nicht die Pächter gegen Ausbeutung. Denn der Pachtbauer kann, da er sein Land nicht als Eigenthum bebaut, zur Kreditorganisation überhaupt nicht herbeigezogen werden. Er braucht keinen Realkredit. Anscheinend wirkt nun der Mangel des

Eigenthums wie ein Schutz, und man hat ja auch, um der Hypothekennoth zu steuern, die allgemeine Ueberführung des Grundeigenthums in Staatseigenthum zur Vergebung an Zeitpächter empfohlen. Allein gerade in den Ländern mit weit verbreitetem oder fast allgemeinem Zeitpachtbau sind die agrarischen Zustände keineswegs beneidenswerth. Man beneidet daselbst vielmehr Deutschland, Belgien, die Schweiz, Nord- und Mittelfrankreich um ihren so kräftigen Bestand von Eigenthumsbauern. Und mit Recht! Denn wenn bei Zeitpacht die Ausbeutung der produktiven Arbeit im Realkreditverhältniß ausgeschlossen ist, so kann dafür die Ausbeutung im Pachtverhältniß durch den Pachtherrn desto schlimmer sein. Jene Ausbeutung, welcher namentlich bei kurzer Zeitpacht der Pächterstand unterliegen kann und welcher er namentlich in Irland, bevor zu Anfang der achtziger Jahre die Gesetzgebung daselbst eingriff, wirklich unterlag, ist dreifacher Art. Einmal ist sie *Pachtüberzahlung*, weil ja die Konkurrenz der Pachtlustigen die Pachtschillinge weit über den natürlichen Schwerpunkt des Pachtreinertragwerthes hinauftreibt. Zweitens kommt sie aus der *Unbeständigkeit des Pachtverhältnisses*, so daß der Pachtbauer, wenn er sich nicht bis zur äußersten Grenze bei der Pachterneuerung steigern lassen will, wie der Vogel auf dem Zweige sitzt. Drittens besteht sie im *unentschädigten Anfall* der vom Pächter vorgenommenen *Gutsmeliorationen* an den Verpächter bei erfolgender Pachtaustreibung. In Irland ist die Abstellung aller drei Anzapfungweisen verlangt und ist sie auch bis zu einem gewissen Maße zu Stande gekommen. Dort findet sich die gerichtliche Zumessung einer *anständigen Pachtrente*, bei welcher der Pächter bestehen kann, sog. *fair rent*, sodann die *Beständigkeit des Pachtverhältnisses* durch die Pachterneuerung zu Bedingungen, bei welchen der Pächter bestehen kann, sog. *fixity of tenure*, drittens die *Entschädigung des abtretenden Pächters* für die durch ihn bewerkstelligte nachhaltige Gutsverbesserung, sog. *free sale*. Das sind die drei **f** der neuen Pachtreform-Potitik Großbritanniens. Ob es für deutsche Verhältnisse passend wäre und zur Zeit schon gefordert ist, die gerichtliche Erstreitung dieser drei **f** gesetzlich zu organisiren, lasse ich dahin gestellt. Zwar wird die Thatsache, daß auch in Deutschland die Ausbeutung mittelst Zeitpacht, namentlich Zeitzwergpacht, in leidig scharfer und ausgedehnter Weise vorkommt, nicht wohl in Abrede gestellt werden können. Auf der anderen Seite ist aber auch nicht zu leugnen, daß in Deutschland bei dem großen Umfang von Staats-, Gemeinde- und Stiftung-Domaniallland auf mittelbare Weise viel geschehen kann, um der Ausbeutung des Bauernstandes im Zeitpachtverhältniß entgegenzuwirken. Wenn in der Staatsfinanz-, in der Gemeinde- und in der Stiftungverwaltung darauf gesehen wird, solche Pachtschillinge

einzuräumen, bei denen der Pächter bestehen kann, und wenn im Uebrigen mehr auf die Qualität des Pächters resp. auf die Instanderhaltung des Gutes durch Generationen guter Pächterfamilien, gehalten werden würde, so würde dem ganzen Pachtwesen die Richtung auf die drei f der neueren irischen Pachtgesetzung, auch ohne direkten gerichtlichen Eingriff, verschafft werden können. Ich kenne manchen Fall, wo der Pachtherr jetzt schon bei mehreren Pächtern, die einander steigern, nicht auf das höchste Pachtangebot, sondern auf die beste Hand sieht, wo er bei der Pachterneuerung der Pächterfamilie die Frucht ihrer auf das Gut verwendeten Sorgfalt nicht entzieht. Ich mußte aber andeuten, daß da, wo die Zeitpacht zum höchsten Grade der Ausbeutung des Pachtlandbaues geführt hat, d. h. im Land der größten Verkehrsfreiheit, auch die unmittelbare Abwehr der Ausbeutung sich Anerkennung verschafft und sich nicht gerade als unausführbar erwiesen hat. Wenn das Bedürfniß auch in Deutschland eintreten oder als jetzt schon vorhanden erwiesen werden sollte, so steht nichts im Wege, ebenfalls für den unmittelbaren Eingriff, für fair rent, fixity of tenure und free sale sich zu entscheiden. Für das agrarpolitische Programm, welches angesichts der deutschen Bauernbundbewegung nicht vollständig genug aufgestellt werden kann, war wenigstens in Andeutungen die Lücke auszufüllen. Offenbar würden die Organe bauernschaftlicher Kreditorganisation sehr wirksam zur Handhabung des Pächterschutzes herangezogen werden können. Die Taxatoren und Verwaltungräthe der Real- und der Personalkreditverbände würden das geeignete vorzügliche Material für die Bestellung von Schutzorganen, etwa von der Art der Kommissionen der irischen Landakte, abgeben.

Eine dritte Lücke wäre noch zu füllen. Eine weitere Schutzforderung zu Gunsten des Bauernstandes kann nämlich auf die Verhinderung der Auskaufung der Eigenthumsbauernschaft durch den Großgrundbesitz und durch das städtische Kapital gerichtet sein. Dieser Gefahr kann die Kreditorganisation unmittelbar nicht vorbeugen; nur mittelbar, durch die Verhinderung massenhafter Zwangsenteignungen zu Schleuderpreisen, würde die fragliche Kreditorganisation auch der Auffaugung des bäuerlichen Eigenthums immer und kräftig entgegenwirken. Besteht denn aber in Deutschland jetzt schon die Gefahr solcher Auskaufung und damit die Gefahr der Verwandlung der Eigenthumsbauern in Pachtbauern? Ganz unbedingt läßt sich diese Frage nicht verneinen. Es ist Thatsache, daß die Gelder aus der Feudallastenablösung gerade vom fideikommissarischen Großgrundbesitz in verschiedenen Theilen Deutschlands dazu verwendet worden sind, bäuerlichen Grundbesitz aufzukaufen, welcher dem Großbetrieb zuwuchs oder auf Pacht rentabel wieder ausgethan wurde. Der deutsche Bauer steht gewissen Bauern-

königen da und dort mit einem mißtrauischen Trau! schau! wem? gegenüber. Der steigende Kapitalreichthum in Handels- und Industriekreisen kann sehr leicht dazu führen, daß ein noch viel stärkeres Auskaufen des Bauernstandes auch künftighin stattfindet. Denkt man daran, wie eine ähnliche Auskaufung im römischen Alterthum, Italien ins Verderben stürzte (latifundia perdidere Italianiam!), wie dann wieder in Italien zu Ende des Mittelalters, noch später in England im 17. und 18. Jahrhundert, eine solche Auffaugung stattgefunden, welche Italien und England die tiefsten agrarischen Mißstände bis zum heutigen Tag hinterlassen hat, so wird man auch in Deutschland nicht ängstlich genug die Ausschau nach solcher Gefahr halten können, obwohl sie zur Zeit nicht in dem Maaße vorhanden sein dürfte, um jetzt schon eine eingreifende Gesetzgebung zu erfordern. Das aber durfte hier nicht unangedeutet bleiben, daß auch gegen die Auskaufung des heutigen bäuerlichen Besitzes im Bedürfnißfalle es an Mitteln nicht fehlen würde. Diese Mittel bestünden in der Verpflichtung zum Rückenbesitze (Bebauung und Verwaltung durch den Eigenthümer), in der Erschwerung oder dem Verbot weiterer fideikommissarischer Anhäufung von Familiengroßgrundbesitz, endlich in der körperschaftlichen Verhinderung des weiteren Ueberganges von Bauernbesitz an den der Körperschaft nicht angehörigen Großbesitz. Dieses Uebergehen ließe sich wieder durch körperschaftliches Eingreifen in den Güterhandel immer da, wo für ausgebotene Güter körperschaftpflichtige Käufer sich nicht finden würden, wohl erreichen. Die Körperschaft könnte derartige Güter unter beschränkter eigener und hauptsächlicher staatlicher Haftung zu öffentlichem Eigenthum auf Verpachtung und baldigste Wiederveräußerung übernehmen, wie das für einen anderen Zweck, für die Ermöglichung thunlichst hoher Beleihung im Realkredit, bereits in Frage gekommen ist. Hierdurch würde nicht blos der bauernden Auffaugung des Bauernstandes durch das städtische Kapital und durch den Großgrundbesitz selbst, sondern auch der vorübergehenden Auffaugung durch Güterschlächter und „Hofmetzger", eine starke Schranke entgegengesetzt werden.

Die Körperschaft oder durch sie der Staat, der die zu bäuerlichen Eigenthumsbetrieb nicht anzubringenden Güter vorübergehend ins Eigenthum zu übernehmen hätte, liefe bei solcher Ausdehnung des Bauernschutzes sicherlich keine Gefahr. Die übernommenen Güter könnten zu Rentengütern gestaltet werden und die Pachtvergebung könnte planmäßig darauf eingerichtet sein, daß die Pachtbauern mit der Zeit zu Eigenthumsbauern sich auswachsen. Selbstverständlich wäre es hierbei nicht nöthig, die Bewegung des Grundbesitzes zum besten Wirth zu hindern. Bisher bäuerliche Grundstücke könnten durch Vermittelung der Körperschaft gegen nichtbäuerliche

Grundstücke zu wechselseitigen Vortheil ausgewechselt werden, der Schutz des Bauernlandes gegen Auskaufung durch den ländlichen und städtischen Großbesitz ließe sich also ohne Beeinträchtigung der freien Bewegung jedes Grundstückes zum besten Wirthe durchführen. Da aber, wo schon jetzt der nicht bäuerliche Grundbesitz unverhältnißmäßig stark entwickelt und die Vermehrung des bäuerlichen Besitzes wünschenswerth ist, könnte umgekehrt aller bankerotte größere Grundbesitz aufgekauft und auf dem bezeichneten Wege in bäuerliche Renten- und Eigenthumsgüter verwandelt werden. Ich will diese weitere Einlassung der Bauernkörperschaften und des Staates wiederum nicht geradezu empfehlen; für riskant hielte ich sie nicht. Daß sie möglich ist, daß sie besonders mit Verwaltungbeihilfe des körperschaftlichen Realkredites leicht ausführbar wäre, daran wird kaum zu zweifeln sein. Je mehr in den Güterhandel regulirend eingegriffen werden könnte, desto weniger würden die Güterpreise in stärkerem Maaße unter den Kapitalswerth des jeweiligen Bodenreinertrages sinken können. Wie die Beschränkung des Freikredits der Ueberzahlung, so würde die Uebernahme preisgedrückter Güter der Verschleuderung entgegenwirken, die Güterpreise würden eine größere Stetigkeit nach unten wie nach oben erlangen, was äußerst wünschenswerth wäre. Doch sei dies Alles nur angedeutet gegenüber etwaigen weitergehenden Anforderungen an ein vollständiges Programm praktischer Agrarpolitik.

Die bauernschaftliche Kreditverfassung ließe scheinbar weitere agrarpolitische Lücken offen. Sie bringt keine Anstalten zur Versicherung gegen allerlei Wirthschaft- und Familienunglück, sie geht ferner dem Wucher nicht unmittelbar zu Leib, und sie hilft drittens nicht auch dem nichtbäuerlichen größeren Grundbesitzer. Bei näherer Betrachtung füllen sich jedoch auch diese Lücken sofort und von selbst.

Zuerst, was die Versicherung betrifft. Die ganze hier vertretene Kreditorganisation körperschaftlich-genossenschaftlicher Art würde sich als eine allumfassende Selbstversicherung gegen Schaden jeder Art erweisen und bewähren. Nicht nur vom Viehschaden, Hagelschaden und Mobiliarbrandschaden könnten sich die Betroffenen mit dem ihnen hypothekarisch und nachhypothekarisch auf angemessene Tilgung gewährten Kredit allgemein erholen. Auch gegen den Verkauf von Vieh zu Schleuderpreisen und gegen dessen Wiederankauf zu Seltenheitpreisen wäre die Sicherheit gegeben, da bei Futtermangel, wenn auch zu etwas höheren Preisen, das Futter rechtzeitig angekauft und das Vieh durch die Zeit der Futternoth ohne Verkauf größtentheils würde durchgebracht werden können; der körperschaftlich-genossenschaftliche Kredit würde hierzu ausreichen und genossenschaftlich könnten die Anschaffungen zu Großhandelspreisen gemacht werden.

Allein nicht blos Futtermißwachs, sondern auch der Mißwachs jeder Art an Körnern, Obst, Wein, Tabak, Hopfen fände in der körperschaftlich-genossenschaftlichen Kreditorganisation die umfassende Selbstversicherung; mittelst seines Betriebskredites würde jeder Oekonom unter raschen Tilgungen die fetten und die mageren Jahre selbst ineinander ausgleichen. Die Wein- und andere Handelspflanzengelände wären den hauptsächlichen Mühlstein, welcher beim Hauptschaden, dem Mißwachs, die Besitzer in die Tiefe zieht und in böse Schulden verwickelt, nämlich die Besitzüberzahlung, vorweg los geworden.

Die Selbstversicherung auf dem angegebenen Wege wäre offenbar die einfachste und am Weitesten reichende Sicherstellung gegen bäuerliches Betriebsunglück und nur sie kann der allgemeinsten und häufigsten bäuerlichen Noth, der Noth durch Mißwachs jeder Art, begegnen. Besondere Mißwachsversicherunganstalten sind kaum denkbar, jedenfalls nirgends versucht. Dennoch kann die körperschaftlich-genossenschaftliche Kreditorganisation auch der Anstaltversicherung, den Viehschaden-, Brandschaden-, Hagelschaden- und dergleichen Kassen nur Vorschub leisten. Denn durch die standesgemeinschaftliche Kreditorganisation würde es allen Oekonomen leichter gemacht werden, an freiwilliger oder zwangsverbindlicher Unglücksversicherung theilzunehmen und weiter auch die Prämien für jede Art von Personalversicherung, für Lebensversicherung, Rentenversicherung, Ausstattungversicherung aufzubringen. Das ganze anstaltliche Versicherungwesen würde also durch eine solche Kreditorganisation den breitesten Stützpunkt erhalten.

Nicht blos die Versicherung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, auch sonstige Sicherstellung bedeutendster Art würde gewonnen sein.

Eine weitere gewaltige Sicherstellung, an welche kein anstaltliches Versicherungwesen herantreten kann, und zu welcher bisher keine noch so wohlwollende Prozeßgesetzgebung hat gelangen können, würde sich bezüglich der Gefahr der Zwangsenteignungen ergeben. Zu den ganz sicheren Wirkungen der bauerschaftlichen Kreditorganisation würde die stärkste Verminderung und eine große Milderung der Zwangsenteignungen gehören. Zwar würde nicht alle Zwangsenteignung gegen den bäuerlichen Grundbesitz verschwinden; denn einzelne Landwirthe, die den von Körperschaft und Genossenschaft gewährten Kredit unwirthschaftlich verwenden, die faul und ungeschickt wirthschaften und daher den Verbindlichkeiten gegen Körperschaft und Genossenschaft nicht nachkommen können, würde es immer geben. Allein die Zahlungunfähigkeit in Folge jener persönlichen Verbrauchs- und anderer Leichtsinns Schulden, mit denen der Wucher jetzt umfassend operirt, wäre zu Lebzeiten des Schuldners ausgeschlossen. Die große Masse aller unmittelbar oder mittelbar aus Besitzüberzahlung entstehenden Ueber-

schuldungen würde weggefallen sein. Die an die Wohlthaten des körperschaftlich-genossenschaftlichen Kreditanspruches geknüpfte, allgemeine und nach dem Tempo der Kapitalrotation bemessene Tilgung sämmtlicher Kredite würde dem sorglosen Wirthschafter ganz allgemein einen starken Zügel anlegen. Es könnte also nicht fehlen, daß die Zahl der Zwangsenteignungen sich ganz gewaltig vermindern würde. Zur Minderung käme aber auch die Milderung in der Zwangsenteignung.

Nur noch Körperschaft und Genossenschaft könnten die Zwangsenteignung herbeiführen; sie wären in der Lage, solchen Schuldnern, welche es verdienen, die fälligen Verbindlichkeiten zu stunden. Den Körperschaften und Genossenschaften wäre jeder Antrieb zur gewinnsüchtigen Herbeiführung von Zwangsenteignungen fremd.

Wäre dann aber, und damit berühre ich eine weitere scheinbare Lücke, der Wucher bekämpft? Eine unmittelbare Verfolgung des Wuchers läge allerdings in der vorgeschlagenen Organisation nicht. Dagegen wäre dem Wucher mächtig vorgebeugt und das Wuchertreiben erkennbarer gemacht. Die Bekämpfung des Wuchers durch die Gerichte würde größtentheils gegenstandslos werden, weil den Wucherern die Pfiffe und Schliche mittelbar fast ganz gelegt wären, und weil der Rest fortbetriebenen Wuchers weit weniger sich verschleiern könnte. Ohne weitschweifige Wuchergesetzgebung kämen die gerechten Beschwerden, welche jetzt den bekannten Agrar-Antisemitismus erzeugen, von selbst in Wegfall. Was ist nicht Alles zur Wuchergesetzgebung vorgeschlagen? Das Verbot der Viehleihe, die Abschaffung der Wechselfähigkeit der Bauern, die Entschädigung des Bewucherten durch den Wucherer, das allgemeine Verbot des sog. Weinkaufes beim Güterhandel (Reuefrist für den betrunken gemachten bäuerlichen Käufer und Verkäufer), das Dazwischentreten öffentlicher Beamten bei allen Geschäften, welche erfahrungmäßig zum Wuchern benutzt werden, sowie schriftliche Niederlegung der betreffenden Verträge, Verfolgung der Güterschlächterei u. s. w. Nun, alle diese Maßregeln unmittelbarer Wucherbekämpfung würden nach Durchführung der körperschaftlich-genossenschaftlichen Kreditorganisation so gut wie überflüssig und gegenstandslos werden, und jene Vorschläge des Antisemitismus würden von selbst hinfällig geworden sein.

Eine letzte Lücke scheint mein Vorschlag dadurch übrig zu lassen, daß er nur den bäuerlichen Grundbesitz zur standesgemeinschaftlichen Selbsthilfe heranzieht, nicht auch den übrigen größeren Grundbesitz. Diese Lücke erscheint auf den ersten Blick um so bedenklicher, als wenigstens nach den Hypothekenbüchern der größere Grundbesitz stärker verschuldet erscheint als der mittlere, und der mittlere stärker als der kleinbürgerliche Grundbesitz. Gewißheit über den verschiedenen Verschuldungsgrad des großen, mittleren

und kleinen Grundbesitzes besitzt man nun freilich immer noch nicht; wenn die Realverschuldung des Kleinbesitzes eine geringere ist, wird seine Personalverschuldung wohl eine erheblich größere sein. Allein wie dem auch sein möge, so wird die bauernschaftliche Kreditorganisation dennoch selbständig auszugestalten sein; schon die genossenschaftliche Kontrole des gebundenen Kredits würde dem Großgrundbesitz gegenüber erhebliche Schwierigkeit darbieten. Man wird auf die Beitrittspflicht der Großgrundbesitzer Verzicht leisten müssen. Den freien Beitritt zu den bauernschaftlichen Krediteinrichtungen kann man ihnen jedoch gestatten, allerdings unter der Bedingung, daß der Wiederaustritt nur nach erfolgter Tilgung aller bei den bäuerlichen Kreditkassen genommenen Kredite erfolgen dürfe.

Schließlich bleibt nur noch eine große praktische Grundfrage der zu schaffenden körperschaftlichen Realkreditorganisation zur Erledigung übrig: die Möglichkeit des schonenden Ueberganges in den neuen Kreditrechtszustand.

Schonung gegen das ordentliche Leihkapital ist nun glücklicherweise gar nicht erforderlich; denn die Privaten, die Stiftungfonds, die Kapitalansammlungen der Versicherunganstalten, die Sparkassen u. s. w. würden in den Körperschaftpfandbriefen mindestens vollständigen Ersatz der jetzigen Ausleihungen finden. Die Hypothekenbanken behielten das Feld der Beleihung des städtischen Grundbesitzes und des ländlichen Großgrundbesitzes nach wie vor zur Besetzung frei. Es müßte also keineswegs eine allgemeine Auflösung der jetzigen Realkreditinstitute erfolgen. Soweit aber die Liquidation nothwendig werden würde — dies wäre wohl mehr für mittlere und kleinere Realkreditinstitute der Fall —, wäre ja zur Unterbringung des Personals in gesicherter Stellung bei den neuen körperschaftlich-genossenschaftlichen Verwaltungen Raum genug vorhanden; das geschulte Personal würde für diese Verwaltungen sogar äußerst willkommen sein. Das Kapital der liquidirenden Kassen und der sonstigen nicht wuchernden Privatgläubiger wäre nicht nur nicht gefährdet, sondern mehr gesichert, sofern die beliehenen Güter, welche achtzig Prozent des Ertragswerthanschlages bei der Liquidation nicht erlösen, zeitweilig zu diesem Werthe in öffentliches Eigenthum übernommen werden würden; nur wenige Unterpfandgläubiger werden in erster und zweiter Hypothek so viel gegeben haben. Verlieren würden sie mindestens nicht mehr, als sie auch unter dem jetzigen Kreditrecht zu verlieren jederzeit bedroht sind. Ein künstlicher Druck auf die Güterpreise würde von der Einführung der Institution wegen der sofort zu erörternden Schonung der aus dem alten Recht überschuldeten Grundbesitzer nicht ausgehen.

In der That würde die Schonung der Landwirthe, die unter dem

jetzigen Kreditrecht sich überschuldet haben, eine große Behutsamkeit des Ueberganges erfordern. Würde man nämlich den ganzen bäuerlichen Grundbesitz plötzlich und auf einmal unter das neue Recht stellen, so würden alle jetzt überschuldeten Grundbesitzer bei der Liquidation Bankerott machen; ihr jetzt schon latenter Bankerottzustand würde plötzlich gerichtsfällig werden. Und zwar in verschärfter Weise; denn bei der großen Zahl überschuldeter Existenzen, deren Güter auf einmal unter den Hammer kämen, würde ein Druck auf die Güterpreise für längere Zeit stattfinden, und bedeutender Verlust an dem gutgläubig der Kreditgebung zu Grunde gelegt gewesenen vollen Ertragswerthanschlage würde sich ergeben. Für diese Güterentwerthung müßte der Staat aufkommen, wenn die Gesetzgebung den Uebergang überhasten würde, was dann aber zur Folge hätte, daß der Wucher- und der Leichtsinnskredit mit abzulösen wären. Man muß daher einen Weg des Ueberganges aufsuchen, welcher einen zeitweisen allgemeinen Druck auf die Güterpreise nicht bewirken kann. Ein solcher Weg ist unschwer zu finden.

Der Uebergang fände so sicher wie schonend statt, wenn zwei Uebergangsbestimmungen getroffen werden würden. Die eine Bestimmung hätte dahin zu gehen, daß Güter und Gutstheile, welche bisher nicht über den Freikredit, d. h. etwa über 40 pCt. des Ertragwerthanschlages hinaus, verschuldet sind, dem neuen Kreditrecht sofort unterstehen. Durch die andere Bestimmung wäre die Verfügung zu treffen, daß erst aus Anlaß des Besitzwechsels unter Lebenden und von Todeswegen die Güter und Gutstheile unter das neue Kreditrecht durch Liquidation zu stehen kommen. Die allgemeine Einführung der neuen Realkreditorganisation würde hiernach gleichmäßig fortschreitend binnen einer Generation, ohne jegliche Gefahr einer allgemeinen Erschütterung der Güterpreise, sich vollziehen.

Die weitere Frage wäre jedoch die, ob der Bauernstand von den Grundursachen seiner Einzeln- und Massenleiden nicht rascher befreit werden kann. Daß er davon so rasch wie möglich befreit werden soll, damit er gesunde und damit alles zum Haß Berechtigte wie selbst Gehässige, was in agrarischer und antisemitischer Agitation die Gegenwart bewegt und erregt, aus unserem politischen und wirthschaftlichen Nationalleben verschwinde, darüber kann ein Zweifel nicht wohl bestehen.

Ueber die Maßregeln eines beschleunigten Ueberganges läßt sich nun freilich erst dann etwas Bestimmtes und Positives sagen, wenn man den Grad, die Art und den Umfang der heutigen Verschuldung auf dem Lande genau kennt. Bis jetzt ist hierüber, wie schon bemerkt, Genaues nicht bekannt und nur mit allem Vorbehalt läßt sich daher über die fraglichen Maßregeln reden. Nehme man vor Allem die Statistik der Realkredit-Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes nach Prozenten des Ertragwerthanschlages, auf,

damit auf sicheren Grundlagen die Entscheidung getroffen werden kann. Diese Maßnahmen an sich liegen dann nahe. Es handelt sich wahrscheinlich um eine neue Ablösungsgesetzgebung. Nachdem die Statistik der Realkreditverschuldung aufgenommen wäre, würde sich überblicken lassen, welche Garantieopfer es den Staat kosten würde, um auch den über den Freikredit hinaus bereits verschuldeten Grundbesitz der Wohlthaten des neuen Kreditrechts, sei es fakultativ, sei es obligatorisch, alsbald theilhaftig zu machen. Man braucht dann nur auch jenen Grundbesitz, der bis an die Grenze des künftigen ordentlichen Realkredits, d. h. bis zu etwa 80 pCt. des Ertragwerthanschlages, jetzt schon verschuldet ist, dadurch unter das neue Kreditrecht zu stellen, daß man unter Garantie des Staates ihm nachhypothekarischen Kredit bei der Körperschaft mit der Bedingung der allmählichen Tilgung des Gesammtkredits eröffnen würde. Das Opfer wäre vielleicht nicht zu groß. Jene außerordentlichen Aufwendungen, welche der Staat in der Ablösungsgesetzgebung von 1848 für die Befreiung des Bauernstandes von der alten Unfreiheit gebracht hat, sind wohl weit bedeutender gewesen, als aller Wahrscheinlichkeit nach die Opfer sein würden, die jetzt nöthig wären, um die Ueberschuldung aufzuheben.

Es fragt sich nun noch, wie die hier vertretenen Vorschläge zu den übrigen agrarpolitischen Forderungen der deutschen Gegenwart sich stellen. Diese Forderungen gehen hauptsächlich: auf die Schaffung von Rentengütern im Osten, auf fakultatives, und wie in Deutsch-Oesterreich, auf obligatorisches Anerbenrecht, auf die Errichtung von Heimstätten, auf die Entwickelung der landwirthschaftlichen Versicherung, auf die Seuchengesetzgebung, endlich auf Wiederherstellung des zolltarifarischen und eisenbahntarifarischen Agrarhochschutzes, wie er im Zeitraum der Jahre 1879 bis 1891 entwickelt und geübt worden ist. Nun hat sich mit Ausnahme des Agrarhochschutzes bereits ergeben, daß die hier vertretene agrarpolitische Grundmaßregel mit allen gedachten Forderungen grundsätzlich auf einem und dem selben Boden steht und daß sie deshalb die gedachten Maßregeln theils verstärkt, theils überflüssig macht, ohne doch irgendwie zu bevorzugendem altem Erb- und Agrarrecht zurückzukehren und ohne die Freiheit des Güterverkehrs oder die Freitheilbarkeit zu beeinträchtigen. Mit dem Anerbenrecht, mit der Rentengüterbildung, mit der Schaffung von Heimstätten hat sie den Grundzweck gemein, der Ueberzahlung und unproduktiven Verschuldung der Eigenthums- und der Pachtbauern vorzubeugen. Nur erreicht die fragliche Maßregel allgemein und dennoch ohne Zwang diesen Zweck auch vollständig. Sie fügt eine reiche Entfaltung des gebundenen Kredits neben dem freien Kredit, sowie die ununterbrochene allgemeine

Schuldentilgung hinzu. Hätte man schon die körperschaftlich-genossenschaftliche Kreditorganisation, so könnte man das fakultative und obligatorische Anerbenrecht, dessen Schattenseiten ich bereits angedeutet habe und dessen Unanwendbarkeit für ganz Süd- und Mitteldeutschland wohl außer Frage steht, im Nothfall auch ganz entbehren. Welche gewaltige Förderung und Ausdehnung für die Selbstversicherung im allerweitesten Umfang sowie für Anstaltversicherung erreicht werden könnte, welche Vereinfachung für die Wuchergesetzgebung und für die Wucherjustiz sich ergeben würde, welche Minderung und Milderung des heutigen Zwangsenteignungwesens eintreten müßte, das ist des Näheren bereits nachgewiesen. Aber auch die tiefe Spaltung welche durch den Agrarhochschutz in unser nationales Leben gekommen ist, läßt sich auf diesem Wege, und ich glaube, nur auf diesem Wege, in Versöhnung und Frieden auflösen, zum Frommen nicht weniger der Landwirthschaft als der Industrie und des Brot essenden nichtlandwirthschaftlichen Publikums.

Ich lasse hier die Aufhebung des Identitätnachweises für die Wiederausfuhr des Getreides, sowie die Staffeltarife der Eisenbahnen bei Seite. Beide Einrichtungen bilden den Zankapfel zwischen unseren eigenen Landwirthen im Osten und jenen im Westen; die west- und südwestdeutsche Landwirthschaft könnte diese Maßregeln meines Erachtens ertragen, sobald sie sonst in günstigerer Lage sich befände, und den Seestädten des Nordostens möchte ich beide Vortheile gönnen. Allein der Zollhochschutz gegen die russische und gegen die überseeische Konkurrenz ist es, was zum Agrarhochschutz gedrängt hat und zum Festhalten daran antreibt. Und in dem Zustande der Ueberschuldung, in welchem die deutsche Landwirthschaft den Ueberfall durch amerikanisches, russisches und indisches Getreide erlitten hat, ist dieser Drang zum Agrarhochschutz begreiflich. Angesichts der verstärkten Verschuldung, die seitdem eingetreten ist, darf an die weitere Herabsetzung der Agrarzölle nicht so bald gedacht werden. Eine dauernde Hilfe kann aber der Zollhochschutz demjenigen Theil der Landwirthe, welcher seiner bedarf, dennoch nicht bringen; bei der fortdauernden Pacht-, Erb- und Kaufüberzahlung der Güter steigern sich die Schulden vielmehr noch weiter um den Kapitalwerth jenes Reinertrages, welchen die durch den Zollschutz gesteigerten Inlandspreise bewirken. Schutz kann doch nur darin gefunden werden, daß der Grundbesitz die nöthigen freien Kreditreserven sich verschaffe und wieder verschaffe, die es ihm dann gestatten, theils durch intensiveren, kapitalreicheren Betrieb den alten Stand der Rente mindestens zu behaupten, theils bei unveränderten und unveränderbaren Betrieben verharrend, das Sinken der Landrente ertragen und die Güterpreise sofort den neuen Konjunkturen anpassen zu können. Diese positive und negative Anpassungfähigkeit muß die Landwirthschaft erlangen, um die dem Recht auf Einheimsung der guten

Konjunktur gegenüberstehende Pflicht alles produktiven Besitzes, auch die nachtheilige Konjunktur auf sich zu nehmen und die Nation davon zu entlasten, wirklich erfüllen zu können.

Das ist die widerstandsfähige Ausrüstung, die auch ohne hohen Schutzzoll den Wechselfällen der Weltmarktkonjunkturen immerfort gewachsen bleibt und keine Blöße läßt! Diese Rüstung kann nur durch unaufhörliche Wiederherstellung freier Vermögens- und Kreditreserven erlangt und bewahrt werden. Die Grundmaßregel hierfür aber ist und bleibt eine vollständige, allgemeine körperschaftlich-genossenschaftliche Organisation des Kredites, eine Organisation, welche den Besitzerwerbungskredit einschränkt, die übrigen Kredite in der Verwendung bindet, allen Kredit aber nach Maßgabe des Wiederhereinkommens jeder Verausgabungweise angelegentlich tilgt. In dieser Rüstung vermag der Grundbesitz selbst ohne jeglichen Schutzzoll ungünstige Konjunkturen zu ertragen und die beharrliche Anpassung der Güterpreise an die abnehmende wie an die steigende Landrente durchzuführen. Daher wäre nach meinem Dafürhalten gerade die allgemeine körperschaftlich-genossenschaftliche Kreditorganisation geeignet, die handelspolitisch jetzt so sehr gespaltene Nation in der Zeit bis zum Ablauf der neuesten Handelsverträge wieder einig werden zu lassen.

Damit bin ich an dem Ziele angekommen, welches ich mir in Bezug auf Bauernnoth und Bauernrecht in dem Artikel „Futternoth, Bauernrecht und Staatshilfe" gesteckt habe. Das Hauptergebniß der angestellten Erwägungen wird dieses sein: die ewige Abhängigkeit der Landwirthschaft von der Gunst und Ungunst der Natur und von der Weltmarktkonjunktur, dem Futtermangel, dem Körnermißmachs, dem Hagel- und dem Viehschaden, der Auslandskonkurrenz kann kein Mensch aufheben. Aber die Noth aus solchem Schaden kann man durch kreditmäßige Ausgleichung zwischen den Erträgen der fetten und der mageren Jahre vollständig ausschließen. Man kann es erreichen, daß die körperschaftlich-genossenschaftliche Rüstung des Bauernstandes keine Oeffnung mehr hat, an welcher der Leih- und Handelswucher sich ansaugen könnte. Die Nothstandszeiten wären nun wirklich schon durch die Gutstandszeiten überwunden, die Ungunst der Natur wäre durch die Wirthschaftkunst des solidarisch verbundenen Bauernstandes wett gemacht. Es geschähe dies lediglich durch den endlichen Bruch mit dem ultraliberalen, den Bauer isolirenden, daher der Noth und der Nothausbeutung preisgebenden Laissez faire, laissez aller, durch den Bruch mit dem agrarrechtlichen — Manchesterthum.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Dem Fürſten Bismarck.

Zum zweiten September.

Die deutſche Heermacht lag vor Paris,
Und ſtrahlend erſtand das Deutſche Reich —
Wir waren Tertianer, und zwiſchen Depeſchen,
Die mit brauſendem Jubel uns täglich erfüllten,
Hörten wir halb nur, was der Lehrer uns vortrug,
Von Miltiades und Themiſtokles,
Wie ſie Athen vor den Perſern gerettet,
Wie unter ihnen die Stadt erblüht,
Und wie zum Dank ihr Loos die Verbannung —
Beſchämend klang und unglaublich die Kunde.

Vergangene Zeiten — doch in ewigem Kreislauf
Bewegt ſich die Welt und die Zukunft durchfurchend
Wirft ſie grinſende Schädel auf — —

In thätiger Stille, in ſchweigender Hoffnung
Walteteſt Du Deiner Gedanken.
Durch das dröhnende Redegebrauſe
Pfiff dann Dein Wort wie ſauſender Schwerthieb;
Und als zu wild die Wogen toſten,
Rief Dich ans Steuer der König, Dein Herr,
Und mit eiſerner Hand, unbeirrbar aufs Ziel
In verſchleierter Zukunft Dein Auge gerichtet,
Zwangſt Du das Schiff durch Klippen und Stürme
Köſtlich gefüllt in beruhigte Bahn.

Und als vollendet die Zeit Dir dünkte,
Schlugſt Du, geſammelte Kraft in der Fauſt,
Krachend die Pforten des Berges auf,
Und aus Moder und Schutt und Rabenunrath
Brachteſt Du ſchweigend die funkelnde Krone,
Das Szepter des Reiches demüthig dem Herrn.

Die Welt füllt Dein Name — Mit toſendem Jubel
Hallt er zurück von den fernſten Grenzen.
Doch unbekümmert biſt Du am Werk,
Sprengſt die Felſen und glätteſt die Wogen;
Neue Ziele tauchen empor,
Nur Deinem glühenden Blick aufdämmernd —
Und wieder führſt Du, ruhig und groß,
Durch ziſchende Wellen und ſchäumende Fluthen
In neue Gewäſſer das prangende Schiff —

Vergangene Zeiten — doch in ewigem Kreislauf
Bewegt ſich die Welt und die Zukunft durchfurchend
Wirft ſie grinſende Schädel auf — —

Nur an das Höchſte wagt ſich das Schickſal —
Wie es an den fernen Felſen im Meer
Den korſiſchen Löwen thatlos geſchmiedet,
So umbrauſt Dich nun einſam der Wald . . .
Doch das Schickſal erhebt — Und gigantiſchen Schatten
Durch der Jahrhunderte Dämmerung werfend,
Schreiteſt Du ragend über die Erde,
Ueberall, wo Altäre noch rauchen,
Germaniſchen Sehnens höchſte Erfüllung.

Hamburg. Theodor Suſe.

Kardinal Lavigerie in Afrika.

Bis zum Jahre 1888, wo er ganz Europa gegen den Sklavenhandel in Afrika aufrief, war Kardinal Lavigerie ein unbekannter Mann, so erfolgreich und bedeutend auch seine bis dahin in Afrika entfaltete Thätigkeit bereits gewesen war. Für alle Leser, deren Interesse über Daten und Zahlen hinaus reicht, will ich im Folgenden eine Skizze Lavigeries geben, die sich aber auf seine Thätigkeit in, oder besser für Afrika beschränken soll.

Lavigerie erkannte mit klarem Blick, bald nachdem er sein Amt in Algier angetreten hatte, daß die französische Verwaltung des Landes, insbesondere die Bureaux Arabes, wenig taugten. Als er mit dem damaligen Gouverneur Mac Mahon wegen ihrer Abschaffung in Unterhandlungen trat, zeigte es sich, daß dieser als Soldat so tüchtige Mann vollständig in den Händen der Civil-Beamten war. Ehe es der Kardinal verhindern konnte, erklärte der Gouverneur, dem Drängen der Beamten folgend, die kirchlich geleiteten Waisenhäuser für geschlossen, die zum Theil, wie auch Krankenhäuser, Hospitäler und andere Wohlthätigkeit-Anstalten, erst durch den von Lavigerie gestifteten Orden der „weißen Väter" und der „weißen Schwestern" ins Leben gerufen worden waren. Lavigerie ging nicht darauf ein, schrieb vielmehr an Mac Mahon einen Brief, in dem er den völligen Bruch mit dem bisherigen Verwaltung-System verlangte, nachdem er ausgeführt hatte, daß Dank diesem System Frankreich in Algier in politischer Hinsicht eben so viele Feinde habe wie im Augenblick der Eroberung, daß in ökonomischer Beziehung die Stämme der Araber seit fünf Monaten an einer Hungersnoth leiden, und daß sie, was die Moral betrifft, die französischen Laster sich angeeignet, aber keine der französischen Tugenden angenommen haben. Als dieser Schritt keinen Erfolg hatte, begab sich Lavigerie entschlossen zum Kaiser, trug diesem die Dinge vor und — fand Gehör. „Je pense, Sire, que le moment est venu de nous laisser, à nos risques et périls, commencer à exercer sur les Arabes, par la charité du moins, une influence civilisatrice et religieuse." Mit vollkommener Freiheit in kirchlichen Dingen ausgestattet, kehrte er nach Algier zurück.

Die Wirren des Krieges von 1870/71, während dessen ein Aufstand der Eingeborenen, der Araber, gedämpft werden mußte, hinderte ihn zunächst, seine Blicke weiter zu richten. Bald nach dem Friedensabschluß aber dehnte er sein Kolonisationwerk aus und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Kabylen, ein Berbervolk, das in den Gebirgen des Atlas ein armes, freies Leben führte. Ihnen war der Islam durch die Araber erst aufgelegt worden; Anklänge an das Christenthum fanden sich noch überall vor, so daß Lavigerie

ziemlich leichtes Spiel hatte, um das Bergvolk für sich zu gewinnen. Aber kaum hatte er seine ersten Fühler ausgestreckt, als 1876 die französische Deputirtenkammer ihm 209 000 Franken von dem Jahresbudget von 350 000 Franken strich; dem feindlichen Verhalten der Kammer schloß sich der Generalrath von Algier an, dem es anfing, neben einem Manne von der Bedeutung und Thatkraft Lavigeries unbehaglich zu werden. Er empfand so lebhaften Verdruß über diesen unerwarteten Widerstand, den er in seinen humanen und patriotischen Bestrebungen fand, daß er sich entschloß, sein Amt niederzulegen. Aber Pius der Neunte nahm die Abdankung nicht an, und so mußte Lavigerie von Neuem ans Werk gehen.

Mit Freuden verfolgte der Erzbischof den Verlauf der bald darauf in Brüssel zusammentretenden internationalen afrikanischen Konferenz. Er kam auf den Gedanken, daß es von Süden her möglich sein müsse, Afrika für die Kultur zu gewinnen und schickte sogleich, um die Ausführbarkeit zu prüfen, einige Missionare, „weiße Väter", nach dem Tanganyika- und dem Nyanzasee. Diese fanden hier und dort ein blühendes Land vor, das einer gewissen Civilisation nicht entbehrte: so am Nyanzasee das geordnete Königreich Uganda, das freilich unter den Einfällen benachbarter Stämme litt. Schon damals, 1879, wies Lavigerie auf den niederträchtigen Sklavenhandel hin, da er zu den Missionaren bei ihrem Abschied sagte: „On lui a fermé les mers et le chemin du Nouveau-Monde: il s'est multiplié sur les voies de l'intérieur, et il est devenu plus cruel .... Ne vous étonnez donc pas qu'évêque, chargé par le Saint-Siège d'évangéliser une partie des contrées immenses, où cet esclavage règne encore en maître, je le dénonce, en face des saints autels, avec la liberté de mon ministère, et que, au nom de la justice, au nom de l'humanité, au nom de ma foi, au nom de mon Dieu, je lui voue une guerre sans merci, et je le déclare anathème." In dem Kriege, der bald darauf mit Tunis ausbrach und der damit endete, daß Frankreich die Oberhoheit übernahm, leistete der Erzbischof die besten Dienste. Sein Ansehen in Nordafrika war derart, daß sein Einzug in die Hauptstadt des erobrten Landes einem Triumphe glich. Als er von hier sich nach Paris begab, um aus den Händen des Präsidenten der Republik das Kardinals-Barett zu empfangen, bemerkte er die kirchenfeindliche Stimmung der französischen Regirung. Der neue Kardinal wies in seiner Ansprache an den Präsidenten darauf hin, daß allein dem Wirken der katholischen Kirche Frankreich seinen Einfluß in Afrika verdanke, daß der französische Missionar von Liebe zu seinem Vaterlande beseelt sei, daß „sterbend er es noch segnet und die unauslöschliche Hoffnung nährt, daß die Franzosen trotz Allem die große Nation bleiben werden, d. h. das Volk, das Gott erwählt hat, auf daß in der

Welt die großen Güter der Menschlichkeit, der Wahrheit, der Gerechtigkeit siegen". Vergebens. Die Beschlüsse, wonach in dem ganzen französischen Gebiete die Orden und Klöster aufgehoben werden sollten, wurden gefaßt; ihre Giltigkeit erstreckte sich auch auf Algier. Lavigerie fügte sich ihnen nicht: er wies nach, daß vom gesetzlichen, vom politischen und vom Standpunkte des internationalen Einflusses Frankreichs aus betrachtet, die religiösen Kongregationen nicht verbannt werden dürften, und — er drang durch. In den rund 20 Jahren, die Lavigerie nun schon auf afrikanischem Boden wirkte, hatte er bedeutende Erfolge aufzuweisen, trotz aller Hemmnisse, die ihm die Pariser Regirung bereitete. Sein Kolonisationsystem war das alte, bewährte: die Uebung der leiblichen Werke der Barmherzigkeit, die liebevolle Hingabe für ihre äußeren Bedürfnisse soll die Scheu, welche die Eingeborenen vielfach vor den Europäern haben, überwinden, soll sie die Weißen lieben lehren und sie für das Christenthum zugänglich und empfänglich machen. Die Geschichte der Kolonisation hat bisher auch immer gezeigt, daß man mit diesem System am Weitesten kommt. In Algier und Tunis waren unter des Kardinals Augen allmählich 18 Anstalten: Waisen-, Krankenhäuser und Schulen entstanden, in Central-Afrika 11: um die Seeen, an des Kongo Quellen und in Uniamiembe. Die Erhaltung all dieser Anstalten, zu der noch die Sorge für die Kathedralen und Kirchen kam, lag ihm ob. Die französischen Machthaber in ihrem blinden Wüthen gegen Alles, was mit der Religion und Kirche zusammenhängt, versagten ihm die Mittel, die bisher für Missionzwecke in Algier gewährt wurden. Der Schlag traf den Kardinal furchtbar, aber er wankte diesmal nicht von seinem Posten, sondern ging entschlossen nach Frankreich, um, von Stadt zu Stadt ziehend, Gaben für seine Werke zu heischen. Die durch sein Auftreten, Dank seiner Beredsamkeit, entstehende Bewegung war so groß, daß das Ministerium selbst sich ihr nicht entziehen konnte; es stellte den Antrag, 100 000 Fr. für den Erzbischof zu bewilligen, und drückte ihn durch. Als dann im folgenden Jahr die Budgetkommission die 100 000 Fr. wieder absetzte, verzichtete Lavigerie auf jede fernere Unterstützung vom französischen Staat. So hatten die französischen Bamberger, die, ohne Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, lediglich als Vertreter ihrer beschwatzten Wähler auf die Geschicke des Landes maßgebenden Einfluß üben, ihr Ziel erreicht, nämlich den Kardinal aller Mittel beraubt und ihn, wie sie vielleicht hofften, vernichtet. Darin liegt ja die Schwäche der konstitutionellen Regirungform, daß sie die Möglichkeit bietet, den politischen Dilettantismus und die politische Unfähigkeit zu entscheidenden Instanzen zu machen. Lavigerie aber ließ sich nicht entmuthigen: er ergriff wieder den Reisestecken und zog wieder mit dem Klingelbeutel durch das

Land. In Paris, Lyon, Bayonne und anderen Städten predigte er, und überall fand er warme Herzen und offene Hände.

Unterdessen waren die eine Zeit lang im Aufblühen begriffenen Missionen Erschütterungen ausgesetzt, die, wenn sie sich wiederholten, den Fortbestand des ganzen Werkes in Frage stellten. Die Gefahren drohten nicht so sehr von den Eingeborenen wie von den Arabern, den Sklavenhändlern, die in den christlichen Missionen ihre Feinde erblickten und daher eifrig auf ihren Schaden bedacht waren. Schlau, wie dieser semitische Stamm ist, suchte er sein Ziel besonders dadurch zu erreichen, daß er den Negerfürsten Mißtrauen gegen die Absichten der weißen Väter einflößte. Lavigerie wurde von den innerafrikanischen Vorgängen genau unterrichtet, namentlich mußte er aus den Missionberichten entnehmen, daß ein ersprießlicher Erfolg nicht zu erwarten sei, so lange man den mehr und mehr anwachsenden Sklavenhandel nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet habe. Raffte er doch jährlich Hunderttausende weg, die den Anstrengungen des Zuges durch die Wüste nicht gewachsen waren, führte er doch andere Hunderttausende einem Schicksal entgegen, das voll körperlichen Elends war und den geistigen Tod bedeutete. Ueberdies verwilderte das Land bei der Abnahme der Bevölkerung zusehends. Stanley erzählt von einer Gegend, die in 18 Flecken und vielen Dörfern eine Million Menschen bewohnte. Als er in die selbe Landschaft zurückkehrte, fand er nichts mehr vor: weder Städte noch Dörfer noch Menschen. In der Seele des Kardinals reifte der Plan, dem Sklavenhandel den Garaus zu machen, mit Feuer und Schwert gegen ihn zu Felde zu ziehen. Als er bei Gelegenheit seines Bischofsjubiläums 1888 in Rom weilte, wußte er den Papst Leo für seinen Plan zu gewinnen und so zog er denn durch ganz Europa, um als ein neuer Peter von Amiens einen neuen Kreuzzug zu predigen. In Paris begann er die Predigt. Von der Kanzel von St. Sulpice wandte er sich an die französische Christenheit. „Autrefois", sagte der Kardinal, „quand les chrétiens étaient exposés à la servitude en Orient, des croisades, des ordres militaires se sont formés, pour les défendre. En ce moment, un corps de six cents hommes armés, placé sous le commandement d'un ancien capitaine des zouaves pontificaux, le capitaine Joubert, opère déjà contre les commerçants de chair humaine. Que cette nouvelle croisade englobe les jeunes gens doués d'un coeur généreux! Je me ferai l'apôtre de cette croisade. Il n'y a pas seulement des âmes à sauver: il ne faut pas que ce grand continent africain devienne un désert; il faut le conquérir." Von Paris begab sich Lavigerie nach London, wo er den Gedanken, mit Gewalt gegen die Araber vorzugehen, weiter entwickelte und ein gemeinsames Vorgehen aller europäischen Staaten vorschlug. Der Erfolg war der, daß

eine große Anti-Slavery Society gegründet wurde. In Brüssel machte der Kardinal gleichfalls bedeutenden Eindruck: 500 Freiwillige stellten sich dem Apostel Afrikas zur Verfügung, um die Neger am oberen Kongo zu vertheidigen. Er wollte eben nach Deutschland gehen, als er erkrankte. So richtete er an den gerade in Freiburg tagenden Katholikentag ein Schreiben, in dem er es als eine Ehrensache der Deutschen hinstellte, daß sie das Werk der afrikanischen Forscher, unter denen ein Rohlfs, ein Schweinfurt, ein Vogel, ein Lenz, ein Nachtigal hervorrage, in Schutz nähmen und den Zuständen im Innern Afrikas ein Ende bereiteten. In Deutschland wurde der Afrika-Verein gegründet; die Schweiz, Spanien, Portugal standen in der Begründung von Antisklaverei-Gesellschaften nicht nach. Auf der Rückreise sprach der Kardinal in Mailand zu den Italienern in einer glänzenden Predigt. Dann schiffte er sich von Marseille aus nach Algier ein. Was der Kardinal beabsichtigte, hat er erreicht: es sind in den wichtigsten europäischen Kulturstaaten weitverbreitete große Vereinigungen gebildet, welche die zur Durchführung des Kampfes gegen die Negerhändler erforderlichen Mittel auftreiben. Der Vergleich des modernen Kreuzzugs mit der Bewegung des Mittelalters gegen die Ungläubigen zeigt recht klar den Unterschied in den Zeitaltern. Damals, in dem feudalen Staate, wo die persönliche Tapferkeit Alles galt, mußte Jeder, der sich an dem Werke betheiligen wollte, mit seiner ganzen Person eintreten; heute, in der kapitalistischen Epoche, ist das Geld das Mittel, mit dem man seinen Verpflichtungen nachkommt und ohne dessen Hilfe selbst die Lösung der edelsten Aufgaben nicht denkbar ist. Wie mag es mit ihrer Lösung werden, wenn wir uns einmal in die sozialistische Gesellschaft hinein mausern sollten? Ob sich dann dafür überhaupt noch eine Möglichkeit bieten wird?

Seinen höchsten Triumph feierte Lavigerie, als die betheiligten europäischen Mächte auf einer Konferenz zu Brüssel alle die Maßregeln, um die er gebeten hatte, damit die Sklaverei mit größerem Nachdruck bekämpft werden könne, annahmen. Diese Konferenz angebahnt zu haben, ist ein Verdienst Bismarcks, der auf die Mittheilung der Beschlüsse, welche die erste deutsche große Antisklaverei-Versammlung im Gürzenich zu Köln gefaßt hatte, ihrem Vorsitzenden im November 1888 erwiderte, daß „die Regirung schon länger bemüht ist, eine Verständigung der betheiligten Mächte zum Zweck der Ergreifung wirksamer Maßregeln gegen den Negerhandel vorzubereiten.“ Als so des Kardinals Werk die Billigung der Staaten und der Völker gefunden hatte, berief er 1890 die Vertreter der Antisklaverei-Gesellschaften aller Länder zu einem Kongreß nach Paris. Der Kongreß drückte rückhaltlos den Beschlüssen der Brüsseler Konferenz seine Anerkennung aus. Diese Kongresse sollen von Zeit zu

Zeit wiederholt werden; sie haben den Vortheil, daß das Interesse für die Sache der Unterdrückung des Sklavenhandels wach gehalten und eine Verständigung über die zu treffenden Maßnahmen, namentlich auch über die Verwendung der von den Gesellschaften der einzelnen Länder gesammelten Gelder, erleichtert wird.

Die Anstrengungen waren zu groß gewesen, denen der Kardinal sich in den letzten Jahren unterzogen hatte. Seine Gesundheit war erschüttert; er sagt selber in einem Briefe, daß er den Kreuzzug mit seiner Gesundheit bezahlt hätte. Nun ist er tot; gewiß zu früh, wenn man die Thatkraft erwägt, die er sich bis zuletzt bewahrt hat, aber doch nicht vorzeitig, denn das Werk, zu dem er den Grund gelegt, wird zu Ende geführt werden. Es wird sicher nicht dahin kommen, daß das Innere Afrikas jemals den Arabern wieder überlassen wird: die Mächte, die dort Fuß gefaßt haben, werden mit Hilfe der werbenden Kraft der vom Christenthum gepredigten Liebe die Aufgabe, die sie sich gestellt haben, einen der größten Erdtheile der Kultur zu erschließen, durchzuführen wissen. Der Kardinal ist in dem Jahre gestorben, da man die 400jährige Gedenkfeier der Entdeckung Amerikas beging; die Welt ehrte dadurch einen der bedeutensten Kolonisatoren, Christoph Kolumbus. Wer weiß, ob man im Jahre 2292 nicht zugleich mit diesem Lavigerie feiert. Heute, wo uns erst wenige Monate von seinem Heimgang trennen, ist es schwer, schon ein abschließendes Urtheil über den Kardinal und seine weltgeschichtliche Bedeutung zu fällen. Von der Parteien Haß und Gunst getragen, schwankt, zumal in Frankreich, noch sein Charakterbild, weil es eben noch der unmittelbaren Gegenwart angehört und noch nicht der Geschichte mit ihrem weniger getrübten und für das scharfe Sehen besser geübten Blicke. Aber das Zugeständniß wird man ihm nicht versagen können, daß er ein Mann war, der aus edler christlicher Gesinnung, aus reiner Liebe zu den bedrängten afrikanischen Brüdern handelte und daß er, was von ihm als nützlich und nothwendig erkannt war, mit Entschlossenheit, ja mit rücksichtloser Thatkraft durchzuführen verstand. Möglich, daß eine spätere Zeit sich dem Urtheile des französischen Politikers Jules Simon anschließt, der von dem Erzbischof von Algier sagt: Mgr. Lavigerie était un des trois ou quatre hommes de notre génération, qui laisseront une trace impérissable. So viel aber ist doch schon heute klar, daß er, ein Priester der römischen Kirche, d. h. nach vieler Leute Meinung ein Mensch ohne Vaterlandsliebe, ein besserer Patriot war als manche verlumpten französischen Minister und Deputirten und daß er thurmhoch über Denen stand, die seinem Wirken die schwersten Hemmnisse bereitet haben, nun aber durch die Enthüllungen des Panama-Krachs an den wohlverdienten Pranger gestellt worden sind. Ein Katholik.

Von Rodbertus zu Bosse.

Erstens, Geliebte, ist es nicht so?
Oh, die Tugend ist nirgendwo!
Zweitens, das Laster dahergegen
Uebt man mit Freuden allerwegen.
Wie kommt das nur? So höre ich fragen.
Oh, Geliebte, ich will es euch sagen.
Das macht, drittens, die böse Zeit.
Man höret nicht auf die Geistlichkeit!

Gestützt auf die Autorität des großen Weltweisen Wilhelm Busch, wage ich kühnlich zu behaupten: so und nicht anders habe sich der unsterbliche Kandidat Hieronymus Jobs vernehmen lassen, dafern er vor seiner Schildburger Gemeinde die weltbewegende soziale Frage hätte „klar und angenehm" erörtern wollen. Einem etwaigen Einwande gegenüber, der von Seiten würdiger Pädagogen erhoben werden könnte: es sei „hoc genus scripturae leve et non satis dignum summorum virorum personis", beanspruche ich in diesen schwierigen Zeitläuften das Recht, gerade in vorliegendem Falle ausnahmweise meine Zuflucht nehmen zu dürfen zu den Werken eines lachenden Philosophen.

War da nämlich einst im „Reichsboten" (15. Juli 1892) ein Brief veröffentlicht, der hier auszugsweise folgt:

„Die Lösung der sozialen Frage kann in den Genossenschaften nicht erfolgen, vielmehr ergiebt jede historische Betrachtung unserer sozialen Entwickelung, daß man so tief greifende, gewaltige Aufgaben, wie die Versöhnung unserer sozialen Gegensätze, nicht mit allerlei menschlich und geschäftlich ausgeklügelten Mitteln und Mittelchen lösen kann; dazu gehören weltgeschichtliche und welterobernde Kräfte. Seit 1800 Jahren liegt es vor aller Welt Augen, daß jede, aber auch ausnahmlos jede wahrhafte, jede große und heilsame Vorwärtsbewegung nur von einer großen Kraft getrieben, getragen und mit Erfolg zum Abschluß gebracht ist: vom Christenthum. Die christliche Liebe allein ist die prinzipielle Lösung der sozialen Frage, und sie ist es gewesen, seitdem sie den Himmel verlassen und die arme Gestalt der durch Sünde zerbrochenen und geknechteten Menschheit angenommen hat, um die Armen und Elenden wunderbarlich zu retten und selig zu machen. O mein Freund, nennen Sie dieses Zurückgreifen auf den Lebensgrund — nicht der Partei, sondern der ganzen Welt und ihrer geschichtlichen Entwickelung — nennen Sie es nicht ein verlogenes Spiel mit frommen, aber inhaltlosen Redensarten, wie es die hocheinherfahrende, in Materialismus und modernem Heidenthum dahintaumelnde Welt unserer Gegner thut. Geben Sie es nur zu, daß die „soziale Frage" zu Christi Zeiten noch ganz andere und verzweifeltere Dimensionen zeigte, als dies heute der Fall ist. . . . . Das ist ja eben das Verkehrte unserer modernen Volksbeglücker und sozialen Wunderdoktoren, daß sie an die Stelle jenes Lebensgrundes eine im Verhältniß zu ihm so überaus winzige, wesentlich wirthschaftliche Gestaltung setzen wollen. Das ist ja die Grundlüge aller sozialen Quacksalber, daß sie ein für bestimmte Krankheitformen bei richtiger Anwendung gewiß sehr heilsames Mittel als die Universalmedizin und

das Lebenselixir gegen alle Krankheiten und gegen jeden Schaden anpreisen. Darin liegt die große Gefahr, durch Verblendung über die Nothwendigkeit des Zugreifens auf den einzig rechten Arzt das Uebel zu verschlimmern, statt es zu heilen. Ja, die Noth ist groß. Unendliche Gefahren drohen dem Arbeiterstande und durch ihn der gesammten Gesellschaft. Und nicht blos der vierte Stand allein ist es, hinter dem das große Zeichen der sozialen Frage steht. Aber mit dem Pflaster der blos äußerlichen, blos wirthschaftlichen Organisation ist dieser brennende Schaden nicht auszuheilen; er muß von innen heraus angegriffen werden: Christus und die christliche Erneuerung des sozialen Lebens. Die Aufgabe des Christenthums ist eine universale. Ohne diesen Faktor sind die brennenden Fragen der sozialen Noth nicht zu lösen . . . ."

Ganz Landpastor vulgaris — so lautete mein vorschnelles Urtheil; doch wehe mir! Wer ermißt meine Bestürzung, als ich aus dem „Reichsboten" erkannte, daß der Autor dieser hervorragenden sozialpolitischen Leistung kein Geringerer war als — Seine Excellenz, der Herr Kultusminister Dr. Bosse!

So geschehen im Jahre des Heils 1892, nachdem ein anderer preußischer Kultusminister schon im Jahre 1848 — unangenehmen Angedenkens — Herr von Rodbertus, großgrundbesitzender Privat- und Nationalökonom, sich ganz anders zur Sache geäußert hatte.

Die Lehren und Bestrebungen dieses Mannes, der von den Sozialdemokraten als Utopist bezeichnet wird, sind in Laienkreisen wenig bekannt, und auch bei den Lesern der „Zukunft" dürfte es kaum Anstoß erregen, wenn ich nachfolgend zeige, welche Bedeutung dem Dr. Rodbertus von hervorragenden Sachverständigen beigemessen wird. Hören wir zunächst den Nationalökonomen, früheren österreichischen Staatsminister Dr. Schaeffle: „Einer der größten ökonomischen Denker des Jahrhunderts, ein Mann von staatsmännisch schöpferischer Phantasie." Hören wir ferner den Geh. Ober-Regirungsrath Hermann Wagener: „Der erste unserer deutschen Sozialpolitiker, der das Unglück hatte, so kann man wohl sagen, sehr viel klüger zu sein als die Mehrzahl seiner politischen Genossen, was der politische Mob am Schwersten verzeiht. Rodbertus sah schon im Jahre 1848, wohin die Bewegung ging und was derselben hauptsächlich zum Grunde lag, und wir überschätzen ihn nicht, wenn wir ihn als einen sozialpolitischen Propheten charakterisiren." Schließlich noch den Berliner Nationalökonomen Professor Adolf Wagner: „Es ist mir immer schwer geworden, zu begreifen, warum Rodbertus nicht längst schon als ein Meister allerersten Ranges in der theoretischen Nationalökonomie anerkannt worden ist."

Angesichts solcher „Referenzen" halte ich es für angezeigt, nunmehr den Kultusminister von 1848 selbst zum Worte kommen zu lassen und zunächst eine von ihm Ende der 30er Jahre geschriebene Abhandlung zum Theil wiederzugeben, die ihn als „sozialen Propheten" so recht kennzeichnet:

„Was wollen die arbeitenden Klassen? Werden die andern ihnen dies vorenthalten können? — Wird Das, was sie wollen, das Grab der modernen Kultur sein? — Daß einst mit großer Zudringlichkeit die Geschichte diese Fragen thun würde, wußte der Denkende längst". . . . „Mehr Besitz, mehr Theilnahme an den Wohlthaten der heutigen Kultur!" . . . „Werden die arbeitenden Klassen Das, was sie wollen, mit Ernst wollen? — Zweifle Keiner, sie werden es mit dem Ernst, den die Weltgeschichte braucht, wenn sie ihre großen Pläne ausführt!" . . .

„Die arbeitenden Klassen haben von den Wohlthaten der heutigen Gesellschaft die persönliche Freiheit und eine gleiche formelle Gerechtigkeit wie alle übrigen; weiter nichts! Wenn das aber viel ist, so ist es nicht blos der ewige psychische Anreiz zu mehr, sondern auch der natürliche logische Entwickelungsgrund davon. — Die persönliche Freiheit ist allerdings ein Gut, aber zunächst nur ein negatives, nur das Glück, nicht von der Willkür eines Individuums abzuhängen. Sie ist der unumgängliche Anfang, die Basis von Allem, was eines Menschen würdig ist, aber an sich nur eine leere Sphäre, die sich nach ihrem Inhalt sehnt, die diesen erst wo andersher empfängt. Ein Freier ohne Unterhalt, hat man gesagt, und man kann es nicht besser sagen, ist „eine Forderung ohne Schuldner". In der That, die persönliche Freiheit ist die Anweisung auf alle Tugenden, welche die Moral schmücken und alle Schätze, welche die Natur und der Geist birgt. Aber sie ist damit auch eine Berechtigung dazu. Sie ist endlich eine Verheißung dazu geworden, insofern die arbeitenden Klassen in der Dienstbarkeit der andern waren und von diesen daraus entlassen wurden. Will man es ihnen nun zum Vorwurf machen, daß sie die Natur der persönlichen Freiheit empfinden? Daß sie die Anweisung zu realisiren trachten? Daß die Berechtigung in ihrer Seele brennt? Daß sie vor die andern Klassen treten und sprechen: Haltet jetzt, worauf ihr uns hingewiesen habt! Ihr habt uns bisher mit der persönlichen Freiheit nur die Sorgen derselben geschenkt, laßt uns jetzt auch an ihren Freuden Theil nehmen! — Und in diesen Gefühlen ist in so weit kein Verbrechen, sondern Würde. Und die Würde eben des Freien. — Aber noch nie hat es die Geschichte verschmäht, auch die Leidenschaften in ihren Dienst zu nehmen. Und wie groß ist der Herd, an dem sich diese Leidenschaften stets neu entzünden! Das ganze gesellschaftliche Leben, dies Leben wie nie zuvor; ohne Schranken zwischen den an Bedeutung verschiedenen Klassen; in dem alle gleichberechtigt, und doch so wenig gleich betheiligt sind; in dem die Hütte unmittelbar neben dem Palast steht, und das seidene Kleid, ohne es vermeiden zu können, von den Lumpen gestreift wird! — Von der Zahl der arbeitenden Klassen schweigen wir, denn wir mögen keine Inschriften für ihre Fahnen liefern. Der eine Lameth that einst die kecke Frage, was der Adel machen würde, wenn das Volk die Geduld verlöre. Sie war eine Version des römischen Ausrufs: Quantum periculum immineret, si servi nostri numerare nos coepissent! — Das Volk verlor die Geduld, und die Proletarier beginnen zu zählen!" ... „Die humanen Ideen des vorigen Jahrhunderts haben ihren Sieg gefeiert und die arbeitenden Klassen von der persönlichen Unterordnung und der ihr entsprechenden Gewalt emanzipirt. Inmitten der heutigen Gesellschaft giebt es ein zahlreiches Volk von Barbaren, Barbaren an Geist und Sitte; mit der Armuth, dem Trotz und der Wildheit der Barbaren; von dem Rechte an einem Antheil daran überzeugt und der Kriegsführung dieser andern kundig, — ein neuer drohender Völkersturm aus dem Schoße der Civilisation selbst. Statt der alten Gewalt über sie haben die Andern nur noch Waffen gegen sie. Zwar gegen die Rotüre der Mittelklassen sind Polizei und Kanonen oft mit Glück gebraucht, aber dann waren es jene Barbaren, die gegen die aufstrebenden Plebejer die Geschütze bedienten. In dem heutigen Kampfe sollen die Barbaren gegen sich selbst fechten. Aber man vergesse nicht, die Barbaren, die in Roms Heeren gedient hatten, eroberten Rom. — Alles in Allem: die Zurückführung der

Arbeiter in die alte Dienstbarkeit ist unmöglich, die heutige Stellung ihnen gegenüber unhaltbar, der Fortschritt versperrt. Was bleibt übrig? Nichts als die Ueberwindung des Hindernisses, als die soziale Parole: Weiter! Denn die Gesellschaft hat ihre Schiffe verbrannt". . . . (1837!)

Es folgen weiter noch einige Citate aus Rodbertus Briefen an Dr. R. Meyer (Anfang der 70er Jahre.):

„Eine Politik, die eben auch nur die Gebote der Moral nachzusprechen weiß, ist eben so unbeholfen als hilflos. Die Politik hat den dankbaren Weg einzuschlagen, die Anfechtungen und Uebel, welche die Gesellschaft ins Verderben führen, zu beseitigen oder doch zu beschränken und dadurch der Moral deren sittliche Ueberwindung zu erleichtern. Die Vereine für das Wohl der arbeitenden Klassen haben — wie mir scheint — eine solche politische Aufgabe". . . „Sie (die soziale Frage) ist eine rein staatswirthschaftliche Frage und nur der Staat darf sie wirthschaftlich beantworten, wenn er nicht selbst sich die Sache erschweren will. Halbe Freunde, die immer noch ihr eigenes Schäfchen dabei retten wollen, sind dabei höchst gefährlich. Zu diesen Freunden habe ich von je die Bourgeois-Hypokrisie à la Schulze (Delitzsch) gezählt, die immer noch seufzen: „Wenn die Arbeiter nur genügsamer wären und mehr sparen wollten, dann bekämen sie Lohn genug". — Dann aber auch die kirchliche Hypokrisie, die dabei die verloren gegangenen Seelen, — nämlich ihr, der Kirche, verloren gegangenen, aber noch lange nicht dem lieben Gott — wieder einfangen möchten". . . . „Es sollen den arbeitenden Klassen fortan mehr materielle Mittel — sans phrase — ohne jede sittliche oder kirchliche Verbrämung zugeführt werden". . .

„Will man die sittlichen Zustände mit in die soziale Frage hineinziehen, so muß man letztere auch über unsere Hofdamen ausdehnen." . . . „Ich bin empört über dies moderne Pharisäerthum. Es ist wahr, die arbeitenden Klassen sind roh und stehlen, aber die besitzenden Klassen, finde ich, sind „fein" und — „gründen". Klassenmoral! Weiter nichts! Und nun wollen die „Gründer" die sittlichen Zustände der Stehler verbessern?" . . . „Ich bin innig überzeugt, daß, so lange die Einen ihre kirchlichen, die Andern ihre politischen Liebhabereien mit hineinmischen, die soziale Frage nicht gelöst werden, wohl aber bis zum Platzen in sich selbst reifen wird. Und wenn es denn durchaus sein müßte, und man stellte „mich zur schrecklichen Wahl, zur Rechten ist Jammer, zur Linken ist Qual", zur Wahl, ob Sozial-Jesuit oder Sozialdemokrat, ich zöge doch noch den letzteren vor." . . .

„Sie (die soziale Frage) ist auch keine Frage des Seelenheils. Man verleumdet und entehrt die soziale Frage, wenn man sie dazu machen will. Die Kirchlichen, die sich an die Ferfen der sozialen Frage hängen, um Seelenfängerei dabei zu treiben, sind wie Marodeurs, die in der Schlacht die Verwundeten plündern." . . . „Wie hat sich das Christenthum gewandelt! Aus der treibenden sozialen Kraft, die zu ihrer Zeit alle Grundlagen des Staates und der Gesellschaft umschuf, ist es zu einer Konservirunganstalt geworden. Das Christenthum hat nicht die Aufgabe, die arbeitenden Klassen zur Unterwürfigkeit unter die gegenwärtigen sozialen Gesetze, sondern die besitzenden Klassen zur Aenderung derselben zu bestimmen." . . .

„Ich fand eine „Weltgeschichte vom christlichen Standpunkt", eine „Naturgeschichte vom christlichen Standpunkt", eine „Erdbeschreibung vom christlichen

Standpunkte". Plötzlich durchfuhr mich der Gedanke, ob wohl eine Mathematik vom christlichen Standpunkt unter den Büchern wäre." ... „St. Loyola — St. Wichern — du sublime au — plus sublime il n'y a qu'un pas."

„Ich kann dem Artikel nicht zustimmen, weil er dem Mißverständniß Raum giebt, es solle den arbeitenden Klassen der „Himmel" wiedergegeben werden, damit sie von der Erde nicht zu viel verlangen."...„Ich habe, wie Sie wissen, in der sozialen Frage einen Zahn auf die Schwarzen." ... „Die „Bäffchen"-Männer mögen ihre Holzwege für sich allein einschlagen." ...

Eine Vergleichung solcher „Prophetie" mit Dem, was sich inzwischen in unserm Volke ereignet hat, spricht klar und bündig für die Richtigkeit des Urtheils, das der scharfblickende Rodbertus über die Frage des Jahrhunderts fällte. Zugleich wird aber auch der unbefangene Leser, der die beiden „ministeriellen" Kundgebungen neben einander hält, erkennen, wie herrlich weit wir es auf sozialem Gebiete in den letzten 50 Jahren gebracht haben. Wir sehen 1848 auf dem Ministerstuhl einen der tiefsten Denker seiner Zeit und wir haben heute auf dem selben Amtssessel einen Berather der Krone, der — nach Rodbertus — für die Regungen der Volksseele und für die Zuckungen des Volksleibes das richtige Verständniß nicht besitzt, sondern in mystischem Dämmerlichte tappt. Unbestritten ist er ein Mann, von echt konservativer Gesinnung treu beseelt, aber ein moderner St. Georg, angethan „mit dem Harnisch Gottes, dem Krebs der Gerechtigkeit, dem Helm des Heils und dem Schild des Glaubens".*) So gewappnet glaubt er — im Gegensatz zu dem 48er „sozialen Quacksalber und Wunderdoktor" — den Kampf gegen die millionenköpfige Hydra siegreich bestehen zu können. Und doch verdient immer noch rühmend hervorgehoben zu werden, daß dieser konservative Gottesstreiter einen berechtigten Kern in der sozialen Frage bereitwillig anerkennt, während der parlamentarische Achill aus dem anderen Lager in der erbaulichen Zukunftstaatsdebatte des Reichstags mit dürren Worten das Gegentheil zu erklären sich unterstehen durfte, ohne durch solche Weisheit einen Sturm des Unwillens im ganzen hohen Hause zu entfesseln. Man kann eben zu der politischen Ehrenlegion des Freisinns stolz sich zählen, ohne von Sozial-Oekonomie eine Ahnung zu haben, denn hier ist obligatorisch nur die „Nationalökonomie der Elle und des Kontors". Vielleicht ist da eine Reminiscenz aus längst vergangenen Tagen zur Erquickung des politischen Liberalismus willkommen: Am 17. Januar 1869 — also vor 24 Jahren — hielt in einer Berliner Arbeiterversammlung ein Mann eine Rede, den seine Freunde „den König im sozialen Reiche" nannten und der von sich selbst sagte: „in seinem Namen sehe er das ganze Bürgerthum symbolisirt." Dieses personifizirte Bürgerthum ließ sich also vernehmen:

„Es besteht die Ungerechtigkeit, daß eine kleine Minorität von dem Schweiße der Arbeiter lebt ... In geschlossenen Reihen als Macht müssen die Arbeiter auftreten, um die Hebung ihrer sozialen Stellung durchzusetzen; denn wer im Besitze der Macht ist, der politischen wie der wirthschaftlichen, theilt sie nie freiwillig und räumt nur Denjenigen, die gleichfalls als lebensfähige Macht auftreten, eine Stelle neben sich ein. Deshalb, meine Herren, disziplinirt Sie sich, organisirt Sie sich; denn erst dann, wenn Sie sich Schulter an Schulter fühlen, sind Sie eine Macht, der alle Klassen der Gesellschaft ihre vollste Anerkennung zollen."

*) Epheser 6.

Wer war nun dieser entsetzliche „Umstürzler", der sich vor 24 Jahren erfrechte, in so schnöder Weise die „Begehrlichkeit" der Arbeiter aufzuhetzen, also, daß sich braven Fortschrittsmännern darob die Haare zu Berge sträubten? Es war kein Anderer als die soziale Leuchte des Fortschritts selbst, Herr Schulze aus Delitzsch, der damals schon die klapprige Manchester-Maschinerie in die Ecke gestellt hatte und eben so auch die wunderschöne Lehre von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit. Von sich abgethan hatte er ferner und bei Zeiten in Lethes Strom versenkt das für einen Mann des Volkes nicht so recht passende Leitmotiv: „Entfesseln Sie die Bestie nicht!" Schulze hatte sich eben gemausert, aber heute übt die Unentwegtheit in der Brust wahrer Volksmänner immer noch ihre ganze Spannkraft!

Wehe dem, der heute im echten Freisinn die Unfehlbarkeit der überlieferten nationalökonomischen Physiokratie anzweifelt und deren sogenannte „immanente Gesetze"! Der ist „sozialistisch durchseucht", ein verkappter Ravachol; anathema sit! In politischen Hexenküchen wird nach wie vor ein Trank gebraut, der mit Zauberkraft die Köpfe „praktischer Politiker" in dem Grade benebelt, daß sie in dem sozialen Anthropokraten par excellence Rodbertus nichts weiter zu erblicken vermögen als einen begehrlichen Agrarier und Krautjunker, einen elenden Bismarck-Knecht, einen antisemitischen Zuhälter. Bum, Bum, Trara! Wozu aber der Lärm? Trotz alledem gährt der neue soziale Most gewaltig in den alten Schläuchen, und in Millionen treuer deutscher Herzen glüht noch der Wunsch, den der große Tote — die soziale Kassandra — vor 18 Jahren mit ins Grab nehmen mußte:

Es möge der Akt sozialer Gerechtigkeit, der einen neuen Abschnitt von unermeßlicher Bedeutung in der Menschengeschichte darstellen würde, einen Fortschritt so gewaltiger Art, wie der von der heidnisch-antiken zur christlich-germanischen Staatenordnung, bewußt durch den Staat herbeigeführt werden, unter der Aegide und nach der Norm des strahlenden Suum cuique, nicht durch blind expandirende wirthschaftliche Naturkräfte. Es möge dem deutschen Reiche beschieden sein, blos die überlebte Form abzustreifen, aber die germanische Nationalität um so erfrischter in die neue mit hinüber zu nehmen, während die altrömische schon zu morsch gegen solchen Andrang geworden war und deshalb mit zu Grunde gehen mußte.

Monarchisch! National! Sozial!

Die Magier kamen! Doch Niemand verstand, zu deuten die Flammenschrift an der Wand! Eine Unzahl sozialpolitischer Kater haben dann um den heißen Brei geschwänzelt und miaut. Lieder hat man von ihnen mitunter vernehmen müssen, geeignet, Steine zu erweichen und Menschen rasend zu machen. Darum ist es die höchste Zeit, von Worten, die übergenug und vergebens gewechselt worden sind, vom Nebelreich bloßer philanthropischer Sozialreform, von sozialer Rezept-Doktorei, sich endlich aufzuschwingen zu wirklichen sozialen Thaten im Geiste von Rodbertus. Im Geiste von Rodbertus! Denn seinen damaligen positiven Reformvorschlägen gegenüber — Mitsteigerung des Lohnes, proportional der wachsenden Produktivität der nationalen Arbeit, als Uebergangs-Stadium — muß leider heute das Verdikt heißen: Zu spät!

Der Feind aber, gegen den die geistigen Waffen sich zu kehren haben, — entsetze dich, o liberales und freisinniges Publikum! — ist das kapitalistische Wirthschaft-System, diese „Barbarei inmitten der Civilisation", „Wirthschaft-Allmacht in der Hand menschlichen Eigennutzes"; es ist „die soziale Ver-

rücktheit, daß die Pflege des materiellen Lebens der Gesellschaft der Diskretion willkürlicher Tumultuanten anheimgegeben ist."

Wiederum gilt es einen Kampf gegen Raubburgen, gegen allerhand Schnapphähne, gegen Köckeritze und Lüderitze, einen Kampf jedoch, in welchem mit modernsten „faulen Greten" und Mehrladern kleinsten Kalibers nicht das Geringste auszurichten ist. Konservative Männer sollten bedenken, daß wir allen Grund haben, für spätere Kriege den „furor teutonicus" zu konserviren. Jeder denkende Soldat, der den modernen Krieg kennt, weiß das. Mit Bibel, Gesangbuch und Katechismus päppelt man aber diesen unerläßlichen furor nicht auf, wohl aber dadurch, daß der Soldat Eigenthum zu vertheidigen hat, daß er für ein wirkliches Vaterland kämpft, das für ihn mehr bedeutet als den leeren Schall eines Namens; für ein Vaterland, das allen seinen arbeitenden Kindern ein menschenwürdiges Dasein gewährleistet. Das bedeutet für uns Deutsche die soziale Frage und davon hängt das Schicksal des Vaterlandes ab. Wieder ein Stück ökonomischer Materialismus! Der Qualität unserer Streiter droht aber auch von Seiten des herrschenden Wirthschaftsystems eine furchtbare Gefahr. Denken wir an Jena und Auerstädt, an die düsteren Blätter preußischer Geschichte, auf denen geschrieben steht, wohin wir kommen, wenn wir uns mit militärischen Kerls, geführt von militärischen Junkern, sieghaften modernen Ideen entgegenstemmen!

Eitel Utopisterei ist es, zu hoffen, die „Kapitalistik" werde jemals von selbst den Ast absägen, auf dem sie thront. Ein Riesenbau ist in Angriff zu nehmen, worin Raum sei für die wirkliche emancipatio der Arbeit, dieses „Urprinzips riesengroßer Zukunftkonsequenzen". Sie, die organisirte nationale Arbeit, auf der Höhe des technischen Fortschritts stehend, in erster Linie im Dienste des möglichst genau zu erhebenden nationalen Bedarfs, — sie sei die gebietende Herrin, und das Kapital ihre gehorsame Magd. In diesen kooperativ wirkenden Genossenschaften herrsche echte Demokratie, keinerlei bureaukratische „Regirung", sondern Verwaltung durch Sachverständige. Ueber dem soliden Unterbau wölbe sich dann stolz das gekrönte Dach!

„Die humanen Ideen des vorigen Jahrhunderts haben ihren Sieg gefeiert" — einen unvollkommenen und unter Hekatomben von Opfern. Ueber Blut und Leichen, über rauchende Trümmerstätten dröhnte im christlichen Europa der Siegesmarsch des Sohnes der Revolution, des „korsischen Parvenus"; auf gleicher Bahn schritten später die Verbündeten.

Das deutsche Kaiserthum verrichte im Frieden die erhabenste Friedensthat: die humanen Ideen dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts vor der bangenden und harrenden Kulturwelt zuerst zu verwirklichen; zuerst von allen Nationen den wirthschaftlichen Frieden unter seinen Bürgern zu begründen und damit ein Fundament zu legen aere perennius. Wehe den Feinden, die uns daran hindern wollten! Sie würden dem furor teutonicus des einigen und begeisterten Volkes sicher erliegen. Haben wir — nach Moltke — bisher im Auslande an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen, jetzt ist es an der Zeit, an ein wahrhaft christliches Werk zu gehen, das dem deutschen Namen zu der vom Schrecken erzeugten Achtung auch diese Liebe erwirbt.

Naumburg. Wilhelm Schwarzbach.

Die Namen der deutschen Kriegsschiffe.

Am 31. Mai wurde die jüngste Kreuzerkorvette unserer Marine bei ihrem Stapellauf in Danzig „Gefion" getauft. Dieser Name gehörte in der nordischen Mythologie der Beschützerin der Jungfrauen, einer Tochter der Asen-Familie, des mächtigsten nordischen Göttergeschlechts; und eben so hieß auch die dänische Segelfregatte, die am 5. April 1849 in der Bucht von Eckernförde durch Deutsche erobert wurde. An diesem Tage versuchte das dänische Linienschiff „Christian VIII." im Verein mit der Fregatte „Gefion" bei Eckernförde zu landen. Dabei stießen aber die beiden großen Segelschiffe auf den siegreichen Widerstand zweier in der Eile aufgeworfenen Batterien, einer schleswig-holsteinischen und einer nassauischen. Die deutsche Feld-Artillerie beschoß die feindlichen Schiffe trotz eigner schwerer Verluste mit solchem Erfolge, daß zuerst die auf Grund gekommene „Gefion" und später der in Brand gerathene „Christian VIII." die Flagge strich. Die Fregatte „Gefion" wurde der damaligen deutschen Marine einverleibt, und kam im Mai 1852 in Bremerhaven mit den anderen Schiffen der deutschen Flotte unter den Auktion-Hammer des Herrn Hannibal Fischer. Hier wurde sie von Preußen erstanden. An einem Gefecht hat sie nicht mehr theilgenommen, sie diente nur noch zu Uebungzwecken.

In den letzten Jahren wurden mehreren unserer Kriegsschiffe Namen aus der nordischen und altgermanischen Götter- und Heldensage verliehen. So haben wir die Panzerfahrzeuge „Siegfried", „Beowulf", „Frithjof", „Hildebrand" und „Heimdal", sowie die Kreuzerkorvetten „Freya" und „Gefion". Bis zur Taufe des „Siegfried", im August 1889, erhielten die deutschen Kriegsschiffe ihre Namen nach einem bestimmten System, dem nachstehender Allerhöchster Befehl des verewigten großen Kaisers zu Grunde lag:

„Auf Ihren Vortrag bestimme Ich, daß bei den Vorschlägen zur Benennung der Schiffe und Fahrzeuge Meiner Marine nach nachstehenden allgemeinen Regeln verfahren werden soll.

1. Für Meine Panzerfregatten sind die Namen Deutscher Fürsten und Männer, die auf die geschichtliche Gesammtentwickelung des Vaterlandes von entscheidendstem Einfluß gewesen sind, zu wählen.
2. Meine Panzerkorvetten sollen die Namen der hervorragendsten, zum Reiche gehörenden Staaten erhalten.
3. Die größeren, gedeckten Korvetten sollen die Namen der ruhmreichsten und entscheidendsten Schlachten der von Deutschland geführten Kriege tragen. Die kleineren Schiffe dieser Klasse sind nach dem Namen hervorragender Deutscher Feldherren, Admirale und Staatsmänner zu benennen.
4. Meine Glattdeckskorvetten erhalten die Namen weiblicher Mitglieder Deutscher Fürstenhäuser.
5. Meine Dampfkanonenboote sollen aus dem Thierreiche entlehnte Namen führen, und zwar die Panzerkanonenboote vornehmlich nach Reptilien und Insekten, die Kanonenboote der Albatroß-Klasse nach dem Namen schneller Vögel und die kleinen Kanonenboote nach kleineren, vierfüßigen Raubthieren benannt werden.
6. Für Meine Dampf-Avisos sind als Namen den speziellen Dienst

dieser Schiffsklasse bezeichnende Haupt- und Eigenschaftwörter in Vorschlag zu bringen.

7. Für Meine Dampf-Yachts behalte Ich Mir die jedesmalige Benennung vor.
8. Sämmtliche Transportschiffe sollen den Namen Deutscher Ströme führen.
9. Alle Schleppdampfer sind nach den Namen der Winde zu benennen.
10. Die größeren zu selbständiger Aktion bestimmten Torpedodampfer führen die Namen hervorragender Reitergenerale der Gegenwart und Vergangenheit, und die kleineren sind nach den verschiedenen Truppentheilen, beziehungweise Waffengattungen der Deutschen Armee zu benennen.

Schloß Babelsberg, den 17. August 1875.

An den Chef der Admiralität. gez. Wilhelm.

Es ist zu bemerken, daß die Bezeichnung der Schiffsgattungen sich nach und nach geändert hat. Die Panzerfregatten und Panzerkorvetten heißen jetzt Panzerschiffe; die gedeckten Korvetten werden Kreuzerfregatten, und die Glattdeckskorvetten werden Kreuzerkorvetten genannt. Eben so entspricht der Ausdruck „Panzerkanonenboot" dem jetzigen „Panzerfahrzeug". Die in der Kabinetsordre aufgeführten Kanonenboote der Albatroß-Klasse sind die jetzigen Kreuzer.

Neben den damals vorhandenen Namen der gedeckten Korvetten „Leipzig", „Prinz Adalbert", „Bismarck", „Stein", „Gneisenau", „Blücher", „Moltke" und „Stosch" vermißt man die ruhmvollen Namen: „Scharnhorst" und „Roon". Beiden so hoch verdienten Männern ist in der deutschen Marine kein solches schwimmendes, in weite Fernen getragenes Denkmal gesetzt worden. Und Roon hätte ein um so größeres Anrecht auf ein Andenken in der Kriegsmarine, weil dieser Staatsmann nicht nur Kriegsminister, sondern auch von 1861 bis 1871 der erste preußische und spätere deutsche Marineminister war.

Auch Bismarcks Name ist aus der Marine verschwunden. Trotzdem die gedeckte Korvette „Bismarck" erst im Juli 1877 vom Stapel lief und im Oktober 1878 ihre erste Reise antrat, wurde sie schon im September 1891 ausrangirt.

Ihre gleichaltrigen Schwesterschiffe „Blücher", „Stosch" und „Moltke" dienen dem Vaterlande noch als Schulschiffe, eben so wie die nur 2 Jahre jüngeren Schiffe „Gneisenau" und „Stein".

Alle diese sechs gedeckten Korvetten, oder nach neuerer Bezeichnung „Kreuzerfregatten", sind von gleicher Größe und Form. Die einschraubigen, zum Segeln auch mit voller Takelage versehenen Schiffe haben ein Deplacement, also ein Gewicht von 2856 Tonnen und besitzen eine Maschine von 2500 indizirten Pferdekräften. Sie sind aus Eisen gebaut, mit einer doppelten Beplankung aus Teakholz bekleidet und mit einer Zink-Schutzhaut gegen Pflanzen- und Thieranwuchs versehen.

Die Fregatte „Bismarck" trat ihre erste große Reise im Oktober 1878 unter Kommando des damaligen Kapitäns zur See, späteren Vice-Admirals Deinhard an. Ob die Fregatte bei späteren Reisen so stark mitgenommen worden ist, daß ihre, für ihr Lebensalter außerordentlich frühe Streichung aus der Kriegsmarine erforderlich wurde, darüber ist nichts bekannt geworden.

Adolf Scheibel.

Nachtrag zu 1. Mose, Kap. 2.

1. Und da Gott der Herr den Menschen geschaffen, da sahe er ihn an: Geist von seinem Geiste, und siehe, er war gut.

2. Da sprach der Herr: Wahrlich, ich habe den Menschen geschaffen, stark von Art, muthig von Seele, kraftvoll von Geist und Verstande. Doch fehlet ihm noch die Milde und Weichheit.

3. Wohlan, so lasset uns ein Menschenbildniß machen, milder denn den Menschen und doch nicht er: und so dessen Seele besser soll sein, ein Strahl aus unserm Herzen, siehe, so soll sein Leib lieblicher sein und runder und weicher denn des Menschen Leib.

4. Und also schuf Gott der Herr das Weib. Und da es dalag, rosig im Morgenschlummer seiner Schöpfung, wie ein Kind so rein und wie der Himmlischen Schönste so schön, und verwundert öffnete die Augen, darin Gott der Herr seines Himmels Bläue gesetzet hatte, da sprach der Herr:

5. Da ich den Menschen schuf, da war ich mein eigener Lehrling. Aber nun ich solches Weib schuf, siehe, so bin ich mein eigener Meister.

6. Der Mensch aber schaute lange verwundert an das holdselige Räthsel, so ihm der Herr beigesellet.

7. Und da er es scheu anrührete, siehe, da durchzuckte es ihn vom Scheitel bis zur Sohle.

8. Da hub er sich, neigete sich und küßte das Weib.

9. Und hielt die ganze Schöpfung einen Augenblick den Athem an, da der erste Kuß geküsset ward im Weltall.

10. Der Herr aber stand hinter Wolken und lächelte eine Thräne auf seine Kinder, so er sich geschaffen.

11. Also gewann der Mensch sein Weib, daß sie seien Ein Fleisch bis ans Ende.

12. Und so der Mensch Vieles dachte und sann und kämpfte (da ihn Gott der Herr hatte hinausgeworfen aus dem Fluche des Paradieses in den Segen der Arbeit), siehe, so war das Weib liebevoll und geduldig, sorgend von früh bis spät.

13. Und sah nicht an vieler durchwachter Nächte bange Sorge, daß sie Frieden schaffe dem Hause und Segen den Kindern, so sie dem Manne mit Schmerzen geboren hatte.

14. Und so der Mensch gröblich zufuhr in seinem Sinn, siehe, so linderte sie das Leid mit lieblicher Rede.

15. Und segnete Gott der Herr also sein Meisterstück, daß es Liebe im Herzen trug gleich ihm selbst, so der Kindlein eines rief den Namen „Mutter".

16. Da ward der Mensch undankbar und zornig, trotzig und träge: und so das Weib milde nachgab mit Rede, siehe, so fuhr er noch heftiger zu, gar hart und ohne Liebe.

17. Und so das Weib es gut gemeinet hatte, siehe, so ward er noch unwirscher.

18. Und saß das Weib viele Stunden heimlich und weinete einsam, den Herrn bittend um Geduld und Kraft.

19. Da das der Herr hörete, ward er unwillig und sprach: Siehe, ist der Mensch blind mit sehenden Augen, so ich ihm gegeben, daß er nicht mag erkennen meine Liebe und Güte, so ich einschloß zwischen die Rippen des Weibes?

20. Wohlan, so will ich ihm geben eine Genossin, die um ihn sei, wie er sich begehret.

21. Also ließ der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen und sein Weib.

22. Und da sie erwacheten, siehe, da stand daneben ein gar seltsames Wesen.

23. Der Leib desselbigen war gleich des Weibes Leib und doch nicht gleich.

24. Da des Weibes Stirne klar war, enge und weiß, so war des Neugeschaffenen Stirne hoch und faltig wie des Menschen Stirne.

25. Da des Weibes Auge leuchtete nicht von des Mannes Wissen, aber von Liebe, siehe, so strahlte des Neugeschaffenen Auge in kühlem und neugierigem Schimmer wie nach des Menschen Wissen und Können.

26. Da des Weibes Mund und Wangen holdselig waren, roth und rund, siehe, so war des Neugeschaffenen Angesicht dürr und schmallippig, blaß und streng.

27. Da des Weibes Busen wonnig sich wölbte, wie die Halbkugeln des Himmels, siehe, so sah des Neugeschaffenen Brust aus gleich einem Brette.

28. Da des Weibes Leib rund sich wiegte in vollen Hüften, so war des Neugeschaffenen schmal und eng.

29. Da solches der Mensch sahe, jauchzte er in seinem Herzen, und sprach: Wahrlich, nun kann ich austauschen meine Gedanken mit diesem Wesen wie mit meines Gleichen.

30. Und da er Zwiegespräch tauschte mit solchem Wesen, so redete es mit ihm über des Menschen Sein und Sinn.

31. Aber so der Mensch dachte: „Siehe, das sind Gedanken gleich den meinen," so waren es doch nur Gedanken, vom Menschen geliehen, aber enge geworden gleich denen des Weibes.

32. Und so der Mensch hoffte, das Neugeschaffene werde geben zu des Menschen Gedanken des Weibes Gemüth, siehe, so war kahl von Liebe dessen Seele.

33. Und so der Mensch mit ihm redete von des Menschen Geschick, so hörete das Wesen zu, mochten gleich die Kinderlein nach Brot schreien.

34. So aber der Mensch sprach: Wohlan, du sollst mir nun an des Weibes Statt Genossin sein der Arbeit und mir mit Schmerzen Kinder gebären:

35. So sprach das Wesen und klagete: Siehe, nicht vermögen Solches zu ertragen meine Nerven, auch schmerzet gar leicht mich der Kopf von der Krankheit, so man Migräne nennet.

36. Da ward der Mensch betrübt bei sich und sprach: So bin ich nun ganz einsam, denn das Weib, so ich dachte, du seiest besser als es, siehe, es ist hinweggegangen, weil ich seiner vergaß über dir.

37. Und siehe, nun vermagst du nicht zu tragen des Weibes Herz, da dir doch auch nicht innewohnt des Menschen Geist.

38. Und er wandte sich elend ab.

39. Aber siehe, indem er sich wandte, schaute er das Weib, das der Herr ihm gegeben hatte, wie es still in der Kammer die Kindlein beten lehrete.

40. Da sprang er hinzu, umfing es und herzete und küssete es und sprach: Nun thue mir der Herr dies und das, nur der Tod muß dich und mich scheiden.

41. Und ward gar fröhlich in seiner Arbeit.

42. Das Wesen aber ging hin und, nachdem es geruht, studirete es den neuesten Kommentar zum Faust.

43. Also ward der Blaustrumpf eine lebendige Seele.

Thrasybulos.

Unsere Börsenenquête.

Man hört und sieht nichts von der Arbeit der Kommission, deren Bemühen sich gleich von dem richtigen Ziele, dem Bankwesen, abgewandt hatte und die nun dessen Schatten, der Börse, nachjagt. Warum sich die Kommission Verschwiegenheit auferlegt, ist nicht zu ergründen, da doch die ausgebreitetste öffentliche Diskussion alle etwa beabsichtigten Reformen nur klären könnte.

Was hat z. B. die ohne jeden Vergleich wichtigste Frage über die Emissionen mit Hausse und Baisse zu thun? Die Thatsache, daß unsere Kapitalisten („Volk" hätte man früher gemanchestert) ungeheure Summen an Anleihen aller Art verloren haben, Anleihen, bei denen man gar nicht einmal den ausländischen Charakter als rothes Tuch hinzuzufügen braucht, steht unbestritten fest, und wenn die Enquête nur auf diesem Hauptbahnhofe einigermaßen Wandel schaffen könnte, so dürfte sie, auch ohne Reinigung der Nebenschuppen, schon befriedigt nach Hause gehen. Bisher scheint da aber noch wenig ersonnen zu sein, denn selbst eine Emissionsteuer würde lediglich dem Staate Geld einbringen, ohne zweifelhafte Anleihen zu hindern.

Mit Hilfe der großen Bankleiter, die in oder vor der Kommission ihre Stimme erhoben, scheint einerseits das Gute erreicht worden zu sein, daß man das Ausgeben von Anleihen an sich, und wären sie noch so international, nicht als vorgewogene böse That ansieht; andererseits hat man jedoch noch keineswegs erkannt, daß Alles, was in flotten Zeiten zur Verlangsamung der Emissionen beitragen kann, hundertfältige Früchte tragen dürfte. Absolutismus geht aus Macht hervor und so sind ein halbes Dutzend Banken bei uns durch ihre viel zu reichen Kapitalien zu einer ungesunden, von ihnen selbst eigentlich gar nicht erstrebten Unumschränktheit gelangt. Die ältere Plutokratie, der die Fliegenden Blätter komische Seiten abgewinnen konnten, wirkte nur greller, aber keineswegs so einschneidend, wie die stille und organisirte Hochbank der neueren Zeit. Selbst ein Generaldirektor des Bochumer Gußstahlvereins oder der Königs- und Laurahütte, von dessen Federstrich doch das Wohl vieler Tausende abhängt, wird niemals so mächtig sein wie der Leiter etwa der Discontogesellschaft oder der Dresdner Bank, denn gerade an diesen — ihren Geldgebern — finden die Industriegewaltigen wieder ihre Grenze. Vergebens sucht indessen das menschliche Auge weit und breit einen regulären Faktor, mit dem unsere großen Bankenleiter die nothwendige konstitutionelle Reibung zu vollziehen hätten, eine Opposition, einen Ausgleich der Meinungen und vielleicht auch der Interessen, der außerhalb der Persönlich-Intimen liegt, außerhalb jenes petit Comité, wie man den Aufsichtrath in seiner Beziehung zur Direktion ruhig nennen kann.

Nur diese unkontrolirbaren Gewalten — beschließend und vollziehend zugleich — haben das Unglück zu Wege gebracht, daß eines Tages unsere Institute sich nicht mehr von verantwortungvollen Geschäften suchen ließen, sondern diese selbst suchten, daß sie mit den Kapitalien oft der selben Aktionärindividuen ein Konkurrenzrennen nach Anleihen begannen, wie es bei den früheren Verhältnissen, wo das Verdienen nicht im Blitzzug, sondern im gemischten Personenzug fuhr, unerhört war. Durch dieses Umbuhlen wirthschaftlich schwacher Staaten entstand etwas Schlimmeres als die Anleihe selbst —: der theure Preis. Und trotzdem könnte jede Firma, die eine große, nachher schlecht gewordene Emission an den Markt gebracht hat, mit vollem Rechte sagen: „Ohne uns wäre sie von der X- oder

Y-Bank abgeschlossen worden, wir hatten noch Mühe, sie überhaupt zu erlangen!" Der ferner Stehende wird nun einwenden, daß, wie es Schienen- und Blech-Kartelle giebt, doch auch Bankengruppen unter sich in jedem einzelnen Falle über das Maximalgebot Abmachungen treffen könnten, — aber das geht eben nicht, weil diese Banken für enorme Gewinne sorgen müssen, wegen der Verzinsung ihres viel zu großen Aktienkapitales.

In dem Augenblick, wo eine gesetzliche Bestimmung höchstens ein Bankenkapital von etwa 40 Millionen erlaubt, wäre die Frage, wie schlechte Anleihen zu verhindern sind, schon zur Hälfte gelöst. Unsere Banken kamen zu diesen ungeheuren Betriebsmitteln keineswegs, weil sie das Geld brauchten, sondern weil das Publikum es nicht brauchte, weil ein ungeheurer Ueberfluß da war und nun einzelne Financiers sich die Agiogewinne auszurechnen begonnen hatten. Man muß bedenken, daß dies zu einer Zeit geschah, wo die Börse ihre nützlichste Arbeit, das Gründen und Aufhelfen von Eisenbahnen, bereits gethan hatte und wo zumeist die Länder selbst übrig blieben. Diese, als sie von den Emissionhäusern umklammert wurden, begannen mit sogenannten produktiven Ausgaben, die von Luxusbauten kaum zu unterscheiden sind. Unsere Nachkommen werden sicher einmal z. B. von dem Riesenhafen zu Lissabon als von einem Denkmal einstiger portugiesischer Handelsgröße lesen, und dennoch ist dieser Hafen ganz unnöthig und von einem französischen Ingenieur für 19 Millionen nur deshalb übernommen worden, weil einige Pariser Banken dahinter standen.

Ohne die Treibhauskraft unserer spekulativ-konzentrirten Vermögen wäre auch die so unheilvolle Rastlosigkeit in unserer Industrie unmöglich. Es ist ja nicht nöthig, daß jede maschinelle Erfindung sofort und ohne eine kleine praktische Probe abzuwarten mit Aufwand von vielen Hunderttausenden „eingerichtet" werden muß. Das Drängen von Erfindungen ist nicht neu, aber anders steht es um deren sofortige Verwirklichung. Der ganze Kampf zwischen Stahl und Eisen — heute das eigentliche entscheidende Moment am Montanmarkte, trotzdem man noch immer ruhig von Stahl und Eisen journalisirt —, dieser ganze Kampf konnte viel zu früh und zu hastig nur mit Hilfe enormer Kapitalien entstehen. Wer spricht denn überhaupt davon, daß unsere Eisenwerke bereits gezwungen sind, Kleineisen zu fabriziren und so zahllose Privatthätigkeiten zu überrennen. Als kürzlich die belgischen Industriellen unsere rheinisch-westphälischen Etablissements mit den großartigen Neueinrichtungen besahen, was angesichts des verschärften Wettbewerbes übrigens auf so manche Schwierigkeiten stieß, sagte der Direktor der Société Kokerill ganz offen: „Bisher waren wir technisch voraus, jetzt sind Sie es; aber das soll für uns kein Grund sein, Ihnen sogleich mit ungeheuren Ausgaben zu folgen, — nur erst abwarten, ob das Neue sich bewährt!" Es sollen hier keine Namen genannt werden; aber haben nicht dieses Jahr große westfälische Unternehmer die schlimmsten Erfahrungen mit Neueinrichtungen erlebt, die sich als ganz verkehrt und nutzlos erweisen? Bei der Marine, wo es sich doch noch um entscheidende Küstenvertheidigungfragen handelt, rügt man längst dieses experimentirende Bauen! Alle diese neuen Hochöfen, die Stahlwerke, von denen die Zeitungen melden und die sie oft sogar noch als Zeichen guten Geschäftsganges auslegen, gehen nur aus der Leichtigkeit des Kreditgebens hervor, aus den Machtvollkommenheiten einiger sehr großer Bankdirektoren. Auch in der Textilbranche macht sich das fühlbar. Der Handelskammerbericht von Gladbach räth aus-

drücklich Vorsicht in der Vergrößerung und bei Neuanlagen von Fabriken an, weil dadurch eine „maßlose Erzeugung von Waaren" eintrete. Prüft doch das technische Mitglied eines Bankverwaltungrathes nur die Sache an sich und nicht unter Beziehung auf die Allgemeinthätigkeit. Das sollte eben Aufgabe unserer Gesetzgebung sein —: die künstlichen Quellen zu stopfen, aus denen eine Verwässerung von Handel und Wandel herrührt. Nun ließe sich einwenden, daß durch alle diese eifrigen und übereifrigen Thätigkeiten doch wenigstens Arbeit erzeugt wird; allein auch dies ist sehr relativ, in Wirklichkeit ist das Geschäft der ganzen Montanindustrie aus seinem regulären Gange gerissen, den es zwanzig Jahre innegehabt hat und, Dank einem von allen Seiten entgegengebrachten Geldstrom, ist es keinen Tag mehr vor Ueberraschungen sicher. Alles dies wäre ohne die enormen Kapitalien unserer Großbanken unendlich begrenzter; drei Banken mit 20 Millionen würden industrielle Kapitalien weit schwieriger zusammenschießen als eine einzige Bank von 60 Millionen.

Wie könnte man aber schlechte Emissionen verhindern? Die Enquête-Männer denken sich auch hier ihre Aufgabe leichter, als sie ist, denn kleinere Gründungen bis zu einer Million, die unerfahrene Volksfreunde möglichst ausschließen wollen, würden dann einer öffentlichen Kontrole entbehren, wie sie der Kurszettel mit seinen täglichen Notirungen doch wenigstens einigermaßen gewährt. Diese kleinen Anleihen würden dann, was ungleich gefährlicher ist, in Form von schwebenden Schulden theilweise bei Privaten aufgenommen werden, und was in solchen kleinen oder großen Finanzabenteuern die Leichtgläubigkeit unseres Volkes schon heute leistet, ist noch lange nicht genügend festgestellt. Will man also die kleinen Anleihen künftig ausschließen, so müßte sich auch für die strengere Beaufsichtigung jener eben geschilderten Hilfsaktionen eine Form finden lassen.

Nun aber die großen Anleihen! Warum könnte nicht für alle Transaktionen etwa über 5 Millionen Mark hinaus von Reichswegen eine Art Instan bestehen? Sehen wir doch jetzt sogar das Reich eine Kontrole über den privaten Schiffsbau anstreben, wo doch gewiß der Abnehmer selbst der beste Kontroleur ist. Es muß geradezu ungeheuerlich erscheinen, daß in einer der größten Verarmungfragen unser Staat bisher das lieblichste laissez faire, laissez aller bewahrte. Der Historiker muß allerdings berücksichtigen, daß dieses System ursprünglich nur die Reaktion gegen die engste wirthschaftliche Bevormundung gebildet hat, gegen die Zeiten, da deutsche Eisenbahnaktien unverkäuflich wurden, weil der Minister in Berlin den Börsenverkehr in diesen schädlichen Werthen jählings verboten hatte; allein es kann doch auch eine vernünftige Kontrole geben. Wie lange würde z. B. ein noch so reicher Mann frei umhergehen, wenn er plötzlich ohne Weiteres eine Sparkasse gründete und das Publikum öffentlich zu Einlagen darin aufforderte? Das Recht, ja die Pflicht des Staates zu einer Oberaufsicht im Punkt der Emissionen ist also von vornherein ganz unabweisbar.

Die Presse, so höre ich rufen, wozu ist denn die Presse da? Diese kann aber gegen die Emissionen großer Institute so wenig thun, wie dies etwa der so hoch geachtete „Economist" mit all seinen geharnischten Artikeln gegen die argentinischen Anleihen Barings vermochte. Die Anleihefluth stürzt nur in fetten Jahren hervor und da können die Zeitungen mit ihren Empfehlungen sehr viel schaden, mit ihren Warnungen aber kaum etwas nützen.

Indessen die Einwände gegen eine Staatskontrole! 1. Uebernimmt nicht

der Staat in diesem Falle mit seinen Genehmigungen eine gewisse Verantwortlichkeit? Nicht mehr, als wenn er ein preußisches Städtepapier gestattet, dessen Ausgabe doch geradezu von seiner Billigung des Anleihezweckes abhängt. Es ist noch keinem Käufer eingefallen, daraufhin ein Städtepapier besonders zu bevorzugen; im Gegentheil, er hält sich immer vor, daß diese Art von Werthen in erregten Zeiten nahezu unanbringlich sind. 2. Werden nicht zahlreiche Kapitalisten durch die Staatskontrole erst angelockt? Es ist gar nicht möglich, die Zahl der bisherigen Zuläufer beim Erscheinen eines Prospektes noch zu überschreiten. Außerdem kann ja nie, wie bei einem Städtebond, von einem Privilegium Etwas hinzugefügt werden, da die Oberaufsicht nach Lage der Dinge sich doch nur auf die behördliche Erklärung zu beschränken hätte, daß keine besonderen Bedenken gegen die Anleihe vorliegen. 3. Die Banken würden dann manches Gewinn bringende Geschäft verschleppt sehen, da ihnen eine englische oder französische Gruppe leicht zuvorkommen könnte. Sehr unwahrscheinlich, daß etwa die Banque de Paris ohne ein sicheres Rechnen auf den deutschen Markt in einen Emissionvertrag hineingeht. Noch unwahrscheinlicher, daß nicht die Franzosen sehr bald mit einem ähnlichen Gesetze nachkämen! Jene autoritative Stimme, die vor einiger Zeit behauptete, unsere westlichen Nachbarn warteten nur auf die Streichung der Staatsbahnaktie bei uns, um sofort selbst darin große Transaktionen vorzunehmen, hatte sich stark getäuscht, man that an der Seine nichts dergleichen. Wer übrigens die Beamten gesprochen hat, die kürzlich im Auftrag des Ministers Peytral die deutschen Börsen besuchten, der weiß auch die Fachkenntnisse dieser Leute zu schätzen. Wir besitzen leider keine solche Beamte.

Gesetzt aber, eine solche Instanz würde bei uns eingeführt, wie könnte sie mit Verständniß auf Anleihefragen eingehen? — Diese Fragen sind gar nicht so schwer, da es sich ja nicht um detaillirte Prüfung handeln soll, um ein bestimmtes Mißtrauen gegen die Richtigkeit der Vorlagen selbst, vielmehr nur um das Beleuchten von einem allgemeinen Standpunkte aus. Wären z. B. die betreffenden Emissionbanken gelegentlich der ersten portugiesischen Anleihen zu einem solchen Schritte bei der Behörde genöthigt gewesen, so hätte man ihnen nicht weiter die Hilfsquellen Portugals kontrolirt, auch nicht lange von der Moral dieser ehrenreichen Nation gefabelt, sondern wahrscheinlich zur Erwägung gegeben, daß Staatspapieren dieses Landes nicht der Kurs von Anlage-, sondern von Spekulation-Werthen zukäme. Alsdann hätte Ephrussi in Paris das erste Anlehen, nur viel kleiner erhascht, aber damit wäre es auch, ohne Berlin und Frankfurt, ausgewesen. Bei Argentinien hätte eine solche Behörde sich nicht auf den Boden-Reichthum am La Plata verlassen, auch keineswegs auf die feierlichen Vereinbarungen, sondern sie würde ihre Bedenken gehabt haben, gestützt auf die eingeforderten Konsulatsberichte, welche doch die verrückte Bauwuth dort unten unmöglich umgehen konnten. Bei dem neuesten Schmerzenskinde: den 5 % Consolidated Bonds der Northern-Pacific, würde die Behörde niemals die Rechnung geprüft haben, daß die Nettoeinnahmen auch noch für die Verzinsung dieser Bonds ausreichen; sie würde auch bei der Darlegung des Sonderrechtes am Equipment (Fahrpark) gar nicht erst eingewandt haben, daß dies doch unmöglich bis zu einer förmlichen Beschlagnahme gehen könne, sondern sie hätte rund und nett nur erklärt: Keine Bahn der Welt hat sich so überrasch entwickelt wie eben die Northern-

Pacific, das ist uns zu künstlich, die Bahn kann einmal mit weiteren Kapitalsaufwendungen warten! Das Wichtige wäre, wie gesagt, daß aus dem Wust der Details, der Verhandlungen und der persönlichen Beziehungen heraus eine dritte Stimme das Allgemeine zur Geltung bringt. Daß Derartiges auch im Schoße der Banken selbst erwogen wird, ist sicher; aber es wirkt, sobald nicht direkt Krieg in Betracht kommt, nur äußerst bescheiden mit.

Leider würde wohl auch dieses Amt wieder mit geschulten Juristen, unserer deutschen Landesplage, besetzt sein. Aber was sich die Stadt Berlin oder Köln gefallen lassen muß, bevor sie ein Anlehen abschließen, könnte doch auch eine Bank über sich ergehen lassen. Wenn Professor Koch 3000 Mk. zu einer Bacillenzüchtung braucht und darüber einem durch und durch tüchtigen Rechtsgelehrten am Reichsgesundheitamt einen zweistündigen Vortrag hält, so ist das mehr Demüthigung, als wenn ein großer Bankdirektor seinen Sekretär mit einer Anleihevorlage aufs Amt schickt. Natürlich müßte man sich nach einer Abweisung noch an die höheren Instanzen wenden können.

Aber es kommt noch besser! Das ist nur der Staat, vielleicht naht auch der Tag, wo die Aktionäre ihre Verfassungrechte erweitern. Wenn Deutschland keinen Handelsvertrag abschließen kann, ohne Vorbehalt der Genehmigung durch den Reichstag, so soll einmal eine Bank hervortreten, die sich durch einen ähnlichen Vorbehalt der Genehmigung durch die Aktionäre verunehrt fühlen will. Wie in solchen Fällen wohl das Parlament zu einer Extrasession einberufen wird, so läßt sich ganz leicht eine außerordentliche Generalversammlung ausschreiben, der man eine Anzahl derartiger Anleiheverträge vorlegt. Was schadet es denn, wenn in lebhaften Jahren ein halbes Dutzend solcher Versammlungen stattfindet? Allerdings könnte man Das einwenden, was die Scrutatoren immer durch die Zähne murmeln, sobald sie die Mühe haben, die Stimmzettel über die neuen Verwaltungräthe nachzuzählen, nämlich: „Wir wissen ja doch, wer gewählt wird." Richtig, daß die Banken ihrer Generalversammlungen ziemlich sicher sind, aber immerhin müßten sie sich doch öffentlich erklären und eine einzige Opposition würde genügen, um so manches Wünschenswerthe zu erhellen.

Niemand würde aber bei einem solchen Zustande zufriedener sein als die Banken selbst. Sie würden mit einem Schlage den Geld suchenden Ministern, zu denen sie heute die weitesten Reisen nicht scheuen dürfen, ungleich vortheilhafter gegenüberstehen und hätten bei allen Anleihe-Verhandlungen, die ja heute nur mit höchster Aufreibung geführt werden, zwei Eisen im Feuer, bald die Regirung, bald die Aktionäre.

Nichts, was zur Verlangsamung des Emissiongeschäftes beitragen könnte, sollte die Enquête aus ihren Vorschlägen lassen; Alles sollte sie zurückweisen, was die Emissionen selbst unmöglich machen könnte.

Würde gesetzlich irgend Etwas erreicht werden, was unserm Anleihemarkt eine kleine amtliche Kontrole aufnöthigte und was ferner die Aufhebung der Kapitalübermacht unserer ersten Banken anzubahnen vermöchte, so wäre zum Nutzen des Bürgerthums (das Volk geht ja das Ganze nichts an) mehr erreicht als mit allen noch so glänzenden Turnieren gegen die Börse.

Der Eskimo, ist ihm der Eisbär zu hart auf den Fersen, wirft ihm seine Jacke zum Fraße hin; so wirft bei uns man jetzt der öffentlichen Meinung die Börse vor, — und sie beißt richtig hinein. Pluto.

Buckel-Hans.

Die Romantik hat die Sprache verloren und ist unter die Spezialitäten gegangen. Es war ihr nicht zu verdenken; denn aus den Theatern wurde sie mit rauhem Wort gleich immer fortgescheucht, weil sie, wie die schlauen Geschäftsleute behaupteten, die dort herrschten und hausten, nicht mehr in der Mode sein sollte. Da ging sie denn hin und sprach nicht mehr. Das war nun kein großes Unglück: der Wortschatz in den verborgenen Truhen, wohin nie ein heller Sonnenstrahl drang, war allmählich doch etwas verschliffen, die Motten hatten sich darüber hergemacht, — und außerdem wurde man als Spezialität auch viel besser bezahlt. So entstand die dritte Theaterverpuppung der armen, gehetzten Romantik: als Drama trat sie, um das Jahr 1827, in die bretterne Welt, wandelte zwanzig Jahre danach sich zum Melodrama und stiehlt sich heute zwischen dralle Springerinnen und gelenkige Clowns, als Mimodrama. Die Namen wechselten, aber es blieb immer die selbe Geschichte, und wer zum Buckel-Hans jetzt in die Reichshallen geht, der kann in anderthalb Stunden die ganze Aesthetik von Victor Hugo studiren, ohne erst lange mit der programmatischen Vorrede zum Cromwell sich abzuquälen. Zwar, Herr Blanchard de la Bretesche, der Mimodramatiker des Buckel-Hans, nimmt ausdrücklich wenigstens für sich nicht, wie Hugo, das Verdienst in Anspruch, die christliche Weltanschauung in die Theatralik eingeführt zu haben; mit den alten romantischen Begriffen aber, mit der Mißgestalt neben der Schönheit, mit sublime und grotesque, operirt er wirklich sehr geschickt, und auf daß ihm zu den Begriffen auch die Handlung nicht fehle, hat er sie klüglich aus den „beiden Waisen" des handfesten Hugosprossen d'Ennery entlehnt, der dicht bei Notre Dame de Paris wiederum in die Schule gegangen war. Seit Hugos Han d'Islande hat der Bucklige in der Romantik Existenzberechtigung, und seit Quasimodo, dem Glöckner, ist er immer noch edler geworden, bis er, als Buckel-Hans, endlich gar vom hündisch rettenden zum heldisch rächenden Unhold ward. Es ist nicht die alte Pantomime, die von den excentrischen Großthaten der Gebrüder Hanlon bis zu der bunt beleuchteten Ausstellung nackter Mädchen reichte; auch die neue Pantomime nicht, die der cercle funambulesque aufbrachte und in der Pierrot und Colombine alle die Unwahrscheinlichkeiten begingen, die von Herrn Durand und Fräulein Champeau die vom Naturalismus doch schon ermüdete Blasirtheit sich nicht mehr gefallen lassen mochte. Es ist — und so wird es, ganz ausgezeichnet, namentlich von einer sehr jungen Französin auch in den Reichshallen gespielt — das alte romantische Drama, das mit einem Schimmer von Wirklichkeit und Beobachtung, gerade genug, um altjüngferliche Recensenten mit schreckenden Schauern anzuwehen, die fabelhaftesten Vorgänge und Verwickelungen beinahe glaubwürdig erscheinen läßt. An diesem Buckel-Hans würde Victor Hugo, käme er noch einmal in die ville-lumière oder gar nach Berlin, gewiß seine Freude haben; ein Bischen erstaunt aber würde er doch vielleicht sein, wenn er sähe, wie seine stolzesten Geschöpfe, gleich den Salamandern und den Undinen, denen sie ähnlich sein sollten, jetzt die einst so volltönende Sprache verloren haben und wie sie, mit grimassirender Taubstummenberedsamkeit, zwischen Athleten, Seiltänzerinnen und boxenden Hunden verspätet nun ihr gespenstisches Wesen treiben.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. September 1893.

Geheimrath Samarow.

Bald nach dem großen Kriege, da die Phantasiethätigkeit der Deutschen mächtig durch ungeahnte Geschehnisse angeregt war und die tapferen Kämpfer, sich selbst und den Hörern zur Wonne, in der bengalisch beleuchteten Schilderung der fabelhaften Gefahren und Heldenthaten noch schwelgten, die sie zwischen Weißenburg und Paris schaudernd oder entzückt auch erlebt hatten, kam ein kluger Mann auf den Einfall, das Erbe der unermeßlichen Luise Mühlbach an sich zu reißen und der romantische Erzähler der mit der Begründung des Deutschen Reiches abgeschlossenen Epoche zu werden. Der kluge Mann hieß Oskar Meding, nannte sich aber, weil das besser klingt, Gregor Samarow, und erwarb durch die Darstellung der langwierigen Kämpfe um Szepter und Kronen, durch die Enthüllung der europäischen Minen und Gegenminen und durch andere angenehm aufregende Geschichten in reichlicher Fülle sich Geld und Ruhm. Alles nämlich wußte der kluge Mann, was in den geheimsten Gemächern der alte Kaiser, der fette Sohn der Hortense, der deutsche Kanzler und die französischen Minister gedacht und gesprochen hatten, was im Banne der Irredenta oder des weißen Adlers gesonnen und was bei Plewna geplant worden war. Und mit so selbstbewußter Sicherheit trug er Alles vor, in einer dickflüssig rinnenden Sprache, daß die Masse der Vielzuvielen begierig sich auf die Mahlzeit stürzte und Band um Band den leckeren Brei auszulöffeln begann. Das Vergnügen war ziemlich harmlos; denn selbst den Zeitungleuten, die, trotz Lepsius und Erman, die Herren

Ebers und Brugsch mitunter noch als Egyptologen von tiefer Gelehrsamkeit preisen, kam niemals der Gedanke, Herrn Samarow etwa für einen ernsthaften Historiker zu halten. Ein Titel, so scheint es, muß, wie nach dem mephistopheliſchen Wort die Kundschaft der Rezeptkünstler, auch sie erst vertraulich machen; und da in den Spuren des trefflichen Gregor Samarow wiederum nun ein kluger Mann rüstig einherschreitet, der diesmal aber Professor heißt und Geheimrath gar, da empfängt und geleitet ihn aus dem Lager der Holzpapierpolitiker weithin schallender Beifall und in lang ausgesponnenen Leitartikeln wird seinem Beginnen nach Kräften Reklame gemacht.

Der Professor und Geheimrath lobesam ist Herr Heinrich Geffcken aus Hamburg und sein neues Werk trägt den Titel „Frankreich, Rußland und der Dreibund".*) Geschichtliche Rückblicke für die Gegenwart, so verkündet der Autor, sollen es sein und in den Zeitungen kann man lesen, Herr Geffcken sei, wie kaum ein Anderer, berufen, als ein großer Historiker und als ein Meister des Stils, über Fragen der hohen und höchsten Politik ein sachverständiges Urtheil abzugeben. Der Stil ist nun einfach erbärmlich: das fürchterliche „derselbe" kehrt auf jeder Seite fast wieder und Herr Wustmann würde gegen Grammatik und Syntax die schwersten Verstöße rügen. Im Uebrigen mag der Herr Geheimrath ja ein großer Kenner des Völkerrechtes und der Finanzwissenschaft sein; ein Politiker ist er jedenfalls nicht und vor einem Historiker, der die bezahlten Schmierereien des Reporters Kennan als ein wichtiges Quellenwerk betrachtet, wird man sich auch wohl zu hüten haben. Daß Herr Geffcken kein Politiker ist, hat er schon durch die Veröffentlichung des sogenannten Kriegstagebuches bewiesen, dessen angeblich vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm täglich aufgezeichnete Angaben durch den Immediatbericht des Fürsten Bismarck und durch das gute Buch Gustavs Freytag über den Kronprinzen und die Kaiserkrone berichtigt und oft genug bündig widerlegt worden sind. Was Bismarck, um thörichte Legenden abzuwehren, die zu schweren dynastischen und nationalen Verstimmungen führen mußten, über das Tagebuch damals schrieb — „Wird die Publikation für echt gehalten, so liegt der Fall des Artikels 92 L des Strafgesetzbuches vor" —, das würde auch für manche Theile der neuen Schrift des

*) Berlin, Verlag von Richard Wilhelmi.

Herrn Geffcken gelten; denn auch hier sind, z. B. über die angeblich kriegerischen Absichten Bismarcks im Jahre 1875, über die Entstehung des russisch-türkischen Krieges u. s. w., Nachrichten veröffentlicht, deren Geheimhaltung im Interesse des Deutschen Reiches geboten wäre. Aber der Herr Geheimrath hat sicherlich patriotisch zu handeln geglaubt, da er dem neuen Kurs auf Kosten des alten ein Loblied sang, und auch der kritische Leser seines ernst gemeinten Buches ist in der angenehmen Lage, sich nicht erst darüber aufregen oder gar ärgern zu müssen, weil es allzu deutlich auf das große Muster des Herrn Samarow weist. Ganz wie sein Vorgänger, weiß nämlich auch Herr Geffcken Alles, was während des letzten Jahrhunderts in den geheimsten Gemächern von den Monarchen und ihren Berathern gedacht und gesprochen worden ist, und wenn er an blühender Erfindung auch weit hinter dem Hannoveraner aus Ostpreußen zurückbleibt und nicht gerade selten deshalb auch recht langweilig wird, so muß man eben bedenken, daß er auf diesem verlockenden Gebiet immerhin noch ein Neuling ist, und in einstweilen schon dankbarer Ergebenheit muß man der nächsten Bände und ihrer dann wohl gesteigerten Spannung harren.

Leider ist nur dieser neue historische Roman nicht ganz so harmlos und ungefährlich wie die Schreibübungen des Herrn Samarow, weil er erstens den aus den bekannten Kanälen gespeisten Haß gegen Rußland noch weiter zu nähren versucht und weil er zweitens von den Machern der öffentlichen Meinung ernst genommen wird, trotz den zahlreichen Irrthümern und willkürlichen Entstellungen, die er häufig enthält. Deshalb muß man wohl oder übel sich mit einem Machwerk beschäftigen, das an sich ohne jede Bedeutung, als ein Symptom der an gewissen Stellen vorhandenen Wünsche und Stimmungen aber nicht uninteressant ist.

Drei Behauptungen stellt Herr Geffcken auf: Elsaß und Lothringen dürfen nicht Reichslande bleiben; ein franco-russisches Bündniß existirt nicht und kann niemals zu Stande kommen; der Dreibund ist stärker als je zuvor und hat auf absehbare Zeit keine Gefahr zu fürchten. Warum Lothringen preußisch und das Elsaß badisch werden soll, darüber erfahren wir nichts; wahrscheinlich hat man es hier mit einem matten Echo der Stimmen zu thun, die gleich nach dem Kriege die Begründung eines Königreiches Baden begehrten und die dann schwiegen, bis, zur Freude mancher hohen Herren und Damen, Fürst

Bismarck entlassen wurde, der immer die Ansicht vertreten hatte, nur die Zugehörigkeit zum ganzen Reich, nicht aber zu dem engeren Verbande eines einzelnen Bundesstaates, könne die Elsässer und die Lothringer die Macht und Herrlichkeit ihres früheren Vaterlandes allmählich vergessen lassen. Mit dem eigentlichen Thema des Buches hat diese Frage nichts zu thun und sie wird wohl auch nur gestreift, damit von den vielen Fehlern Bismarcks, die der Verstand der Verständigen bisher nicht erkannt hatte, nicht ein einziger mit schweigendem Verzeihen übergangen werde. Die Elsässer und die Lothringer werden sich an das Deutsche Reich gewöhnen, wenn es ihnen politische und soziale Befriedigung verschafft und wenn sie sehen, daß die deutsche Einheit, im Gegensatz zu dem Nibelungenhort, dem der Kaiser sie neulich verglich, den rechtmäßigen Besitzern nicht Unheil bringt. Es sind sehr nüchterne Leute, die da im westlichen Winkel wohnen, und wer sie kennt, der weiß auch, was er von den offiziösen Berichten aus Metz und Umgegend jetzt zu halten hat.

Für seine zweite Behauptung, daß ein franco-russisches Bündniß nicht besteht und auch nicht bestehen kann, versucht Herr Geffcken aus der Geschichte den Beweis zu erbringen und man kann nicht gerade sagen, daß er in der Wahl seiner Quellen wählerisch ist. Er hat viel gelesen, und was er in guten und schlechten Büchern und namentlich in Zeitungen fand, das verwerthet er nun skrupellos, ohne nach dem Ursprung und nach der Echtheit ängstlich erst zu fragen. Sechs russische Herrscher haben um ein Bündniß mit Frankreich sich vergeblich bemüht, so lautet die These; sie wird nicht bewiesen, denn Anekdoten und Diplomatenklatsch liefern, auch wenn man sie noch so wirr durcheinander knäuelt, keinen dokumentarischen Beweis. Das ganze qualvolle Streben aber beleuchtet die Auffassung dieses gepriesenen Historikers, der, ohne um die Stimmungen der Völker und um ihr drängendes Wünschen sich zu bekümmern, aus dem Geschwätz der Vorzimmer und aus zweideutigen Memoiren sich eine Geschichte konstruirt und der sich mit dem bequemen Glauben tröstet, daß heute und morgen unmöglich ist, was, unter ganz anderen Umständen, gestern und vorgestern unmöglich war. Auch um die Einigung der deutschen Stämme hat man sich lange genug vergeblich bemüht und am Ende ist sie doch Wahrheit geworden, als ein gemeinsames Bedürfniß der Nothwehr sich einstellte. Aus eigner Erfahrung sollte

Herrn Geffcken es doch bekannt sein, daß eine gemeinsame Feindschaft noch fester oft selbst Widerstrebendes zusammenschmiedet als eine gemeinsame Liebe: er rechnet sich zu den Konservativen — was er konserviren will, das freilich weiß man nicht, und auf den Accusativ kommt es hier an — und doch hat er in der Intimität des Herrn Bamberger und seiner Genossen sich immer am Wohlsten gefühlt, weil ein gemeinsamer Haß gegen Bismarck die disparaten Elemente vereinte. Ob das franco-russische Bündniß nicht aus ähnlichen Empfindungen hervorgegangen ist und ob es gerade deshalb geschriebener und gestempelter Verträge überhaupt bedarf: darauf bleibt der Herr Geheimrath die Antwort uns schuldig.

Er erzählt so viele Geschichten und Anekdoten, er plündert so eifrig die Bücher von Vandal, Talleyrand, Czartoriski und Tatichtscheff, — und eine Anekdote, von allen vielleicht die bezeichnendste, ist seinem Spürblick dennoch entgangen. Als am 25. Juni 1807 bei Tilsit die Kaiser Napoleon und Alexander zum ersten Male auf dem Floß einander gegenüber standen, da waren die ersten Worte des Russen: Sire, je hais les Anglais autant que vous; und der Franzose antwortete: En ce cas, la paix est faite. Das ist auch nur ein Geschichtchen, aber eins, das die wirklichen Stimmungen jener Tage sehr glücklich andeutet. Der Haß gegen England gab der napoleonischen Politik die Richtung; wie später Bismarck auf dem Schlachtfelde von Königgrätz, so hatte auch Napoleon unmittelbar nach der Schlacht bei Friedland an ein Bündniß mit dem geschlagenen Gegner gedacht, und da der Korse im Begehren stürmischer als der bedächtige Märker war, da er auf der Höhe des Weges, der den armen Artillerie-Lieutenant zur Herrschaft über Europa geführt hatte, nichts mehr für unerreichbar hielt, so wollte er auch von einem zum andern Tage den Gewinn der neuen Alliance an sich reißen. Es gelang ihm, in der ersten Unterredung den Zaren zu bezaubern; in glänzenden Bildern malte er ihm seinen Traum: die Eroberung Egyptens, den Zug nach dem Berge Tabor, die Wiederherstellung des alexandrinischen Reiches in Asien, den entscheidenden Schlag gegen England in Indien und, um auch der Phantasie des Russen ein Ziel zu bieten, die Vertreibung der Türken aus Europa. Hastig wurde ein geheimer Vertrag entworfen: am ersten Dezember sollte der Zar England den Krieg erklären, beide Mächte sollten dann gegen die Türkei marschiren

und der General Gardanne wurde nach Persien geschickt, um von dort aus sofort die Expedition gegen Indien vorzubereiten. Wie diese weitblickenden Pläne scheiterten, wie Napoleon, zuerst durch die Weigerung, ihm die Hand der Großfürstin Anna zu gewähren, von der russischen Alliance abgelenkt und in eine Familiengemeinschaft mit dem ihm bis dahin verhaßten Oesterreich getrieben wurde, wie er durch seine Gewaltthaten gegen Preußen und Spanien den eignen Sturz vorbereitete —: das wußten wir längst auch ohne Herrn Gefficken, der im Wesentlichen nur tendenziös gefärbte Auszüge aus den beiden Bänden Alberts Vandal*) giebt. Der Brand von Moskau beleuchtete das Ende des Traumes und nichts blieb von ihm übrig als die herrlichen Säulen aus sibirischem Porphyr und die Vasen aus Malachit, die Alexander seinem bewunderten Freunde geschenkt hat und die man in Trianon heute noch sehen kann.

Und dennoch: wenn in Toulon, das den ersten großen Tag in der Laufbahn Bonapartes sah, Franzosen und Russen sich nächstens verbrüdern, dann werden sie im Geiste Napoleons bei einander sein und wieder wird, auch ohne daß es ausgesprochen wird, die Spitze des Einverständnisses sich gegen England richten. Denn nun hat Rußland in diesem Duett die leitende Stimme und für die schlechte Behandlung, die der erste Alexander von Frankreich erfuhr, kann der dritte Alexander in aller Gemächlichkeit heute Rache üben. Nicht zwei Männer wollen jetzt, wie 1807, die Welt mit einander theilen; zwei Völker haben in gemeinsamem Interesse sich an dem Tage gefunden, wo man in Deutschland sich von dem Trugbild der englischen Freundschaft blenden ließ. Der Stimmung der Franzosen hat Herr Jules Simon Ausdruck gegeben, als er schrieb: Jusqu'à Cronstadt, il y avait en Europe pour la triplice la paix armée, et pour la France la défaite armée, et permanente. A présent tous les peuples ont la paix armée. Nous n'avons plus notre malheur spécial, nous sommes enveloppés dans le malheur commun. Die verständigen Franzosen, die in den Zeitungen allerdings kaum zum Wort kommen, die aber doch immer noch die Mehrheit bilden, wissen ganz genau, daß sie für ihre Revanchepläne keine Unterstützung bei Rußland finden werden, dessen Wünsche unaufhaltsam nach Asien

*) Napoléon et Alexandre Ier. Paris, Plon, Nourrit et Cie.

drängen und das nicht in Deutschland, sondern in England den Todfeind seiner nationalen Entwickelung sehen muß.

Herr Geffcken ist anderer Meinung. Er behauptet, Rußland hasse den Dreibund und sei die „aggressive Macht", gegen die ihre Nachbarn sich stets zu wehren hatten. Wahrscheinlich denkt er dabei an das Jahr 1807, wo Napoleon nur „aus persönlicher Rücksicht auf seinen Freund, den Kaiser Alexander" in die Fortexistenz Preußens willigte, oder an das Jahr 1870, wo die deutschen Siege an der russischen Neutralität ihren Rückhalt fanden, so daß Kaiser Wilhelm nach dem Friedensschlusse an seinen Neffen Alexander telegraphirte, erst mit dem Leben werde seine Dankbarkeit für Rußlands Haltung enden. Das Bemühen des Herrn Geffken, die aus der vormärzlichen Zeit und aus den Tagen von Olmütz stammenden Antipathien gegen das Zarenreich zu vertiefen, ist ruchlos und es würde den schärfsten Tadel verdienen, wenn es zum Glück nicht mit den verbrauchten Mitteln des Kolportageromans unternommen würde. Was der Zar mit Giers und Katkow, was Bismarck mit Gortschakow und Oubril besprochen hat: Alles ist dem Herrn Geheimrath bekannt, und wörtlich, in Anführungstrichen, ganz wie Samarow, verkündet er die wichtigsten Aeußerungen lebender und toter Monarchen und Staatsmänner. Seine Zeugen sind: belgisch-koburgische Diplomaten, der eitle und verlogene Schwätzer Gortschakow, Herr Poultney Bigelow ruhmreichen Angedenkens, der bulgarische Dragoman Jakobsohn, dessen sogenannte Dokumente die russische Regirung als gefälscht bezeichnet und der sich den russischen Gerichten mit seinen „Original-Urkunden" nicht gestellt hat, und ähnliche Biedermänner. Im Besitz dieser werthvollen Zeugnisse erklärte er den Fürsten Bismarck für einen Lügner und nennt Buchers glänzende Aufsätze über die Genesis des dänischen und des deutschen Krieges „offiziöse Darstellungen ohne innere Bedeutung". Nur in Deutschland ist es möglich, daß ein solcher Herr nicht ausgelacht, sondern mit Schmeicheleien und Reklamen beehrt wird. Weil er dumme Zeitungen durchstöbert und auf Hintertreppen allerlei Klatsch erschnappt hat, glaubt er nun, die Geschichte zu kennen, und vergißt den sehr klugen Ausspruch des ersten Napoleon, bei dem er so häufig sonst doch Anleihen macht: Les événements actuels sont tels qu'il faut en chercher la comparaison dans l'histoire et non dans les Gazettes du siècle dernier.

Um die Unsinnigkeit der meisten Angaben dieses historischen Romans nachzuweisen, müßte man ein Buch schreiben, das dann eben so lang und so langweilig wie das des Herrn Gefficken werden würde. Da die Absicht des geehrten Herrn aber doch nicht ganz unzweideutig ist und da die Zeitungreklame seine Leistungen auch über die deutschen Grenzen hinaus geschäftig zu verbreiten sucht, so dürfen seine Behauptungen nicht überall ohne Widerspruch bleiben. Nur deshalb sollen hier die dreisten Unwahrheiten zurückgewiesen werden, Bismarck habe Rußland in den Krieg gegen die Türken gehetzt und 1875 einen neuen Feldzug gegen Frankreich geplant. Nicht der Schatten eines Beweises wird für diese Behauptungen herbeigebracht, die durchaus geeignet sind, die Achtung vor der ehrlichen und friedlichen Politik des Deutschen Reiches zu verringern. Eben so unwahr und zugleich verleumderisch ist die Angabe, Herr von Radowitz sei aus Konstantinopel abberufen worden, weil er sich mit dem russischen Botschafter Nelidow „zu tief eingelassen" hatte; die Abberufung erfolgte in Wirklichkeit nur, weil dem Fürsten Radolin ein Botschafterposten zugesagt war und weil ein Revirement den willkommenen Vorwand bot, Herrn von Schloezer zu beseitigen, der zwar als einer der fähigsten Diplomaten, aber auch als ein unbedingt zuverlässiger Anhänger des Fürsten Bismarck bekannt war.

Solchem gefährlichen Ruf wird Herr Gefficken nun freilich immer entgehen, und wenn es ihm an Beförderung fehlen sollte, so hätte er mit seinem Allerneuesten vielleicht den ersten Schritt zu lockenden Ehren gethan: er verherrlicht den neuen Kurs und solche Leute kann man brauchen, schon weil sie so selten sind. Das deutsche Volk aber, das in einer Verfeindung mit Rußland die größte und beinahe die einzige Gefahr erkennt, die von außen her seine Ruhe bedroht und die durch kein Bündniß, auch durch die wohlbekannte Freundschaft der britischen Vettern nicht, beseitigt werden kann, wird sich durch die plumpen Erfindungen eines Geschichtenträgers nicht verblenden lassen und es wird hoffen, daß die Ausblicke des neuen Samarow in die Zukunft bald eben so als thörichte Romanschreibereien erkannt werden können wie seine Rückblicke auf die Vergangenheit.

Die Arbeitvergeudung.

Wenn Arbeitkraft ungenutzt brach liegt, so kann man wohl von Vergeudung von Arbeitkraft, aber nicht von Arbeitvergeudung reden. Diese tritt erst da ein, wo die Arbeitkraft zwar in Arbeit umgesetzt wird, aber in eine Arbeit, die ohne Nutzen für das Ganze bleibt. Eine solche vergeudete Arbeit ist entweder schlechthin und in jeder Hinsicht unproduktiv; oder sie ist zwar produktiv in gewisser Hinsicht und in gewissem Grade, aber außer allem Verhältniß wenig produktiv im Vergleich zu der aufgewendeten Kraft, Mühe und Zeit; oder sie ist zwar für bestimmte Individuen produktiv, aber auf Kosten anderer Individuen und deshalb unproduktiv für das Ganze.

Schlechthin und in jeder Hinsicht unproduktiv ist ein völlig zweckloser Kraftaufwand, oder ein solcher zu unmöglichen Zwecken, oder mit absolut untauglichen Mitteln. Wenn Sträflinge, deren Arbeit darin besteht, durch ein Tretrad eine Mühle zu treiben, disziplinarisch bestraft werden sollen, so läßt man sie wohl das Rad treten, während sie wissen, daß die Verbindung mit dem Mühlwerk ausgeschaltet ist; das Bewußtsein der Arbeitvergeudung dient also als Strafverschärfung der gewöhnlichen Zwangsarbeit. Nicht besser ist die Wirkung bei zwecklosen Scheinarbeiten, die von schwachen Behörden zur sofortigen Beschäftigung Arbeitloser manchmal angeordnet werden, um die drohende Haltung der Nothleidenden zu beschwichtigen. Es wird z. B. Erde an einer Stelle ausgehoben und zu einer anderen hingekarrt. Die Arbeiter wissen dabei in der Regel, oder vermuthen wenigstens, daß sie zwecklose Arbeit verrichten, und blicken mit Recht verächtlich auf die feige List einer Behörde, die nicht wagt, Almosen zu geben, wenn Arbeit verlangt wird, die sie als zweckvolle augenblicklich nicht zu beschaffen weiß. Schlechthin unproduktiv ist auch die auf Erwerbung zweckloser Geschicklichkeiten verwandte Arbeit, z. B. auf die Kunst, Linsen durch ein enges Loch zu werfen; ferner die mühsame Anfertigung schwieriger aber zweckloser Seltsamkeiten ohne Kunstwerth mit Hilfe von Geschicklichkeiten, die einem künstlerischen Zwecke hätten dienen können, z. B. die Eingravirung des Vaterunser auf einen Kirschkern oder die Bearbeitung einer Elfenbeinkugel zu lauter in einander freibeweglichen durchbrochenen Kugelschalen. Eine auf unmögliche Zwecke vergeudete Arbeit stellt die ungeheure Summe von Kopfzerbrechen dar, welche die unlösbaren Probleme der Quadratur des Kreises und des perpetuum mobile der Menschheit bereits verursacht haben und in halbgebildeten Kreisen immer noch verursachen. Arbeiten mit absolut untauglichen Mitteln findet man in der Regel nur von Geisteskranken dauernd ausgeübt, ausnahmsweise jedoch auch von eigensinnigen

Gesunden, die sich nicht so rasch durch Erfahrungen von einem eigenthümlichen Vorurtheil abbringen lassen.

Eine relative Vergeudung von Arbeit findet auch da schon statt, wo die Mittel blos relativ untauglich sind, oder die günstigenfalls erreichbaren Zwecke ihrem Werthe nach nicht im Verhältniß stehen zu der aufgewendeten Arbeit. Die relative Untauglichkeit der Mittel ist natürlich nur nach dem jeweiligen Kulturzustande zu bemessen; so enthüllte sich z. B. Robinsons Bemühen, mit seiner Steinart einen Baumstamm zum Kahn auszuhöhlen, als eine relative Arbeitvergeudung, sobald Freitag ihm die Aushöhlung durch Feuer zeigte. Oft genug wird aber auch das Bemühen des seiner Zeit Vorauseilenden als Arbeit mit relativ untauglichen Mitteln verspottet, bis ein der Menge unerwarteter Erfolg sein Bestreben rechtfertigt und ihm den Dank der Mitwelt und Nachwelt einbringt. Die relative Zwecklosigkeit der Arbeit kann ebenfalls manchmal nur dem blöderen oder verblendeten Auge als solche erscheinen, das ihren höheren oder idealeren Zweck nicht erkennt. So verkennt eine utilitarische Zeitrichtung den Werth der reintheoretischen Wissenschaft überhaupt und hält sie für zwecklos, ähnlich wie eine exakt empirische Zeitrichtung alle metaphysischen Spekulationen als zwecklose Arbeitvergeudung verspottet oder wohl gar als gemeinschädliches theoretisches Gegenstück zu der praktischen Spekulation oder dem Streben nach arbeitlosem Gewinn brandmarkt.

Wo der Müßiggang sich seiner selbst zu schämen beginnt, da sucht er sich mit einer Geschäftigkeit zu maskiren, die sich, genauer besehen, doch wesentlich als Scheinarbeit erweist, weil sie verhältnißmäßig unwichtigen Zwecken dient. Dieser Art ist z. B. der geschäftige Müßiggang der Töchter der höheren Stände oder der wohlhabenden alten Jungfern oder berufslosen Männer. Sie rennen oft mit großer Wichtigthuerei und vieler Emsigkeit hin und her, so daß sie kaum zu irgend Etwas Zeit zu haben scheinen; in Wirklichkeit sind es aber lauter Nichtigkeiten, für die sie sich abmühen, z. B. feine weibliche Handarbeiten ohne Zweck, aber aus kostspieligem Rohmaterial, Einübung moderner Fremdsprachen, die doch nur zur Lektüre schlechter Romane oder zur Befriedigung der Eitelkeit benutzt werden, mechanische Kunstübungen ohne Talent und Geschmacksbildung (Klavierpotpourris, Blumenmalerei). Auch wo die Scheinarbeit sich auf Wohlthätigkeit richtet, bleibt es bei leerer Wichtigthuerei, bei hohlem Geschwätz in Zusammenkünften, bei Erpressung von Gaben aus der Tasche der Freunde, Bekannten und Fremden und bei halben und verkehrten Maßregeln in der Verwendung des Zusammengescharrten, während die eigentliche Arbeit von bezahlten Personen (Gemeindeschwestern u. dgl.) oder einigen wenigen verständigen und praktischen Leuten ohne viel Aufhebens besorgt wird.

Für Männer liegt der Höhepunkt der Scheinarbeit in der Vereinsmeierei, an welcher aber neuerdings sogar schon die Frauen sich betheiligen. Rechnet man die Summe von Zeit, Geldaufwand und Mühewaltung zusammen, die allein in Deutschland seit dem Jahre 1848 auf Vereinsthätigkeit verwendet worden ist, und vergleicht damit die Früchte, welche durch diese Bemühungen gezeitigt worden sind, so stehen diese so sehr außer Verhältniß zu jenen, daß sie als nahezu verschwindend gering zu bezeichnen sind und den Aufwand im Großen und Ganzen zur Scheinarbeit stempeln. Dies wird auch im Allgemeinen schwerlich bestritten werden; sonderbarer Weise macht nur Jeder eine Ausnahme gerade für diejenigen Vereine, denen er seine Kraft widmet und für die er Propaganda macht. In Wahrheit haben aber nur wenige Vereine Anspruch auf eine Ausnahmestellung, denen es in glücklicher und geschickter Weise gelungen ist, zerstreute Wohlthätigkeitbestrebungen organisatorisch zusammenzufassen. Die Genossenschaften zu wirthschaftlichen Zwecken sind etwas wesentlich Anderes als Vereine und bleiben hier ganz außer Betracht. Die Vereine zu künstlerischen und wissenschaftlichen Zwecken dagegen stiften vielleicht eben so viel Schaden wie Nutzen, und bei allen Vereinen zu agitatorischen Zwecken, an der Spitze die politischen, ist die Arbeitvergeudung geradezu himmelschreiend. In dieser Hinsicht ist die Vereinsmeierei recht eigentlich eine aus dem Freiheitrausch entspringende epidemische Kinderkrankheit des liberalen Philisterthums und einer im Phrasenschwall schwelgenden Demagogie. Soweit es sich um Vereine zu geselligen Zwecken, d. h. für Unterhaltung und Vergnügung handelt, brauchte man über deren Berechtigung kein Wort zu verlieren, wenn nur nicht diese harmlosen Ziele und die vorbereitenden Mittel zu ihnen durch Wichtigthuerei aufgebauscht oder gar durch symbolisirende Geheimnißkrämerei maskirt würden. Soweit die vorbereitende Arbeit für Vereinsvergnügungen ihren Zweck offen eingesteht, stellt sie eine völlig berechtigte Seite des menschlichen Lebens, die jedoch der produktiven Berufsarbeit zu ihrer Ergänzung bedarf, dar; soweit sie sich aber mit hochtönenden Phrasen umgiebt und höhere Zwecke vorspiegelt, verurtheilt sie sich selbst zur Scheinarbeit und in Bezug auf diese vorgespiegelten höheren Zwecke zur Arbeitvergeudung (z. B. Freimaurerthum).

Vergeudet ist fernerhin alle Arbeit, die blos dazu dient, einem unproduktiven Individuum erhöhte Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen, gleichviel ob diese Arbeit von diesem Individuum selbst, oder von Anderen für dieses verrichtet wird. Vergeudet ist z. B. das Getriebe eines ganzen Hausstandes zu Gunsten eines berufslosen Junggesellen oder einer einzelnen Jungfer; denn eine einzelne Person kann mit weit weniger Arbeitaufwand standesgemäß leben, wenn sie sich einem anderen Hausstande als Pensionär

anschließt. Die ganze Arbeit der Dienstboten, die eine alte Jungfer sich hält, ist eben so wie ihre eigene anordnende und mitwirkende Geschäftigkeit vergeudete Arbeit; aber sie wird sich in vielen Fällen weigern, den eigenen Haushalt und die mit ihm verknüpfte Scheinarbeit aufzugeben, weil sie sich nur durch diese Scheinarbeit, nur durch dieses zwecklose Drehen des Kreises um den Mittelpunkt ihres zwecklosen Ich über die verzweiflungvolle Leere hinwegzutäuschen vermag, also sich an den Schein der Arbeit für sich selbst als an den letzten Rettunganker anklammert.

Alle diese Uebelstände würden wesentlich gemildert und zum Theil ganz beseitigt werden, wenn es keine Junggesellen und alten Jungfern gäbe, und wenn den berufslosen Junggesellen und Jungfern ihr Vermögen durch Entmündigung entzogen und blos eine knappe Alimentation belassen würde. Die Männer, die sich zwischen Beruf und Familie zu theilen haben, sind in der Regel durch Beides zusammen so ausgefüllt, daß sie zu der Scheinarbeit der Vereinsmeierei wenig oder gar keine Zeit und Lust übrig haben. Die wohlhabenden Jungfern, die vor die Wahl gestellt wären, entweder in Ermangelung anderer produktiver Arbeit ein Kind anzunehmen und zu erziehen oder auf den größten Theil ihrer Renten zu verzichten, würden sich nothgedrungen meist für die erste Seite der Alternative entschließen und damit zuerst widerwillig produktiv und zuletzt dankerfüllt werden. Die Zahl der Unverheiratheten in den besseren Ständen würde aber reißend abnehmen, wenn die Junggesellen einen erheblichen Theil ihrer Einnahmen an eine Kasse zur Ernährung der mittellosen Jungfern ihres Standes abgeben müßten. Alle diese Abhilfen hat die Sozialdemokratie sich dadurch verschlossen, daß sie den Werth der Familie herabwürdigt und die Gesellschaft ohne Rücksicht auf den Geschlechtsunterschied atomistisch zerreibt, dagegen die Scheinarbeit demagogischer Vereinsmeierei zur Grundlage der Gesellschaft und des Staates aufbläht. Die berufslosen Reichen zu entmündigen und auf knappe Alimentation zu setzen, hat sie freilich nicht mehr nöthig, da sie alle Menschen wirthschaftlich entmündigt und auf knappe Alimentation (und zwar ohne Standesunterschiede) setzt, mit alleiniger Ausnahme der Demagogen, die für so lange, als sie an der Quelle sitzen, das Fett abschöpfen, aber dabei beständig vor ihrer Absetzung durch die souveraine Masse zittern müssen.

Wir kommen nun zu den Thätigkeiten, die zwar für den Einzelnen nützlich sind, aber nicht für das große Ganze und die deshalb nur im privatwirthschaftlichen, aber nicht im volkswirthschaftlichen Sinne produktive Arbeit heißen können. Von dieser Art ist alles Spiel, das nicht dem bloßen Vergnügen der Mußezeit dient, sondern an Stelle der Berufsarbeit tritt oder sich mit dieser verquickt, ferner alle aufgedrängte Vermittelung,

die den legitimen Verkehr zwischen dem Produzenten und Konsumenten erschwert und vertheuert, und endlich die zwecklose Konkurrenz und alle ihr dienenden Beschäftigungzweige.

Das Spiel produzirt keine Werthe, sondern nimmt den Verlierern genau so viel, wie es den Gewinnern, Kommissionären, Maklern, Bankhaltern und Steuererhebern, einbringt. Sicheren Nutzen haben nur die Mittelspersonen und der die Steuern erhebende Staat, Gewinnchancen haben die Kaltblütigen, Klugen und Erfahrenen, Verlustchancen die Leidenschaftlichen, Dummen und Unerfahrenen. Statthaft ist das öffentliche Spiel nur insoweit, als es den Einfluß der Intelligenz- und Charaktereigenschaften ausschließt, also reines Glücksspiel ohne augenblicklichen Anreiz der unbesonnenen Leidenschaft ist und den ganzen Bankhaltergewinn gemeinnützigen Zwecken zufließen läßt, also die Staats- und Wohlthätigkeit-Lotterien. Verwerflich dagegen sind alle Spielbanken und öffentlichen Wetten; das Erste gilt jetzt als allgemein anerkannt, während die Wetten bei öffentlichen Rennen leider noch immer geduldet sind. Der Vorwand, daß ein Theil des Bankhaltergewinns den gemeinnützigen Zwecken der Pferdezucht dient, ist nicht stichhaltig, weil der Einfluß der Erfahrenheit, Klugheit und Kaltblütigkeit gegenüber den augenblicklichen Anreizungen der Spielsucht hier nicht ausgeschaltet ist.

Das schädlichste aller Spiele entfaltet sich an dem Centralmarkt für den Terminhandel in Fonds, Effekten und Produkten, d. h. an der Börse. Hier tritt zu allen sonstigen Uebelständen des Spiels noch der hinzu, daß die Spieler selbst in ihrer Gesammtheit durch Angebot und Nachfrage einen Theil der Bedingungen herbeiführen, von denen Gewinn und Verlust abhängt, daß also die stärkeren Spieler vor den schwächeren die besseren Chancen voraus haben und diese schon allein kraft ihrer größeren Kapitalmacht rupfen können. Die Intelligenz, d. h. die kluge Berechnung der politischen und wirthschaftlichen Konjunkturen, tritt mehr und mehr zurück gegen brutale Machtkämpfe der Parteien innerhalb der selben Börse und der verschiedenen Börsenplätze gegen einander. Die haute finance wird zu faiseurs, die kleine Spekulation theils zu Mitläufern, theils zu Schlachtopfern, d. h. theils zu Hyänen, welche die von den Löwen übrig gelassenen Knochen benagen, theils zur Beute der Großen. Von dem Heere der kleinen Bankiers, denen die soliden Geschäfte von den Großbanken weggenommen sind, sucht ein Theil Entschädigung in den Provisionen der Spekulationgeschäfte des Privatpublikums und wird dadurch zu Schleppern, die dem Moloch der Börse immer neue Opfer zuführen. Die Dummen, die nicht alle werden, finden sich stets von Neuem zu dem Versuch bereit, ihre Ersparnisse oder ihr Erbe in spekulativen Umsätzen

zu vermehren und sehen sie dann bei der ersten Börsenkrisis zusammenschmelzen. Selten wirkt die erste Lektion genügend abschreckend; in der Regel vermehrt sie nur die Gier der Spieler, durch größere Spekulationen das Verlorene wieder einzubringen, bis endlich der Schaden gründlich genug wird, um die Leute klug zu machen, und die gebrannten Kinder dann das Feuer scheuen.

Eine Abhilfe kann hier nur aus der Aufklärung des Publikums entspringen. Eine Erhöhung der Umsatzsteuer kann Etwas helfen, aber im Ganzen doch recht wenig; d. h. sie beschränkt das Spiel in flauern und geschäftslosern Zeiten, aber nicht merklich in solchen, wo der Spieltrieb durch starke Schwankungen Nahrung findet und sich mit Leichtigkeit über das erhöhte Kartengeld hinwegsetzt. Eine Beschränkung des Termingeschäfts würde zwar die wildesten Auswüchse des Spiels beschneiden, aber mehr die berufsmäßigen Kleinspekulanten behindern als das Privatpublikum, das sich auch vorwiegend auf Spekulationen in Kassengeschäften beschränkt. Sie wäre übrigens leichter durchführbar an der Produktenbörse als an der Fondsbörse, wenn die Terminkurse in Produkten auf bestimmte durch Lagerscheine oder Frachtscheine designirte Waaren beschränkt würden; gerade an der Produktenbörse pflegt das Privatpublikum bis jetzt nur ganz ausnahmsweise zu spekuliren. An der Fondsbörse könnte die Zahl der zum Terminhandel zugelassenen Werthe etwas vorsichtiger beschränkt werden; aber wenn nicht die unentbehrliche Agiotage unterbunden werden soll, so muß der Terminhandel in den internationalen Werthen bestehen bleiben und darf nicht einmal von zu hoher Steuer getroffen werden. Eine Unterscheidung zwischen Spiel und reellem Geschäft ist beim Terminhandel eben so unmöglich wie beim Kassengeschäft, weil jedes reelle Geschäft zum Spiel mißbraucht werden kann und die Motive und Zwecke der Käufer und Verkäufer beim Geschäftsabschluß sich der Erkennbarkeit entziehen. Nur eine Gattung von Geschäften, die Prämien-, Rückprämien-, Stellage- und Noch-Geschäfte scheinen für das solide kaufmännische Geschäft so weit entbehrlich, daß ihnen die Klagbarkeit abgesprochen werden könnte. Aber gerade diese Geschäftsformen verleiten viele kleine Spekulanten zu Engagements, die ihre Kräfte übersteigen, und werden von unsoliden Bankiers benutzt, um Privatleute zu Spekulationen zu verführen.

Viel könnte erreicht werden, wenn die nicht im Dienste der Börse stehenden Parteien und Zeitungen immer von Neuem das Publikum vor jeder Betheiligung an der Spekulation der Börse warnten, und zwar nicht nur im Allgemeinen, sondern unter immer wiederholter Aufzählung der auf dem Umsatz ruhenden Lasten und Gefahren, und unter Aufdeckung der Usancen und Kniffe der Kommissionäre. Die konservative, katholische, antisemitische

und sozialdemokratische Partei würden sich ein weit größeres Verdienst erwerben, wenn sie die Spielwuth und die Leichtgläubigkeit der Menschen durch aufklärende Flugblätter und belehrende Broschüren bekämpften, als dadurch, daß sie die Börse angreifen und Diejenigen, die berufsmäßig an ihr wirken. Der Zug der Zeit dürfte übrigens dahin führen, daß die Betheiligung des Publikums am Börsenspiel sich ganz von selbst verringert und daß das kleine Spekulantenthum, theils durch immer schnellere Abschlachtung, theils durch Verschärfungen der Börsenordnung, aus der Börse mehr und mehr hinausgedrängt wird. Im Durchschnitt sind schon jetzt die Bankinstitute für die Verführung des Publikums zum Spiel nicht so gefährlich wie die kleinen Bankiers; je mehr aber die Centralisation des Bankgeschäfts fortschreitet, desto solider werden die Großbanken und desto unsolider müssen die kleinen Bankiers im Durchschitt werden. Mit der unaufhaltsam fortschreitenden Centralisation wird also ein immer größerer Theil des unerfahrenen Privatpublikums den gefährlichen Rathschlägen des unsoliden Theils der kleinen Bankiers entzogen; je schärfer die Scheidung zwischen diesen beiden Gruppen wird, desto offenkundiger wird auch für den Unerfahrenen die Größe des Risikos, wenn er den Rathschlägen der Bankieres zu spekulativen Umsätzen Folge leistet. Immer größer wird der Theil des Nationalvermögens der von staatlich geleiteten Instituten (Reichsbank und Seehandlung) verwaltet wird, trotz des abschreckenden Fanatismus in ihrer geschäftlichen Behandlung; immer größer wird damit die Summe der nationalen Ersparnisse, die vor den Stürmen der Börse in den ruhigen Hafen gerettet ist. Die Großbanken werden schon durch die Konkurrenz der Reichsbank zu immer soliderer Geschäftsgebahrung im Verkehr mit dem Privatpublikum hingedrängt, und wenn es schließlich zu deren Fusion mit der Reichsbank kommen sollte, so werden damit dem Börsenspiel seine ergiebigsten Wurzeln abgegraben sein. Die kleinen Bankiers werden sich dann zu dem Kommissiongeschäft der vereinigten Großbanken ähnlich verhalten, wie jetzt der im Budikerkeller seine Aufträge sammelnde Pfuscher zum etablirten Bankgeschäft. Aber weit mehr intelligente Bankleute, als jetzt in eigenen Geschäften den aufreibenden Kampf mit Krisen ringen, werden dann als pensionberechtigte Beamte der Reichsbank ein sorgenfreies Dasein führen.

Auch im Produkten- und Waarengeschäft hat die Spekulation in bedenklichem Maße um sich gegriffen, hauptsächlich aber deshalb, weil im Großhandel die Provisionen und die Marge der Agiotage jetzt durch die Konkurrenz allzu sehr gedrückt sind, um kleineren und selbst mittleren Geschäften einen hinreichenden Gewinn bei solidem Betrieb übrig zu lassen. Es ist also grade der Niedergang des Geschäftsgewinns, der

viele Kaufleute dazu drängt, in der Spekulation, d. h. in der Ausnutzung von Konjunkturen der Zukunft, einen Ersatz zu suchen. Diese Thatsache spricht beredt genug gegen den Vorwurf, als ob die Kaufleute im Allgemeinen zu viel verdienten, und beweist, daß sie für den bisher üblichen Umfang des Geschäftsbetriebes sogar schon zu wenig verdienen. Die Folge ist auch hier, daß die kleinen und mittleren Geschäfte weniger fähig sind, die Krisen zu überdauern, und deshalb schneller und schneller von den großen aufgesaugt werden, die in der Größe ihres Umsatzes Entschädigung für den relativ geringeren Verdienst finden, und durch ihre Kapitalkraft eher im Stande sind, die Regulirungpreise zu ihren Gunsten zu beeinflussen.

Die Arbeit des Handels ist produktiv, soweit sie dazu dient, Güter von einem Erzeugungort, wo ihr Bedarfswerth gering ist, zu einem Verbrauchsort zu führen, wo ihr Bedarfswerth höher ist; denn sie erhöht dadurch die Summe der Erdengüter ihrem Werthe nach um diese Differenz. Der Nutzen des Handels ist um so größer, wenn er sich mit Veredelung, z. B. durch geschickte Mischung von Waaren, verbindet, und sein Verdienst ist um so höher, je mehr er als Pfadfinder und Entdecker Güter in neuen Erzeugungorten aufsucht und dadurch den Kulturvölkern zugänglich macht. Aber der Handel wird in dem Maße unproduktiv, als die Bezugsquellen bekannter, die Verbindungen bequemer, die Rechtsverhältnisse sicherer werden; denn dann wird es immer leichter für den Konsumenten, die Waaren direkt zu beziehen. In unkultivirten Zeiten und Ländern ist der Unterschied zwischen dem Waarenpreis am Erzeugungort und am Verbrauchsort und die Zahl der Zwischenglieder des Handels sehr groß, in kultivirten werden beide immer kleiner, bis schließlich der Konsument direkt vom Produzenten bezieht. Der Handel sieht natürlich diesen Prozeß seiner allmählichen Ausschaltung ungern und empfindet ihn wie eine Verletzung seiner gewohnheitmäßigen Rechte; er sträubt sich deshalb nach Kräften dagegen und sucht seine Position auch in solchen Beziehungen noch zu behaupten, wo sie ihre Berechtigung bereits verloren hat. Durch List und Gewalt, durch Verführung zu ungesundem Kredit und manche andere Kunstgriffe, gelingt ihm dies auch längere Zeit; aber die Produzenten und Konsumenten erkennen dann mit der Zeit immer deutlicher, daß der überlebte und überflüssig gewordene Handel zu einem wirthschaftlichen Parasiten herabgesunken ist, der von ihnen mitlebt auf Grund einer unproduktiven Scheinarbeit. Kein Wunder, daß dann die längere Zeit vergeblichen Bemühungen, sich von diesem Schmarotzer zu befreien, zu Abneigung und Haß führen, und daß der Haß gegen den Handel dann auch leicht über sein Ziel hinausschießt, d. h. mit dem nicht mehr berechtigten Handel auch

den noch berechtigten trifft, um so weniger, als der Haß gegen die unproduktive Spekulation sich mit dem Haß auf den unberechtigten, die Waaren vertheuernden Handel verbindet. Im Allgemeinen kann man zugeben, daß wir gegenwärtig noch viel zu viel Zwischenglieder im Handel haben, — daß sich namentlich im Inlandshandel die Vermittelung zwischen Konsumenten und Produzenten viel zweckmäßiger und einfacher gestalten ließe, daß aber auch im ausländischen Handel noch eine Menge unnützer Umwege und überflüssiger Transporte eine große Rolle spielen. Alle diese überflüssigen Zwischenglieder stellen im volkswirthschaftlichen (wenn auch nicht im privatwirthschaftlichen) Sinne vergeudete Arbeit dar.

Das Gleiche gilt für einen großen Theil des Agentur- und Kommissiongeschäftes, das früher erforderlich war, um Nachfrage und Angebot mit einander in Berührung zu bringen, jetzt aber durch das Inseratenwesen in allgemeinen und Fach-Zeitschriften entbehrlich geworden ist. Er versteht es aber trefflich, durch sein vielgeschäftiges Eindrängen zwischen Käufer und Verkäufer die direkte Berührung Beider geschickt zu erschweren, z. B. durch vordringliche Benutzung der Inserate das Publikum zu ermüden, bis es endlich doch ihm in die Hände fällt, so z. B. auf dem Grundstück- und Hypothekenmarkt, zum Theil auch auf dem Gebiet des Arbeitnachweises, der Gesindevermiethung u. dgl. Geradezu monopolisirt hat die Agentur das Gebiet der öffentlichen Schaustellungen, Theater, Konzerte und artistischen Vorführungen. Insbesondere die Bühnenkünstler sind theilweise zu einer geradezu unwürdigen und demoralisirenden Leibeigenschaft unter blutsaugerische Agenten herabgedrückt, zumal, wo der Wucher sich zum Agenturmonopol hinzugesellt.

Daß der Wucher eine unproduktive Beschäftigung ist, wird kaum bestritten werden. Er hat mit dem Spiel das gemein, daß er den Leichtsinn und die Unerfahrenheit ausbeutet; mit der Börsenspekulation, daß der Kapitalkräftige seine Ueberlegenheit benutzt, um den Schwachen abzuschlachten; mit der monopolisirten Agentur, daß die Ausbeutungsgebiete, namentlich auf dem Lande, durch Uebereinkunft unter bestimmte Agenten, Zwischenhändler und Wucherer vertheilt werden. Aber er ist gehässiger als alle diese, dadurch, daß er die Nothlage seiner Opfer ausbeutet, daß er die vorhandene Nothlage künstlich steigert, um sie energischer brauchen zu können, und daß er seine Personalunion mit Zwischenhandel oder Agentur dazu benutzt, um unter Mißbrauch der Unerfahrenheit und des Leichtsinnes Nothlagen künstlich herbeizuführen, wo solche vorher gar nicht bestanden.

Eduard von Hartmann.

Krafft-Ebing und der Hypnotismus.

Bekanntlich hat die Irrenheilkunde in den letzten Jahrzehnten riesige Fortschritte gemacht, wie man nach einer vorurtheilslosen Betrachtung zugeben muß. Wir wissen z. B. seit einigen Jahren, daß man Hunde durch Drehen auf einer Centrifugalmaschine blödsinnig machen kann. Wer also nicht blödsinnig werden will, wird gut thun, sich nicht auf der Centrifugalmaschine herumdrehen zu lassen. Ob die Abnahme der Tanzlust bereits eine Folge jenes geistvollen Experiments ist, weiß ich nicht; immerhin wäre doch, wenn das Drehen mit der Maschine einen Blödsinn herbeiführt, etwas Schwachsinn vom Tanzen zu befürchten. Es ist mir nicht mehr in Erinnerung, welche Rolle es spielt, ob die Hunde nach rechts oder nach links herumgedreht werden; auch ist mir nicht bekannt, ob man schon die Frage untersucht hat, wer eigentlich blödsinniger ist: der in dieser Weise mißhandelte Hund oder Derjenige, der dieses Experiment für einen Fortschritt der Irrenheilkunde hält. Auch sonst müssen die Fortschritte der Irrenheilkunde Bewunderung hervorrufen. Man braucht nur die Erzählungen über den wohlthätigen Einfluß der für Irre bestimmten Privatanstalten zu lesen. Der große Nutzen dieser Art von Hotels für die Heilung von Geisteskrankheiten ist zwar noch nicht bewiesen; aber wenn man ihn oft genug behauptet, glauben es doch Manche, und das berechtigte Mißtrauen gegen derartige Gasthäuser für Irre wird beseitigt. Fast hätte ich vergessen, die großen Fortschritte zu erwähnen, die in neuerer Zeit die Erkennung von Geisteskrankheiten gemacht hat. Hier sind die Leistungen so groß, daß wir bei einigem guten Willen im Stande sind, jeden Menschen für geisteskrank oder doch für ein wenig entartet zu erklären. Wer wollte bestreiten, daß diese Vervollkommnung der Irrenheilkunde überwältigend ist?

Gewiß hat man unter diesen Umständen das Recht, neue Forschungen auf dem Gebiete der Psychiatrie zurückzuweisen; denn wozu sollen sie nützen, nachdem die Irrenheilkunde einen so hohen Grad der Ausbildung erreicht hat! Da ist z. B. in Wien ein Psychiater, Professor v. Krafft-Ebing, der das Bewußtsein des Menschen am Menschen zu studiren sucht; Krafft-Ebing weiß offenbar nicht, daß man, um die Menschen zu studiren, an Schweinen und Fröschen experimentiren muß. Er hat sich zwar dadurch, daß er einen anderen Weg ging, bereits um die Menschheit und die Heilkunde wesentliche Verdienste erworben, aber immerhin ist das heute nicht so wichtig wie Vivisektionen und andere Methoden. So hat er z. B. eine Krankheit, die man als Mania transitoria bezeichnet, genauer beschrieben; sie äußert sich in einer plötzlich ausbrechenden Tobsucht, der vollkommene Erinnerungslosigkeit für alles in diesem Zustande Vorgefallene folgt. Schwere

Gewaltthaten sind in solchen Zuständen der Bewußtseinsstörung bereits begangen worden. Man hat früher solche unglückliche Kranke als Verbrecher behandelt; wesentlich Krafft-Ebing ist es zu danken, daß es gelungen ist, Kranke, denen kein Gerichtshof der Welt ihre Unschuld geglaubt hätte, vor entehrender Strafe zu schützen. Daß ein solches Verdienst vom Standpunkte der Menschlichkeit als eines der höchsten betrachtet werden muß, mag sein; aber es darf vom Standpunkte des exakten Forschers aus Krafft-Ebing der Vorwurf nicht erspart werden, daß er das Bewußtsein des Menschen nicht dadurch zu erforschen sucht, daß er an dem Gehirn des geistig so hoch stehenden Schafes experimentirt. Ich will auf die zahlreichen sonstigen Verdienste Krafft-Ebings, die er als Mensch, Arzt und Forscher sich erworben hat, nicht ausführlich eingehen. Er hat auf zahlreichen Gebieten geradezu bahnbrechend gewirkt. Bekannt ist es, daß er die krankhaften Erscheinungen der geschlechtlichen Liebe gründlich studirt hat. Er ging hier von der sehr richtigen Ansicht aus, daß für den Arzt die Kenntniß dieser Dinge mindestens so wichtig ist wie das nutzlose Auswendiglernen chemischer Formeln.

In neuerer Zeit hat Krafft-Ebing nun durch Arbeiten auf dem Gebiete des Hypnotismus diesen zu fördern verstanden. Er hat auch hierbei die naive Anschauung, daß es für den Arzt wichtiger sei, kranke Menschen zu heilen, als Hunde blödsinnig zu machen. Er hat aber den Hypnotismus nicht nur unmittelbar vom Standpunkte der Heilkunde aus studirt, sondern auch von dem der Psychologie, die hier als eine Hilfswissenschaft für die Heilkunde betrachtet werden muß und dieser großen Nutzen bringen wird. So hat dieser Wiener Forscher in neuester Zeit durch Experimente, die er an einem Fräulein P. anstellte, den Versuch gemacht, in der Hypnose die Person in eine frühere Lebensperiode zurückzuversetzen. Da Krafft-Ebing seine Versuche veröffentlicht hat,*) ist es auch für Fachleute, die nicht Augenzeugen waren, möglich, ein Urtheil sich zu bilden. Wer sich mit hypnotischen Experimenten vielfach beschäftigt hat, wird kaum darüber im Zweifel sein, daß Fräulein P. wirklich in hypnotischem Zustande war. Ein Urtheil hierüber steht allerdings nur Denen zu, die die Frage selbst gründlich studirt haben; bei zahlreichen seelischen Zuständen ist man keineswegs im Stande, mit mathematischer Genauigkeit Anderen zu beweisen, daß die Zustände echt und nicht simulirt sind. Wer das verlangt, beweist damit nur, daß ihm jedes Verständniß hierfür abgeht. Wenn Jemand wissen will, ob eine Person einen abnormen seelischen Zustand, etwa eine Geistesstörung, simulirt, so ist zur Entscheidung, ob Simulation vorliegt oder nicht, keineswegs jeder Beliebige befähigt, sondern nur Derjenige, der

*) Prof. v. Krafft-Ebing, Hypnotische Experimente. Stuttgart 1893.

in gewissenhafter Weise sich mit der Beobachtung und Erkennung solcher Zustände beschäftigt hat. Wie oft gelingt es dem Sachverständigen nicht einmal, den gelehrten Richter von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen! Das kommt eben daher, daß das Bestehen abnormer seelischer Zustände nicht wie das Vorhandensein eines materiellen Objekts demonstrirt werden kann. Mit dem selben Recht, wie man die Hypnose leugnen mag, kann man auch das Vorhandensein der meisten Geisteskrankheiten und der Hysterie bestreiten. In der That wurden vor gar nicht langer Zeit Hysterie und Simulation oft verwechselt. Man nahm an, daß, wenn eine hochgradig nervöse Frau starke Kopfschmerzen hatte, sie simulire, daß, wenn sie Schmerzen im Arm oder an einem anderen Körpertheil hatte, sie sich verstellte; wenn sie behauptete, daß sie nicht aufstehen könne und liegen bleiben müsse, wurde das für Faulheit und Ziererei gehalten. So sind von jeher in der Medizin seelische Zustände verkannt worden, und so glauben auch heute noch Einzelne, die Hypnose dadurch bekämpfen zu können, daß sie die Versuchspersonen einfach als Schwindler betrachten.

Wonach sollen wir uns bei der Frage der Simulation richten? Sie darf nicht ausschließlich dadurch entschieden werden, daß die Versuchsperson moralisch intakt ist und daß sie kein Interesse hat, Andere zu täuschen. Diese Umstände können die Beweiskraft der sonstigen Momente unterstützen, aber man darf sie nicht als einzigen Beweis gegen die Simulation hinnehmen. Professor Moriz Benedikt in Wien hat die hypnotischen Versuche Krafft-Ebings sehr abfällig beurtheilt. Es ist ganz gut, in der Medizin möglichst mißtrauisch zu sein, aber nicht nur den Hypnotischen, sondern auch einigen „wissenschaftlichen" Forschern gegenüber. Es ist ganz vortheilhaft, deren moralische Qualität nicht als einen Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptungen hinzunehmen. So leid es mir thut, so muß ich bekennen: Benedikts Angabe, er habe sich ernstlich mit der Hypnose beschäftigt, glaube ich nicht, bevor er seine Behauptung nicht bewiesen hat. Es würde unser Differenzpunkt vielleicht darin zu finden sein, daß ich unter ernsten Forschungen etwas Anderes verstehe als Herr Benedikt.

Betrachten wir die Art der Krafft-Ebingschen Experimente. Daß man im Stande ist, einzelne Personen durch Suggestion in frühere Lebensperioden zurückzuversetzen, kann keinem Zweifel unterliegen. Ich selbst habe eine ganze Reihe derartiger Versuche gemacht und einen Theil davon veröffentlicht; ich habe solche Experimente bis in die neueste Zeit fortgesetzt und immer wieder Bestätigung der früheren Erfahrungen gefunden. Frauen, denen man in tiefer Hypnose die Suggestion giebt, daß sie sieben bis acht Jahre alt seien, verlangen ihre Puppe oder glauben zu spielen; sie nennen die Namen der Mitschülerinnen, neben denen sie sitzen. Erkundigungen

ergeben alsdann die Richtigkeit der durch Suggestion geweckten Erinnerungbilder. Ob in der Hypnose Vorstellungen geweckt werden können, die unter normalen Verhältnissen, d. h. ohne Hypnose, nicht ins Bewußtsein treten, ist eine andere Frage; indessen kann das nach einigen bekannten Versuchen angenommen werden. Unter den Opponenten Krafft-Ebings trat nun besonders Benedikt hervor. Es war dies um so wunderbarer, als er früher einen ähnlichen Fall von geschärfter Erinnerungfähigkeit in der Hypnose berichtet hat. Es handelte sich um einen Mann, der in der Kindheit die wallisische Sprache geredet hatte und sich ihrer auch in der Hypnose bediente, obwohl er sie im wachen Zustande nicht kannte. Benedikt berichtete das nach einer Erzählung von Hansen, ohne die nothwendige Kritik daran zu knüpfen, während er an Krafft-Ebings Experimente, die das Gleiche beweisen sollten, nicht eine Kritik knüpft, sondern eine Erwiderung, wie man sie unter gebildeten Leuten nicht finden sollte. Wer Benedikt kennt, den wird der Unterschied zwischen jetzt und damals nicht verwundern. Benedikt ist immer anderer Meinung und opponirt stets. Er würde dies höchstens dann nicht thun, wenn man ihn für den bedeutendsten Nerven- und Irrenarzt erklärte.

Da für eine solche Erklärung die Aussichten schlecht sind, wird Benedikt auch fernerhin anderer Meinung sein. Daß er auf die modernen Forschungen über Hypnotismus schlecht zu sprechen ist, hat seinen Grund vielleicht darin, daß durch sie sich sehr leicht nachweisen läßt, wie die meisten Behauptungen Benedikts durch Autosuggestionen entstanden sind, d. h. dadurch, daß er sich Etwas einredete. Wenn ich auch mit Vergnügen der Gastfreundschaft Benedikts mich erinnere, so wird man doch meine Offenheit über ihn als Forscher und Arzt selbstverständlich finden, und sicherlich wird Benedikt selbst das in erster Linie thun, da er so sehr für die Wahrheit schwärmt. Benedikt ist überhaupt etwas schwärmerhaft veranlagt und, was er sieht, macht seiner Phantasie manchmal alle Ehre. So erinnere ich mich noch, wie er bei Lähmungen, die er behandelt hatte, Besserungen sah, die Andere und auch ich, da wir weniger Phantasie besaßen, nicht erkannten.

Es wird gegen Krafft-Ebing eingewendet, daß, wenn solche Experimente der Rückversetzung in eine frühere Lebenszeit möglich wären, man auch ein Hellsehen erreichen müsse, das Krafft-Ebing bestreitet. Hierauf sei nur erwidert, daß man nach Krafft-Ebing durchaus nicht im Stande ist, Vorstellungen, die niemals von dem Individuum aufgenommen worden sind, zu erwecken; man kann nicht Vorstellungen bei einer hypnotischen Person bewußt werden lassen, die erst später aufgenommen werden sollen; wohl aber kann man — und das stimmt mit den Erfahrungen der Psychologie überein — Vorstellungen erwecken, die früher aufgenommen wurden, die aber unter normalen Verhältnissen nicht bewußt sind. Es ist eine

bedauerliche Erscheinung, daß Viele nur Das für bewiesen halten, was sie täglich sehen. Und doch ist eine solche Methode gründlich falsch. Es giebt Dinge, die selten beobachtet werden, die aber nichtsdestoweniger vorkommen; deshalb, weil man in verhältnißmäßig wenigen Fällen die Reproduktion früher aufgenommener, sonst unbewußter Vorstellungen in der Hypnose beobachtet, deshalb stellen diese Fälle doch nicht einen dummen Schwindel dar, wie Benedikt erklärt. Es sprechen Viele das Wort „Schwindel" sehr vorschnell aus. Wenn irgend ein Kurpfuscher ein neues angebliches Heilmittel anbietet, so bezeichnet man das oft als Schwindel. Benedikt will durch Elektrizität und andere Mittel Krankheiten geheilt haben, die andere Aerzte auf diese Weise noch nicht geheilt haben. Was würde er nun wohl sagen, wenn man seine Angaben einfach als Schwindel und ihn als einen Schwindler bezeichnen würde! Was Benedikt recht ist, ist den Kurpfuschern billig. Ich glaube aber nicht, daß Benedikt bewußt täuscht; vielmehr nehme ich an, daß — ganz eben so wie viele Kurpfuscher — Benedikt sich selbst Erfolge einredet, die er gar nicht erzielt hat. Von anderer Seite ist besonders in Zweifel gezogen worden, ob die von Benedikt gestellten Diagnosen richtig waren; man nimmt an, daß er Krankheiten, die gar nicht vorhanden waren, durch Elektrizität zu heilen glaubte und daher natürlich Wunder bewirkte.

Bei den Experimenten Krafft-Ebings kamen, wie wir sehen, zwei Fragen in Betracht: erstens, ob überhaupt Hypnose und zweitens ob eine Rückversetzung in frühere Lebensperioden bestand. Mir würde das Urtheil Krafft-Ebings über die erste Frage höher stehen als das von zahlreichen Nichtsachverständigen. Uebrigens läßt auch der berühmte Wiener Hirnanatom und Psychiater Obersteiner, der sich eingehend mit Hypnotismus beschäftigt hat, in seiner trefflichen Arbeit über Hypnotismus*) den Versuchen Krafft-Ebings die ihnen gebührende Anerkennung zu Theil werden.

Was die zweite Frage betrifft, so kommt es darauf an, ob bei den Versuchen Krafft-Ebings, der seine Versuchsperson in frühere Lebensalter zurück zu versetzen suchte, wirklich diese geschaffen wurden, oder ob die P. in Folge der Suggestion irgend einen Typus für ein siebenjähriges Kind darstellte. Beides ist möglich; es giebt Personen, denen man in Hypnose sagen kann, sie seien Friedrich der Große, und die dann, soweit ihre Wissenschaft über Friedrich den Großen reicht, diese Persönlichkeit kopiren. Eben so könnte die Versuchsperson ein beliebiges siebenjähriges Kind darstellen. Man kann einem dreißigjährigen Manne, der Müller heißt, suggeriren, er solle der siebenjährige Schulze sein; er wird in diesem Falle sich ganz und gar wie der siebenjährige Schulze benehmen, nicht aber so, wie er selbst sich

* Heinrich Obersteiner, die Lehre vom Hypnotismus, Leipzig und Wien 1893.

als siebenjähriger Junge benommen hat. Die zweite Möglichkeit ist die, daß der Betreffende sich in seine eigene frühere Lebenszeit zurückversetzt glaubt. Dies nimmt Krafft-Ebing bei seinen Versuchen an; auch ich halte es nach der Darstellung der Versuche für wahrscheinlich.

Es ist nicht nothwendig, daß nun alle früheren Vorstellungen wieder geweckt werden können; ein Theil von ihnen kann auch in der Hypnose nicht mehr geweckt werden. Deshalb muß der suggerirte Zustand gewisse Lücken darbieten, wenn man ihn mit der früheren Lebenszeit vergleicht, und ich glaube, daß solche Lücken sich auch bei Krafft-Ebings Fall zeigten; z. B. stimmt die in dem suggerirten Alter gelieferte Handschrift nicht vollkommen mit der früheren überein. Mehr Werth als auf die Handschrift ist aber auf das Verhalten der Versuchsperson zu legen, das in einem Falle von deren Mutter als ganz identisch mit dem in der früheren Lebenszeit bezeichnet wurde.

Auch scheint mir ein Versuch, den Krafft-Ebing berichtet, wichtig. Als Fräulein P. um etwa 26 Jahre jünger gemacht wurde und sich als siebenjähriges Kind benahm, wurde ihr plötzlich die Mutter gezeigt — und zwar die wirkliche Mutter. Das Kind wurde gefragt, wer das sei; es erschrak und erwiderte mit betrübter Miene, daß das seine Mutter sei; aber sie sähe ganz anders aus.

Krafft-Ebing glaubt auch aus anderen Gründen, daß es sich nicht um die Schaffung eines neuen Typus bei der P. handelte, sondern daß sie wirklich sich in die frühere Lebenszeit zurück versetzt fühlte. Er nimmt das besonders mit Rücksicht darauf an, daß zur Darstellung einer neuen Persönlichkeit eine bedeutende schauspielerische Leistung gehört, deren kaum die hervorragendste Künstlerin, geschweige denn eine Persönlichkeit von so geringem schauspielerischen Talent, wie Fräulein P., fähig wäre.

Daß wir uns im Schlafe häufig in frühere Lebensalter zurückversetzt fühlen, ist bekannt. Einer der häufigsten Träume, den noch Greise haben, ist der Traum vom Abiturientenexamen und besonders vom Durchfall dabei. Wenn nun hier auch oft nur ein Phantasiebild vorliegt, in dem doppelten Sinne, daß es sich um Rückversetzung in ein früheres Alter und gleichzeitig um eine Täuschung über die damalige Situation handelt (wenn das Abiturientenexamen seinerzeit glücklich bestanden wurde), so giebt es doch auch Träume, in denen man frühere Situationen noch einmal durchlebt. Allerdings wird nur selten mit der Vollständigkeit, wie es durch eine Suggestion in Hypnose geschieht, im natürlichen Traume die frühere Situation geschaffen werden. Was den gewöhnlichen Schlaf ferner von der Hypnose unterscheidet, ist der Umstand, daß in ihm der Betreffende fast bewegungslos die Situation träumt, während der Hypnotische oft Bewegungen macht. Aber wir treffen hier viele Uebergänge an. Es giebt Hypnotische,

die sich in jede frühere Lebenszeit zurückversetzen lassen, ohne Bewegungen zu machen; sie träumen z. B., daß sie zehn Jahre alt seien; sie glauben zu spielen, während sie in Wirklichkeit keine Bewegung machen; andere machen Bewegungen, jedoch nur langsam und schwerfällig. Es zeigen sich aber auch alle möglichen Uebergänge, bis zu jenen Personen, die Alles thun, was man ihnen suggerirt, und die, vollkommen der suggerirten Situation angemessen, so lebhaft wie im normalen Leben sich bewegen.

Es wurde von Benedikt angegeben, die Versuchsperson Krafft-Ebings sei hysterisch und daher zum Schwindel geneigt. Daß Benedikt eine Person, die er gar nicht kennt, als hysterisch bezeichnet, ist ein Beweis für seine Kritik. Krafft-Ebing gehört nicht zu den Psychiatern, die jeden Menschen für hysterisch oder für geisteskrank halten. Er hält auch Fräulein P. nicht für hysterisch, und ich glaube, daß sein Urtheil in dieser Beziehung höher steht als das von Leuten, die jede Frau, wenn sie einmal über Kopfschmerzen klagt, als eine hysterische, verlogene Person bezeichnen.

Welche maßlosen Ungerechtigkeiten gegen die Hysterischen bisher begangen worden, will ich hier nicht weiter erörtern; ich will auch die weiteren Ausführungen Benedikts über hysterische Frauen nicht besprechen. Ich betrachte sie, die Benedikt so sehr brandmarkt, als unglückliche Geschöpfe und keineswegs nur als Personen, die immer blos das Interesse haben, die Umgebung zu täuschen. Die niedrigen Charaktereigenschaften, die Benedikt allen Hysterischen zuzuschreiben scheint, bestehen nicht immer und sind mit der bei Benedikt gewohnten Uebertreibung geschildert worden. Man sollte sich doch einmal in ärztlichen Kreisen dessen bewußt sein, daß der Beruf des Arztes ein humaner ist, und daß es uns nicht ansteht, kranke Personen so zu charakterisiren, wie es Benedikt thut. Im Uebrigen hat Krafft-Ebing vollkommen recht, zu behaupten, Benedikts Rede sei ein Kampf gegen Windmühlen, da Fräulein P. überhaupt nicht hysterisch sei.

Krafft-Ebing hat sich wiederholt über den therapeutischen Werth der Hypnose und Suggestion geäußert. Gewiß ist es bei den „riesigen Fortschritten", die die Heilkunde gemacht hat, ein schweres Vergehen von Krafft-Ebing und Anderen, daß sie ein neues Heilmittel zu studiren suchen. Allerdings handelt es sich hier um ein Mittel, das den Fabrikanten chemischer Präparate, den Badedirektionen und anderen Geschäftsleuten, keinen Gewinn bringt, und das daher nicht auf dem Wege gewöhnlicher Reklame in die Praxis eingeführt wird. Immerhin werden Diejenigen, die an den „Schwindel" von den großen Fortschritten der Heilkunde durch die Chemie und Physik nicht glauben, die Versuche Krafft-Ebings auch vom Standpunkte der Humanität mit größtem Interesse aufnehmen. Dr. Albert Moll.

Gewerbe-Unordnung.

Der preußische Minister für Handel und Gewerbe hat am 15. August einen Erlaß an die Oberpräsidenten gerichtet, in dessen Einleitung gesagt wird: „Diese Vorschläge zur Organisation der Handwerker stellen das unverbindliche Ergebniß vorläufiger Erwägungen dar und sollen im Wesentlichen nur die Grundlage für weitere Erörterungen abgeben, bei denen die Auslassungen der Behörden und die von der Oeffentlichkeit zu erwartende Kritik gewürdigt und berücksichtigt werden." Dieser letzte Satz bestimmt mich, der ich, als Sohn eines Handwerkmeisters, mich früher sehr eifrig mit der Handwerkerfrage beschäftigt habe, mich dem Thema von Neuem zuzuwenden. In den letzten zehn Jahren hat sich die Sachlage in gewisser Beziehung geändert. Konservative und Centrum sind immer energischer für die Forderungen der Handwerker eingetreten und der Bundesrath hat die darauf bezüglichen Beschlüsse des Reichstages (Befähigungnachweis) verworfen. Besonders diese Thatsache hat die denkenden Handwerker erbittert und sie bestimmt, sich theils in die Arme der Sozialdemokratie zu werfen, theils sich von jeder Agitation fern zu halten und in dumpfer Verzweiflung den völligen Ruin des Handwerkes zu erwarten. Dies bestätigte einer der wenigen Handwerksmeister, die im Reichstage sitzen, ein um die Sache des Handwerkes hochverdientes Mitglied des Centrums. Jener Herr klagte mir Ende 1891, daß seine Wähler ihm sagten: Was hat es uns nun genützt, daß wir einen wahrhaft konservativen, königstreuen Mann, der Muth und Fähigkeit hat, für unsere Forderungen einzutreten, in den Reichstag gewählt haben, was hat es genützt, daß selbst die Majorität des Reichstages einen Theil unserer Forderungen — besonders den so selbstverständlichen Befähigungnachweis — bewilligt hat, die Regirung kehrt sich nicht an unsere Noth, an unsere Bitten, nicht an die Beschlüsse des Reichstages; die unselige Gewerbeordnung von 1869 wird nicht gründlich revidirt. Zugleich wies mir jener Herr durch Zahlen die erschreckliche Zunahme der Sozialdemokratie in seinem oberschlesischen Wahlkreise während der letzten zehn Jahre nach.

Wer unsere inneren Verhältnisse aufmerksam und vorurtheilsfrei seit 20 bis 25 Jahren beobachtet hat, muß erkennen, daß nichts so zur Proletarisirung und andererseits zur Erregung der Unzufriedenheit und Begehrlichkeit breiter Volksmassen beigetragen hat wie die durch die liberale Gesetzgebung proklamirte fast schrankenlose Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit. Diese entvölkert das Land, schafft das stets wachsende städtische Proletariat, hat den alten zufriedenen, seßhaften Stamm der ländlichen Arbeiter schon fast ganz beseitigt und ruinirt dadurch unsere Landwirthschaft. Jene, die Gewerbefreiheit, hat die ehrbaren, wirklichen Handwerker mit gebundenen Händen dem Konkurrenzkampfe mit der Großindustrie und mit jedem arbeitscheuen, unwissenden Kapitalisten, der sich Meister oder Fabrikant nennt, ein Geschäft oder Magazin eröffnet und wirkliche Handwerker dafür zu Hungerlöhnen arbeiten läßt, ausgeliefert. Da ist es nicht zu verwundern, daß heute, nach 24jähriger Wirkung der Gewerbe-Unordnung von 1869, der größte Theil der Handwerker entweder zu Fabrikarbeitern oder

zu Lohnsklaven für die sogenannten „Magazine“ und „Bazare“ der Kapitalisten und zugleich zu Sozialdemokraten herabgesunken ist. Ein wahrer Jammer ist es, wenn nun noch heute, angesichts dieser notorischen Thatsachen, in der Erläuterung zu dem Erlasse vom 15. August gleich in der Einleitung gesagt wird: „Dagegen hat die Forderung, den Betrieb eines Handwerkes von dem Erbringen eines Befähigungnachweises abhängig zu machen, nach wie vor als mit der gegenwärtigen Gestaltung des Erwerbslebens unvereinbar und daher unerfüllbar erscheinen müssen.“ Eine gebührende Kritik dieser Ansicht und Behauptung ist in parlamentarischer Form unmöglich. Sie zeigt aber, welcher Geist die ganzen langen „Vorschläge für die Organisation des Handwerkes“ und die „Vorschläge für die Regelung des Lehrlingswesens im Handwerke“ durchweht. Es hieße Zeit und Papier vergeuden, auch nur mit einer Zeile auf den Inhalt dieses für die Rettung des im Todeskampfe liegenden Handwerkes völlig werthlosen Elaborates einzugehen. Die „Germania“ konstatirte sehr richtig, daß es den Untergang des Restes der noch bestehenden Innungen besiegele; der „Vorwärts“ sah darin einen neuen Beweis vom unvermeidlichen Untergange des Handwerkes; die „Kreuz-Ztg.“ spricht sich in ähnlichem Sinne wie die „Germania“ aus und tritt energisch für obligatorische Innungen und für Befähigungnachweis, d. h. für Beseitigung der Gewerbefreiheit, auf. Hier liegt der Schwerpunkt, der die Geister scheidet. Für oder gegen die Gewerbefreiheit! Es ist der größte Schaden der ganzen Handwerkerbewegung gewesen, daß hierüber so wenig Klarheit geherrscht hat und noch herrscht. Viele Handwerker und Handwerkerfreunde sind für die Gewerbefreiheit und zugleich für obligatorische Innungen und Befähigungnachweis eingetreten. Republik mit dem Großherzog an der Spitze! Man schenke jenen Leuten ein fortschrittliches A-B-C-Buch, dessen Autor Herr Eugen Richter ist und wo auf Seite 57 zu lesen ist: „Gewerbefreiheit ist wesentlich das Recht, ein Handwerk ohne vorherige obrigkeitliche Prüfungen auszuüben.“

Auf dem letzten bedeutenden allgemeinen Handwerkertage, dem zu Magdeburg im Jahre 1882, dem ich als Vertreter des Vereins zum Schutze des Handwerkes in Berlin beiwohnte, sagte ich, bei der Besprechung eines der zahlreichen „Verbesserungversuche“, welche die Regirung an der Gewerbe-Unordnung von 1869 versucht und dem Reichstage vorgelegt hatte: „Es ist ein wahres Unglück, daß abgründlich liberale Menschen in der Regirung saßen und noch sitzen und die Gesetzentwürfe ausarbeiten. Wer diesen neuen Beglückungversuch fabrizirt hat, hat entweder die Handwerkerfrage nicht studirt, kennt die Forderungen des Handwerkes nicht oder will sie nicht kennen und berücksichtigen (Zurufe: Man will nicht!)“ Diese vor elf Jahren gesprochenen Worte passen ganz genau auf den allerneuesten Beglückungversuch und auf alle von der Regirung ausgegangenen. Damals, 1882, handelte es sich um Revision des Titels III (Hausirwesen) der Gewerbe-Unordnung und es wurde in den Motiven gesagt: „Von den in dieser Beziehung (d. h. zur Beschränkung des Hausirhandels) laut gewordenen Wünschen gehen diejenigen am Weitesten, welche sich in der Richtung bewegen, daß der Gewerbebetrieb im Umherziehen nicht ferner mit dem stehenden Gewerbebetriebe gleichberechtigt sein soll oder daß zum Schutze des letzteren gegen die Konkurrenz der Hausirer ein Ausschluß verschiedener Waarengattungen von dem Gewerbebetrieb im Umherziehen erfolgt. Die Nothwendigkeit einer so radikalen Umgestaltung des bestehenden

Rechtszustandes (richtiger wäre „Unrechtszustandes" gewesen) ist indessen nicht dargethan." Als ich zu dieser Stelle auf dem Handwerkertage bemerkte: „Wie die Nothwendigkeit der Erfüllung dieser bescheidenen Forderungen, die als ‚radikale Umgestaltung' bezeichnet werden, noch besser bewiesen werden soll, ist mir unklar" — erscholl lautes „Bravo."

Die Gewerbe-Unordnung von 1869 berechtigt zum selbständigen Gewerbebetriebe Mann und Weib, Erwachsene und Kinder, ohne daß Jemand sich über Kenntnisse, Befähigung oder Vermögen auszuweisen oder in einer Gemeinde das Bürgerrecht zu erwerben braucht. Jedermann kann jedes Gewerbe oder mehrere zugleich oder nach einander betreiben, alle Prüfungen sind beseitigt. Flickarbeit nützt an solchem Gesetze nichts, es muß eben ein neues auf anderer Basis (sehr starke Beschränkung der Gewerbefreiheit) geschaffen werden. Will man dies nicht, so bleibt eben nichts weiter übrig, als den Klein- und Großbetrieb nach „liberalen" Prinzipien zu „ordnen", Fachgenossenschaften der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu versuchen. So wird die Entwickelung des sozialdemokratischen Zukunftstaates am Besten gefördert, der Todeskampf des Handwerkes aber beendet werden. Bei Berathung der Gewerbe-Unordnung von 1869 sagte Herr von Schweitzer im Reichstage: „Wir (die Sozialdemokraten) werden mit der Linken für dieses Gesetz stimmen, da wir überzeugt sind, daß seine Wirkungen uns zu Gute kommen werden."

Die zahlreichen Abänderungen, die dieses Gesetz von 1869 erfahren hat, sind werthlos, da das falsche Prinzip, das der Gewerbefreiheit, festgehalten worden ist. Erst wenn das beseitigt ist, sind die Forderungen auf Befähigungnachweis und Gründungen wirklicher Innungen durchführbar. In dem Gesetze von 1869 kommen die Worte „Meister" und „Geselle" nicht vor und im Erlasse von 15. August 1893 wird von Fachgenossenschaften und nicht von Innungen gesprochen. Was die Handwerker wollen, haben sie von 1848 bis 1872 auf zahlreichen „Tagen" und in vielen vorzüglichen Denkschriften und Petitionen gesagt. In Magdeburg wurde auf meinen Antrag eine Kommission von fünfzehn Mitgliedern behufs Formulirung eines Antrages zur Organisation der Innungen eingesetzt Diese beschloß: „Der allgemeine deutsche Handwerkertag erklärt, daß nur von einer vollständigen Revision der Reichs-Gewerbe-Ordnung Hilfe zu erwarten ist, wenn diese Revision nach folgender Richtung geschieht:

1. Jeder selbständige Handwerker ist verpflichtet, der am Orte oder im Bezirke bestehenden Fach-Innung beizutreten; diese ist mit Beitritts- und Beitragspflichten auszustatten.

2. Die Berechtigung zum Betrieb eines Handwerkes ist abhängig zu machen von dem Beitritt zu einer für das gleiche oder verwandte Gewerbe bestehenden Innung und der vorher bestandenen, durch Gesetz eingeführten obligatorischen Meisterprüfung.

3. Die Pflicht zur Führung eines Arbeitbuches wird auf alle Gesellen, Gehilfen 2c. ausgedehnt, ohne eine Altersgrenze festzusetzen. Die Ertheilung ist abhängig zu machen von der vorher bestandenen obligatorischen Gesellenprüfung und einer ordnungmäßig zurückgelegten Lehrzeit.

4. Dem Handwerk ist durch die Einführung von Handwerkerkammern eine legitime Vertretung und obere Aufsichtbehörde zu geben."

Ich habe zu diesem Antrage zu bemerken, daß ich damals in der Kommission vergebens dafür eintrat, im ersten Satze ad 1, zu sagen: Das Prinzip der Gewerbefreiheit ist als ein für das Handwerk wie für die Erhaltung des

Bürgerstandes und des monarchischen Staates grundfalsches und gefährliches zu beseitigen. Der immerhin sehr werthvolle Beschluß der Kommission wurde vom Plenum in namentlicher Abstimmung mit 252 gegen 54 Stimmen angenommen. Aber die Regirung beachtete ihn nicht. Bei Berathung des Gesetzes über den Hausirhandel, dessen „Mäßigung" der Abgeordnete Lasker feierte, sagte der Vertreter der Regirung, Herr Geheimrath Bödiker: daß „die Prinzipien der allgemeinen Gewerbefreiheit in der Vorlage durchaus aufrecht erhalten worden seien," und konstatirte, daß statistische Angaben über die Ausdehnung des Hausirhandels dem Reichstage nicht vorgelegt worden seien, denn „derartige Ermittelungen hätten so ausgesehen, als ob man dem Hausirhandel Etwas in den Weg legen, den stehenden Gewerbebetrieb vor seiner Konkurrenz schützen wolle. Das ist nicht der Fall." Diese Offenheit ist dankenswerth. Peinlich, ja widerwärtig ist es aber, daß eine Regirung, die so die bescheidensten Bitten der Handwerker (Statistik des Hausirwesens) mit Hohn abweist, bei jeder Gelegenheit von ihrem „warmen Interesse" für das Wohl des Handwerkes redet. Das sagen die Auer und Bebel, Richter und Baumbach auch. Der neueste Erlaß zeigt, daß in der Regirung noch kein Wechsel in der Behandlung der Handwerkerfrage seit 1882, ja seit 1877, eingetreten ist. Dabei hatten sich für gründliche Revision der Gewerbe-Unordnung, obligatorische Innungen, Beschränkung des Hausirhandels 2c. eben erst ausgesprochen: der katholische Handwerkertag in Breslau (12. Juli 1881), der westfälische Handwerkertag zu Münster (29. August 1881) und der westdeutsche Bund zu Essen (10. März 1882).

Mit einem gewissen Rechte beklagen sich die Konservativen seit ca. zwanzig Jahren darüber, daß die Mehrzahl der Handwerker in den Städten „liberal" wählt. Es sind das zum großen Theile „Arbeitgeber", die Vortheil aus der Gewerbe-Unordnung ziehen und den Ehrentitel „Meister" nicht verdienen, oder Meister, die noch immer im Banne der liberalen Phrase und Presse stehen und deren Angriffe fürchten. Daß aber auch bis etwa 1890 die denkenden Handwerker den Konservativen nur widerwillig ihre Stimme geben konnten, ist nicht zu verwundern, wenn man die Handwerkerreden der Konservativen im Reichstage (besonders in der Zeit von 1877 bis 1884) liest. Unbestreitbar ist, daß wahre Aristokraten, meist „ärgste Reaktionäre" und „Junker", fast allein mit Entschiedenheit und Klarheit, meist viel logischer und wirksamer als die Handwerker selbst, mit Wort und Schrift für das ersterbende Handwerk eingetreten sind. Auch im „Volkswirthschaftrathe" traten die drei „Junker" von Hammerstein, von Below-Saleske nnd von Landsberg-Steinfurt viel besser für das Handwerk ein als alle anwesenden Handwerker selbst. Aber die unklaren Reden der Herren Ackermann und von Hellbdorf-Bedra, die meist im Reichstage zur Handwerkerfrage das Wort ergriffen, konnten die verständigen Handwerker nicht befriedigen.

Die Organisation, bei heutiger Sachlage als Rettung des deutschen Handwerkes zu bezeichnen, müßte in großen Zügen nach folgenden Prinzipien geschehen. Zum selbständigen Betrieb des Handwerkes oder Kleinbetriebes (mit nicht über 5—10 Hilfskräften) ist nur berechtigt, wer vor der Innung die Meisterprüfung bestanden hat. Die Prüfungkommissionen werden aus Meistern gebildet, die diesen Titel durch eine Prüfung vor einer Innung erlangt und eine ordnungmäßige Lehrzeit durchgemacht haben und mindestens fünf Jahre als Geselle und als Meister thätig gewesen sind. Solche Meister giebt es heute noch in

allen Gewerben, nach 10—20 Jahren aber wohl nicht mehr, da — Dank der famosen Gewerbe-„Ordnung" — viele Lehrlinge jetzt vor beendeter Lehrzeit entlaufen und an anderer Stelle als „Gesellen" auftauchen, um sich dann bald Meister oder Fabrikant zu nennen. Bis zum Ablauf von drei Jahren nach Einsetzung der Prüfungkommissionen muß Jedermann zur Meisterprüfung zugelassen werden, später nur, wer eine geordnete Ausbildung, d. h. Lehrzeit, Gesellenprüfung und Gesellenzeit, die zuerst auf 3, später auf 5 Jahre festzusetzen ist, durchgemacht hat. Wer die Meisterprüfung bestanden hat, muß der Innung seines Gewerbes und Wohnbezirkes beitreten. Die Innung bestimmt die Abgrenzung der einzelnen Gewerbe, die heute überhaupt noch als selbständiger Kleinbetrieb neben dem Großbetriebe existiren können, die Anzahl der Hilfskräfte (Verhältniß der Zahl der Lehrlinge zu den Gesellen), hält die Gesellenprüfungen ab, stellt die Arbeitbücher aus, ordnet das Herberg-, Wander- und Kassenwesen der Gesellen und Lehrlinge. Die von den Gesellen erwählten Altgesellen haben Sitz und Stimme in der Innung gleich den Meistern.

Unseren „Liberalen" und der preußischen Regirung erscheint aber der Gedanke, von einem Menschen, der für seine Mitbürger, Kleider, Nahrungmittel oder Utensilien anfertigen und dafür Geld einnehmen will, einen Befähigungnachweis zu fordern, als ganz ungeheuerlich. Dabei fordert das Gesetz den Befähigungnachweis zur Ausübung der Heilkunde, Rechtspflege, Apothekerkunst, desgleichen für Lootsen, Steuerleute und Hebammen. Aber vielleicht befreien uns neue „Freiheiten" auch von diesem „lästigen Zopfe." Wie Jedermann berechtigt ist, sein eigener Arzt zu sein, sich zu kuriren und zu behandeln wie er will; wie man einen Menschen, der mit Segel und Steuer nicht umzugehen versteht, nicht hindern kann, ein Boot zu besteigen und sich in Lebensgefahr zu begeben: eben so soll Jedermann seine Kleidung, Nahrung, Utensilien 2c. für sich und seine Familie anfertigen können, wie es ihm beliebt. Will er aber für seine Mitbürger derartige Dinge liefern, so ist es Pflicht des Staates, seine Unterthanen vor Schaden an Gesundheit und Vermögen und vor Betrug zu schützen. Ungeheuerlich ist es, daß jetzt „Meistern", die selbst in die Lehre gehörten, die „Ausbildung" von Lehrlingen überlassen wird. Da ist es kein Wunder, daß sich die Klagen über die Durchschnittsleistungen des deutschen Handwerkes im Auslande mehren. Diese Leistungen waren z. B. im spanischen Amerika früher sehr geschätzt, seit ca. fünfzehn Jahren habe ich aber in der südamerikanischen Presse öfter Klagen über die schlechten Arbeiten der dortigen deutschen Handwerker gelesen. Auf dem Kongresse für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, abgehalten zu Berlin im Oktober 1880, sagte ein argentinischer Ingenieur deutscher Abstammung: „Fragen wir, was sind die schlechtesten Handwerker in der argentinischen Republik, so hören wir: Das sind Deutsche!"

In der Presse wird gegen die Meisterprüfungen gewöhnlich der Mißbrauch geltend gemacht, der dabei in früheren Zeiten vorgekommen sein soll. Es werden schauerliche Geschichten von Brotneid, der die Niederlassung eines neuen Meisters an einem Orte zu verhindern suchte, erzählt. Dieser — wie die große Mehrzahl der mir wohl bekannten Einwürfe gegen die obligatorischen Innungen und den Befähigungnachweis — ist leicht zu beseitigen. In jedem Regirungbezirke befinden sich für jedes Gewerbe je nach dessen Bedeutung 1—3 Prüfung-Kommissionen, deren Mitglieder die Innungen des Regirungbezirkes stellen und von denen der dritte Theil alle zwei oder drei Jahre durch

Neuwahl ersetzt wird. Ein nicht wechselnder Vertreter der Regirung hat Sitz und Stimme in dieser Kommission. Vor jeder dieser Kommissionen kann sich jeder Geselle des betreffenden Gewerbes melden, der mindestens zwei Jahre in deutschen Landen gearbeitet hat und nachweisen kann, daß er in Deutschland oder im Auslande eine Lehrzeit durchgemacht, eine Gesellenprüfung bestanden und mindestens fünf Jahre als Geselle gearbeitet hat. Kein Mitglied der Prüfung-Kommission ist berechtigt, zu fragen: wo der Kandidat sich nach bestandenem Examen niederlassen will; ein in Thorn bestandenes Meisterexamen genügt zur Ausübung des betreffenden Gewerbes in Stuttgart wie in der Heimat des Kandidaten oder in Thorn selbst. Wer durchfällt, kann sich nach 1—3 Jahren vor der selben oder jeder anderen Kommission abermals stellen. Die Niederlassung von Ausländern (als Meister nach bestandener Prüfung) bedarf der Zustimmung der Ortsbehörde (Magistrat), die ein Gutachten der Innung des betreffenden Bezirkes einzuholen hat. Gegen den Beschluß der Ortsbehörde kann sowohl der betreffende Meister als die Innung an die Regirung (den Oberpräsidenten) appelliren.

Nachdem so wieder die alte Basis des Handwerkes, die Innung, die Meister, Gesellen und Lehrlinge umfaßt, hergestellt ist, handelt es sich um Abgrenzung des Wirkungkreises der Handwerker. Denn durch Prüfungen und Innungzwang allein wäre dem Handwerke nicht genützt, wenn daneben der Großbetrieb (Fabrik) die Mehrzahl der Handwerkerwaaren fabriziren und an die Magazine, Bazare und Läden (des Inlandes) wie bisher zum Detailverkaufe liefern könnte. Der Detailhandel mit Handwerkerwaaren muß dem Handwerke allein zustehen und Magazine und Bazare mit Waaren, die im Kleinbetrieb angefertigt werden können, dürfen nur die Innungen errichten. Diese Forderungen werden manchem Leser nicht nur als absolut antiliberal, sondern auch als undurchführbar erscheinen. Ich erinnere aber zum Beweise des Gegentheiles an den 1848 in Frankfurt a. M. angenommenen Entwurf einer Gewerbe-Ordnung. Er wurde von sehr liberalen, meist demokratischen Handwerkern verfaßt, von denen ein Theil kurz vorher auf den Barrikaden gestanden hatte. Weiter verweise ich auf die schöne Denkschrift des Vorstandes des „Deutschen Handwerkerbundes" vom Januar 1868: „Vorstellung, Protestation und Bitte gegen die Pest gewerbefreiheitlicher Zustände", und endlich auf die Verhandlungen und Beschlüsse aller „Tage" der Handwerker von 1848 bis 1872. Es war Alles vergebens. Herr Lasker brauchte für seine Leute die schrankenlose Gewerbefreiheit für das eigentliche Handwerk, und so kam mit unanständiger Hast das famose Nothgewerbe-Gesetz (womit des deutschen Handwerkes Noth begann) und dann die Gewerbe-Unordnung vom Jahre 1869.

Es ist eine nicht zu leugnende Thatsache, daß das Centrum den wahren Grund der unseligen Folgen des Gesetzes vom Jahre 1869 zuerst richtig erkannt und einen Versuch zur Beschränkung der Gewerbefreiheit gemacht hat. Am 19. März 1877 reichte Graf Galen, unterstützt von ca. 40 der bedeutendsten Mitglieder des Centrums, einen Antrag ein, in welchem gebeten wird: „den Herrn Reichskanzler aufzufordern: dem Reichstage in der nächsten Session den Entwurf eines Gesetzes betreffend die Abänderung der Gewerbe-Ordnung von 1869 unter Berücksichtigung folgender Punkte vorzulegen". Diese Punkte lassen sich in die Worte zusammenfassen: Sonntagsruhe, Einschränkung der Gewerbefreiheit, Revision der Freizügigkeit. Die Motive dieses Antrages sind kurz und sehr gut. Es wird darin gesagt: „Die Nothlage der arbeitenden Bevölkerung

ist nicht so sehr nur ein Resultat der allgemein herrschenden wirthschaftlichen Kalamität als vielmehr einer falschen Wirthschaftpolitik und der daraus hervorgegangenen Gesetzgebung. Dem gegenüber ist die Haltung der Regirung, soweit sie überhaupt noch erkennbar ist, eine nach allen Seiten schwankende".

Ungemein bezeichnend ist es, daß vor Beginn der Berathung über diesen Antrag (Sitzung vom 22. April 1877) der Abgeordnete Lasker das Wort „zur Geschäftsordnung" ergriff und den Antrag Galen für ein „Mißtrauensvotum gegen die Regirung und die bisherige Gesetzgebung" erklärte. In der Diskussion sprach zunächst Herr Ackermann im Namen der Konservativen gegen den Antrag. Er sagte: „ . . . . ist doch ein Satz wie: „Erweiterung der gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze und zur Hebung des Handwerkerstandes durch Einschränkung der Gewerbefreiheit" ganz unannehmbar, denn darunter kann man ja Alles verstehen und da kommt man schließlich doch auf den Gedanken, es solle das ganze Prinzip der Gewerbefreiheit aufgehoben werden (schrecklich!), ein Gedanke, der von meinen Gesinnunggenossen und mir entschieden zurückgewiesen wird". Danach sprach der Abgeordnete Graf Galen sehr gemäßigt, stellte allgemeine Betrachtungen über die Nothwendigkeit einer Organisation des Handwerkes und des Großbetriebes nach den Prinzipien der christlichen Weltanschauung an, ohne auf den Kern der Sache, die Frage nach der Gewerbefreiheit, näher einzugehen. Der Abgeordnete Rickert erklärte diese Rede für die Negation der gesammten Bildung, die Negation der modernen staatlichen Entwickelung. Herr Staatsminister Hofmann erklärte, „daß die verbündeten Regirungen an der Grundlage der Gewerbeordnung, an dem Prinzip der Gewerbefreiheit, festhalten" . . . . „Die Regirungen haben auch bis jetzt keine Veranlassung gehabt, dem Grundsatze der Gewerbefreiheit untreu zu werden". Er suchte dann weiter nachzuweisen, daß die berechtigten Klagen der Handwerker unabhängig von der Gewerbefreiheit sind, und wendete sich dann direkt gegen den Antrag Galen, bezeichnete ihn als eine „Provokation der Regirung, als einen sehr schweren Angriff gegen die bisherige Wirthschaftpolitik der verbündeten Regirungen und des Reichstags selbst." Herr Hofmann bekämpfte zum Schlusse besonders die Forderung, den Großbetrieb der Industrie zu Gunsten des Handwerkes zu beschränken. „Ich habe keine Vorstellung davon, wie man sich die Beschränkung des Großbetriebes zu Gunsten des Handwerkes denkt." Der Minister glaubte, „daß man die Verarmung der Nation und die Entvölkerung Deutschlands als Resultat erwarten müsse." Wenn Excellenz Hofmann „keine Vorstellung" von derartigen Dingen hatte, also die Gewerbegesetzgebung vor Einführung der Reichs-Gewerbe-Unordnung von 1869 nicht kannte, so hätte er sein Amt schleunigst niederlegen und in seinen Mußestunden erst die reiche Literatur über die Entwickelung und Blüthe des deutschen Handwerkes und über die Forderungen der Handwerker seit 1848 studiren sollen. Geradezu kläglich nimmt sich aber heute der letzte der oben citirten Sätze aus. Jeder Mensch, dessen Gesichtskreis nicht auf die Thiergarten- oder Wilhelm-Straße beschränkt ist, sieht die zunehmende Verarmung, das Eingehen des Mittelstandes, dessen Kern in den Städten eben die Handwerker waren, die Entvölkerung des platten Landes, die Proletarisirung der Städte!

In der Sitzung vom 17. April wurde die Diskussion fortgesetzt und der Abgeordnete Dr. Hirsch konstatirte den glänzenden Sieg der Gewerbefreiheit in der Diskussion und lobte besonders den — Abgeordneten Ackermann. Abgeordneter Dr. Westermayer trat für den Antrag Galen ein und sagte: „Da ge-

stehe ich Ihnen nun aufrichtig, ich bin ganz und gar der Ueberzeugung, die gestern Herr Fritzsche ausgesprochen hat: es ist durch diese Gewerbeordnung das Kapital zur Herrschaft gebracht worden, und dadurch verarmt ein Theil, der bei Weitem größte Theil der deutschen Bevölkerung, während Einzelne sich bereichern, und das treibt die Leute in die Arme der Sozialdemokratie." Herr von Kleist-Retzow trat sehr warm für obligatorische Meisterprüfungen, für Erhaltung des Absatzgebietes der Handwerkerwaaren für die Handwerker ein, sagte aber doch: „Wir denken nicht daran, das Prinzip der Gewerbefreiheit zu beseitigen, aber beschränken wollen wir es, soweit die Verhältnisse des Handwerkers es nöthig machen." Der Antrag Galen, meinte er, enthalte nur allgemeine Sätze ohne legislatorische Fassung. Die Herren hätten es sich bequem gemacht, die Schwierigkeiten umgangen, deshalb müsse ihr Antrag ein resultatloser bleiben. Ich halte diese Ansicht des berühmten Parlamentariers für falsch. Was nützt die beste legislatorische Fassung und radikale Aenderung einzelner Abschnitte der Gewerbe-Unordnung von 1869? Das ist vollständig vergebliche, zwecklose Arbeit, da die Gegner dann einfach sagen: diese Fassung verstößt gegen das Prinzip der Gewerbefreiheit, das von den verbündeten Regirungen und der Majorität des Hauses stets als unantastbar bezeichnet ist. Aus der langen Antwort des Abgeordneten Lasker hebe ich als bezeichnend hervor, daß die Bestimmungen der Gewerbe-Ordnung von 1849, wonach nur Handwerker den Detailhandel von Handwerkerwaaren ausüben durften, durch Gesellschaftverträge umgangen worden seien. Deshalb hielt Herr Lasker diese Bestimmungen für nicht durchführbar. Und eine derartige Logik ließ sich das Haus gefallen. Wenn alle Gesetze und Verbote aufgehoben werden müßten, die mit mehr oder weniger Glück und Erfolg umgangen werden können, dann würde das Studium der Jurisprudenz bald nicht schwieriger als das des Skatspieles werden.

Der Antrag Galen wurde mit anderen Anträgen an eine Kommission verwiesen und dort begraben. Mit dem Verlaufe der Debatte waren Herr Lasker und seine Leute und andererseits die Sozialdemokraten sehr zufrieden. Aber auch das Centrum hatte gewonnen, denn nicht nur alle katholischen Handwerker hielten fester als vorher zum Centrum, sondern auch viele evangelische Handwerker und Handwerkerfreunde erkannten im Centrum die einzigen wahren Freunde des Handwerkes. Heut liegen die Sachen günstiger, da auch die Konservativen inzwischen für den Befähigungnachweis, d. h. für wesentliche Beschränkung der Gewerbefreiheit, eingetreten sind. Sie müssen sich aber darüber klar sein, daß mit dem Befähigungnachweise (behufs Erlangung des Rechtes, sich Meister zu nennen und Lehrlinge auszubilden) allein dem Handwerke nicht geholfen ist. Sie können hier von den Sozialdemokraten lernen, deren Führer häufig Handwerker waren oder noch sind, und die oft die beste Kritik an der Gewerbe-Unordnung geübt haben. So sagte der Abgeordnete Auer bei einer Debatte über das Lehrlingswesen: „Auf alle diese Kleinigkeiten kommt es nicht an. Das Handwerk muß zu Grunde gehen, so lange jeder erste beste hergelaufene Mensch, der Geld hat und Reklame machen kann, einen Laden oder Magazin eröffnet und mit Handwerkerwaaren handelt, die wirkliche Handwerker für Jammerlöhne anfertigen müssen."

Dr. H. Polakowsky.

Anarchisten und Sozialisten in Zürich.*)

Mit dem Wort „Sechseläuten", mit dem Umstand, daß die guten Zürcher heute jenes prunkende Fest nur des Festes wegen feiern, aber ganz vergessen haben, daß man dies des kommenden Frühlings halber thun sollte, charakterisirte diese Zeitschrift kürzlich den jüngst in Zürich abgehaltenen internationalen Kongreß der Sozialdemokraten. Es war damit sehr treffend die Thatsache ausgedrückt, daß der internationalen Sozialdemokratie, namentlich aber der deutschen, die Partei und ihre Veranstaltungen mehr und mehr Selbstzweck werden, anstatt daß sie „Mittel zum Zweck", zu einer besseren Zukunft für die Menschheit sein sollten. „Diesem Ziele", heißt es in dem erwähnten Artikel, „kommt man aber durch praktisch werthlose Stimmzettelerfolge, durch oratorische Triumphe, durch Kongresse und fraktionelle Paraden nicht zum einen Schritt näher". Es ist, wie mir scheint, in diesen Worten schon ein Theil Dessen wiedergegeben, was auch Anarchisten und revolutionäre Sozialisten den Sozialdemokraten zum Vorwurf machen; das Berauschen an Erfolgen, die keine Erfolge sind, hat nach ihrer Meinung eine Verspießung der früheren revolutionären Kämpfer hervorgerufen, und so richtete sich denn seit jeher die Kritik der Nichtfraktionellen gegen den Parlamentarismus, der dieser Erfolgs- und Prunksucht am Weitesten die Thore öffnet. Lange schon rufen die deutschen „Jungen" den „Alten" zu: „Was sind Eure 1½ Millionen Stimmen bei den Reichstagswahlen? Die Partei ist wohl groß geworden; aber sie hat dabei ihr Endziel vergessen!" Aber die Alten, die sich in ihren Parlamentssitzen und im Kreise der sie bewundernden Wählermassen recht behaglich fühlen, können die jungen „Krakehler" natürlich nicht verstehen. Als die Jungen immer lauter krakehlten, erhielten sie einen tüchtigen Fußtritt, der sie aus dem Parteihause schleuderte, und als sie auch in Zürich ihre Liedchen zwitschern wollten, wurden sie aus der Tonhalle herausgestimmt. Man hätte sich am Liebsten bei dieser Prozedur der Stimmgabeln in der Größe von Heuforken bedient, aber in Ermangelung solcher Instrumente mußten Knüttel und Fäuste genügen. Die Mißklänge des Antiparlamentarismus waren nichts für die musikalischen Männer in der Tonhalle. Man prügelte vor der offiziellen Mandatsprüfung, also wider jede Geschäftsordnung, zehn deutsche Unabhängige und Anarchisten und zwei italienische Anarchisten hinaus, obgleich diese in ihren Theorien und in ihren taktischen Plänen viele Berührungpunkte mit den Sozialisten haben.

Es wurde nun von den Anarchisten ein Nebenkongreß veranstaltet, dessen Sitzungen stets abends stattfanden, um so den Delegirten des andern Kongresses Gelegenheit zur Theilnahme zu bieten. Den Berathungen wohnten neben den Ausgeschlossenen regelmäßig die holländischen Delegirten, ein Theil der französischen und mehrere englische Delegirte bei. Jedermann hatte Zutritt; es erfolgte daher auch keine Mandatsprüfung und kein Ausschluß. Außerdem bestand unbedingte Redefreiheit. Der kleine Versammlungsaal war stets zum Erdrücken

*) Nach dem in der „Zukunft" geltenden Grundsatz, jeder Anschauung Raum zu gewähren, kommt heute hier ein Vertreter der „unabhängigen Sozialisten" zum Wort. Vielleicht trägt seine sachliche Darstellung dazu bei, die vielfach noch immer vorhandene Angst vor den gar nicht so gefährlichen Anhängern einer Propaganda der That zu mildern oder ganz zu beseitigen.

gefüllt. Statt 200 Personen, die er allenfalls fassen konnte, drängten sich mehrfach 300 und darüber hinein. Die Hitze im Saale war so groß, daß die Anarchisten Gelegenheit fanden, ihre Emanzipation von jeglicher Konvention zu zeigen: sie tagten nur noch in Hemden (ohne Kragen natürlich), Hosen und Schuhen. Das Bureau, die Redner, die Uebersetzer, fast alle produzirten sich in diesem leichten Kostüm. Auch hier wurde, wie auf dem andern Kongreß, in drei Sprachen verhandelt. Die Diskussionen verliefen, obgleich sich die verschiedensten Ansichten gegenüberstanden (Anarchisten, revolutionäre Sozialisten, Sozialdemokraten und Republikaner), ruhig und sachlich.

Welchen Zweck hatte man bei der Veranstaltung des Kongresses gehabt? Man hatte wohl vor der Arbeiterwelt, vor der gesammten Welt zeigen wollen, daß durch die Unduldsamkeit der offiziellen Arbeitervertreter ein zweiter Arbeiterkongreß nöthig wurde. Man hatte wohl den Protest, den die Veranstalter durch Domela Nieuwenhuis in der Tonhalle hatten verlesen lassen und den auch der italienische Sozialist Cipriani mit einem sehr energischen Brief unterstützt hatte, verschärfen wollen. Bei den Verhandlungen in mehreren Sprachen, bei dem langwierigen Warten, bis man das Wort erhält, erlahmt das Interesse an jeder Diskussion. Daraus ergiebt sich denn, daß bei solchen Veranstaltungen theoretisch recht wenig herauskommt. Auch fürchten die Anarchisten, als Feinde jeglicher Autorität, stets, daß die auf Kongressen gefaßten Beschlüsse zu Dogmen für ihre eignen Anhänger werden. Wenn man sich also zu einem Kongreß entschloß, so kann dies wohl nur aus Protestgründen geschehen sein.

Die Verhandlung über den ersten Punkt der Tagesordnung: „Unsere Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft und zur Sozialdemokratie" zeigte sofort die trennenden und verbindenden Momente zwischen revolutionären Sozialisten und Anarchisten. Um die vom sozialdemokratischen Kongresse geleugnete Möglichkeit eines Zusammenarbeitens gegen die heutige Gesellschaftordnung zu konstatiren, hatte Domela Nieuwenhuis folgende Resolution beantragt:

„In Erwägung, daß das gesammte Elend die Folge des Privateigenthums ist, daß wir die Organisation und Pflicht der Arbeit als Basen einer zukünftigen Gesellschaft anerkennen, daß wir in unserm Emanzipationkampfe aller Mittel, gesetzlicher und ungesetzlicher, friedlicher und gewaltsamer, uns bedienen müssen, erkären wir, revolutionäre Sozialisten und kommunistische*) Anarchisten, einen gemeinsamen Kampf gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre schützenden Organe führen zu können und zu müssen." Man erkennt sofort an dieser Resolution den eingefleischten Marxisten, der das ganze Elend, die ganzen Geschehnisse der Welt auf ökonomische Verhältnisse zurückführen will. Da die Anarchisten mit dem groben Materialismus gebrochen haben, geistige und materielle Elemente als gleich wirksam in der Geschichte erachten und auch nicht unterscheiden zu können glauben, welches von beiden das Primäre ist, so konnten sie sich mit dem Passus der Nieuwenhuisschen Resolution, daß alles heutige Elend die Folge des Privateigenthums sei, nicht einverstanden erklären. Sie glauben vielmehr, daß ein geistiges Element, eine Neigung zum Verallgemeinern und die Erhebung von Verallgemeinerungen zu Dogmen (Eigenschaften, die in der Religion, dem Staatsbegriffe, der Moral 2c. ihren Ausdruck finden) eben so

* Im Gegensatz zu einer individualistisch-anarchistischen Richtung, die jegliche Organisation für freiheitwidrig hält.

viel in der Welt verschuldet haben wie das vielgeschmähte Privateigenthum. Die Anarchisten sagen sich, daß die sich fortwährend verändernden und entwickelnden unendlichen Bedürfnisse und Tendenzen einer menschlichen Gesellschaft sich nicht in Dogmen, Gesetze, Moralsätze 2c. fassen lassen und daß daher jedes Bemühen, diese Tendenzen zu kodifizieren und durch Institutionen, wie Staat und Kirche, zu vergewaltigen, nur ein schädliches reaktionäres Moment ist.

Daraus ergiebt sich dann die Forderung, daß man der Entwickelung der Menschheit unter Abwesenheit aller Zwangsinstitute, aller kodifizirten Gesetze und Moralvorschriften freien Lauf lassen muß. Ich kann durch Zwang wohl Veränderungen im Menschen, in der menschlichen Gesellschaft, erreichen, aber diese können nie in der Richtung einer natürlichen und aufsteigenden Entwickelung liegen. Daher wäre es auch nach anarchistischer Ueberzeugung falsch, eine herrschaftlose Gesellschaft auf das Gesetz, die „Pflicht zur Arbeit", zu basiren, die gleichfalls in der Nieuwenhuisschen Resolution vorkommt. Anarchisten können eine zukünftige Gesellschaft nicht auf die Pflicht zur Arbeit und auf eine straffe Organisation begründen, sondern auf das Bedürfniß nach Arbeit und Organisation; und diese Organisation darf sich nur auf den freien Willen und auf die klare Einsicht gründen, daß man in der und der spezifischen Organisation mit geringerer Kraftausgabe zum erwünschten Ziele gelangt, als wenn man isolirt bleibt. Natürlich müssen die Anarchisten auch den Nachweis liefern, daß in der Menschheit das dafür nothwendige Maß an Arbeitbedürfniß und Einsicht vorhanden war, ist oder sein wird. Das Vorhandensein aller bisherigen staatlichen Autorität hält der Anarchismus wohl für geschichtlich nothwendig, aber nicht für einen Beweis, daß die Menschen jener Eigenschaften ermangelten. Außerdem beweist die geschichtliche Nothwendigkeit einer lange bestehenden Institution vom Entwicklungstandpunkte noch keineswegs auch die Nothwendigkeit ihres Weiterbestehens. Die trennenden und theoretisch-fraglichen Punkte sowie die vereinigenden Momente der beiden revolutionären Richtungen gelangten nun in folgender Resolution zum Ausdruck: „Indem wir die Frage offen lassen, ob alles Elend und alle Unterdrückung die Folge des Privateigenthums oder eines autoritären Prinzips oder einer Resultante dieser beiden Momente ist, in der Erwägung, daß die Basis einer zukünftigen Gesellschaft die Solidarität sein muß, in weiterer Erwägung, daß es zum Sturze des heutigen Systems aller Mittel, gesetzlicher wie ungesetzlicher, friedlicher wie gewaltsamer, bedarf, erklärt der Kongreß ein Zusammenarbeiten von revolutionären Sozialisten und Anarchisten für möglich und nothwendig."

Mag man nun, wie die Marxisten, die Autorität, den Staat, als Folge der ökonomischen Verhältnisse ansehen, oder mag man Privateigenthum und Staat als Erscheinungformen, als Resultate unzähliger Wechselwirkungen zwischen dem Magen und dem Kopf einer menschlichen Gesellschaft betrachten, wie die Anarchisten: jedenfalls ergiebt sich die Nothwendigkeit eines Kampfes gegen das Privateigenthum wie gegen den Staat; auf welchen Kampf man höheres Gewicht legen soll, könnte der einzelnen Richtung überlassen bleiben. Die später hinsichtlich dieses Punktes angenommene Resolution kehrt die trennenden Punkte zwischen den sozialistischen und anarchistischen Theorien nicht hervor, aber betont ausdrücklich die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines vereinten Marsches. Das ist in der Geschichte der Arbeiterbewegung ein ziemlich bedeutsamer Vorgang. So lange die sozialistischen und anarchistischen Theorien noch

weniger scharf umgrenzt waren, die revolutionäre Bewegung noch mehr eine gefühlsmäßige war, herrschte darin ziemliche Einigkeit; aber in der von Marx gegründeten Internationale brachen schon die Streitigkeiten zwischen den beiden Richtungen aus: Marxisten und Bakunisten befehdeten einander heftig, bis schließlich eine Spaltung der Internationale erfolgte. Seitdem haben sich ständig die Anarchisten und Sozialisten in den Haaren gelegen und erst jetzt wieder ist nach mehr als zwanzig Jahren eine gewisse Einigung erfolgt.

Aus den vorhin entwickelten Theorien folgt nun ziemlich selbstverständlich die Haltung des Kongresses zu den übrigen Punkten der Tagesordnung. Der Parlamentarismus mußte von den Anarchisten als ein Ausdruck des Staatsbegriffes, ein Hemmniß jeder freien Initiative und Entwickelung, verworfen werden; die marxistischen Sozialisten verwarfen ihn gleichfalls der Mehrzahl nach, einmal wegen seiner korrumpirenden Wirkungen und zweitens, weil sie das Parlament für ein Organ der gegenwärtig ökonomisch mächtigeren Klasse halten, von dem sich nur im Interesse dieser Klasse Etwas erreichen läßt. Eine Aenderung der Verhältnisse kann ihrer Meinung nach erst dann eintreten, wenn die Arbeiterklasse ökonomisch mächtiger ist als die Bourgeoisie und ihre Machtstellung nöthigenfalls gewaltsam zur Anerkennung gebracht hat.

In Anerkennung der Wichtigkeit ökonomischer Faktoren erklärte sich sodann der Kongreß für eine energische Antheilnahme an der Gewerkschaftbewegung, ein lebhaftes Eintreten für jeden Strike, für die Arbeitruhe am ersten Mai und für den Generalstrike als Anfang der Revolution.

Zu dem Punkt der Tagesordnung: „unsere Stellung zum Kriege" schloß man sich der vom anderen Kongresse verworfenen Nieuwenhuisschen Resolution an, die für den Fall eines Krieges den allgemeinen Militärstrike fordert.

Wenn ein Krieg, wie alle Sozialisten behaupten, die Verwirklichung sozialistischer Ideen auf lange Jahre hinausschieben kann, so ist es jedenfalls logisch, einen solchen mit allen Mitteln zu verhindern. Wenn aber die Sozialdemokraten sagen, die Ausführung der Nieuwenhuisschen Resolution würde zu viele Opfer erfordern, so erwidern die Anarchisten: „Dann dürfte der Arbeiter auch keinen Strike, keine Arbeitruhe am ersten Mai wagen". Die deutsche Sozialdemokratie ist allerdings in dieser Hinsicht konsequent. Unter Hinweisung auf eventuell zu befürchtende Opfer räth sie mehr und mehr von allen Wagnissen, von der Maifeier, von größeren Strikes 2c. ab.

In Anerkennung geistiger Faktoren für die geschichtliche Entwickelung schwand bei der Diskussion des letzten Punktes der Tagesordnung: „Revolutionäre Propaganda", die Gewaltphrase; da die Anarchisten einsehen, daß jeder Gewaltakt nur das Resultat eines bestimmten geistigen Prozesses sein kann und daß nur der Gewaltakt der heutigen Gesellschaft gefährlich sein kann, der aus einem tief wurzelnden und weit reichenden Unbehagen an den gegenwärtigen Zuständen und der logisch wie historisch begründeten Ueberzeugung, daß bessere Zustände möglich sind, hervorgeht, meinte man, zunächst diese Ueberzeugung wachrufen zu müssen. In der Einsicht, daß für eine wirkliche Aenderung der Zustände nicht blos ein bestimmter ökonomischer Zustand, sondern auch ein bestimmtes geistiges Niveau der Neuerer nothwendig ist, wurde die Aufklärung als Hauptmittel der Propaganda betont.

Friedrichshagen. Bernhard Kampffmeyer.

Journalisten-Stücke.

In den Pickwickiern ist sehr anschaulich das Leiden eines Wahlkandidaten geschildert, dem sein Manager angelegentlich empfohlen hat, die vor dem Versammlunglokal harrende Kinderschaar der Reihe nach abzuküssen. Der Kandidat zaudert; da er sich aber noch rechtzeitig überlegt, daß man durch die Kinder auf die Weiber und durch die Weiber auf die stimmfähigen Männer am Sichersten wirkt, so macht er seufzend sich an die Arbeit, drückt zärtlich die schmutzigen Rangen ans Herz und preßt die vorsichtig geschlossenen Lippen auf die feuchten Gesichter der nicht immer sehr sorgsam geschnäuzten Brut. Angenehm ist das nun gerade nicht, aber nothwendig; und wenn man gewählt werden will, darf man eine unsaubere Berührung nicht scheuen.

Ich weiß im Augenblick nicht, ob bei Dickens der Kandidat schließlich gewählt wird; wohl aber weiß ich, daß manchmal die Küsse nicht helfen, so wenig wie die Leckereien, die man den Kleinen auch wohl in die Taschen steckt. Das giebt dann eine grimmige Enttäuschung und es ist in Paris eben erst vorgekommen, daß ein Kandidat, der nach allen Entwürdigungen und Niedrigkeiten, zu denen er sich verstanden hatte, am Ende doch das ersehnte Ziel nicht erreichte, in heller Verzweiflung zum Revolver griff. Auf seine besondere Weise war er auch ein Held, dieser Dummkopf.

Der Bettel um die süßen Stimmen wiederholt sich im Verkehr der Theaterdirektoren, die in ganz seltenen Fällen nur Coriolane sind, mit den allgewaltigen Journalisten und ich muß immer ein Bischen an den Kandidaten der Pickwickier denken, wenn ich lese, daß ein Händler mit dramatischer Kunst wieder das Stück eines Zeitungmannes angenommen hat. Die Empfindungen des Händlers für den Zeitungmann sind nämlich niemals freundlich: entweder er haßt ihn, weil er mitunter seine Waare schlecht macht, oder er verachtet ihn, weil er mit Gefälligkeiten, mit Einladungen, Freibillets oder Geschenken, sich von ihm erkaufen läßt. Aber der Kunsthändler ist auf die Oeffentlichkeit angewiesen und deren Meinung wird, wie er glaubt, von der Zeitung gemacht, also darf er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, so wichtiger Männer Gunst zu erwerben. Und deshalb werden die Journalisten-Stücke fast immer angenommen, selbst wenn die Verfasser nicht eigentlich sogenannte Kritiker sind, sondern nur in enger Verbindung mit einer angeblich einflußreichen Zeitung stehen. Das genügt auch vollkommen: der Autor sorgt dann schon dafür, daß die Richter wohlwollende Milde mit ins Theater bringen, weil das Cliquenbewußtsein, sonst nennt mans auch kollegialisches Empfinden, es so verlangt.

Manchmal kommt es aber auch anders. Ein Satiriker, der im Nebenamt auch die Theaterkritiken für ein Wochenblatt besorgt, übergab einst dem

Direktor des Deutschen Theaters ein Stück, wahrscheinlich ein Lustspiel. Nach einiger Zeit wollte er sich Gewißheit über das Schicksal seines Werkes verschaffen, aber der Direktor hatte es noch nicht gelesen und meinte: „Ich habe da noch drei Stücke von Ihren Herren Kollegen liegen und die Einstudirung meines Lustspieles nimmt mich gerade jetzt sehr in Anspruch.“ Der Satiriker, der eben im Nebenamt nur Recensent war und der deshalb auch nicht wußte, daß der beste Termin für die Einreichung eines Journalisten-Stückes immer die Zeit ist, wo der Herr Direktor selbst ein Kind seiner Laune dem öffentlichen Urtheil vorzuführen gedenkt, — der Satiriker war tief verstimmt, weil man ihn auch für so Einen hielt, und zog sein lange mit zärtlichen Sorgen im Busen getragenes Werk zurück. Bald darauf las man, es sei im Lessing-Theater angenommen worden und Hedwig Niemann werde, die Einzige, die Hauptrolle spielen. Der Satiriker stellte nun die Kritiken über das Lessing-Theater ein, weil er ganz korrekt handeln wollte und nicht glaubte, unbefangen noch über eine Bühne urtheilen zu können, mit der er jetzt in geschäftlicher Verbindung stand. Darüber ist denn allgemach ein Jahr vergangen und von der Aufführung des Stückes vernimmt man nichts mehr. Ich gestatte mir, in aller Ergebenheit daraus die folgenden Schlüsse zu ziehen: das Stück ist angenommen worden, weil der Direktor den Kritiker günstig stimmen wollte; und es wird nicht aufgeführt, weil der Autor den Direktor mit kritischen Blitzen nicht mehr ängstigen kann.

Eine so überraschende Erfahrung hätte Herrn Blumenthal doch zu einiger Vorsicht ermahnen sollen. Er ließ im vergangenen Frühjahr sein Personal in Hannover gastiren, und da er wußte, daß der dort „maßgebende“ Kritiker, Herr Robert Kohlrausch, auch Stücke schreibt, so erwarb er rasch eins von ihm und wir mußten das Lustspiel „Menschen“ im Lessing-Theater nun eben leiden. Dagegen läßt sich nichts sagen: es ist ein glattes Geschäft, die hannöverschen Kritiken waren vortrefflich und zu bedauern blieb eigentlich nur Herr Kohlrausch, dessen derbe Schwanktalente, weil er nicht in Berlin wohnt, auch die Berliner Kollegenschaft nicht anerkennen mochte. Besser erging es schon Herrn Max Nordau mit seinem aus der französischen Dramaturgie der letzten Jahrzehnte zusammengekehrten Schauspiel „Das Recht zu lieben.“ Herr Nordau steckt tief in allen literarischen Cliquen und Sippen, er ist der Pariser Korrespondent der Vossischen Zeitung und es heißt, er rüste sich, um die Erbschaft Stephanys, des großen Analphabeten und Schwörers, über ein Kleines nun anzutreten. Mit solchem Kulitreiber in spe verdirbt so ein junger Mann für das Feuilleton es nicht gern und deshalb wurden die blitzdummen Erbärmlichkeiten des kosmopolitischen Handelsmannes an der Seine streichelnd nur und schonend berührt. Ein schlechtes Stück, hieß es, denn das war beim besten Willen nicht zu leugnen, aber wie geistreich ist

doch der Dialog! Und die gefälligen Herren citirten drei Witze, deren Paternität, wie ich vermuthe, nicht Herr Nordau, sondern Herr Blumenthal ansprechen darf, der ewig lächelnde, der jetzt aber doch vielleicht einige Stunden des Aergers durchgemacht hat oder durchmachen wird. Denn bei dem dritten Journalisten-Stück, das er rasch, ehe seine Leute noch aus den Bädern zurück waren, auf die Bretter gebracht hat, wird sich, so fürchte ich fast, ihm die Erfahrung erneuen, daß man mitunter mühsam einen Kritiker zu gewinnen sucht, der am nächsten Tage schon kein Kritiker mehr ist.

Dieses dritte Journalisten-Stück heißt: „Der Oberst von Branitz" und als Verfasser stellte Herr Rudolf Stratz ungerufen sich ein, der für die Kreuzzeitung die Theaterberichte schreibt oder schrieb. Sehr hübsche Theaterberichte, die ich mit großem Vergnügen stets lese. Neulich erzählte Herr Stratz, er habe durch eigenen Augenschein sich davon überzeugt, daß in Norwegen die Leute gar nicht so seien, wie dieser höchst seltsame Ibsen sie immer schildere. Ist das nun nicht reizend? Und wiederum neulich meinte Herr Stratz, es sei sehr ungerecht, gar so von oben herab über die Theaterhandwerker zu sprechen, denn es ahne mancher Mann manchmal nicht, wie schwer so ein Stück doch zu machen sei. Damals ahnte ich nun wirklich noch nichts Böses, dachte nur, welchen Ruhm erst die Banknotenfälscher erwerben müßten, deren Handwerk offenbar doch noch viel schwerer zu lernen ist, und freute mich schon der Zeit, da Herr Stratz vielleicht aus Dänemark zurückkehren und, wieder nach eigenem Augenschein, uns berichten würde, so komische Leute wie Hamlet und seine verdrehte Hofliebste habe er, wie er auch suchte, doch nirgends gesehen. Ganz plötzlich aber, ich hatte bis dahin wenigstens nichts davon gehört, kam die Nachricht, eine Komödie des Herrn Stratz solle in dem Hause aufgeführt werden, das von Herrn Oscar Blumenthal noch immer erbaut ist. Kreuzzeitung und Lessing-Theater: für mich gab das keinen Reim, denn ich weiß, daß man im Hause Dessen von Hammerstein auch unter dem Strich auf stramme Gesinnung hält, und ich weiß nicht minder genau, daß man mit Zucht und Sitte, mit Königstreue und Frömmigkeit, nicht einmal den bescheidensten Pfuschmakler ins Lessing-Theater lockt.

Es war denn am ersten Abend auch schon recht leer und einen dritten Abend hat der Oberst von Branitz, trotzdem Reicher sehr routinirt schwamm und Guthery ganz ausgezeichnet spielte, überhaupt nicht erlebt. Aber die Hörer waren sehr angenehm doch enttäuscht; irgend eine Verherrlichung des furchtbaren Militarismus hatten sie erwartet und erfuhren nun, daß es erstens in der Armee Mißstände giebt, daß zweitens zur Nachtzeit in Prinzenschlössern die Damen galante Abenteuer suchen und finden, und daß drittens die Noth leidenden Agrarier, ganz besonders die aber, die

Vereine zur Hebung der Sittlichkeit auf dem Lande gründen, wenn sie nach Berlin kommen, in Begleitung freundlicher Mädchen mit festen Preisen in den Nachtcafés Linderung ihrer Leiden suchen. Und alle diese gefährlichen Geheimnisse verrieth ihnen Herr Rudolf Stratz, der für die Kreuzzeitung die Theaterberichte schreibt — oder schrieb. Oder schrieb, — denn ganz sicher bin ich doch nicht, ob diese amusante Thätigkeit nun noch fortdauern wird. Eine so zu sagen liberale Zeitung würde es ihrem Redacteur jedenfalls übel vermerken, wenn er einen unentwegt liberalen Mann dem Gespött der profanen Menge ausliefern wollte. Hoffentlich ist Herr von Hammerstein diesmal noch liberaler und läßt Herrn Stratz nicht dafür büßen, daß er ein Bischen dem feisten Muster seines sonst wackern Joachim von Branitz nachgestrebt hat, der auf dem Lande daheim die Sittlichkeit fördern und im Berliner Westen mit leichten Damen sich schadlos halten will. Muß Herr Stratz aber büßen, dann hat er für eine neue Komödie jedenfalls gleich den Stoff und die komischen Hauptgestalten: den Kritiker, dem nur das journalistische Ansehen zur Annahme eines Stückes verhilft und der durch das erfolglose Stück dann noch seine Stellung verliert, und den Theaterdirektor, der an ein Stück, dessen Durchfall er sicher voraussieht, Mühe und Zeit verschwendet und der zu spät dann erkennt, daß der Autor gar nicht mehr in der Lage ist, mit freundlicher Huld ihm den schuldigen Dank abzustatten. Herr Blumenthal ist ein Philosoph; er liebt die Gewaltsamkeiten nicht und er wird, weil er zweimal vergebens um süße Stimmen gebettelt hat, sich gewiß nicht erschießen, sondern in Seelenruhe und Herzensheiterkeit, da im August große Einnahmen doch nicht zu erzielen sind, auch künftig den Anfechtungen kritischer Tage trotzen. Auf seine besondere Weise ist er auch ein Held, dieser Schlaukopf.

Die Sache wäre ganz witzig, wenn sie daneben nicht doch auch recht traurig wäre. Ein Wahlkandidat, der schmierige Rangen küßt, — du lieber Gott, wer zwingt denn den Mann, zur Rettung des Vaterlandes ein Mandat zu erstreben? Aber ein Theater-Direktor, dem die Zeitungen zwar kaum jemals nützen, dem sie aber unendlich schaden können und der darum auf die Walze gehen, einen Reklame-Dramaturgen bestellen, Uebersetzer, Bearbeiter und am Ende leider auch Schreiber schwerer Stücke sich werben muß, nur um in der großen journalistischen Vortheils-Versicherung auf Gegenseitigkeit doch einen sicheren Mann zu haben —: nein wirklich, auch dieses Handwerk ist schwer, schwerer beinahe noch als das Stiefelmachen und Banknotenfälschen, und ich kann einem also geplagten Manne es nicht verdenken, wenn er in seinem eigenen Hause den Lessing nicht ehrt, der ja auch ein Zeitungmann war, ein Dramaturg und ein Stückeschreiber.

M. H.

Die Elektrotechnik im Kriege.

Die Entwickelung des Kriegswesens fordert durchaus die Einführung der elektrischen Melde- und Signalvorrichtungen bis an die Grenze der Vorpostenlinie, denn Haupt und Glieder müssen in dauernder Verbindung stehen. Zum Bau von Telegraphenlinien im Kriege bedient man sich jetzt besonders konstruirter und sehr leichter Kabel, die unmittelbar und ohne Isolationvorrichtung ausgelegt werden können. Hierdurch gelingt es, die Linien mit großer Geschwindigkeit zu formiren und wiederum aufzunehmen.

Das Instrument, das in der Kriegstelegraphie zum Aufgeben und Empfangen der Depeschen dient, ist der „Morseapparat". Er erscheint sehr häufig in der Form des „Klopfers". Das Instrument wird dadurch vereinfacht, daß die Schreibvorrichtung fortfällt und die Depesche mit dem Ohre aufgenommen wird. Der Morseschrift entsprechend, setzt sie sich aus langen und kurzen Noten zusammen, die der Anschlag des Ankers auf den Elektromagneten erzeugt.

Nach der Erfindung des so einfachen Telephons ist dieses für Kriegszwecke in den Vordergrund des Interesses getreten. Seine Handhabung ist eine höchst leichte und bedarf keiner besonderen Schulung.

Während der großen Herbstmanöver des vorigen Jahres wurde auf Befehl des französischen Kriegsministers vom Telephon ausgedehnter Gebrauch gemacht; man benutzte einfache Magnettelephone. Das Hörtelephon war an der Kopfbedeckung befestigt, während der Soldat den Sprechapparat in der Hand hielt. Zur Formirung der Linie wurde ein blanker, etwa einen halben Millimeter dicker Draht verwendet. Eine sehr gute Erdleitung wurde dadurch erzielt, daß man ein Bajonnet in geeigneter Weise in die Erde stieß. Kavalleristen verbanden die Erdleitung mit dem Zaum, und so ging der Strom durch die Hufe der Pferde zur Erde über. Für die Auslegung einer Linie genügten zwei Mann, von denen der eine die Instrumente und eine mit 1000 Meter Leitungdraht bewickelte drehbare Trommel trug. Der zweite war mit einer Reservetrommel und mit einfachen Auslegeapparaten ausgerüstet. Ein Mann schritt schnell voraus, der zweite legte in entsprechender Weise die Drähte über Bäume und Sträucher, um sie möglichst vor Beschädigung zu schützen. In solcher Weise wurde in 5 Stunden eine 27 Kilometer lange Leitung mit 10 Stationen vollendet. Zur Wiederaufnahme der Kabel genügte eine Stunde. Interessant waren die Erfahrungen während eines Kavalleriegefechtes. Eine Division passirte wiederholt eine 12 Kilometer lange Linie, auf der fortwährend gesprochen wurde, und das Gespräch erfuhr niemals eine Störung. Bei alledem ist die Anlage sehr wohlfeil: 10 Kilometer Leitungdraht nebst 10 Trommeln, 3 Telephonen und mehreren Arbeitapparaten kosteten nur 148 Mark.

Im Mikrophon besitzen die Elektriker einen Apparat, mit dessen Hilfe man im Stande ist, auch die feinsten Geräusche, wie z. B. den Tritt einer Fliege, dem Ohre wahrnehmbar zu machen. Auch dieses Instrument ist kürzlich für Kriegszwecke dienstbar gemacht worden. Man verband hierzu ein Mikrophon mit einem Erdbohrer, der es erlaubt den feinen Apparat in die Erde einzusenken. Bekanntlich leiten feste Körper den Schall besser als die Luft, und so ist man durch die Leitungfähigkeit des Erdbodens in Verbindung mit den Eigenschaften des Mikrophons im Stande, ferne Geräusche, wie Pferdegetrappel, den Tritt herannahender Kolonnen, das Rollen und Rasseln der Geschütze, früher

wahrzunehmen als mit dem bloßen Ohre. Der neue Apparat bewährte seine Eigenschaften besonders während eines Manövers des 17. Corps in Frankreich. Die Apparate zeigten nicht nur sehr früh den Lärm einer sich nähernden Truppe an, sie ließen sogar einen Schluß auf deren Zusammensetzung und Stärke zu.

Nachdem die Luftschifffahrt in der neuesten Zeit durch die vielfachen Bemühungen der Civil- und Militärtechniker einen erfreulichen Fortschritt gemacht hat, beginnt man bei allen größeren Armeen sich der Ballons zur Auskundschaft und zur Uebermittelung von Signalen auf sehr große Strecken zu bedienen. Besonders in der Signalvermittelung hatten die englischen Militäringenieure schon während des abessinischen Feldzuges reiche Erfahrungen gesammelt. Ganz neuerdings wurde von Eric Stuart Bruce vor der Royal-United-Service-Institution zu London ein neues System der elektrischen Signalgebung für Kriegszwecke in Vorschlag gebracht, das allen Anforderungen der modernen Massenkriege entsprechen dürfte. Der Ballon, von dem die Signale ausgehen, wird aus dünnem Battist hergestellt und mit einem hellfarbigen Firniß bedeckt. Um seine Steigfähigkeit zu erhöhen und ihn überall neu füllen zu können, bedient man sich des Wasserstoffgases, das man bekanntlich in komprimirter Form in Cylindern mitführen kann. Am unteren Ende des Ballons sind sechs Glühlampen größerer Form im Kranze befestigt, von denen ein Kabel zur Erde (zu einer Batterie von Akkumulatoren) führt. Durch einen sehr praktisch eingerichteten Telegraphenschlüssel können die Glühlampen zum schnellen Aufleuchten und Wiedererlöschen gebracht werden. Durch den hellen Anstrich des Luftschiffes leuchtet dieses hellstrahlend, als ein weithin sichtbares Objekt, am Himmel auf, und aus dem Wechsel von Hell und Dunkel ist man leicht im Stande, ähnlich wie bei der Morseschrift, ein Schreibsystem zu verabreden, mit dem man sich auf weiteste Strecken verständigen kann. Bei einer Probe, die Herr Bruce auf dem Albertplatze zu Battersea, mit einem solchen Ballon anstellte, waren die Signale über 25 Kilometer weit deutlich sichtbar. Bei solchen Einrichtungen pflegt man meistens noch eine Telephonverbindung mit dem Ballon herzustellen, damit die Wahrnehmungen, die der Passagier in der Gondel macht, den untenstehenden Kameraden sofort übermittelt werden können.

In künftigen Gefechten ist es nicht ausgeschlossen, daß der Kampf während der Nacht fortgesetzt werden muß; und auch sonst ist es für die ungeheueren Heereskörper ein Bedürfniß, während der Dunkelheit über entsprechende Beleuchtungkörper zu verfügen; z. B. um die Schlachtfelder nach Verwundeten abzusuchen. Schon im deutsch-französischen und im russisch-türkischen Kriege bediente man sich hierzu der Scheinwerfer. Sie bestehen im Wesentlichen aus großen paraboloischen Spiegeln, in deren Brennpunkt sich ein starkes elektrisches Licht befindet. Seitdem wurde die Konstruktion der Scheinwerfer sehr verbessert. Einer der größten ist kürzlich für die Weltausstellung in Chicago von der Firma Schuckert in Nürnberg konstruirt worden; er giebt in vollkommener Ausrüstung, d. h. mit Parabolspiegel und Streulinse versehen, ein Licht, das dem von 460 000 000 Kerzen entspricht. Die Versuche mit diesem Apparat sind vortrefflich ausgefallen; er wurde auf einem Thurm ausgestellt und unter seinen Strahlen konnten während einer sehr dunklen Nacht jeder Theil der Umgebung gesehen werden, genau wie bei Tagesbeleuchtung.

Einen ähnlichen Apparat, dessen Strahl eine Lichtmenge von 4 000 000 Kerzen spendet, besitzt ein neuer Leuchtthurm im Departement Le Finistère.

Er spendet seine Signale während der Nacht bei klarem Wetter bis auf 100 Kilometer Entfernung. Es bedarf keiner besonderen Phantasie, um sich klar zu machen, was mit solchen Lichtmassen im Kriege zu leisten ist.

Auch für Einzelnzwecke, z. B. zur Beschießung gewisser feindlicher Gebiete während der Dunkelheit, ohne sich selbst zu demaskiren, sind sehr erfolgreiche Versuche in England und Frankreich angestellt worden. Vom englischen Kapitän Grenfell wurde zu diesem Zwecke eine praktische Kombination vorgeschlagen. Nach seiner Anordnung können die Ziele scharf beleuchtet und zugleich die Geschützvisire zum sicheren Zielen in der Art erhellt werden, daß das Geschütz im Dunkeln bleibt. In Oesterreich hat man sich kürzlich von der Vortrefflichkeit der Grenfellschen Methode auf dem Manöverfelde praktisch überzeugt.

Auch in der Kriegsmarine spielt die Elektrotechnik seit einiger Zeit eine bedeutende Rolle; besonders seitdem die Akkumulatoren, jene Kraftkästen, in denen elektrische Energie aufgespeichert werden kann, sich zum Betriebe von Torpedobooten als praktisch erwiesen haben. Welche Betriebsart kann sich hierzu auch besser eignen als die Elektrizität, die ohne Rauch und, bei Anwendung der neuesten Motoren, fast geräuschlos arbeitet. Durch die Akkumulatoren ist das Ideal eines Schiffes ‚das „Unterseeboot", dessen Konstruktion mit den alten Kraftmitteln unmöglich war, wieder zum Gegenstand für den erfinderischen Sinn der Ingenieure geworden. Sollte es möglich werden, Boote herzustellen, die sich unterhalb des Wasserspiegels mit einer nicht zu geringen Geschwindigkeit fortbewegen, dann dürfte unzweifelhaft das Schwergewicht der Entscheidung in künftigen Seegefechten den Torpedos zufallen.

Das erste zu diesem Zwecke vollständig elektrisch eingerichtete Fahrzeug war der in England erbaute Nautilus. Man hat ihm Cigarrenform gegeben, um den Widerstand des Wassers möglichst zu überwinden. Seine Länge beträgt etwa 25, seine Breite fast 3 Meter. Zu beiden Seiten des Mittelschiffs befinden sich je 2 Cylinder, die beliebig zusammen- und auseinander gehoben werden können, und dadurch das Boot zum Steigen oder Sinken bringen. Ist das Fahrzeug unter den Wasserspiegel versenkt, dann bleibt darüber noch ein Dom von etwa 30 Centimeter Höhe zurück, durch den der leitende Offizier das Terrain observiren kann.

Eine sehr geräuschvolle Reklame machten vor einigen Jahren die französischen Blätter für das neue Unterseeboot „Le Gymnote"; in ihm sollte das Problem der Unterseeschifffahrt gelöst sein. Der Gymnote, der eine ähnliche Gestalt wie der Nautilus hat, ist nur 17 Meter lang und nur 2 Meter breit. Die Versenkung wird bei ihm durch Räume bewirkt, die zu diesem Zwecke mit Wasser gefüllt werden können. Einen wesentlichen Vortheil älteren Fahrzeugen gegenüber bietet das neue Boot dadurch, daß es horizontal, vertikal und auch in schräger Richtung bewegt werden kann. Diese Mannichfaltigkeit ermöglicht man mittelst mehrerer Steuerruder, von denen das eine die horizontale und zwei andere die vertikale Bewegung reguliren. Auch der Gymnote besitzt eine mit Fenstern versehene Kuppel zum Ausguck.

In den übrigen Staaten sind gleichfalls Unterseeboote gebaut worden. Natürlich liegt es im Interesse der Ingenieure, die eigentlichen Konstruktionschwierigkeiten geheim zu halten. Deutschland steht seinen Freunden und Feinden in diesem Wettkampfe nicht nach, in den Häfen von Danzig und Kiel wurden und werden fortdauernd Versuche mit Unterseebooten angestellt. Die deutschen

Fahrzeuge sind größer als die bisher geschilderten. Der kritische Punkt bei den Unterseebooten liegt in ihrer geringen Geschwindigkeit; es haben sich daher viele unserer besten Schiffbaumeister den halb versenkbaren Kriegsbooten zugewandt von denen als Torpedoschleuderer zunächst am Meisten zu erwarten sein dürfte.

Torpedoboote, die zur Küstenvertheidigung dienen, werden seit einiger Zeit auch automatisch bewegt und von der Küste aus regulirt. Solche Einrichtungen wurden u. A. von der amerikanischen Regirung eingeführt. Diese elektrisch gesteuerten Torpedos sind nach den Angaben Edisons erbaut und können von der Küste aus betrieben, gesteuert und im gewünschten Moment zur Explosion gebracht werden. Bei der ersten offiziellen Vorführung bewegten sie sich mit einer Geschwindigkeit von 11 Minuten. Sie operirten hier während 4 Stunden unter konzentrirtem Feuer vor der Front eines Forts, ohne daß man sie von der Küste aus bemerken konnte. Der „Destroying Angel", das erste Fahrzeug dieser Art, besteht aus zwei mit einander verbundenen Booten, die, wie üblich, Cigarrenform haben. Das eine von ihnen — von 12 Meter Länge und einem halben Meter Durchmesser — dient als Schwimmer, während das andere einen Meter unterhalb des Wasserspiegels liegt und den Motor und die Sprengmasse enthält. Man betreibt die ganze Vorrichtung durch eine Kohlensäuremaschine, deren Bewegung durch einen elektrischen Strom von der Küste aus eingeleitet wird. Die erreichte Geschwindigkeit beträgt 38 Kilometer in der Stunde, ist also eine für Torpedoboote sehr bedeutende. Gelangt das Fahrzeug zu der feindlichen Flotte, so kann die Explosion durch Zusammenstoß oder mittelst elektrischer Auslösung erfolgen.

Zur Erleuchtung, zur Beschickung der Scheinwerfer, sowie zur Bewegung der Geschütze sind kürzlich auch die großen Panzerschiffe mit elektrischen Maschinen versehen worden. Das englische Schlachtschiff der „Colossus" erhielt zuerst eine solche vollständige elektrische Ausrüstung. Dieses Schiff ist im Stande, während eines nächtlichen Gefechtes die Meeresfläche weithin zu erleuchten und mit Hilfe von Scheinwerfern eine feindliche Küste zu untersuchen.

In den letzten Jahren ist das elektrische Bogenlicht in französischen und englischen Kriegshäfen vielfach zur Beleuchtung von Minensperren verwendet worden. Man beabsichtigt nämlich, im Kriegsfalle und bei einem nächtlichen Angriff auf Minensperren, diesen dadurch unmöglich zu machen, daß man die am Meisten gefährdeten Stellen in den Lichtbezirk großer Reflektoren bringt. Diese Orte sind gegebenen Falles unter konzentrirtem Feuer zu erhalten.

Ein höchst interessanter Apparat, der gleichfalls zur Hafenvertheidigung dient, ist kürzlich von der französischen Admiralität geprüft worden. Der Apparat, das „Hydrophon", ermöglicht es, das Herannahen feindlicher Schiffe selbst bei stärkstem Nebel auf die Entfernung einer Meile anzuzeigen. Der Apparat zerfällt in zwei Theile. Der erste Theil, der in eine Tiefe von etwa 10 Faden unterhalb des Meeresspiegels versenkt wird, besteht aus einer eisernen Glocke von etwa 170 Kilogramm Gewicht, deren Oberfläche durch einen isolirten, empfindlichen und schweren Körper dargestellt ist. Der zweite Theil befindet sich auf dem Lande und er kann bis 5 Meilen vom Versenkungorte entfernt sein. Die Oberfläche der Glocke ist so empfindlich, daß sie die Bewegung der feindlichen Schiffsschraube selbst noch in der Entfernung einer Meile aufzunehmen vermag. Durch elektrische Vorrichtungen wird die Erregung der Glocke der Küstenstation übermittelt, wo große Alarmglocken dann die Gefahr verkünden. Franz Bendt.

Petersburg und Paris.

In aller Stille hat sich zu Paris einmal wieder ein russisches Ereigniß vollzogen: die Konversion der 6proz. Goldrente von 1883 in 4prozentige. Es handelt sich hier um nur 50 Millionen Rubel, an denen nunmehr 1 Million Rubel jährlicher Zins gespart wird. Die Anleihe kam zu 98 pCt. im Dezember 1883 heraus, stand zu Ende des selben Jahres 99,25, in den nächsten drei Jahren durchschnittlich 110. Ende 1887, das deutsche Kapital hatte seine Russenwerthe zu verkaufen begonnen, war der Kurs auf 105 gesunken, dann trat Frankreich als Liebhaber auf und wir sehen in den nächsten beiden Jahren Kurse bis hinauf zu 113. Seit 1890 bis zu diesen Tagen treten aber wieder Veränderungen zwischen 106 und 104 pCt. ein. Jedenfalls haben die Besitzer, seien sie nun ursprüngliche Zeichner oder spätere Käufer gewesen, ein vorzügliches Geschäft mit ihrer Anlage gemacht, und sie werden auch das Papier mit 4 pCt. behalten, heute wo die ausgezeichnet placirten 4proz. Schweden 101, 4proz. privilegirte Türken 90, 4proz. Rumänier 81 und die anderen 4proz. Goldrussen über pari stehen. Daß die Berliner Zahlstelle Mendelssohn diesem Konversionsgeschäft wenigstens offiziell fern geblieben ist, kann bei der jetzigen Spannung nicht auffallen; an sich wäre es aber unwahrscheinlich, daß ein Bankhaus mit so regulären russischen Guthaben eine Betheiligung an irgend einer Witteschen Finanzoperation zurückweisen sollte.

Die Hauptsache bleibt nun aber, daß die ganze Konversion, wie tiefsinnig auch oberflächliche Schreiber daran die slavisch-gallische Freundschaft beweisen wollen, keinen Erfolg, sondern eine Abspeisung vorstellt. Was man in Petersburg braucht, ist ein Milliarden-Anlehen. Ohne ein solches werden jene asiatischen Bahnen nicht fertig, die aus wichtigen strategischen und fast noch wichtigeren wirthschaftlichen Ursachen begonnen wurden und bei denen man solider Weise das französische Geniefach gern umgehen möchte. Allein die technischen Kräfte aus Deutschland oder Amerika zu beziehen und das Geld einfach in Frankreich zu verlangen, das scheint doch doppelten Schwierigkeiten zu begegnen —: dem Beharren der Franzosen bei dem Wunsch, ihre eigenen Ingenieure an der kaukasischen und sibirischen Arbeit zu sehen, und dem Ausweichen der Pariser Geldmächte gegenüber einer auswärtigen Riesenanleihe.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß man das französische Kapital mit russischen Fonds übersättigt glaubte, so daß selbst die Verhandlungen mit Rothschild damals, vielleicht im Einverständniß mit dem Ministerium, scheiterten. Bei diesem Wundervolke indessen — was das Entstehen von Reichthümern betrifft — häufen sich ungeheure Ersparnisse immer wieder zusammen, so daß alle Weissagungen sehr rasch veralten. Sachsen im Siebenjährigen Kriege hat als noch so leerer Mehlsack nicht entfernt so stark gestäubt wie nach allen Verlusten das französische Kapital, wenn man es klopft oder auch streichelt. Ist doch z. B. erst jetzt wieder Herrn Secretan, dem traurigen Helden des Kupferkrachs, eine große Millionengründung möglich gewesen, und zwar nur, weil er, einer Strömung schmeichelnd, ein „ni financier, ni juif“ ausgesprochen hatte.

Zur Erweiterung des Werthbesitzes an Russen könnten also unsere westlichen Nachbarn wohl kräftig genug sein, wenn nicht die französische Rentenkonversion in Aussicht genommen oder richtiger: gewesen wäre. Das betrifft die jetzt 4½prozentige französische Milliardenanleihe, also ca.

6000 Millionen, deren Zinsfuß man gern in 3½prozentige oder auch 3prozentige umwandeln möchte. Der dortige Staatsschatz hat eine Einschränkung der Ausgaben nöthig. Das Budget laborirt mit erschreckender Regelmäßigkeit an einem Defizit bis zu 200 Millionen, so daß eine Ersparniß von 60 und im besten Falle 90 Millionen noch immer einen großen Rest unbeglichen ließe. In der Kammer hatte der Berichterstatter es sich bei der Vorlage für 1894 etwas bequem gemacht. „Messieurs," sagte Herr Antonin Dubost, „il ne faut pas craindre de le dire tout haut, nous dépensons trop! En dehors des périodes de grande nécessité publique, quand on a la frontière à défendre ou les forces militaires et économiques du pays à reconstituer, comme cela nous est arrivé, les dépenses extraordinaires, comme les augmentations de dépenses permanentes, doivent être étroitement proportionnées aux facultés de développement de la nation." — Wo denn diese Proportion sei? fragte bald darauf sehr höflich Leroy-Beaulieu und er führte dann weiter aus: „Si nous avions été gouvernés avec un peu d'économie et de prévoyance depuis 1876, par exemple, ou même depuis 1880, il est certain que le budget de la France, au lieu de monter à 3 milliards 538 millions, s'élèverait à 3 milliards environ, soit à un milliard de plus qu'en 1869. Les contribuables français seraient dégagés de 500 millions." Frankreichs Finanzlage ist also nichts weniger als rosig und die Konversion der 4½prozentigen Rente ist das Mindeste, was als Abhilfe zu verlangen wäre. Während man aber noch diskutirte, ob ein 3½prozentiger oder 3prozentiger Zinsfuß richtiger sei, lautet eine Depesche aus Paris nach beiden Richtungen hin verneinend; sie meldet nämlich von der bevorstehenden Ausgabe der neuen Couponbogen für die 4½prozentige Rente, was doch mit einem Weiterbestehen des Konversionplanes nicht in Einklang zu bringen wäre.

Sollte wirklich das ganze Projekt nur aus Rücksicht für Rußland vertagt sein, damit dieses endlich zu seinem großen Anlehen kommen könne? Das ist etwas unwahrscheinlich, denn sonst wäre eben die jüngste Konversion der Goldrussen nicht erfolgt. Die Thatsache, daß man in Petersburg aus relativ kleinen Geldbedürfnissen nicht herauskommt, deuten die verschiedenen kleinen Verkäufe in Paris genugsam an und es wird nicht immer angehen, daß in den ehernen Beständen der griechischen Klöster die Métalliques so einfach gegen Papierrente umgetauscht werden. Denn den geistlichen Verwaltungen im Innern des Reiches könnte man auch zur Noth die Zinsen in Rubelnoten verrechnen und hat dies auch vielleicht bisher gethan; einmal nach dem Auslande verkauft, wächst aber bei diesen Métalliques auch der Zinsendienst in Gold.

Die Klemme für Herrn Witte, der sich im Gegensatz zu einigen russischen Nationalökonomen über das billige Brot durchaus nicht freut, ist eigentlich durch die amerikanische Krisis gekommen. Die Geldnoth der Farmer hat Getreide in so ungeheuren Mengen und so unerhört billig nach Europa geworfen, daß überhaupt kein Preishalten mehr möglich ist. Wer weiß, ob ohne diesen ganz unvorhergesehenen Zwischenfall die schöne Rede auf der Nowgoroder Messe gehalten worden wäre, eine Rede, die eben so wie die frühere Erwiderung auf unsern Reichsanzeiger leider die ganze Ueberlegenheit Wittes gegenüber unserer Zolldiplomatie enthüllt. Er ist es, der stets die Offensive hat, wir denken höchstens über seine Züge nach oder freuen uns, falls wir glücklich einen Gegenzug gefunden haben. Noch niemals ist ein Finanzminister nur durch die Minderwerthigkeit seiner Gegner so rasch berühmt geworden.

Bei den Franzosen hat Herr Witte natürlich weit größere Ziele im Auge, aber hier kann er doch einer bewährten Tradition seines Vorgängers folgen, — das vielleicht noch zu unterschreibende Offensivbündniß gleichsam von Weitem emporzuhalten, aber seine ganze Staatsschuld in jenem reichen Westen festzulegen. Trotzdem es sich dabei um die immensesten Summen handelt, welche die Welt je gesehen hat, kommen doch den Herren in Petersburg zwei Pariser Faktoren zu unbedingter Hilfe — die Revanche-Idee der grande nation und etwas weniger Edles: die Gewinnsucht der dortigen Hochfinanz. Diese kann so viele Nebengeschäfte machen, gelegentlich einer entente cordiale, die den russischen Botschafter fast so intim verhandelnd wie auf den letzten polnischen Reichstagen sieht. Centralasien bietet so zahlreiche Gebiete, die einer monopolartigen Ausbeutung winken, daß sich die Lockung — denn weiter ist es doch nichts — recht gut begreifen läßt. In Wahrheit kann aber die Zarenregirung aus dem Banne ihrer nationalen Strömung gar nicht heraus, wie dies ja am Besten ihr Petroleumkampf gegen Rothschild zeigt. Das Erdöl und die Judenvertreibungen! Es ist nicht leicht abzuwägen, was von diesen beiden den Baron Alphons am Meisten gegen Rußland aufbringt.

Ohne Rothschild dürfte aber ein Milliardenanlehen von jener Seite her unendlich erschwert sein und gerade die Thatsache, daß um diese kleine 50 Millionen-Konversion die ersten Banken mit ihren Namen wetteifern, beweist, wie gern man Rußland gefällig sein möchte, soweit — man es kann.

Einige deutsche Financiers versuchten sogar, den so jähen Zollkrieg als ein angenehmes Schauspiel hinzustellen, das Herr Witte dem französischen Publikum bieten wolle, um das letzte starke Feuer für sein Anlehen anzufachen. Dieses Gefühl scheint auch in einigen Pariser Kreisen aufgekommen zu sein, denn die dortigen Fachblätter wiederholen seit dem ersten August, daß sowohl Deutschland als Rußland nur schrecken, aber nicht abbrechen wolle.

An dieser Stelle ist bereits kürzlich das Eindringen der russischen Werthe in alle Poren Frankreichs pessimistisch genug geschildert worden. Damit ergiebt sich für uns Deutsche, und ständen wir noch so weit von jedem Chauvinismus, eine gar nicht zu schätzende Beruhigung. Unser Anlagevermögen hatte seine überwältigenden russischen Ziffern erhalten: für Preußen aus der in der heiligen Allianz wurzelnden Monarchenfreundschaft, über die man allerdings keine Tagebücher nachlesen darf, für Süddeutschland aus dem Rothschildschen Prestige, das besonders den Centralbodenkredit-Pfandbriefen mit ihren endlosen Serien gewaltige Dienste gethan hat. Schon im Anfang der siebziger Jahre wurde man mißtrauisch, als diese Pfandbriefe, auf welche die Londoner Rothschilds eine glänzende Option besaßen, immer von Neuem an den Markt kamen; die unabhängige Presse begnügte sich bei Besprechung eines jeden Projektes, die früher ausgegebenen Serien ohne Kommentar wie in Reih und Glied aufzupflanzen, und maßvolle Bankdirektoren gaben zu, daß das Ganze einmal zum Krach kommen müsse, — „aber wir erlebens nicht!" Das Vertrauen der Börse zu Rußland bestand überhaupt nicht in einem Kontroliren der dortigen Hilfsquellen, die ja eben so unübersehbar wie schlecht entwickelt waren, sondern in der Ueberzeugung von dem guten Willen Rußlands. Dieser war den Holländern noch im Gedächtniß von den zwanziger Jahren her, in denen von Petersburg aus nachbezahlt wurde, sowie den Engländern vom Krimkriege her, wo der Coupon in London unverändert weiter eingelöst wurde. Daß

aber seit dem Pariser Frieden von 1856 alles Baargeld aus dem sonst an Münze so überreichen Zarenreich wie hinausgetrieben war, und daß die Expansionpolitik gegen Centralasien einen ungeheuren Ausgabenetat erzwang, daran dachte das an sich ja stets konservative Kapital nicht.

Als die Engländer 1885 bei dem drohenden Konflikt wegen Afghanistans, — sie, die Hauptbesitzer — ihre russischen Effektenballen wegzuschleudern begannen, hatte man in London die wirthschaftliche Veränderung der russischen Sicherheiten längst erkannt. Zwei Jahre später setzte dann bei uns jener Kampf ein, der in der Geschichte der Kapitalverschiebungen unvergessen bleiben wird.

Dieses Geschehniß ruht ganz auf Bismarcks Schultern, und die Leute, die es noch immer bedauern, daß hier ein großer Staatsmann in ein ihm unbekanntes Gebiet gewaltsam eingegriffen hat, übersehen, daß große politische Erwägungen den wirthschaftlichen gegenüber stets den Vortritt haben.

Es war die Zeit, wo das Werben Frankreichs um Rußlands Gunst immer demonstrativer auftrat und wo man sich zum ersten Male die traurige Möglichkeit eines Krieges mit unserem östlichen Nachbarn vorhalten konnte. In diesem Falle hatten wir aber nicht nur einen Gegner mit den unermeßlichsten Kapitalien unterstützt, sondern mußten uns auch für den Krieg der Gefahr aussetzen, keine Zinsen zu erhalten, also unsern Besitzstand aufs Schwerste getroffen zu sehen.

Aber unsere Gewinnpartie war eine doppelte! Sobald Bismarck die Milliarden russischer Fonds aus dem deutschen Markte trieb, mußten diese nothgedrungen eine andere Kapitalsmacht ansprechen und das konnte nach Lage der Freundschaft und des Reichthums nur Frankreich sein. So ist ein Gegner von uns in die gefährlichen Bande des Andern gekommen! Die französischen Sparer sähen sich im Ernstfalle mit vielleicht nicht werthlosen, aber doch ganz unverkäuflichen Papieren bedeckt und Rußland, das dann früher oder später doch eine Kriegsanleihe braucht, könnte sie von Frankreich, seinem einzigen noch übrig gebliebenen Kapitalshort, nicht bekommen. Wie diese Dinge schon heute liegen würden die Franzosen drei Tage nach einer Kriegserklärung vor einer Krisis in russischen Fonds stehen. Ungezählte Milliarden wären noch vor der ersten Rüstungaugabe nur zur Stopfung dieses Elementarunglücks nöthig. Dieser Zustand, daß wir gleichsam Rußland auf Frankreich geworfen haben, bietet denn doch gegen den Krieg eine schätzenswerthe Prämie.

Ganz Recht, so wenden die Durchschnittsrechner ein: aber die Preßcampagne hätte vorsichtiger sein sollen, so daß wir zu höheren anstatt zu niedrigen Kursen jene Fonds verkaufen konnten. Als ob ohne den rücksichtlosesten Kampf, ohne Angst und Bangen, eine so rasche Befreiung überhaupt möglich gewesen wäre. Man bedenke doch die Hunderttausende von Winkeln, aus denen die gleichsam dort eingerosteten Russen gefegt werden mußten. C'est la guerre! Kompromisse hätten die Kurse besser, aber den Erfolg schlechter gemacht. Es handelte sich hier um eine völlige Auskehr! Im Uebrigen wären russische Werthe bei uns nie so hoch gestiegen wie eben jetzt, wo die reichen, aber in dieser Angelegenheit somnambulisch dahin wandelnden Franzosen die Kapitalisten sind. Daß dann unser frei werdender Anlagemarkt sich exotischen und industriellen Halbwerthen zuwenden würde, hatte der Leiter unserer Politik nicht zu erwägen. Und wenn er es gethan hätte, so ist der Vortheil seiner That noch immer bei Weitem größer als alle Kursverluste unserer Kapitalisten. Pluto.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. September 1893.

Das Fest des höchsten Wesens.

Unbeschreiblicher Jubel: einstweilen ist das die neueste Entdeckung mit der die offiziöse Weisheit den Wörterschatz des deutschen Staatsbürgers bereichert hat. An brausenden, dröhnenden, rauschenden und, wenn der Telegraphist gebildet sein wollte, auch an frenetischen Jubel war man allgemach ja gewöhnt; niemals aber, nicht einmal beim unwiderruflich letzten Auftreten reisender Primadonnen, wo das Ewig-Weibliche doch mitunter hinanzog, ward im Jubel bisher das Unbeschreibliche gethan. Als an der Spitze des siegreichen Heeres die Führer in die deutschen Städte zurückkehrten, als der erste Kanzler siebenzig und der erste Kaiser im neuen Reiche neunzig Jahre alt wurde, jedesmal war da der Jubel groß, aber er ließ sich beschreiben, er wurde beschrieben und sorglich wurde gesondert, was echt daran war und was künstlich, durch dunkles Bier und helle Lampen, durch Fahnen, Musik und Mobgefühle, an schnell wirkenden Surrogaten hinzugethan worden war. Jetzt soll die Beschreibung unmöglich geworden sein. Die illuminirte Politik, die bis nach Ostafrika sich schon erstreckt und Dar-es-Salaam in einen Paradeplatz verwandelt hat, wo man um die Produktion von Kolonialwaaren sich kaum noch bekümmert, muß in ihren Applausbedürfnissen naturgemäß immer anspruchsvoller werden und ihre Regisseure vergessen dabei ganz, was ein guter Regisseur niemals vergessen soll, an die Möglichkeit einer Steigerung zu denken. Ist das Unbeschreibliche erst Ereigniß geworden, dann bleibt selbst dem chorus mysticus nichts mehr zu thun; und da wir

in Ungarn, in Toulon und Paris noch, während es ringsum schon herbstet, die letzten Ausstattungstücke der Sommersaison zu erwarten haben, da jeder Jubelruf ferner ein neidisches Echo weckt, so ist die Frage nicht ganz uninteressant, was denn eigentlich nun noch erdacht werden soll, um das Unbeschreibliche zu überbieten.

Die Freude an den Vorgängen, die in den Reichslanden eben sich abgespielt haben, braucht man durch diese Frage sich nicht verkümmern zu lassen. Der festliche Empfang, den der Vertreter des deutschen Volkes im Elsaß und auch in Lothringen gefunden hat, beweist, daß die nüchternen Leute da im Westen allmählich der Protestphrase müde geworden und daß sie entschlossen sind, mit dem Sieger einen möglichst einträglichen Freundschaftbund einzugehen. Diese Erfahrung ist, trotz den Kassandrarufen des Herrn Gefken, durchaus nicht neu; in seinem verständigen Buche über Deutschland hatte der französische Kritiker J. J. Weiß seine Landsleute vor sieben Jahren schon darauf vorbereitet und das Erstaunen ist denn in Paris jetzt auch so mäßig, daß die deutschen Reporter, um von den Stimmen der Presse doch Etwas telegraphiren zu können, schon genöthigt sind, ihre Zuflucht zu Winkelblättern zu nehmen, die zwar in den drei dicken Bänden des parlamentarischen Panama-Berichtes, aber nicht auf den großen Boulevards zu entdecken sind. Nicht der Vergleich der ruhig und pünktlich arbeitenden deutschen Verwaltung mit der in Frankreich beständig zu fürchtenden Anarchie nur hat die Elsässer und die Lothringer mit den neuen Zuständen versöhnt; sie sind auch der Neigung gefolgt, die immer und überall den Besitzenden zum Herrscher des Augenblickes zieht. Jede Umwälzung, mag sie in ihren Folgen für Deutschland nun oder für Frankreich günstig sein, bedroht in den Reichslanden den Besitz mit schlimmer Gefahr; deshalb sind die Leute, die Etwas zu verlieren haben, für die Aufrechterhaltung des einmal geltenden Rechtszustandes, und die geistliche und weltliche Beamtenschaft müßte die eigenen Lebensbedingungen verkennen, wenn sie so geschäftigem Eifer sich nicht anschließen wollte. Man braucht nicht einmal an die lange Liste der Ordensverleihungen, an die wimmelnden Schaaren der Abhängigen und Kontrolirten zu denken, um die frohe Erregung der guten Bürger von Metz und von Straßburg zu verstehen, die, nach der geheiligten Tradition jeder im Gelde den Werthmesser aller Dinge bewundernden Bourgeoisie, in Ruhe zunächst was

Gutes zu schmausen wünschen und an Festtagen nur, wenn der Laden sicher verschlossen und ein Verlust nicht zu fürchten ist, patriotischen und nationalen Erwägungen zugänglich sind. Die Lehre, daß, wo es Einem gut geht, er auch ein Vaterland hat, stammt von dem in allen Gymnasien berühmten Rechtsanwalt M. T. Cicero, der heute gewiß Stadtverordneter, Volksvertreter und Geburthelfer bei schwierigen Gründungen wäre; und die Advokaten haben auf die bourgeoisen Empfindungen sich zu jeder Zeit gut verstanden.

Aus der Ferne läßt sichs natürlich nun nicht beurtheilen, welchen Höhepunkt der Volksjubel diesmal erreicht hat. Daß er so ganz unbeschreiblich war, wird man nicht leicht glauben; denn neue Vortheile sind den Bewohnern der Reichslande nicht verheißen, neue Offenbarungen sind ihnen nicht verkündet worden und nur die bewährtesten Byzantiner können den Kaiser mit verzücktem Staunen darüber beleidigen, daß er die selbstverständlichen Worte sprach, jeden Versuch, den wiedergewonnenen Besitz dem Reich zu entreißen, werde das deutsche Volk mit bewaffneter Hand zurückweisen. Das Schwertmotiv gehört nun einmal zur Manövermusik, und wenn es diesmal besonders auffiel, so lag das mehr an den äußeren Umständen, unter denen das Kriegsspiel im Frieden sich vollzog, als an dem durchaus nicht besonders herausfordernden Ton dieser Musik. Vielleicht wäre es besser gewesen, den erfreulichen Wechsel in der Stimmung der wohlhabenden Elsässer und Lothringer nur anzudeuten, anstatt ihn dick zu unterstreichen; und wahrscheinlich hätte ein erfahrener Politiker dem Kaiser nicht gerathen, den Kronprinzen von Italien zu den militärischen Schaustellungen einzuladen, weil Italien im Dreibunde sich nur so lange wohl fühlen kann, als ein behagliches Verhältniß zu Frankreich ihm dadurch nicht unmöglich wird. Es giebt, im gesellschaftlichen und im internationalen Verkehr, Einladungen, denen man sich nicht leicht entziehen kann und denen man doch mit gemischten Gefühlen nur folgt. Nachdem es bekannt geworden war, daß Italien für Fälle künftiger Verwickelungen auf die Bürgschaft der Russen sich lieber als auf die vagen Betheuerungen der Briten verlassen möchte — und Leute, die es wissen könnten, behaupten noch jetzt mit großer Bestimmtheit, daß zwischen Rom und Petersburg bereits feste Verabredungen getroffen sind —, konnte die italienische Regirung weniger noch als sonst einer Demonstration für den Dreibund ausweichen; aber es ist doch recht zweifelhaft, ob

es ihr jetzt gerade erwünscht war, die Empfindlichkeit der Franzosen zu reizen. Das etwas bängliche Schweigen der römischen Zeitungen und die Aeußerungen des Herrn Nicotera sind in dieser Beziehung ganz lehrreich; und der Würde des Deutschen Reiches könnte es doch kaum entsprechen, Gäste bei sich zu sehen, die das mehr oder minder deutlich ausgesprochene Bedürfniß fühlen, in Frankreich demüthig sich zu entschuldigen, nur weil sie bei uns eben zu Gaste waren.

Die festlichen Veranstaltungen, in deren Mittelpunkt der Repräsentant des Reiches steht, sollen möglichst glanzvoll und prächtig nach außen hin wirken; der Wunsch ist begreiflich, aber er darf nicht zu einer Ueberschätzung der Außerlichkeiten und des Gepränges führen. Die Bedenken, die der gut preußisch und deutsch gesinnte Gustav Freytag gegen die Kaiseridee hatte, faßte er in diese Sätze zusammen: „Die deutsche Kaiserkrone hat zur Voraussetzung nicht nur die achtungvolle Bewahrung der regirenden Häuser, durch deren Genehmigung sie jetzt gewonnen werden soll, sondern auch eine unabläßige Repräsentation den Fürsten gegenüber. Aller Glanz der Majestät, die Staatsaktion bei vornehmen Besuchen, die Hofämter, die Schneiderarbeit in Kostüm und Dekorationen werden zunehmen und, wenn sie erst einmal eingeführt sind, immer größere Wichtigkeit beanspruchen. Das Selbstgefühl aller Fürsten wird sich steigern; aber eben so sehr das Selbstgefühl des Adels, der ganze fast überwundene Kram alter, nicht mehr zeitgemäßer Ansprüche wird sich schnell mehren. Ueberall wird das fühlbar werden, auch im Beamtenthum und im Heere. Und wie im Heer und Civildienst, so wird auch im Volke ein höfisches und ferviles Wesen sich einschleichen, das unserer alten preußischen Loyalität nicht eigen war. Die Hohenzollern haben uns aus dem Jammer herausgehoben und gerade sie sollen nicht der Rache der höhnenden Dämonen verfallen, welche noch immer hinter den Lappen des alten verschossenen Kaisermantels lauern und unseren Herren den Schein für das Wesen, den Vorsitz an fürstlicher Tafelrunde für die Herrschaft über ein einiges Volk geben möchten. Unsere Kaiser sollen ernsthafte Geschäftsleute sein, welche das Wesen der Macht erfreut, nicht der Goldglanz, nicht ein neuer Reichsherold Germania, nicht ein abenteuerliches vierfarbiges Kaiserbanner und nicht die große fürstliche Festtafel, bei welcher verdiente Generäle, die unsere Feinde geschlagen haben, verurtheilt werden, hinter dem Stuhl durchlauchtiger

Herren aufzuwarten, welche vielleicht als müßige Zuschauer die Reise in Feindesland mitgetrödelt haben." Von den Zuständen, die der bedächtige Erzähler aus deutscher Vergangenheit hier voraussah, sind wir so weit nicht mehr entfernt, wie mancher Mann denkt. Die Hofchronik hat an Umfang immerfort zugenommen; wenn kleine Prinzen, von deren Erziehung und Leben sonst die Welt nichts erfuhr, eine Festung zum Geschenk erhalten oder mit Circusspielereien sich vergnügen, so wird das, wie ein der Rede werthes Ereigniß, uns ausführlich erzählt; jede erschnüffelte oder erfundene Kinderstubengeschichte tritt den Rundgang durch alle Zeitungen an und die Schmeichelei, die geschäftig jeden dem Fürsten gespendeten Beifallsruf registrirt, ist in ihren dithyrambischen Uebertreibungen schon so weit gelangt, daß ihr eben das Unbeschreibliche nur noch übrig geblieben ist.

Auf die europäischen Sitten konnte dieses verlockende Beispiel nicht ohne Einfluß bleiben und so erleben wir denn jetzt beinahe in jeder Woche irgend eine Feierlichkeit, der von der Presse dann natürlich die größte Bedeutung zugeschrieben wird. Der Vorgang ist immer der selbe: die betheiligten Nationen preisen mit schönen Reden den hohen Werth dieser Schaustellung und die anderen Völker spotten über das unnützliche Ausstattungstück. Noch sind die Russen und die Franzosen über die Metzer Tage nicht völlig verstummt und schon fangen die deutschen Eintagsschreiber an, für die Feste von Toulon ihre Vorbereitungen zu treffen; dort lärmt man: Was ist in Metz denn erreicht worden? und hier höhnt man: Was wird Euch Toulon denn nun nützen? Dabei ist zum Lärm so wenig wie zum Hohn ein Anlaß vorhanden. Der deutsche Kaiser hat, wie das sein Geschäft verlangt, die Manöver abgehalten und der russische Zar läßt den Besuch von Kronstadt endlich erwidern. An den Machtverhältnissen, wie sie während der letzten Jahre nun einmal historisch geworden sind, wird dadurch nicht das Geringste verändert. Als die Russen zu glauben begannen, der Dreibund könnte sich zur Vertheidigung der englischen Interessen in Asien herbeilassen, da haben sie dem Werben Frankreichs sich nicht länger versagt und ein Bündniß geschlossen, das die Aufrechterhaltung des Friedens nicht mehr allein von dem Belieben der angeblichen Quadrupel-Alliance abhängig machen sollte. Dieses Bündniß besteht, wiederum trotz Herrn Geffcken und seinen Leuten, aber es bedroht uns, so lange in Deutschland eine verständige Politik gemacht wird, durchaus nicht mit neuer Gefahr; denn es sichert den Franzosen

nur für den Fall, daß sie angegriffen werden, die Unterstützung durch russische Truppen und es enthält über angebliche Wünsche des Zarenreiches nach Eroberungen im Balkan keinerlei Abmachungen. Wenn ein solches Bündniß die Empfindungen der Franzosen so zu entflammen vermag, daß sie sogar an dem ärmlichen Text der Zarenhymne eine kindliche Freude haben, dann ist das ihre Sache und unsere Aufgabe kann es nicht sein, sie in dieser harmlosen Vergnüglichkeit zu stören, sondern darauf zu achten, daß in Deutschland nicht französische Sitten eingeführt werden.

Vielleicht finden die festlichen Schaaren, die beim Anblick der russischen Seeleute gewiß in mindestens unbeschreiblichen Jubel ausbrechen werden, einen Augenblick Zeit zum Nachdenken und zum Erinnern an die Geschichte der Stadt, die der nächsten Völkerparade als Dekoration dienen wird. Hundert Jahre sind vergangen, seit die Jakobiner in Toulon die unsinnigen Metzeleien verübten, die von 28000 die Bevölkerung auf 6000 sinken ließen, und seit der Konvent beschloß: „Der Name Toulon wird unterdrückt; die Gemeinde trage von nun an den Namen Port-la-Montagne." Nach Taines Berechnung hat die Republik damals fünfzehn Millionen ausgegeben, um Besitzthümer im Werthe von etwa vierhundert Millionen zu vernichten, obwohl diese Besitzthümer vorher feierlich dem Nationalvermögen zugesprochen worden waren. Der Cäsarenwahn halbtoller Monarchen wiederholte sich in diesem wilden Wüthen der Schreckensmänner und es mag sein, daß Joseph du Maistre Recht hatte, als er schrieb: Qu'on y réfléchisse bien, on verra que, le mouvement révolutionnaire une fois établi, la France et la monarchie ne pouvaient être sauvées que par le jacobinisme. An die unterhaltende Abwechselung von blutigen Schlächtereien und üppigen Festen hatten die letzten Louis von Frankreich das Volk gewöhnt, und nachdem der humanitäre Rausch ausgeträumt war, kehrte die Pöbelherrschaft eilig zu den Idealen Ludwigs des Vierzehnten zurück. In Toulon, Bordeaux, Lyon und Marseille wurden von den Verkündern der Menschenrechte zu Tausenden die Menschen gemordet und in Paris rüstete man sich gleichzeitig, um „zu Ehren der Tapferkeit und der guten Sitten" die Prunkfeste zu begehen, die mit dem Aufzug der 7000 Delegirten im Tuilerien-Garten begannen und mit dem von David arrangirten Fest des höchsten Wesens nur vorläufig ihren Abschluß fanden. Mancherlei

hat Frankreich seitdem erlebt: die unerhört glanzvolle Episode Napoleon, die Restauration, das Julikönigthum, eine zweite Revolution und ein zweites Empire, die Commune und die Bourgeois-Republik; die Sitten der Massen aber sind unverändert geblieben, und wenn der redselige Spitzbube Clémenceau nicht bei den letzten Wahlen von den vereinigten Opportunisten und Sozialisten zur Strecke gebracht worden wäre, dann könnte er in dem nun bevorstehenden Ausstattungstück recht gut die dankbare Rolle übernehmen, die sein für den modernen Großbetrieb der Volksvertretung nur unvollkommen ausgestatteter Ahnherr Robespierre am achten Juni 1794 mit so geräuschvollem, freilich auch mit so rasch verhallendem Erfolge gespielt hat.

Im Moniteur muß man das Programm dieses Festes nachlesen; die Mühe wird reichlich belohnt, denn man findet da einen werthvollen Beitrag zur Psychologie aller von oben her, von den von Gottes oder von Pöbels Gnaden Regirenden, angeordneten Massendemonstrationen. „Um fünf Uhr morgens", so heißt es in diesem Programm, „umarmen einander die Brüder, die Freunde, die Ehepaare, die Eltern, die Kinder; und der Greis, dem Freudenthränen in den Augen stehen, fühlt, wie sich seine Seele verjüngt. Um zwei Uhr mittags bewegt und tummelt sich Alles; hier drücken die Mütter die Kinder, die sie säugen, an die Brust; dort ergreifen sie ihre jüngsten Söhne, um sie dem Schöpfer der Natur als Huldigungopfer darzubringen; gleichzeitig heben die erwachsenen Söhne, im kriegerischen Feuer erglühend, ihre Degen empor und übergeben sie ihren alten Vätern, die, von der Begeisterung der Jugend angesteckt, ihre Söhne umarmen und ihnen den väterlichen Segen ertheilen." Jede Bewegung und jede Empfindung ist, für jeden einzelnen Augenblick, dem Statistenvolk vorgeschrieben, der Bürger Henriot sorgt mit seinen Gendarmen dafür, daß pünktlich Alles ausgeführt wird, und Robespierre hält, der Freund der Tugend, im blauen Rock, in Nankinghosen mit dem dreifarbigen Gürtel, auf dem stolzen Haupt einen Federbusch, in der Hand einen Aehrenstrauß, unter einem gewaltigen Phrasengeknatter den Gottesdienst ab. Daß der Gott, dem er dient, hier den Namen des höchsten Wesens trägt und daß im feierlichsten Moment der Feierlichkeit die Statue der Weisheit sich den Blicken enthüllt, das macht keinen Unterschied; der Redner redet, der Gegenstand gilt ihm gleich, er berauscht an dem süßlich welken Duft seiner Phrasen sich und hat seinen Lohn dahin, wenn er am Abend von Eleonore

Duplay und von den Klubfreunden hört, seine liturgischen Leistungen hätten unbeschreiblichen Jubel erregt.

Wie rasch mitunter oratorische Erfolge verhallen, dafür ist Robespierres Schicksal ein lehrreiches Beispiel: am achten Juni war er, beim Feste des höchsten Wesens, der gefeierte Held und am achtundzwanzigsten Juli wurde er auf dem Karren zur Guillotine geschleppt. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn der Festredner nicht nur auf den unbeschreiblichen Jubel gehört, sondern auch auf den Hohn und Trotz geachtet hätte, womit Lecointre und dessen Genossen den Apostel der Tugend schon damals zu kränken wagten. Aber solche Herrscher der Stunde sind immer da taub, wo sie hellhörig sein sollten, und die Sippe der schleichenden Schmeichler, vom Großkämmerer bis herab zum Nachtstuhl-Inspektor, sorgt schon dafür, daß in die lieblich tönenden Jubelgesänge sich kein unfreundlicher Laut drängen kann. So fällt Robespierre, nachdem er eben noch seiner Eleonore die Rede vorgelesen hat, die im Konvent vormittags begeisterten Beifall fand; so schreibt Ludwig XVI., der sich selbst gerühmt hat, in dreizehn Jahren 1562 Tage auf der Jagd zugebracht zu haben, am fünften Oktober 1789 in sein Tagebuch: „Jagd bei Châtillon; 81 Stück erlegt; durch die Ereignisse unterbrochen." Die Ereignisse: das war die Revolution, und der Tag war nicht fern, da der verwöhnte Monarch die grausam höhnende Aufforderung vernehmen sollte: Fils de Saint Louis, monte en fiacre!

Die Feste des höchsten Wesens, mögen sie noch so sorgfältig einstudirt, mag noch so reichlich dazu das Statistenvolk aufgeboten sein, nehmen fast immer ein schlimmes Ende und deshalb wäre es eigentlich nicht unbedingt nöthig, die französische Sitte, die von den Louis die Revolution und von der Revolution dann wieder Napoleon übernahm, nun auch in das mit ernster und schwerer Sorge belastete Deutsche Reich einzuführen. Hinter den loyalen Leuten, die prompt und pünktlich den unbeschreiblichen Jubel vollführen, steht immer gleich auch die schwärzliche Schaar, die um die Guillotine dann später den rüden Reigen tanzt. Und wenn man den Vorhang lüftet, vor dem der mystische Chor dem höchsten Wesen seine Hymnen singt, dann erkennt man, das hat Klemens von Alexandrien uns schon gelehrt, immer wieder den egyptischen Götzen: eine Bestie, die sich auf purpurnen Decken wälzt.

Konkurrenz und Arbeitvergeudung.*)

Die Masse von unproduktiver Arbeit, die in dem überflüssig gewordenen Handel, im Agentur-, Kommissiongeschäft und Wucher steckt, ist in jeder Hinsicht vergeudet. Die mit ihr beschäftigten Menschen plagen sich genau so, als ob sie produktive Arbeit verrichteten, aber sie leisten damit nichts für das große Ganze; denn die Gewinne, die sie dabei für sich herausschlagen, müssen die Produzenten und Konsumenten tragen, es sind also bloße Schmarotzergewinne. Sie schaden nicht nur privatwirthschaftlich den Produzenten und Konsumenten, sondern auch volkswirthschaftlich dem großen Ganzen, weil weniger produzirt und weniger konsumirt wird. Die Produzenten würden reichlicher produziren können, es würde noch ein Ueberschuß an Produzenten gegen die jetzt bestandfähige Zahl bestehen können, und diese würden mehr Arbeitern und Beamten Arbeit und Lohn geben können, wenn der Preis der Produkte sich um die Hälfte des Gewinnes erhöhte, den der überflüssige Handel macht. Die Konsumenten aber würden dieses Mehr an Produkten aufnehmen können, wenn ihnen die andere Hälfte des Gewinnes zufiele, den jetzt der überflüssige Handel hat. Die Kaufleute endlich und die von ihnen beschäftigten Beamten und Arbeiter, die jetzt ihre Arbeit vergeuden, würden wirklich produktive Arbeit vollbringen können und dadurch erst für die Gesellschaft Etwas leisten, wenn sie z. B. das Personal stellten für das Mehr der Produktion, welches dann statthaft würde. Es ist also eine ganz falsche Argumentation, wenn von liberalen Volkswirthen behauptet wird, daß der Handelsstand unter allen Umständen geschont und in seiner überkommenen Stellung geschützt werden müsse, weil sonst steuerkräftige und konsumfähige Bestandtheile dem Staate und Volke verloren gingen. Durch Ausscheidung der von unproduktiver Arbeit lebenden Parasiten kann niemals Etwas verloren gehen, sondern nur in jeder Hinsicht gewonnen werden.

Der richtige Weg, um den überflüssig gewordenen Zwischenhandel auszuschalten, besteht in der Selbsthilfe, die allerdings durch die öffentlichen

*) S. Nr. 50 der „Zukunft".

Verkehrseinrichtungen dabei Unterstützung und Erleichterung finden muß. Am Einfachsten liegt die Sache da, wo der Produzent zugleich Detaillist ist, z. B. im Verlagsgeschäft oder in der Landwirthschaft, Jagd und Gärtnerei; da kommt es nur darauf an, den Konsumenten in eine möglichst billige und bequeme Verbindung mit dem Produzenten zu setzen und den Ring der Zwischenhändler so weit zu brechen, daß der Produzent dem Konsumenten den selben Preis bewilligt wie dem Zwischenhändler. Da als Vermittler hier die monopolisirte Reichspost eintreten muß, so kommt es darauf an, einerseits das Packetporto, andererseits die Postanweisungsgebühr für kleine Beträge noch weiter zu ermäßigen. Dieser Weg führt auch da zum Ziele, wo es sich darum handelt, zwar nicht direkt vom Produzenten, aber doch direkt vom Großhändler in der Ferne mit Umgehung des ortsansässigen Zwischenhändlers zu beziehen; die Großhändler werden ihren Vortheil dabei finden, baar im Kleinen an Konsumenten, statt auf Kredit im Großen an Zwischenhändler zu liefern.

Aber Dergleichen mag für einzelne Zweige wohl passen; im Großen und Ganzen ist doch die Depossedirung des Zwischenhandels nur von Konsum- und Absatzvereinen zu erwarten. Der Handel fühlt sehr wohl die ihm von dieser Seite drohende Gefahr und macht deshalb die äußersten Anstrengungen, um sich die Konkurrenz der Vereinswaarenhäuser durch Denunziationen und Verdächtigungen aller Art vom Halse zu schaffen. Eben so ist der Wucher nur durch zweckmäßig eingerichtete Kreditgenossenschaften, das Unwesen des Agentur- und Kommissiongeschäftes nur durch Grundbesitzervereine, Bühnengenossenschaften, centralisirten Arbeitnachweis durch wohlthätige Vereine oder in Verbindung stehende Gemeinden zu bekämpfen. Der nach Gebieten monopolisirte Zwischenhandel des Aufkaufs landwirthschaftlicher Produkte kann nur durch landwirthschaftliche Absatzgenossenschaften unschädlich gemacht werden, der spekulative monopolartige Großhandel in Bergwerks-Produkten ebenfalls nur durch Absatzgenossenschaften oder gemeinsame Verkaufsbureaux, die selbst die Preise mit den Kunden vereinbaren, anstatt daß (wie jetzt oft) Produzenten wie Konsumenten sich die Preise von den spekulativen Großhändlern diktiren lassen müssen. Wie bald hier eine Besserung eintritt, hängt wesentlich von der zunehmenden Einsicht und wirthschaftlichen Reife ab, durch welche allein die Initiative zu Genossenschaftgründungen und die Willigkeit zum Anschluß Aller und zur Unterordnung unter die Organisation für das gemeinsame Beste gezeitigt werden kann.

Die Sozialdemokratie kann in dieser Hinsicht nicht helfen, außer durch ihr Universalmittel: die Uebertragung aller sozialen Funktionen an das demokratische Gemeinwesen, das auf diese Weise zum Mädchen für Alles

wird, ohne daß abzusehen wäre, woher die Kräfte kommen sollen, durch die das demokratische Gemeinwesen diese erdrückende Häufung von Aufgaben bewältigen könnte. Das wäre erst dann denkbar, wenn die bürgerliche Gesellschaft auf dem Wege der Selbsthilfe durch freie Assoziationen alle diese Aufgaben schon gelöst und dadurch in generationenlanger Arbeit die erforderlichen Kräfte allmählich herangebildet hätte. Dann käme aber wieder der sozialdemokratische Staat zu spät, weil die Lösung schon ohne ihn vollbracht wäre.

Viele Arbeit und Mühe wird vergeudet durch den Wettbewerb in der Verwerthung der eigenen Arbeitkraft, Produkte und Waaren. Die Zeit und Mühe, die Jemand darauf verwendet, um für seine Arbeitkraft einen Arbeitnehmer zu finden, kann mittelbar produktiv genannt werden, insofern sie dazu dient, die brachliegende Arbeitkraft zu produktiven Leistungen zu befähigen; aber an und für sich ist sie unproduktiv, und dies tritt recht deutlich zu Tage, wenn ein Arbeitsuchender Tag für Tag herumläuft, ohne Arbeit zu finden. Es wird eine ungeheure Menge von Arbeitzeit, Bewegung, List und Verschlagenheit, und nicht zum Wenigsten auch von Geld, vergeudet, um Arbeit zu suchen, während die Arbeitgeber oft eben solche Mühe haben, Arbeiter zu finden. Dies gilt nicht blos für Handarbeiter und Dienstboten, sondern auch für junge Kaufleute, Lehrerinnen, Gouvernanten, Schreiber, Musiker, Schauspieler, Aerzte, Techniker und junge Leute, die einen Regimentskommandeur suchen, der sie als Avantageur annimmt. Das parasitische Geschmeiß der Stellenvermittler und Agenten preßt durch sein Dazwischendrängen den nothleidenden Arbeitlosen zunächst noch die letzten Groschen aus, um dann nachher ihre späteren Arbeiteinnahmen wucherisch auszubeuten, wofern nicht die Stellenvermittelung für weibliche Arbeitsuchende zu noch schlimmeren Dingen gemißbraucht wird. Hier kann allein eine systematische Organisation der Arbeitvermittelung Abhilfe schaffen. Es ist gleichgiltig, ob eine solche von wohlthätigen Vereinen oder von Behörden in die Hand genommen wird; jedenfalls muß aber zur Vermeidung des Mißbrauchs eine die Kosten nur eben deckende Vermittelungsgebühr erhoben und alle örtlichen Vermittelungbureaux im Reiche müssen centralistisch mit einander in Verbindung gesetzt werden. Die schätzbaren Anfänge, die in dieser Richtung von der Vereinswohlthätigkeit bis jetzt ins Leben gerufen sind, verschwinden noch allzu sehr unter der Masse der spekulativen Ausbeutungagenturen, und sind weder genügend von diesen zu unterscheiden noch überhaupt genügend bekannt. Eine öffentliche Behörde für Centralarbeitnachweis im Deutschen Reiche mit Filialen in allen Städten würde mit einer ganz anderen Autorität ausgerüstet dastehen als bloße Vereinsunternehmungen; sie könnte sich aus den Vermittelungsgebühren

selber erhalten, brauchte also den Steuerzahlern keine Kosten aufzuerlegen. Das Reich könnte eine solche Einrichtung sofort und mit einem Schlage ins Leben rufen, während die Vereinsthätigkeit noch lange zu kämpfen haben wird, bis es ihr günstigenfalls gelingt, mit einem solchen Unternehmen überall durchzudringen. Es wäre deshalb eine des Reiches durchaus würdige und höchst verdienstliche Aufgabe, durch sofortige Einrichtung amtlicher Arbeitnachweisebureaux in allen Städten die Arbeitvergeudung der Arbeitsucher mit einem Schlage zu beseitigen und damit zugleich einer Menge von Noth und Bitterkeit eben so wie einer Menge von gemeinschädlicher Ausbeutung die Wurzel abzugraben.

Der Wettbewerb in der Verwerthung der eigenen Produkte und Waaren ist bis zu einem gewissen Grade durchaus nützlich, theilweise sogar unentbehrlich, wo es sich darum handelt, die Konsumenten vor Uebervortheilung durch thatsächliche Privatmonopole zu schützen, die Preise im Wege der freien Konkurrenz zu reguliren und die Güte der Waaren oder Leistungen durch gegenseitigen Wettstreit zu einem Maximum emporzusteigern. Aber er hört auf, nützlich zu sein, wo er das für diese Zwecke erforderliche Maß überschreitet und in dem Bestreben, den Konkurrenten den Rang abzulaufen, zu einer zwecklosen Vergeudung von Mühe und Arbeit und zu einer ruinösen Unterbietung führt. Wir sind ohne Zweifel in vielen Geschäftszweigen auf einem Punkte angelangt, wo die übertriebene Konkurrenz zu einer ganz bedenklichen Arbeitvergeudung geführt hat.

In einer städtischen Straße haben z. B. Ladengeschäfte der verschiedensten Art neben einander Platz, ohne einander zu beeinträchtigen. Nicht selten sieht man aber unmittelbar neben einem solchen, das der Kundschaft der Gegner in jeder Hinsicht Genüge gethan hat, oder ihm gegenüber ein zweites gleichartiges sich aufthun. Nun beginnt der Kampf ums Dasein. Das neue Geschäft liefert billigere Waaren, vielleicht unter dem Selbstkostenpreise, um sich nur erst Kunden heranzuziehen; das ältere Geschäft muß wohl gar die Verschleuderung der Waaren mitmachen, um seine Kunden nicht zu verlieren. Entweder giebt das neue Geschäft nach einem kürzeren oder längeren Versuch die Sache als erfolglos auf, oder es macht das ältere Geschäft tot, oder beide fristen nebeneinander ein kümmerliches Dasein, während eines gut bestehen konnte. Jedenfalls ist dabei viel Kapital und Arbeit auf beiden Seiten verloren gegangen. Gerade der Kleinhandel, der nur kleines Kapital und keine schwere Arbeit erfordert, lockt immer aufs Neue Konkurrenten heran, die ihre Ersparnisse aufs Spiel setzen wollen, um günstigen Falls ihr Glück zu machen, d. h. im Laufe des Lebens ein kleines Vermögen zu erwerben, was dem Lohnarbeiter und dem selbständigen Handwerker ohne Ladengeschäft heute nicht mehr möglich

ist. In Folge dieser Zustände ist gerade der Kleinhandel weit über den Bedarf entwickelt, am Schlimmsten im Schankgewerbe und im Cigarrengeschäft, d. h. in der Verführung zum Trinken und Rauchen.

Zu den zahllosen Zeitungen und Journalen gesellen sich immer neu auftauchende, die ihnen Konkurrenz machen. Selten ist es ein neuer Zweck oder eine eigenartige Schriftleitung, die das Auftreten der neuen Zeitschrift rechtfertigt; in der Regel finden sich nur ein nach Geschäftsgewinnen lüsterner Verleger und einige Stellung suchende Schriftsteller zusammen, die durch Gründung des neuen Unternehmens ihre harmonirenden Bedürfnisse gemeinsam zu befriedigen suchen. Neue Abonnenten und Inserenten finden sie nicht, sondern müssen den bestehenden Blättern die ihrigen abspenstig machen. Da wird dann meist Jahre lange Arbeit zwecklos vergeudet und bedeutendes Kapital aufgewendet, um die Unterbilanz des Unternehmens zu decken. Bei politischen Zeitungen ist es schon gar nichts Ungewöhnliches mehr, daß der Abonnementspreis für jedes Exemplar zunächst unter seinen Papierpreis festgesetzt wird, so daß jeder hinzugewonnene Abonnent die Unterbilanz zunächst vergrößert, bis dann endlich der Zeitpunkt gekommen scheint, den Preis soweit zu erhöhen, daß trotz zahlreich wieder abspringender Abonnenten ein Ueberschuß erzielt wird. In der periodischen Literatur wird, eben so wie in der nichtperiodischen, eine Unmasse Arbeit vergeudet, weil das Angebot stärker geworden ist als die Nachfrage. In der gelehrten und schönen Literatur könnte man sich damit trösten, daß die Lebhaftigkeit dieses Wettbewerbes wenigstens der Wissenschaft und Kunst zu Gute kommen muß, wenn sie auch in geschäftlicher Hinsicht meist vergeudete Arbeit heißen muß; aber die gelehrte und schöne Literatur dient gegenwärtig nur noch zum kleinen Theil dem Fortschritt der Wissenschaft und Kunst, sondern bleibt zum größeren Theil wissenschaftlich unfruchtbar und künstlerisch werthlos. Außerdem macht die gelehrte und schöne Literatur nur einen kleinen Theil der jährlichen Bücherproduktion aus; in der überwuchernden Produktion von Schulbüchern, Erbauungschriften und anderen zu praktischen Zwecken bestimmten herrscht aber ebenfalls eine so maßlose Konkurrenz, daß man reichlich drei Viertel davon vergeudete Arbeit nennen kann. Vergeudet ist dabei nicht blos die Arbeit der Schriftsteller, sondern auch die der Papierfabrikanten, Schriftsetzer, Drucker, Korrektoren, Verleger, Frachtführer und Sortimenter, wie es sich zeigt, wenn bei der nächsten Ostermesse die hergestellten Exemplare mit wenigen Ausnahmen unverkauft zurückkehren und zu Makulatur werden.

Vergeudet ist ferner der größte Theil der Bemühungen, durch welche die konkurrirenden Kaufleute und Fabrikanten einander den Rang abzulaufen suchen, das ganze raffinirte System des Kundenfangs durch Reisende, Zu-

schriften, Reklamen und Inserate. Die Reisenden sind nachgerade zur öffentlichen Landplage geworden; die durch die Post übermittelten gedruckten Anerbietungen und Anpreisungen wandern ungelesen in die Papierkörbe; die sauber abgeschriebenen und als Brief frankirten werden nur so weit angesehen, bis ihr Charakter erkannt ist; die Inseratenblätter der Zeitungen werden nur ganz ausnahmsweise von dem Zeitungleser eines Blickes gewürdigt, wenn er etwas Bestimmtes sucht, und die an bevorzugter Stelle abgedruckten oder in den redaktionellen Theil eingeschmuggelten Reklamen können ihren Bauernfang nur noch an kindlich Unerfahrenen üben. Die Masse der Insertionorgane hebt den Nutzen, den das Inseratenwesen bei besserer Organisation für die Vermittelung von Nachfrage und Angebot stiften könnte, nahezu auf. Wer nicht auf Massenabsatz rechnen darf und gleich Hunderttausende von Mark auf Inserate verwenden kann, der darf sich heute von Waarenannoncen keinen Erfolg mehr versprechen. Das wissen auch alle erfahrenen Kaufleute, ähnlich wie mit den Reisenden; trotzdem fahren sie fort, zu inseriren und reisen zu lassen, nicht weil sie dadurch einen positiven Vortheil zu erreichen hoffen, sondern nur, um nicht von der Konkurrenz aus dem Felde geschlagen zu werden und durch Unterlassung der von den Konkurrenten geübten Praxis Schaden zu erleiden. Volkswirthschaftliche Vergeudung sind bei dieser Sachlage alle Arbeiten, die von Reisenden, Setzern, Druckern und Papierfabriken für das Zustandekommen einer wesentlich unfruchtbaren Reklame aufgewendet werden.

Eine Abhilfe kann nur dadurch erfolgen, daß das Inseratenwesen jedes Landes, jeder Provinz, jedes Kreises und jeder Stadt einheitlich organisirt wird und die Produzenten sich zu Absatzgenossenschaften zusammenschließen, die mit Umgehung jeden Zwischenhandels in dem einheitlichen Inseratenblatt gemeinsam annonciren. Die erste Bedingung dazu ist die Aufhebung der Inseratenfreiheit zu Gunsten des Inseratenmonopols; die Erfüllung dieser Bedingung würde auch sofort den Hauptanreiz zur Gründung neuer Zeitungen und Zeitschriften beseitigen und somit die ungesunde Konkurrenz auf diesem Gebiete ebenfalls einschränken. Die unsinnige Ueberproduktion an Büchern wird von selbst aufhören, wenn die jetzige Zersplitterung des Verlagsgeschäftes unter zahllose Kleinverleger dem Uebergewicht des Großverlages erlegen sein wird, wobei es allerdings wünschenswerth ist, daß unter den Großverlegern sich auch mehrere schriftstellerische Verlagsgenossenschaften befinden möchten. Denn dieser Großverlag kann die eingereichten Manuskripte weit sachgemäßer auf ihren Werth prüfen lassen als die Kleinverleger. Auch die Geschäftsreisenden sollten nur von ganz großartigen Geschäften oder von den Absatzgenossenschaften

kleinerer und mittlerer Geschäfte ausgesandt werden, damit ihre übergroße Zahl sich vermindert und mit ihr die Belästigung der Kunden.

Was die Konkurrenz der Ladengeschäfte betrifft, so ist, wie schon vorhin bemerkt wurde, die Arbeitvergeudung durch übermäßige Konkurrenz am Größten bei den den Trinkern und Rauchern dienenden Verkaufsstätten. Die einfachste Lösung wäre hier das staatliche Branntwein-, Bier- und Tabakmonopol, auf das Alles hinsteuert. Sobald noch einige unausbleibliche Erhöhungen in der Branntwein-, Bier und Tabakbesteuerung vorgenommen sein werden, wird der Ruf nach Monopolisirung dieser Steuerobjekte immer lauter und zuletzt ganz allgemein werden. In Bezug auf die Schankkonzessionen muß möglichst bald die Bedürfnißfrage nach Art der holländischen und schwedischen Gesetze geregelt werden, wobei die Vereinsthätigkeit dadurch helfend eingreifen kann, daß sie die übrig bleibenden Schankgerechtigkeiten ankauft und im Interesse der Humanität verwaltet. In Bezug auf die Cigarrengeschäfte vollzieht sich bereits in aller Stille eine Centralisation, d. h. eine Umwandlung von mehr und mehr Geschäften in Filialen weniger Großhändler, so daß die lokalen Privatmonopole bereits deutlichere Umrisse gewinnen. In Betreff des Bieres scheint sich durch das Ueberwuchern der Bierpaläste über die alten kleinen Kneipen ein Prozeß in ähnlicher Richtung vorzubereiten, wenn man gleichzeitig an die Fusionirungen der großen Aktienbrauereien denkt. Die Annäherung an Privatmonopole ist aber stets die wirksamste Propaganda für die Annahme der Staats- oder Gemeindemonopole.

Die übrigen Ladengeschäfte, die nicht dem Trinken und Rauchen dienen, sondern sich in zwei Klassen: einerseits Geschäfte in centraler oder doch sehr verkehrsreicher Lage, die nicht auf die Kundschaft eines Stadttheils oder einer Straße, sondern auf Kundschaft aus der ganzen Stadt, auf Fremde und auf Abnehmer in der Provinz, rechnen, und andererseits Geschäfte in mehr peripherischer Lage, die sich in der Hauptsache mit der Kundschaft eines engeren Stadttheils, einiger Straßenzüge, oder gar nur einer Häusergruppe begnügen müssen. Bei den central belegenen größeren Geschäften in Großstädten läßt sich die Bedürfnißfrage gar nicht beurtheilen; je größer und räumlich ausgedehnter der Kundenkreis ist, desto gleichgiltiger wird die räumliche Aneinanderrückung konkurrirender Geschäfte, und d sto weniger empfindlich und ruinös ist die Konkurrenz mit den übrigen für jedes einzelne, weil zwischen sehr großem und unzulänglichem Umsatz stets eine Menge Zwischenstufen in der Mitte liegen, bei denen sich immer noch leben läßt. In geringerem Maße gilt dies auch noch für die mittleren Geschäfte, die in den Hauptverkehrsadern eines Stadttheils oder einer Mittelstadt liegen; auch hier kann nur die Erfahrung den Ausschlag geben,

ob dem Bedarf bereits Genüge gethan oder ob Raum für eine Vermehrung der Geschäfte übrig gelassen ist. Am Gefährlichsten ist die Konkurrenz für die Kleinhändler, die nur eine Anzahl Häuser versorgen (z. B. Materialwaarenhändler, Posamentiere, Grünkramhändler), und für die Krämer in kleinen Ortschaften, weil alle diese in Folge ihres geringen Umsatzes ohnehin nur dürftig leben und bei einer, wenn auch nur geringen, Einnahmeverminderung gleich immer am Rande des Abgrunds stehen.

Nun ist aber sehr zu erwägen, ob und inwieweit die Erhaltung solcher kleinen Ladengeschäfte einem volkswirthschaftlichen Bedürfniß entspricht. Wie der Hausirhandel auf dem Lande erwünscht, aber schon in kleinen Städten eine unerwünschte und überflüssige Belästigung ist, eben so gut könnten die kleinen Ladengeschäfte in kleinen Städten eine unentbehrliche Einrichtung sein, in mittleren und großen Städten aber überwiegende Nachtheile mit sich führen. Bequemer ist es ja natürlich für jede Hausfrau, sich das Vorausdenken und Disponiren zu ersparen, und bei jeder Gelegenheit zum nächsten Krämer zu springen, um den Bedarf des Augenblicks in kleinster Menge einzukaufen; aber verständiger, arbeitsparender und ökonomischer ist es, wenn die Arbeiterfrau an jedem Sonnabend, die kleine Beamtenfrau an jedem Ersten des Monats den erfahrungmäßigen Bedarf der nächsten Woche oder des nächsten Monats bei einem etwas ferner wohnenden größeren Kaufmann einkauft, der ihr wegen seines größeren Umsatzes etwas billigere Preise für Waaren gleicher Güte berechnen, oder für gleiche Preise bessere Waaren liefern kann. Noch besser ist es, wenn an Stelle des Kaufmanns der Konsumverein tritt. Daß die Aermsten gerade bei einem der zunächst wohnenden Krämer am Liebsten kaufen, liegt auch wesentlich mit daran, daß nur ein solcher ihnen Kredit giebt; aber es kommt Alles darauf an, diesen ungesunden Kredit auszurotten, der die Arbeiter in die Wucherknechtschaft des Waarenwucherers stürzt und die Solidität des Handels rückwärts bis in die höchsten Schichten hinauf untergräbt. Wenn nebenbei die Weiber aus dem Volke gezwungen werden, etwas besinnlicher zu wirthschaften, d. h. etwas weniger oft zum Krämer zu laufen und mehr voraus zu denken, so ist das für die Volkserziehung der reine Gewinn.

Je mehr die Konsumvereine um sich greifen, desto mehr verringert sich die Zahl der Kleinkrämer von selbst; die Begünstigung der Konsumvereine durch Gesetzgebung, Verwaltung und Privatwohlthätigkeit ist aber in jeder Hinsicht eine dringende Aufgabe der nächsten Zukunft. Für den hiernach noch verbleibenden Rest ist alsdann die Bedürfnißfrage in Betracht zu ziehen. Wenn die Bewohner der nächsten Nachbarschaft eines Kleinhändlers mit seinen Waaren unzufrieden sind und den Wunsch nach der Ansiedlung eines Konkurrenten in einer gemeinsamen Eingabe mit einer

genügenden Zahl von Unterschriften kundgeben, so darf die Bedürfnißfrage als im bejahenden Sinne gelöst gelten. Anderenfalls bedarf es einer behördlichen Untersuchung, wenn ein Konkurrenzunternehmen sich in engster Nachbarschaft eines bestehenden Geschäftes aufthun will. Die Erfahrung giebt den Anhalt, auf wie viel Köpfe ein Geschäft von dieser und jener Art kommt; wo also die Einwohnerzahl über ein gewisses Maß zunimmt, ist die Einschaltung neuer Konkurrenten unbedenklich, und nur darauf zu achten, daß sie sich nicht allzu nahe neben bestehenden Geschäften niederlassen. Es ist hier einerseits jede überflüssige Beschränkung der individuellen Freiheit und andererseits eine sinnlos übertriebene Konkurrenz zu vermeiden, die zur schädlichen Arbeitvergeudung und Kapitalvergeudung führt. Zwischen dieser Scylla und Charybdis mitten durchzusteuern, ist gewiß nicht ganz leicht und erfordert Takt und Geschick; auch ist nicht zu erwarten, daß die rechte Mittellinie immer genau inne gehalten werde. Aber der Versuch muß gemacht werden, und selbst eine minder geschickte Vermeidung beider Extreme wird immer noch um vieles vorzuziehen sein der jetzt herrschenden Konkurrenzfreiheit einerseits und der völligen Vernichtung jeder individuellen Freiheit, wie der sozialdemokratische Staat sie plant. Soweit die öffentliche Beurtheilung der Bedürfnißfrage sich überhaupt in billiger und gerechter Weise regeln läßt, bietet dazu das anständige Beamtenthum des bestehenden Staates jedenfalls mehr Aussicht als das Schaukeln zwischen demagogischer Liebedienerei, demokratischer Massenlaune und rücksichtloser Miniaturtyrannei im sozialdemokratischen Staatswesen.

Wenn alle Arbeitfähigen auch arbeiten wollten, alle Arbeitwilligen auch Arbeit fänden und alle Arbeitenden auch produktive Arbeit leisteten, dann würde der nationale Arbeitertrag um Vieles höher sein, als er jetzt ist. Der Kampf gegen Arbeitscheu, Arbeitlosigkeit und Arbeitvergeudung kann also, insoweit er erfolgreich geführt wird, den nationalen Arbeitertrag beträchtlich erhöhen, ohne daß die schon jetzt Arbeitenden länger oder intensiver als jetzt arbeiten müßten. Ein erfolgreicher Kampf gegen Arbeitscheu, Arbeitlosigkeit und Arbeitvergeudung kann aber schon auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftordnung geführt werden; wenngleich gewisse unüberwindliche Reste übrig bleiben werden, so können diese doch auf ein so geringes Maß eingeschränkt werden, daß sie für das große Ganze nicht mehr ins Gewicht fallen. Solchen Resten gegenüber würde sich auch der Terrorismus eines sozialdemokratischen Staatswesens ohnmächtig erweisen.

Eduard von Hartmann.

Rumänien.

Es giebt wenige Staaten, die im Verlaufe der letzten zwanzig bis dreißig Jahre so viele Fortschritte zu verzeichnen haben wie Rumänien. Wenn in diesem Lande trotzdem noch die Halbkultur und Rohheit nicht blos hier und da, sondern an vielen Ecken und Enden hervorlugt, so darf nicht vergessen werden, daß bis zum Jahre 1866, bevor der Sigmaringer Karl den Fürstenstuhl bestieg, ein Zustand der Halbbarbarei herrschte, der des Anlegens eines jeden centraleuropäischen Maßstabes spottete.

Das triebkräftige Samenkorn pflanzte Cusa und es wäre unrecht, dies nicht anzuerkennen, wenn auch die Persönlichkeit des Genannten an sich keine besonderen Sympathien erwecken kann. Er war es nämlich, der, allerdings unterstützt durch die politischen Umtriebe Napoleons des Dritten, die zwei bis dahin von einander unabhängigen Länder, die Moldau und die Walachei, zu einem zusammenschweißte und dadurch erst die Basis des heutigen Rumänien schuf. Zwei weitere Akte, die er ausführte, bezeugen fernerhin die staatsmännische Befähigung, die er besaß, nämlich die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Klöster. Die zuerst erwähnte Maßregel legte den Grund zur allmählichen Bildung eines freien Bauernstandes an dem es dem Lande bis dahin gemangelt hatte, und lieferte für die Zukunft die Handhabe, die übermächtige Gewalt des Bojarenthums zu brechen. Durch die Aufhebung der an Ländereien enorm reichen Klöster endlich wurde der das Land schädigende Einfluß der toten Hand beseitigt; und gleichzeitig wurde dem ungebildeten, unabhängigen und nach Rußland hin gravitirenden Klerus der Boden unter den Füßen weggezogen und er in einen abhängigen geistlichen Beamtenstand umgewandelt.

Unter den damaligen Verhältnissen mußte Cusa nach Durchführung seiner Reformen als Landesfürst stürzen. Die zwei einzigen politischen Faktoren des Landes, die in Betracht kamen, das Bojarenthum und der Klerus, hatte er sich dadurch, daß er ihnen ihre Vorrechte genommen, zu unerbittlichen Feinden gemacht und diese brachten ihn zum Falle. Der Bauernstand, den er kaum zu schaffen begonnen hatte, war in politischer Beziehung eine Null und konnte ihm keinen Rückhalt bieten, ein Mittelstand existirte nicht, die Juden kamen nicht in Betracht und eben so wenig fand er eine Stütze an dem morschen, zerbröckelnden, suzeränen Staate, der Türkei.

Als die Osmanen auf der Balkanhalbinsel festen Fuß gefaßt hatten, begnügten sie sich mit dem nur mittelbaren Besitze des heutigen Rumäniens, mit dem Rechte, die abhängigen Fürsten beider Donauländer ein- und abzusetzen und von diesen eine Investitiongebühr sowie einen jährlichen Tribut zu erheben. Die Investition der Fürsten erfolgte nur auf wenige Jahre. Diese Ein-

richtung hatte den sehr schlauen materiellen Hintergrund, die Investitionsgebühr recht häufig erheben zu können, um aus den Ländern möglichst viel Geld zu ziehen. Als im XVII. Jahrhunderte die Phanarioten, die Griechen des Phanars in Konstantinopel, durch Handelsgeschäfte reich geworden waren, stellten sie im alternden Osmanenreiche, das immer sehr der baaren Gelder bedurfte, als Geldverleiher einen wichtigen Faktor dar. Durch schlaue Ausnützung der steten Geldverlegenheiten des Staates erstanden die verschiedenen reichen griechischen Familien, sich gegenseitig überbietend, d. h. einen immer höheren Investitionbetrag erlegend, die Fürstenstühle der Moldau und Walachei. Der Einzelne erfreute sich seiner Herrlichkeit allerdings nicht lange, da er bald, nicht selten schon nach Monaten, den Intriguen oder höheren Geldanerbietungen seines Landsmannes weichen mußte. Die kurze Regirungzeit mußte der Einzelne dazu benützen, sich rasch auf Kosten des Landes zu bereichern. De jure gab es in den beiden Ländern keinen Adel, de facto aber wurde er durch jene Familien gebildet, deren eines ihrer Mitglieder ein- oder mehreremale den einen der Fürstenstühle innegehabt hatte: den sogenannten Bojaren. Bevor es noch ein nationales Bewußtsein gab, fühlten sich diese Familien, die Ghikas, Kallimakis, Stourdzas u. a. m., nur als Griechen, sprachen im Hause blos griechisch, nach außen hin französisch und waren der Landessprache in den meisten Fällen nicht einmal mächtig. Sie waren, die Juden und die wenigen Fremden abgerechnet, die einzigen Freien und im Besitze großer steuerfreier Latifundien, Gebieter der Leibeigenen und dadurch die eigentlichen Herren des Landes. Ihr Mekka war Paris mit seinen sinnlichen Genüssen, allenfalls noch eines der deutschen Bäder, in denen dem Glücksspiele gefröhnt wurde. Mit anstrengenden Studien wurde die Jugend nicht geplagt. Das Ziel ihrer Erziehung lag in der möglichst raschen Aneignung der französischen Sprache und der Allüren der sogenannten höheren Stände. Auf denkbar tiefster Stufe stand die sittliche Moral dieser Gesellschaftklasse, begünstigt durch die geringen Schwierigkeiten, die die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit der Lösung der Ehe entgegenstellt. Frauen mit einander nachfolgenden zwei bis drei Gatten, von jedem mit Nachkommenschaft gesegnet, und vice versa solche Männer zählten zu dem Gewöhnlichen. Damit parallel lief das Maitressenthum und das Liebhaberwesen der Frauen und als Krone dieser moralischen Versumpfung eine unglaubliche Verbreitung der Lustseuche unter dieser Gesellschaftklasse.

Cusa war nach dieser Richtung hin nicht besser, war doch die Mutter Milans, des späteren Serbenkönigs, jahrelang seine Maitresse, abgesehen davon, daß er, obgleich verehelicht, Söhne von verschiedenen Müttern hatte.

Der Neid und die Mißgunst, die zwischen den einzelnen Bojarenfamilien herrschte, machte es nach Cusas Sturz unmöglich, den Herrscher

unter den Landeskindern zu suchen. Er wäre eben so gestürzt worden wie sein Vorgänger. Dies war der Grund, daß das Land, um einen Regenten zu erhalten, weit weg nach dem Westen greifen mußte.

Als der Sigmaringer Karl den Fürstenstuhl bestieg, war das Abhängigkeitverhältniß zwischen den vereinigten Fürstenthümern und der Türkei schon so gelockert, daß sich der suzeräne Staat der durch den fremdländischen Fürsten weiter ausgeführten Reorganisation der Länder, die ja doch schon damals nur auf die Selbständigkeit hinauslief, nicht mehr hindernd entgegenstellen konnte.

Die Verfassung, die sich das Land gab und auf deren Grund Karl seine Herrschaft antrat, ist der französischen nachgebildet und eine liberale im weitesten Sinne des Wortes, die beispielsweise keinen Adel anerkennt und der Presse den weitesten Spielraum gönnt, selbst wenn sie auch die Person des Regenten angreift. Die Wahlordnung ist auf breitester Basis aufgebaut. Ein ständiger Körper von Verwaltungbeamten, der sich in anderen Ländern zu einem drückenden, vom Regenten abhängigen Bureaukratismus auswächst, besteht nicht, denn wie in Nordamerika stürzt mit dem Falle des Parteiministeriums auch das Beamtenheer bis zu den Schreibern des Präfekten, wodurch allerdings die Stabilität der inneren Verwaltung und das Geschäftsroutine der Beamtenschaft zu Schaden kommt, der Staat aber in seinem Budget Millionen an Ruhegehältern erspart.

Das rumänische Volk besitzt eine ganz eigenthümliche Eigenschaft, die auf die inneren politischen Verhältnisse rückwirkt und den Meisten vollkommen unbekannt ist.

Das Volk, die höheren Stände wie die niederen, tragen eine gleichsam krankhafte Scheu und Furcht vor dem Fremdländischen an sich, deren Grund nach einer gewissen Richtung hin ein berechtigter ist. Das rumänische Volk ist eines der in nationaler Beziehung am Wenigsten widerstandsfähigen. Dem Rumänen fehlt der Sinn für Arbeit und Sparsamkeit. Selbst wenn er materiell sicher gestellt ist, vermag er seinen Besitz nur schwer intakt zu erhalten, da ihm Leichtsinn und Verschwendung nahezu angeboren sind. Verarmt, ist er nicht im Stande, sich wieder durch Arbeit und Sparsamkeit emporzuarbeiten, dazu fehlt ihm die moralische Kraft und Ausdauer. Lebt er gemischt unter anderen Völkern, die arbeiten und sparsam sind, so geht sein Besitz bald in deren Hände über und er steht verarmt da. Nur auf leichte, nicht anstrengende Weise will er zu Geld kommen, daher die vielen Berufspolitiker in Rumänien, daher das Sträuben, die Beamtenschaft zu stabilisiren, weil sonst die Gelegenheit verschwände, nach dem Sturze des parteifeindlichen Ministeriums eine gut dotirte

Beamtenstelle ohne große Mühe und ohne vorangehende langweilige und schwierige Studien zu erhalten. Bei einem derartigen Volkscharakter, bei dem Bewußtsein der eigenen moralischen Kraftlosigkeit, ergiebt es sich von selbst, daß der Naturalisation der Fremden die größten Schwierigkeiten entgegengestellt werden. Beständen diese Gesetze, die es dem Fremden unmöglich machen, Staatsbürger zu werden, nicht, so wäre der Grundbesitz und damit die Macht in wenigen Jahren in fremden Händen und der Rumäne in seinem eigenen Lande der Proletarier. Zur Hebung der Kultur und des Reichthums des Landes mag der Fremde immerhin hereinkommen, doch soll er immer nur das Werkzeug bleiben und darf er nie die Handhabe erlangen, sonst ist der Einheimische verloren. Nur dann wird eine Ausnahme gemacht, wenn der Fremde ein Konnationale, namentlich aber, wenn er ein Oesterreicher ist. Das Land gewinnt dadurch an Intelligenz, da die österreichischen Rumänen kulturell höher stehen, und es wird nebenbei, wenn viele solcher Konnationalen im Lande leben und wirken, um so leichter, irredentistische Fäden nach dem Nachbarlande hinüberzuspinnen.

Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß den Juden, wenn sie auch Staatsunterthanen sind, die vollen Staatsbürgerrechte vorenthalten werden. Bekanntlich wurde, als auf dem Berliner Kongreß Rumänien die Selbstständigkeit zuerkannt wurde, diese an die Bedingung geknüpft, daß die Juden die Gleichberechtigung erhielten. Ut aliquid fecisse videatur, erhielten nach der Selbständigkeiterklärung Rumäniens einige Hundert Juden, namentlich die, die als Soldaten den Feldzug mitgemacht hatten, alle politischen Rechte, während sie dem Gros der Juden vorenthalten wurden. Der Jude hat wohl allen Pflichten gegenüber dem Staate nachzukommen, doch darf er keinen Grundbesitz erwerben und keinen Schankbetrieb ausüben. Die Schranken, die den Juden im Schankgewerbe gezogen wurden, haben sich als erfolgreich und berechtigt erwiesen, da die Trunksucht in den niederen Volksschichten thatsächlich dadurch eingeschränkt wurde. Der rumänische Jude, der Nachkomme jener Juden, die im XII. und XIII. Jahrhundert aus Deutschland herausgejagt wurden, ein Ableger des polnischen, dessen Aeste und Zweige weit hinein in die Türkei und bis nach Kleinasien reichen, steht in kultureller Beziehung noch unter dem polnischen. Er stellt eine moralisch durchaus verkommene Rasse dar, die wie ein Gift auf jedes Volk einwirkt, unter dem es lebt. Ob er auf dem Wege des Branntweins, des Wuchers, der Kuppelei, des Mädchenhandels oder auf einem anderen weniger unreinlichen seinen Erwerb findet, das beleidigt sein moralisches Bewußtsein in keiner Weise. Die Verachtung, die ihm von Hoch und Nieder entgegengebracht wird, prallt von ihm ab, das Gefühl einer Ehre mangelt ihm vollständig.

Daß sich trotz den großen Fehlern, die der Rumäne besitzt, das Land

dennoch seit der Thronbesteigung Karls sehr bedeutend gehoben hat, läßt die Hoffnung aufkommen, daß diese Fehler mehr der Ausfluß und die Folge der traurigen politischen Verhältnisse sind, unter denen das Volk Jahrhunderte lang durch die türkische Mißwirthschaft zu leiden hatte, und daß sie sich im Laufe der Jahre verlieren dürften, so daß auch an der Mündung der Donau, eben so wie an deren Quellen, Arbeit und Sparsamkeit zu Ehren kommen werden.

Unwillkürlich wirft sich dem Fremden, der das Land besucht oder in ihm lebt, die Frage auf, ob sich die Sigmaringer Dynastie auf dem Throne erhalten werde oder nicht. Einen so festen Fuß wie eine eingeborene, angestammte Dynastie konnte Karl und seine Gemahlin bisher trotz einer mehr als 25jährigen Regierung nicht fassen. Der Unterschied zwischen dem Bildungniveau des Volkes, aus dem der Regent stammt, und jenem des Volkes, das er beherrscht, ist ein zu großer, als daß sich der Fürst in das Volk und das Volk in den Fürsten soweit einleben konnte, wie es seiner Zeit in Belgien gelang, wo diese Niveauunterschiede zwischen Fürst und Volk nicht bestanden. Anfangs war es der Enthusiasmus, die Freude, einen fremden Regenten erhalten zu haben, dem es besser als einem einheimischen, gelingen werde, das Staatsruder zu führen, die es dem damaligen Fürsten ermöglichten, die Regirung ungestört zu leiten. Späterhin brach sich die Einsicht immer mehr Bahn, daß ein Einheimischer als Regent unmöglich sei und nach dieser Richtung hin nur ein Fremder aushelfen könne. Das Eingreifen Karls in den russisch-türkischen Krieg im richtigen Momente, wodurch namentlich ihm und seinem Heere die kriegerischen Lorbeern dieses Feldzuges zufielen, das tributäre Verhältniß zur Pforte gelöst und das Fürstenthum in ein unabhängiges nationales Königreich umgewandelt wurde, schmeichelte dem eitlen Volke sehr und trug zur Befestigung der Stellung des Königs nicht wenig bei. Wäre nach diesem Allen seine Ehe mit einem als Rumänen geborenen Nachkommen gesegnet gewesen, so hätte das Volk ganz vergessen, daß ein Fremder es beherrschte. Da dieses so lange ersehnte Ereigniß nicht eintrat, legten sich trotz allem Vorangegangenen zuweilen trübe Wolken zwischen den Fürsten und das Volk. Glücklicher Weise gelang es dem konstitutionellen Könige, durchzusetzen, daß sein Neffe als Thronfolger berufen wurde. Die Ehe, die dieser in jüngster Zeit mit der Sprossin eines der mächtigsten und angesehensten Fürstenhäuser schloß, läßt einen in Rumänien geborenen Fürstensohn erwarten und ist dieser einmal da, so hat die Dynastie im Volke Wurzel gefaßt und sie wird dann als national angesehen werden, was leider bis jetzt noch immer nicht der Fall ist.

* * *

Religion und Ethik.

Die Aufklärung, oder was so genannt wird, steuert seit Lessing auf religiösem Gebiet, bewußt oder unbewußt, direkt auf Dogmenlosigkeit hinaus und auf Ersatz jedes Dogmas durch Ethik, d. h. durch preiswürdige, achtbare Gesinnung und ihre Bezeugung durch die liebevolle That. Daß der Kern aller Religionen die Moral sei, daß Frömmigkeit und Christenthum „nicht in den Formeln eines starren Dogmas aufgehen dürfen", gilt so sehr für unbezweifelbar ausgemacht, daß die Unmöglichkeit, die theistische Religion dann noch, unter dieser Voraussetzung, vom Atheismus zu unterscheiden und auseinander zu halten, gar nicht bemerkt und, weil nicht bemerkt, schlankweg in Abrede gestellt wird. Man verwahrt sich mit größerem oder geringerem Nachdruck gegen die Verwandtschaft mit atheistischem Wesen und man ist mit einer dogmenlosen Religion, deren Kern nur noch Moral ist, doch bereits auf dessen Boden angelangt.

Jedes religiöse Dogma enthält irgend eine Beziehung auf ein Jenseitiges. Der Vorstellungskreis, in dem es von den einzelnen Menschheitgruppen oder Völkern je nach Zeit, Sitte, Temperament, Kulturzustand und Eigenart ausgeführt wird, hat dabei ganz außer Betracht zu bleiben. Es ändert nichts an dem bleibenden charakteristischen Wahrzeichen, daß die Beziehung zu einem Jenseitigen der Religion ihr religiöses Gepräge verleiht; wie es das charakteristische Wahrzeichen einer auf bloße Moral und Gesinnung eingeschränkten dogmenlosen Religion ist, daß ihr dieses Gepräge fehlt. Will man nun Egidys „Einiges Christenthum" und Alles, was sich in dieser oder ähnlicher Richtung unter der beeiferten Mitwirkung der jetzt so rasch sich vermehrenden ethischen Gesellschaften aufbaut, durchaus Christenthum, Religion nennen und noch dazu Religion im theistischen Sinne — also unterschieden vom Atheismus —, so kann man das mit eben so viel oder vielmehr mit eben so wenig Recht thun, wie man ein Diesseits mit einem Jenseits für gleichbedeutend erklären kann.

Das Wesentliche dieser Bestrebungen überschreitet prinzipiell aber nicht das Gebiet, das umschrieben ist durch Brüderlichkeit, Menschenliebe, Freiheit der Entwickelung, Erziehung, Veredlung, Menschenwürde u. s. w. Das ganze Schwergewicht dieser rein im Ethischen aufgehenden „Religion" liegt hier, d. h. im Diesseitigen, in Dem, was hier auf Erden Platz hat und erblühen soll. Es ist ethischer Atheismus, an dessen Grundcharakter und innerster Tendenz auch dadurch durchaus nichts geändert wird, daß man, wie dies wohl zu geschehen pflegt, mit Vorliebe von einem „Prinzip" des Geistigen und Guten als „Geist" und „Gott" und bei einer „besonderen Art der Naturerscheinungen" von einem „Aufleuchten göttlichen

Wesens" spricht. Auf die Bezeichnung kommt schließlich wenig, auf das Wesen der Sache Alles an. Eine rein ethische, inhaltlose Religion" als Diesseitigkeit-Religion ist eben nur Atheismus, der sich als solchen auszusprechen keine Bedenken tragen sollte. Er darf nicht eine Stelle behaupten wollen, auf die er verzichtet hat.

Es ist klar, daß es sich hierbei keineswegs um die Frage der Moral handelt, die meistens bei der Auseinandersetzung der Meinungen über diesen Punkt in den Vordergrund geschoben und schließlich als der eigentliche Kern der Sache angefochten oder vertheidigt wird. Ob es eine allgemein menschliche Moral giebt oder ob diese nur auf dem Boden des Christenthums oder des Gottesglaubens erwachsen könne, wie dies der frühere preußische Kultusminister Graf Zedlitz einmal dem Abgeordneten Virchow gegenüber mit den Worten aussprach, daß er nur eine allgemein menschliche Unmoral kenne, das kann für Diejenigen ein Streitpunkt sein, die sich über solche Dinge überhaupt noch herumstreiten mögen, — mit der hier geltend gemachten Unterscheidung hat er aber gar nichts zu thun. Hier handelt es sich nur darum, daß Diesseitigkeit und Jenseitigkeit nicht das Gleiche ist und daß alle Religion nicht auf das Zweite verzichten kann, ohne aufzuhören, Religion zu sein, daß eben deshalb also auch die Meinung und Behauptung, daß der Kern aller Religionen die Moral sei, in diesem Sinne ungenügend und daher falsch ist.

Die Religionen formuliren nun dieses für sie charakteristische Jenseitigkeit-Bewußtsein in der verschiedenartigsten Weise. Gott oder Götter, Heiland, ewiges Leben, Himmel und Hölle, Walhalla, Elysium, Engel, Huris, aber auch das Schattenreich der Griechen, das Totenreich des früheren Judenthums —: was sind sie anderes als eben so viele Zeugnisse einer gemeinsamen Ueberzeugung davon, daß mit Dem, was sich im Rahmen von Entstehen, Werden und Vergehen abspielt, der Umfang, die Wesenhaftigkeit und die Bedeutung des Daseienden nicht erschöpft ist? Und selbst wenn sich dies Erdenbild allmählich auf die schönste Weise zu einem „Reich Gottes auf Erden" auswächst, womit der Diesseitigkeit-Standpunkt meistens, als ob damit das Aeußerste gesagt sei, die Rechnung abzuschließen liebt, so ist damit kein Schritt über seinen eigenen Gesichtskreis hinaus gethan worden. Für diesen Gesichtskreis gilt aber, was außerhalb seiner Sphäre fällt, nur als Traumbild.

Der Philosoph Feuerbach hat dieses Bild einmal auf die Religion angewandt. „Die Religion", sagte er in seiner Vorrede zum „Wesen des Christenthums", „ist der Traum des menschlichen Geistes" und er fügte hinzu: „Aber auch im Traum befinden wir uns nicht im Nichts oder im Himmel, sondern auf der Erde — im Reiche der Wirklichkeit, nur daß wir die wirklichen Dinge nicht im Licht der Wirklichkeit und Nothwendigkeit,

sondern im entzückenden Schein der Imagination und Willkür erblicken." Es ist leicht, dies Bild noch etwas weiter auszuführen und dadurch, daß man es ergänzt, vielleicht es treffender zu gestalten. Wir befinden uns im Traum in der That nicht nur nicht im Nichts, sondern das Gegentheil findet statt. Ein sehr bestimmter, positiver, eigenartiger Lebensvorgang vollzieht sich an uns und in uns, der zu uns in der Bildersprache des Traumes spricht. Auf diesen Vorgang weist der Traum zurück. Ohne ihn auszusprechen, zeugt er von ihm, da er ohne ihn nicht vorhanden sein würde.

Die Entwickelung auf religiösem Gebiet scheint für das menschliche Bewußtsein den Verlauf nehmen zu sollen, daß die im naiven Stadium geltende Auffassung, die in der religiösen Bildersprache unmittelbar gegebene Wirklichkeit und Wahrheit zu besitzen glaubt, immer mehr verlassen wird und an ihre Stelle die Erkenntniß tritt, daß in sämmtlichen religiösen Vorstellungen nur Anthropomorphismen enthalten sind. Nicht auf den vermenschlichten, d. h. den mit Gemüthsregungen, Zorn, Eifer oder Liebe ausgestatteten Gott allein, nicht auf das ewige Leben, angeschaut als eine mit allen Sinnenreizen ausgeschmückte oder andererseits als eine geistig verklärte, irdische Existenz u. s. w. würde alsdann, wie bisher, der Charakter des Anthropomorphistischen einzuschränken sein: dabei blieb noch immer eine „geläuterte", wie man meint, höher entwickelte Vorstellung Gottes oder der persönlichen Fortdauer als reale Wesenheit vorbehalten. Der Unterschied ist der, daß nun das gesammte religiöse Vorstellungsgebiet, die Gottesvorstellung an sich, die Fortdauer, die wir uns schließlich immer nur in irgend einer Anlehnung an das Persönliche vorstellen können, auf diese Weise als anthropomorphistische Umschreibungen eines von dem menschlichen Bewußtsein durch Gedankenoperationen und Glaubensformeln überhaupt nicht einzuholenden Lebensvorganges zu gelten haben. Wenn der menschliche Geist in der Religion oder in den verschiedenen Religionen von einer Jenseitigkeit träumt, d. h. von einem Etwas, das in dem diesseitigen Lebensprozeß nicht zum völlig entsprechenden Ausdruck gelangt, und in diesen Traum ein Gottheitbild hineinverwebt oder seine Antheilnahme daran als „ewiges Leben" einflicht, so träumt er eben — anthropomorphistisch — von einem lebendigen Daseinsgehalt, den er eben so wenig fahren lassen kann, wie er dessen Wirklichkeit hier zu erfahren und zu erfassen vermag. Eine Auffassung dieser Art, die das Dogma verneint, diese Verneinung aber auf die religiöse Bildersprache des Anthropomorphismus einschränkt, ließe sich noch als Religion bezeichnen; eine auf den bloßen moralischen Gehalt eingeschränkte kann aber, mit oder ohne verblaßte Gottesvorstellung, nicht mehr als solche gerechnet werden.

Dresden. Dr. Julius Duboc.

Ibsens Gespenster und die Psychiatrie.

Ibsens Gespenster sind bei ihrer ersten Aufführung mit Widerstreben und Mißtrauen aufgenommen worden; sie haben aber bald auch in den Gegenden Italiens, wo der Misoneismus am Meisten zu Hause ist, in Rom und Turin, Triumphe gefeiert und den Zweifel und die Abneigung überwunden, die das wirklich Eigenartige und Neue immer um sich verbreitet. Einige unserer Zeitungen wollen das Verdienst dieses Triumphes der neuen anthropologisch-psychologischen Schule zuschreiben, da diese, wie sie meinen, mit ihrer Betonung der organischen Bedingtheit des Lasters und des ataviſtischen Ursprungs des Verbrechens die Geister für die Ideen und Probleme vorbereitet hat, die der Bourgeois bei Ibsen anfangs so unverdaulich findet. Ich glaube, mit dieser Auffassung erweist man uns zu viel Ehre; ich — als der mehr oder weniger authentische Vater dieser Schule — gebe mich mindestens nicht der hochfliegenden Hoffnung hin, so populär geworden zu sein, und noch weniger glaube ich, daß die in Italien vorhandene Durchschnittskultur für solche Gedanken schon reif genug geworden ist. Gerade weil die neue Schule den Dingen allzu tief auf den Grund geht, werden die fossilen Gebilde unserer Akademien, die auf dem Gebiet der Wissenschaft die Mittelmäßigkeit der Bourgeoisie vertreten, noch viele Jahre brauchen, ehe sie diese Ideen aufnehmen und assimiliren; bis dahin werden sie fortfahren, sie ins Lächerliche zu ziehen. Eine sehr alte Beobachtung — und das Verdienst, sie zu ermöglichen, gebührt den Künstlern und mitunter auch ein Bischen dem Journalismus — lehrt, daß Wahrheiten, die lange Zeit von der offiziellen Welt und der zünftigen Wissenschaft verleugnet werden, viel leichter eine Zuflucht, wenn auch nicht immer unmittelbar, in der Welt der Künstler und Schriftsteller finden. So sehe ich z. B. in der bildenden Kunst für meine Theorie vom geborenen Verbrecher ein ganzes Arsenal von Beweismitteln aufgespeichert; denn keins der großen Kunstwerke, die eine Hinrichtung, eine Geißelung oder ein Martyrium darstellen, sind ohne eine Henkerfigur, die den von mir beschriebenen Typus der Verbrechernatur trägt.

Niemand zweifelt an der Wahrheit von Figuren wie Zolas Jacques Lantier und Goncourts Fille Elisa, in denen sich die Identität der Verbrechernatur und der epileptischen Degeneration ausspricht, während so mancher Psychiater der Lehre von dieser Identität eine würdevolle Zurückhaltung oder selbst ein absolutes Leugnen entgegensetzt. Warum wirken Dichter und Forscher, die doch das Gleiche lehren, so verschieden auf ihr Publikum?

Wenn wir den der Natur nachgeschaffenen Figuren gegenüber stehen, die ein großer Künstler in dem strahlenden Glanze seines Genies uns vorführt, so erwacht das Gefühl für das Wahre, das in uns Allen schlummert, so sehr es auch durch die Künstelei der Schulweisheit entstellt und abgeschwächt ist; es empört sich gegen die Fesseln der konventionellen Lügen, die es so lange getragen hat, und es emanzipirt sich um so leichter, je mehr die Kunst die Konturen des Wirklichen vergrößert und verschönert, so daß sie sich scharf und deutlich abheben und jeden Zweifel verschwinden lassen.

Diese Wirkung haben Ibsens Gespenster gehabt. Ich bestreite nicht, daß Manches darin übertrieben ist, gerade wie in Zolas bête humaine und der darin gegebenen Darstellung des geborenen Verbrechers. Die Thatsache des Atavismus und der Vererbung von Krankheit und Verbrechen steht fest; aber das Verhängniß der Vererbung ist nie so absolut gewiß, der Sohn ist nie in dem Maße eine Kopie des Vaters, daß er in einem Augenblick tiefer Erregung genau Das sagen müßte, was sein Vater einst in gleicher Lage gesagt hat; noch weniger ist es nothwendig, daß das selbe Gewehr, mit dem sich Vater Rougon erschossen hat, nun dazu dienen muß, auch den Urenkel zu tödten. Ein solcher Einfall ist eben nur eine symbolische Karikatur des Grundgedankens, der an sich vollkommen richtig ist: daß die Mängel und Krankheiten der Väter sich in immer verstärktem Maße von Generation auf Generation vererben, bis zum schließlichen Erlöschen des Geschlechts.

Nirgends ist das so scharf und so überzeugend dargestellt wie in den Gespenstern. Die Wissenschaft kann durchaus die Darstellung annehmen, daß ein in Ausschweifungen, Trunk und den dadurch bedingten Krankheiten verblödeter, bis zum Verbrechen lasterhafter und nahezu verfaulter Vater eine Tochter hat, die sich bei der ersten Gelegenheit willig der höheren Prostitution ergiebt. Die Wissenschaft muß auch den Sohn anerkennen, der, obwohl er schon als Kind vom Vater entfernt wurde, um seinem Einfluß entzogen zu werden, doch an Kongestionen zum Gehirn erkrankt, nachdem er vorher frühzeitig blitzartige Anfälle künstlerischen Genies gehabt hatte, in denen sich die Verwandschaft von Genie und Neurose dokumentirt, und der schließlich sich zügellos dem Genuß der Venus Pandemos überläßt und an Paralyse zu Grunde geht. Alles das ist eben so vollkommen wahr wie erhaben schrecklich in seiner dramatischen Wirkung. Aber ich kann nicht leugnen, daß auf der Bühne in wenige Tage, ja in wenige Minuten zusammengedrängt ist, was an Ereignissen und Gefühlen lange Jahre eines jungen Lebens erfüllt und was thatsächlich selten so intensiv sich vollzieht wie bei unserm Helden; es ist so zusammengedrängt, um gerade diese erschütternde Wirkung auszuüben. Abstrahirt man von diesem

Fehler, der auch der Zolas ist, so ist die Charakterentwickelung vollkommen exakt. Meisterhaft dargestellt und beobachtet ist die Liebe zur Kunst, die traumhaft, wie in somnambulen Anfällen, auftritt; die egoistische Gutmüthigkeit, die gedankenlos und ohne Dankbarkeit die liebevolle Sorge der Mutter entgegennimmt; die kurzen Erregunganfälle, anfangs von genialer Beredsamkeit, später von Tobsucht, die mitten aus der Apathie hervor brechen; das leidenschaftliche Verlangen nach Alkohol; das plötzliche, völlige Vergessen alles Erlebten, das Stammeln und Stottern —: alles das sind wirklich die Züge der progressiven Paralyse, die der Turiner Darsteller des Oswald mit voller Naturwahrheit wiedergegeben hat, wenn auch, wie Ibsen selbst, nicht ganz frei von Uebertreibung. Für den Schauspieler liegt die Gefahr dieser Rolle darin, daß er in der Darstellung des unsicheren, stampfenden Ganges, des Stammelns, der klebenden Artikulation, der Apathie und Unruhe, in einem Bilde zehn Paralytiker verschmelzen muß, so daß ein furchtbares Gemälde, Etwas wie ein konzentrirter Extrakt der Krankheit, entsteht und daß die Darstellung sehr leicht noch weiter geht, als der Autor gewollt hat. An diesem Punkte müssen wir uns aber fragen, wer Unrecht hat: ob wir, wenn wir einen absolut naturgetreuen Verismus verlangen, oder der Autor oder Schauspieler, der den Verismus cum grano salis nimmt und ihn anschaubar und, was mehr ist, künstlerisch gestaltet, so daß aus dem Gräßlichen, wenn nicht das Schöne, so doch das Erhabene entsteht.

Eine genaue psychologische Untersuchung darüber, was die Kunst, oder vielmehr: was die Sensation ist, giebt uns Unrecht, und den Künstlern, wie Zola und Ibsen, Recht.

Unser Sehapparat registrirt die Objekte nicht gleich einem photographischen Apparat, so wie sie sind, sondern er trifft aus den zahlreichen Einzelnsensationen, die ein Objekt in ihm hervorruft, eine Auswahl und verschmilzt diese durch einen Prozeß der Synthese; deshalb würde ein Maler, der ein galoppirendes Pferd so darstellen wollte, wie eine Momentaufnahme es in einer kurzen Einzelnphase der Bewegung wiedergiebt, uns eine Vogelscheuche vorführen und ausgelacht werden, denn das Auge giebt unserem Bewußtsein erst eine Vorstellung, nachdem es etwa ein Schock Momentaufnahmen gemacht hat. Wenn nun die Kunst sich ein Wenig von der Wahrheit entfernt, um eben dadurch zu ihr zurückzukehren, dann folgt sie den Gesetzen unserer Sensationen; und so kommt es, daß sie uns durch ihre synthetische Thätigkeit die großen Linien der Wirklichkeit tiefer einprägt, als die Wirklichkeit selbst es vermag.

Turin. Professor Cesare Lombroso.

Klaus Groth.

Als vor vier Jahren Klaus Groth sein siebenzigstes Lebensjahr vollendete, ward in den Festartikeln der periodischen Presse mehrfach der Wunsch laut, daß auch die Arbeiten des Dichters veröffentlicht werden möchten, die bisher nur als fliegende Blätter und in Zeitschriften verstreut ans Tageslicht getreten oder überhaupt noch verborgen geblieben waren.

In vier umfangreichen Bänden liegen jetzt „Klaus Groths gesammelte Werke“*) vor, und somit ist der Wunsch, wie ich denke, zur guten Stunde erfüllt — zur guten Stunde insofern, als die Zukunft jetzt ihnen eine gerechtere Beurtheilung gewähren mag, als die Vergangenheit zu Zeiten gerechtfertigt hielt. Viele und eigenthümliche Wandlungen hat unsere poetische Literatur in der kurzen Spanne von vierzig Jahren erlebt, seit Klaus Groth zuerst seinen Quickborn in die Welt schickte.

Der jetzt lebenden Generation mag es befremdlich erscheinen, wie eine harmlose Sammlung von Dichtungen, weil sie nicht hochdeutsch geschrieben waren, einerseits in weitem Umfange bewundernde Anerkennung fand, andrerseits als ein Attentat auf die Würde der deutschen Sprache in herbster Weise zurückgewiesen wurde. Die Anerkennung ward äußerlich besiegelt durch schnell einander folgende Auflagen, etwa ein Dutzend im ersten Jahrzehnt. Das Buch verbreitete sich über ganz Deutschland. Ich fand es Ende der Fünfziger Jahre nicht minder bekannt und beliebt in Süddeutschland und Oesterreich als im Norden. Bald folgte die Verbreitung nach Holland, England, Nordamerika. Wie hier die Sprachverwandtschaft mit dem Plattdeutschen, so hat in Süddeutschland und Oesterreich ohne Zweifel die allgemeine Vorliebe für Dialekt-Dichtung — für einen Hebel, von Kobell, Klesheim, Rosegger u. s. w. — der Anerkennung des Quickborn Vorschub geleistet, umsomehr als diese Vorliebe sich hinlänglich daraus erklärt, daß dort der Dialekt in weit größerem Umfange noch heute in täglicher Sprach-Uebung ist als das Plattdeutsche in Norddeutschland. Friedrich Hebbel in Wien „jauchzte wie ein Kind“ über die seiner Heimath entsprossene Poesie, „deren echt lyrische vom Reiz des Stofflichen unabhängige Kraft den ganzen Menschen ergriff“, während sie ihn nie mächtig bewegt haben würde, wenn ihm in den Heimathklängen „nur alte Geschichten und Schnurren vorgeschwatzt“ wären.

Das aber gerade hatte die Gegner der Grothschen Muse stutzig gemacht und gereizt, daß er es gewagt hatte, sie eben als Muse und nicht

*) Verlag von Lipsius und Tischer in Kiel und Leipzig.

als Hanswurst auftreten zu lassen. Denn die plattdeutsche Sprache sollte schon ihrem Namen nach nur fähig sein, platte Wirkungen zu erzielen. Solche Begriffsverwirrung war daraus hervorgegangen, daß man platt- und hochdeutsch nicht nach der ursprünglichen örtlichen Bedeutung als die Sprache von Nieder- und Oberdeutschland verstand, sondern eine qualitative Werthung unterschob, im Sinne des Gegensatzes von gemeiner und feiner Sprache.

An anderer Stelle habe ich bereits vor zehn Jahren dargethan*), wie selbst Goedeke, der Literaturhistoriker, dazu kommen konnte, den Irrthum zu erzeugen, daß eine Sprache, die Jahrhunderte hindurch allgemeine Schriftsprache war in einem großen Gebiete Deutschlands, die noch heute in meist unterschätztem Umfange als Sprech-Sprache in lebendigstem Gebrauch ist, die selbst die Kenntniß der Bibel weiten Gebieten des Vaterlandes einstmals vermittelte, — daß diese Sprache keine „ernste Empfindungen ertrug" und nicht „ernsthaft zu verwenden" sei. In verba magistri schwörend, verpflanzen die heutigen Literaturgeschichten diese irrigen Meinungen selbst ins deutsche Haus. Die diesem gewidmete Literaturgeschichte von König knüpft an Goedekes Meinung an, daß die Dialekt-Dichtung ein Abfall vom Reichthum des Hochdeutschen sei, und er will ihr deswegen überhaupt „keine große Zukunft prophezeien noch auch nur wünschen". Die Zukunft hätte demnach über Klaus Groths Dichtungen zur Tagesordnung überzugehen.

Wenn ich zum Gegenbeweise gegen die Berechtigung solcher Forderung auf den Titel der Zeitschrift verweisen wollte, die mir hier das Wort gegeben hat, so würde dies nur ein belangloser Kalauer sein, wenn sich eben nicht aus den Dichtungen selbst ergäbe, daß Klaus Groth den Besten seiner Zeit genug gethan hat, und somit die Schillersche Konsequenz aus dieser Thatsache zu ziehen berechtigt wäre.

Um darüber zu urtheilen, muß man freilich die Dichtungen zunächst kennen. Dann aber ist es unmöglich, auch nur den „Quickborn", wie es bei König geschieht, mit der wohlwollenden Bemerkung abzuspeisen, daß er zeitweise sehr beliebt war und „auch sehr zarte und innige und wieder köstlich humoristische Lieder enthält". Den dem Lyriker mindestens ebenbürtigen erzählenden Dichter Klaus Groth kennt also König nicht.

Die Klaus Groth auch von den Gegnern seines plattdeutschen Ruhmes keineswegs abgesprochene dichterische Begabung ist nun bekanntlich nicht käuflich, sondern wird mit auf die Welt gebracht. Wie unhaltbar die Auffassung Goedekes und seiner Nachtreter ist, ergiebt sich daher schon aus der Entwickelung von Groths Lebensgang. Denn wenn er, in plattdeutschen

*) Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung, in von Holtzendorffs: Deutsche Zeit- und Streitfragen. XIV. Heft 215.

Landen geboren, den ganzen Schulunterricht (mit einziger Ausnahme der Religionsstunden) plattdeutsch erhielt, bis zum fünfzehnten Lebensjahre in ausschließlich plattdeutschem Familienverkehr lebte und dann jahrelang seine amtliche Thätigkeit als Kirchspielschreiber ihn auch nur mit plattdeutsch Redenden in Berührung brachte, — wenn er also als Kind das Hochdeutsche wie eine fremde Sprache gelernt hatte, wie dies noch jetzt bei den Landkindern Holsteins, Mecklenburgs u. s. w. geschieht, so wäre es doch, als der schöpferische Genius sich in ihm regte, die reine Unnatur gewesen, wenn er nicht plattdeutsch gedichtet hätte.

Nun, da in der zweiten Hälfte des vierten Bandes der gesammelten Werke, außer den fast gleichzeitig mit dem Quickborn erschienenen hochdeutschen „Paralipomena zum Quickborn", auch die meistens noch unbekannten späteren hochdeutschen Gedichte vorliegen, springt es überraschend in die Augen, wie in den hochdeutschen Gedichten noch weit mehr als in den plattdeutschen die dichterische Kraft allmählich wächst. Bei den plattdeutschen Dichtungen bezieht sich diese Entwickelung mehr auf den Gewinn ganzer Gattungen für die dichterische Behandlung als auf eine Vervollkommnung innerhalb der einzelnen Gattung. Bei den hochdeutschen Gedichten dagegen bemerkt man ein allmähliches Heranreifen der dichterischen Verwerthung des Hochdeutschen überhaupt in Form und Gehalt. Es *suchten* — nach seiner eigenen Erklärung — „Stimmungen, Gedanken und Betrachtungen einen Ausdruck, die im Plattdeutschen nicht zu ihrem Rechte kommen konnten"; aber sie *fanden* ihn nicht immer sofort. In den früheren Gedichten erblickt man vielfach das Bild seiner Selbstquälerei vor Herausgabe des Quickborn in den Zweifeln über dessen dichterischen Werth. Sie zeigen den Wellenschlag auf und ab des Verzagens und des Hoffens, der Ermattungqual und des ringenden Aufschwungs, — Beides immer wieder unterbrochen durch ruhiges Ausklingen lyrischer Empfindungen gleich fern von den leidenschaftlichen Extremen. Diese leidenschaftlichen Beeinträchtigungen der dichterischen Kraft verschwinden aber immer mehr und gelangen zum ruhigen Ausdruck schmerzlicher Wehmuth, oder zum kraftvollen eines edlen Zorns. Nicht aber ist in den späteren Jahren — und dies gilt sowohl für die hochdeutschen als auch für die plattdeutschen Dichtungen — des Urhebers „dichterische Kraft erlahmt", wie eine oberflächliche Kritik gemeint hat, sondern sie äußert sich selbstverständlich nur anders, weil der dreißigjährige Mann anders empfindet als der sechzig- und siebenzigjährige, dem zumal an seinem äußeren Lebensgange wie an seiner inneren Lebensarbeit die wechselndsten Erfahrungen nicht erspart geblieben sind.

Die abfällige Beurtheilung, die dem Quickborn schon bei seinem ersten Erscheinen aus grauer Theorie heraus zu Theil ward, dann aber

dem Erfolge gegenüber verstummte, erneuerte und verschärfte sich, als sie in dem Erscheinen der Fritz Reuterschen „Läuschen un Riemels" einen thatsächlichen empirischen Stützpunkt zu finden schien. Hier hatte man ja das Stoffgebiet der Schnurren und Schwänke, das die Literaturgeschichte dem Plattdeutschen großmüthig gewährte, wo denn die Versform, sie mochte so mangelhaft sein, wie sie wollte, den Mangel poetischen Gehalts ja augenscheinlich so weit ersetzte, daß wenigstens von Gedichten gesprochen werden konnte. Als dann aber gar Fritz Reuter in den späteren Erzählungen bewies, daß auch der echte Dichter auf dem Gebiet des Humors in ihm ausgereift war, so war damit erst recht entschieden, daß das Gebiet des Ernstes dem Plattdeutschen verschlossen sein sollte; wobei freilich übersehen ward, daß Reuters Feder auch dem weinenden Humor dienstbereit und dessen Ansprüchen gewachsen war, ja selbst dem bitterbösen Ernst politischer Tendenz-Dichtung gerecht zu werden suchte.

Die seiner Zeit viel besprochene und oft zu Ungunsten Groths entschiedene Frage, wem von Beiden der Vorrang gebühre, giebt es für mich nicht. Sie erscheint mir in dieser Allgemeinheit eben so albern wie etwa die Frage, welches Unterhaltungblatt das angenehmere sei, das Daheim oder der Kladderadatsch? Wohl aber mag es hier angebracht sein, einen Grund für eine irrthümlich gemachte Rangordnung aufzudecken, der nur dem Plattdeutschen deutlich erkennbar und deshalb geeignet ist, den Hochdeutschen in seinem Vorurtheil gegen Klaus Groth wenigstens stutzig zu machen. Reuter ist dem Hochdeutschen leichter verständlich und deshalb häufig sympatischer, weil er nicht so plattdeutsch in der Wolle gefärbt ist wie Klaus Groth, und daher seine Denk-, Empfindung- und Dichtungart sich dem Hochdeutschen weit näher anschließt. Wenn man Groths Erzählungen wörtlich ins Hochdeutsche übersetzt läse, würde man das Gefühl der Uebersetzung aus einer fremden Sprache nicht los, während bei Reuter, namentlich wenn er nur erzählt und nicht redende Personen einführt, dem Plattdeutschen die Empfindung kommt, es sei Uebersetzung aus dem Hochdeutschen oder könne es wenigstens sein. Bei Klaus Groth aber konnten die dichterischen Empfindungen, die von Kindheit an des Knaben Herz beschlichen, selbstverständlich keine andre Ausdrucksform finden als die Sprache, die ihm im vollsten Sinne Muttersprache war. Den Nährboden zu immer reicherer Entfaltung fanden diese Empfindungen im Zuschnitt seines Jugendlebens. Er war in Heide (Holstein) geboren; seine aus Tellingstedt stammende Mutter verlor er in frühester Kindheit, aber desto fester schloß er sich an deren nächste Angehörigen, so daß Tellingstedt ihm zu seinem „Jungsparadies" ward, und er hinüber wanderte, so oft es nur anging. Durch Marsch und Geest, Moor und Haide, Wald- und Hügelland führte der hundertmal, in Regen

und Sonnenschein, in Sturm und Schwüle, in Sommergluth und Winterschnee durchwanderte Weg. In andrer Richtung vom Heimathort, in etwa gleicher Entfernung, sah er bei Büsum das Meer, das endlose, ewig bewegliche von stillster Ruhe bis zu tobendster Wuth, ewig wechselnd im Farbenspiel vom hellsten Sonnenglanz bis zu gewitterschwarzer Nacht. Welche Fülle von gegensätzlichen Natureindrücken überströmte die jugendliche Empfindung und wurzelte und wuchs nothwendig des steten Wechsels wegen um so fester im Gemüth, als umgekehrt ein ewiges Einerlei die Empfindungsfähigkeit des an kleinste Scholle Gebundenen abstumpft und ertöten muß. Zu diesen Natureindrücken kam dann noch die Unterschiedlichkeit und Mannichfaltigkeit der Bewohner der Marsch, der Geest und der Seeküste, und sie Alle waren die selbstbewußten Nachkommen Derer, die den Heimathboden im Kampfe für die Freiheit mit ihrem Blut getränkt hatten, wie Chronik und Volkssagen berichteten. Dies Alles zusammen war der in sinnlicher Wahrnehmung und gemüthvollem Erfassen erworbene Stoff, den der zum Manne reifende Jüngling in jahrelanger Arbeit und in vollendeter Form auszugestalten sich mit Erfolg bemühte; dann trat er zweiunddreißigjährig als fertiger Dichter hervor, mit der bereits geschilderten Wirkung auf sein Volk.

Ganz entgegengesetzt war Reuters Entwickelungsgang gewesen. Als Sohn des juristisch gebildeten Oberhaupts einer mecklenburgischen Landstadt war er hochdeutsch erzogen, ging vom Gymnasium zur Universität, und erst lange nach den bekannten Erlebnissen, die mit der „Festungstid" begannen und mit der „Stromtid" endigten, kam der plattdeutsche Dichter in ihm zum Durchbruch. Seine dichterische Veranlagung hat Belege bis zu seiner Studentenzeit zurück aufzuweisen, aber alle sind hochdeutsch verfaßt. Hochdeutsch war selbst das Werk geschrieben, das in späterer plattdeutscher Umarbeitung den Dichter so volksthümlich gemacht hat: „Ut min Stromtid". Denn als sein Dichterberuf ihm allmählich zum Bewußtsein kam, „lag ihm — wie sein Biograph Wilbrandt berichtet — das Plattdeutsche so fern wie irgend einem seiner dichterischen Zeitgenossen." Erst Jahre lang später, als das Plattdeutsche durch Groths Quickborn wieder zu literarischem Leben erweckt war, hatte Reuter den Muth, schriftstellerisch die hochdeutsche Sprache mit der plattdeutschen zu vertauschen, und erst der Fünfzigjährige schrieb seine Meisterwerke „Ut de Franzosentid" und „Ut de Stromtid". Die größte Schöpfung aber in diesen Meisterwerken bleibt auch nach des Dichters eigener Meinung „Unkel Bräsig", der „missingsch" Denkende und Redende: eine schlagende Illustration des innersten Verhältnisses Reuters zu dem Sprachmaterial, das er dichterisch verarbeitete. Denn wie Bräsig sich in seinem Denken und Reden aus der plattdeutschen Sphäre zu der vermeintlich höheren hochdeutschen hinauf-

schraubend im Missingschen hängen blieb, so ist diese eigenthümliche Sprachschöpfung das treffendste Bild von der in Reuter allmählich geschehenen umgekehrten Umwandlung des hochdeutsch Geborenen und Erzogenen in den plattdeutsch Gewordenen. Wäre dies nicht eine Spätlingfrucht seiner Entwickelung, so würde er vor Allem seine Jugenderinnerungen „Aus meiner Vaterstadt Stavenhagen" 1861 sicher nicht mehr hochdeutsch geschrieben haben.

Dagegen wiederum bei Klaus Groth gewährt der Rückblick in seine Jugendzeit, deren Empfindungleben die Grundlage seiner lyrischen Dichtungen war, ihm lebenslang auch für die erzählenden Dichtungen den bleibenden Hintergrund, auf dem sein eigenes, wie das Seelenleben seiner Stammesgenossen, selbstverständlich mit der Muttersprache verwachsen, als ein volksthümlich gefärbtes, also nothwendig plattdeutsches zur Erscheinung kommt.

Worin besteht denn nun die eigenartige Signatur des Plattdeutschen? Zunächst ist es urdeutsch, ungemischt mit Empfindungweisen anderer Volksseelen, gegen die es sich abstoßend verhält. Die Eigenart der deutschen Volksseele gegenüber andern Völkern wird im Vorwalten des Gemüthslebens gefunden. Schwerlich mit Unrecht, wenn man erwägt, daß keine Fremdsprache ein Wort hat, dessen Begriff sich ganz deckt mit dem Ausdruck „Gemüth". Und wenn diesem Ausdruck beispielsweise im Italienischen oder Englischen Bezeichnungen entsprechen, die uns als Gegensätze dienen (mente und cuore, mind und heart), so wird der Ausdruck Gemüth in seinem vollen Inhalt wohl diejenige Seelengestimmtheit umschreiben, in der Kopf und Herz sich in harmonischem Einverständniß befinden.

Durch den noch nicht entstandenen oder aber bereits überwundenen Zwiespalt zwischen Kopf und Herz kennzeichnet sich das Vorwalten des Gemüthslebens, dessen Bild der Spiegel der Volksseele, die Sprache, zurückwirft. Ich überlasse dem Leser, hieraus auf psychologischem Wege zu folgern, daß die Sprache des Individuums, in der Periode des vorwaltenden Gemüthslebens, stets mehr oder minder die Farbe des Dialekts annehmen muß und daß umgekehrt ferner alle Dialekt-Dichtung ihre Färbung vorzugsweise dem Gemüthsleben entnimmt.

Das Kolorit freilich wird eben so verschieden sein wie die Dialekte und deren Träger und alle Abstufungen zeigen von schweigsamer Gemüthstiefe bis zur lauten Gemüthlichkeit mit allen Kundgebungen ihres „himmlischen Behagens". Klaus Groth belehrt uns über seine eigene Erfahrung. An Hebels allemannischen Gedichten hat er sich „redig dun" (ganz trunken) gelesen. „He (Hebel) hör sitdem to min Heiligen. Bun em lehren lett sick vaer en Plattdütschen awer wenig. Sprak un Volk sünd to verscheden, de

Allemannen ſchint uns bi Hebel as Kinner, wi maegt ſe as ol Lüd voerkam!" Trotz dem trefflichen „Plattdeutſcher Hebel" in freier Ueberſetzung von Johann Meyer (1879) hat Klaus Groth für ſich vollkommen recht. Seine Erfahrung beweiſt aber wiederum recht ſchlagend, wie feſt er mit ſeiner engſten Heimath verwachſen war und blieb; denn „was in der phyſiſchen Welt die Heimath — bemerkt Lazarus — das iſt in der intellektuellen die Mutterſprache".

Hier auf ſeinem Schaffensgebiet ſteht in ſeinen geſammelten Werken der Dichter vor Augen als der Schilderer des Gemüthslebens ſeines Volkes und als der Maler ſeiner Heimath, der im Kolorit wie in der Zeichnung und Pinſelführung allerwege den Meiſter bekundet. Der erſte Band der Sammlung bringt das erſte Werk, den „Quickborn", wie er mit manchen Aenderungen mit der 17. Auflage abgeſchloſſen ward. Dem Reichthum, man möchte ſagen: der Grenzenloſigkeit des Stoffgebiets ſteht die Mannichfaltigkeit der Formenbehandlung gleich. Das lyriſche Element iſt keineswegs das vorherrſchende, wenn auch dem Nicht-Plattdeutſchen das leichteſt verſtändliche. Innerhalb deſſen ſind wiederum alle möglichen Töne angeſchlagen von Luſt und Leid, deren Motive entnommen ſind der Natur, und alle Gattungen behandelt in allen Stufenleitern vom ausgelaſſenſten, humorburchtränkten Scherz bis zu dumpfer Trauer über Unglück, Elend und Schande.

Die „olen Leeder" bilden einen Uebergang vom Lyriſchen zum Epiſchen, das in den Volksſagen — „wat ſik dat Volk vertellt" — und den hiſtoriſchen Sagen — „ut de ol Krönk" — im knappen Ton der Ballade und des Volkslieds zu ſeinem Rechte kommt im Gegenſatz zu der größeren Breite, die die auf Motiven unſerer Zeit aufgebauten erzählenden Gedichte kennzeichnet. Klaus Groth hat in den erzählenden Gedichten meiſtens den fünffüßigen Jambus, auch wohl einmal den vierfüßigen und öfter den Hexameter, in den lyriſchen alle möglichen Versarten verwendet. Nie aber iſt der Sprache um des Rythmus oder des Reimes willen der geringſte Zwang angethan, ſondern ſie iſt — was für alle Dialekt-Dichtung, ſofern ſie echt bleiben ſoll, unerläßlich iſt — ſo ungezwungen mundgerecht behandelt, daß die gebundene Rede überall ſo ungebunden natürlich erſcheint, als ob ſie die übliche Sprechweiſe der Marſch- und Geeſtbewohner wäre.

Der dritte Band der geſammelten Werke enthält erzählende Proſa, deren größere Hälfte ſchon vor dem Erſcheinen des zweiten „Quickborn" veröffentlicht war. Klaus Groth iſt der Meinung, daß die erſten Verſuche dieſer Gattung eine gewiſſe Schüchternheit und Unſicherheit verrathen und hat deshalb ſeine erſte, 1855 geſchriebene Erzählung „Detelf" 1880 neu bearbeitet. Sie war aber in der erſten Geſtalt bereits ſo gelungen, daß die Verbeſſerung durch Umarbeitung nur bei ſorgfältiger Vergleichung

ins Auge fällt. Wesentlicher ist aber die Erweiterung der Erzählung in deren zweiten Hälfte, die das Erwachen des deutschen National-Bewußtseins in Schleswig-Holstein aus den erfolglosen Kämpfen um die Freiheit in der Zeit von 1848 als epische Motive der Erzählung ausführlich verwerthet, so daß das von hier aus auf die Entwickelung der Charaktere fallende Licht diese aus dem Gebiete des Einzeln- und Familienlebens emporhebt in die Sphäre des gesunden kräftigen Volkslebens jener Zeit in den mittleren und unteren Schichten. Was in allen Dichtungen aller Gattungen als sattgefärbter Hintergrund hindurchscheint, das ist das Gemüthsleben seines Volks, das sich in der ganzen Stufenleiter seiner Empfindungen offenbart, sich hinaufschwingt zu den übermüthigsten Tönen keckſten Humors und durch Lust und Leid hinabsteigt zu den tiefſten Erschütterungen der Seele, bis es im „wortarmen Norden" zum gänzlichen Verstummen kommt, um auch so noch in der Brust des Lesers tiefer zu wühlen. .

Diese Bestimmtheit der Dichterkraft bleibt nicht nur, sondern wächst noch in den dem Quickborn folgenden Werken. Zu neuer Blüthe kommt die Lyrik einestheils in den politischen Gedichten, die auf den Befreiungskampf von dänischer Herrschaft zurückgehen, anderntheils in den Kinderliedern „vun un voer be Görn". Ferner in plattdeutschen Sonetten, einer bis dahin nicht verwendeten Form. Wo der lose Inhalt zur strengen Form in Gegensatz tritt, wird eine komische Wirkung drolligſter Art erzielt gerade durch die vollendete Formbehandlung, da man staunt, wie ein völlig mundgerechtes Schiffs-Kapitän-Platt sich in diese Form zwängen läßt, ohne im Mindesten unecht zu werden.

Vor dem hochdeutschen Schluß der gesammelten Werke sei noch der plattdeutschen Dichtungen dieses Bandes gedacht. Wie die in Hexametern geschriebene liebliche Idylle des zweiten Bandes „Rotzeter Lamp un sin Dochder" die Geschichte vom Lohn der treuen Liebe sich abspielen läßt in einem lebendigen Kulturbilde von Land und Leuten im Sonnenschein heiterſten Humors, so haben auch die drei Erzählungen „ut min Jungsparadies" das Grothsche Heimathland in einer Weise zum Hintergrunde, daß der Schauplatz der Handlung und die auftretenden Personen von schlagender kulturgeschichtlicher Wirkung sind und zugleich das biographische Interesse an dem Dichter in Anspruch nehmen. Die dritte Erzählung „de Höeder Mael" hat dazu noch einen ganz eigenartigen Reiz der Komposition. Nicht der Dichter erzählt die Geschichte, sondern er nöthigt den Leser, sie sich selbst zusammenzustellen aus den Gesprächen von drei echten Typen Holsteinischer Landbewohner über die räthselhaften Bewohner der vor ihnen liegenden Hölder Mühle. Ein Vierter tritt hinzu mit dem Bericht einer soeben in der Mühle selbst erlebten Katastrophe, die dem kombinirenden Leser die Räthsel

des voraufgegangenen Gespräch löst. — Mit dieser Erzählung und der eben so knapp zusammengefaßten Jugenderinnerung „Witen Slachters" hat Klaus Groth zur Zeit seine Prosa-Dichtungen abgeschlossen, während hochdeutsche Gedichte noch an nahe Gegenwart heranreichen.

Es ist vorhin bereits die schnell von Klaus Groth erworbene Beherrschung der hochdeutschen Verskunst hervorgehoben. Mag hier noch auf deren Ergebnisse im Schlußbande hingewiesen sein. Unter den Sammeltiteln „an meine Frau" und „Leben, Liebe und Tod" finden sich bis in die jüngste Zeit hinein schönste Blüthen der Lyrik, im Rosengarten der Liebe erblüht wie auch auf Gräbern. Unter „Schleswig-Holstein" sind die politischen, meistens 1864 entstandenen Lieder gesammelt, kunstvoll und innig empfundene, voller Liebe zum Gesammtvaterlande, wie sie einstmals zur Zeit der Freiheitkriege erklangen. Unter den Sonetten endlich findet sich Vorzüglichstes. Mit feiner Selbstironie spottet Klaus Groth freilich im ersten Sonett der Bequemlichkeit, die dem Dichter aus der streng geregelten Form erwächst, und die in der That die Gedichtbücher mit vielem inhaltleeren Formgeklingel gefüllt hat. Aber er setzt stillschweigend als Forderung voraus, daß man die leere Form so zu füllen versteht, daß über den Inhalt der eintönige Formklang vergessen werde. Die wärmste Empfindung pulst vor allem in den aus rein lyrischen Motiven erwachsenen, wie in „Abendruhe", in „Morgenlicht" und namentlich in dem reizvollen Sonetten-Kranz „Fanciuletta", der fast unter wärmerer Sonne, die römische Elegien zu zeitigen vermag, gewunden zu sein scheint. Endlich sei auf die Sonette hingewiesen, die geharnischt zu Felde ziehen gegen alle Geschmacks-Verderbniß, gegen Heuchler und Jesuiten, gegen die germanische Sucht der Nachäffung alles Fremden und des gefährlichen Welschthums. — Wie alt sind solche Mahnrufe, — und doch immer wieder wie neu berechtigt!

Wenn nun einmal das Exotische die größere Anziehungkraft haben soll, warum muß es gerade französisch oder norwegisch sein? Dem Hochdeutschen ist auch das Plattdeutsche mehr oder weniger exotisch. Die geforderte Mühe zur Erlangung des Verständnisses ist aber immerhin auch für den Hochdeutschen nicht groß und der Zug zum Exotischen würde also auch am Plattdeutschen Nahrung finden, — und an Klaus Groth überdies gesundeste Kost, die dem durch französische Küche verdorbenen Magen ein Labsal werden könnte.

Manche Zeichen der Zeit deuten darauf, daß eine solche Wendung im deutschen Geschmack im Entstehen und eine entsprechende National-Literatur erwünscht sei. Sollte die jetzt erfolgte Sammlung der Werke Klaus Groths auch zu diesen Zeichen gehören, dann ist sie lebhaft zu begrüßen, als ein freundlicher Sonnenstrahl in die Zukunft. Karl Eggers.

Doktor-Dissertationen.

Nichts Sensationelles habe ich vor zu schreiben — ist unser Zeitalter so weit, daß man sich deshalb entschuldigen müßte? Ich will nur einmal den geschichtlichen Ursprung der Doktor-Dissertationen aufdecken. Gewiß, es giebt brennendere Fragen zu behandeln; aber wozu immer die Leute aufregen? Sind deren doch auch ruhigeren Geblüts, die sich gern einmal belehren lassen. Ist es etwa anstößig, alte Perrücken vom Stock zu nehmen und ein wenig zu schütteln? Quieta non movere?? Ach, wir können's vertragen, wir, die wir seit drei Jahren einen ununterbrochenen Fasching feiern! „Die alten Jahrhunderte haben uns ihre Röcke hinterlassen, in die steckt sich die jetzige Generation. Abwechselnd kriecht sie in den frommen Rock, in den patriotischen Rock, in den historischen Rock, in den Kunstrock und wie viele Röcke noch sonst." Ein solches altes Möbel ist auch — der Doktor-Rock? Nein, ich will kein Sakrileg begehen — aber die Doktor-Dissertation. Sie wollen wir einmal ernsthaft betrachten.

Es besteht ein großer Unterschied in der Lehrweise zwischen den Universitäten von heute und von ehedem. Bei den mittelalterlichen Universitäten stand die Wissenschaft unter dem Banne der Ueberlieferung und der Autorität. Sie *suchten nicht* die Wahrheit, sondern sie *lehrten* sie und *übten* sie *ein*; sie waren *nicht Forschung*, sondern blos *Unterrichts-Anstalten*. Nicht so sehr war das Erkennen der Sache wie die schulmäßige Behandlung eines thema probandum nach den Regeln der Dialektik, Zweck und Ziel des Wissenschaftbetriebes. Der akademische Unterricht bestand demnach im docere und disputare. Das Forschen nach der Wahrheit beschränkte sich darauf, zu ermitteln, was die Alten für wahr gehalten hatten; darin bestand der positive Ertrag des Studiums.

Die Disputationen standen im Mittelpunkt des akademischen Wissenschaftbetriebes; das Doziren war nur Mittel zum Zweck.

In einer solennen öffentlichen Disputation offenbarte sich der Wesenskern der Universitäten. Hier zeigte sichs, wer was konnte. Hier tummelte der glänzende Dialektiker das Roß seiner Gelehrsamkeit. Freilich ritten ihm zur Seite und schoben ihn oft genug bei Seite der graue Sophist und der brandige Rabulist. Das kommt aber auf das Konto der menschlichen Schwachheit, nicht der Universitäten an sich.

Die Professoren waren statutengemäß verpflichtet, nicht blos zu lesen, sondern auch Disputirübungen abzuhalten. Diese bezweckten einerseits die Uebung im Lateinsprechen, andrerseits die Einübung und Handhabung des überlieferten Wissens, nach allen Regeln der aristotelischen Logik. Die Studenten unterzogen sich dem, weils einmal mit zum Studiren gehörte. Sie waren dazu verpflichtet, wenn sie die Stufenleiter der akademischen Würden vom Baccalarius an bis zum Magister, Licentiaten und Doktor erklimmen wollten.

Wie ging nun eine solche Disputation vor sich?

Die Hauptakteure waren der Präses und der Respondent, der Erste ein verpflichteter oder vom Respondenten erwählter Professor, der das Handwerk — oder sollen wir sagen Mundwerk — verstand, der Zweite, ein Student ders erst lernen wollte. Jener besetzte das obere, dieser das untere Katheder.

Der Ort der Handlung war ein dazu bestimmtes Auditorium, dessen Bänke, wenn es besonders feierlich zuging, mit Teppichen behängt wurden.

Als Opponenten fungirten zwei oder drei obligate und beliebig viele Freiwillige aus der Corona der Professoren und Studenten. Die materia disputanda lieferte in der Regel der Präses. Das lag in der Natur der Sache. Erst waren es bloße Thesen, die acht Tage vor der Verhandlung zugleich mit der Ankündigung der Disputation in Plakatformat an öffentlichen Orten angeschlagen wurden. So vor der Erfindung des Buchdrucks, so auch noch ein Jahrhundert nachher.

Gegen Ende des Jahrhunderts erschienen an Stelle des einseitig gedruckten Plakats Hefte in Quartformat. Als „Titelblatt" wird die bisherige Form der Bekanntmachung der bevorstehenden Disputation beibehalten. In deutscher Uebersetzung würde eine solche z. B. lauten: „Unter dem Präsidium von Johannes Busereut, Professor 2c. wird die folgenden Sätze von Legaten unter Zustimmung der 2c. juristischen Fakultät am 10. Oktober zu gewohnter Zeit und an bekanntem Ort öffentlich vertheidigen der Studiosus Hermann Gartz aus Nürnberg. Altdorf 1587."

Der Text des Heftes besteht noch aus Thesen ohne Zuthaten. Später treten dazu gelehrte Anmerkungen. Diese rücken weiterhin in den Text selbst hinein, bis dann am Ende die Thesenform aufgegeben wird und nunmehr unter dem Namen der Dissertation eine bündige Abhandlung über die aufgeworfene Frage erscheint.

Eine solche Dissertation konnte nun, da sie das Für und Wider ihres Gegenstandes bereits abgewogen hatte und mit Autorencitaten gespickt war, nicht gut mehr als Unterlage der mündlichen Disputation dienen, sie fiel deshalb mehr und mehr aus deren Rahmen heraus und ihre Stelle vertraten wieder angehängte kurze Streitsätze, mit deren Vertheidigung das ganze Disputationwesen überhaupt angehoben hatte.

Hätte es nicht dabei bleiben können?

Mit der Verbreitung des Buchdrucks entstand die gelehrte Schriftstellerei, es bot sich die Möglichkeit, Andern und Vielen sich mitzutheilen. Aber die Druckkosten waren hoch, und Zeitschriften gabs noch nicht. So benutzten denn die Professoren die akademischen Disputationen zur Publizirung ihrer Studienergebnisse; denn den Druck bezahlten die Herren Respondenten, unter Umständen steuerte auch die Universitätkasse bei. So waren denn Summa Summarum jene Dissertationen Arbeiten der Professoren, von denen Viele überhaupt nichts weiter veröffentlichten, als solche Gelegenheitschriften. Nun wurde also die Wissenschaft nicht blos mündlich mehr gelehrt, sondern auch schriftlich verbreitet. Der Universitätunterricht lud sich damit eine neue Aufgabe auf Bisher lernten die Studirenden nur disputiren, jetzt kam das Schreiben hinzu. So läuft denn auch manche Dissertation mit unter, die nicht vom Präses, sondern vom Respondenten kompilirt ist, denn auf Kompilation kommts meist hinaus.

Es gewöhne sich aber nur Einer erst ans Schreiben, so wird er das Reden bald vergessen. Mit den akademischen Disputationen ists so gegangen: war früher die mündliche Verhandlung die Hauptsache und ihre schriftliche Unterlage die Nebensache, so kehrte sich im 17. Jahrhundert das Verhältniß um. Die Ars disputandi verfiel.

Der 30jährige Krieg führte den Umschwung herbei. Er zerstörte die

Schulen und stürzte die Herrschaft des Lateinischen. Auf die lateinische Sprache war aber die ganze Disputirkunst zugeschnitten gewesen. Christian Thomasius wird viel gerühmt, daß er zuerst die deutsche Sprache in die Hörsäle eingeführt hat. Sein Verdienst ist nicht besonders groß. Die Masse der Studirenden verstand eben nicht genug Latein mehr; was blieb also anders übrig als die Muttersprache?

Zudem kam ein andres Bildungideal auf in Folge des französischen Einflusses. Der „vollendete Hofmann", der Kavalier ward Mode, l'homme du savoir vivre. Die deutschen Höfe, der Adel nahmen französisches Wesen an, und die akademische Welt ahmte es nach. Eine Dissertation dieser Zeit beschäftigt sich in bezeichnender Weise mit der Frage: Wie man cavalièrement studiren solle? So ward die Scholarentracht abgethan, modische Kleidung angelegt, und die Unsitte des Degentragens verbreitete sich sogar auf die Trivialschulen. Aus dieser Zeit und aus französischer Quelle rührt auch der Comment her, dessen Verständniß und Gebrauch noch heute eine Wesensbedingung des deutschen Studenten ausmacht.

Kurzum, seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beginnt der Student in der Gegenwart zu leben; er entschlüpft dem Gängelband der scholastischen Lehrweise. Da aber eine andere sich erst langsam im folgenden Jahrhundert heranbildet, so findet er sich mit den Kollegien und Disputationen in ziemlich freier Weise ab. Latein, geschweige denn Griechisch, lernt er kaum noch. Aber um ihres eigenen Bestehens willen dozirten, disputirten und promovirten die Universitäten nach wie vor. Also ließ das der Student über sich ergehen. Kein Wunder, daß die Professoren für ihn die Disputirschrift schrieben und auch vertheidigten; kein Wunder, daß die akademischen Grade verhandelt wurden. Ihre Erwerbung mußte leicht gemacht werden, wenn sie überhaupt noch nachgesucht werden sollten.

So quälen sich die akademischen Disputirübungen noch ins 18. Jahrhundert hinein fort, gelangen aber nicht mehr über die Schwelle des neunzehnten. Geblieben sind nur noch die Promotionen mit ihren Doktor-Dissertationen. Die große Menge der übrigen Disputirschriften gehört der Vergangenheit an.

Die akademischen Promotionen sind den Gesellen- und Meisterprüfungen der Zünfte ganz analog gewesen. Gemäß der Bedeutung, die das Disputationwesen an Universitäten hatte, gehörte natürlich auch eine öffentliche Disputation zu den Leistungen des Promovenden. Sie beschloß die Prüfung, sie bildete überhaupt den Abschluß des akademischen Lernens und war das eigentliche Meisterstück. Mit ihr inaugurirte der Doktor seinen neuen Stand als Lehrer der Menschheit.

Aber — wie erwähnt — gegen Ende des 17. Jahrhunderts waren die Disputationen, auch die Inauguraldisputationen, zur bloßen Farce herabgesunken. Man konnte weder mehr disputiren, weils am Latein gebrach, an Logik dazu, noch wußte man so recht mehr, worüber man disseriren sollte, da die Alten zehnmal ausgeschrieben waren. Das 18. Jahrhundert verändert allmählich die scholastische Lehrweise. Christian Wolf verhilft dem Grundsatz von der „Libertas philosophandi" zum Durchbruch, die naturwissenschaftliche Methode der Induktion verbreitet sich, Gesner und Ernesti restauriren den Humanismus, die Aufklärung tagt, die Autoritäten werden — auch auf politischem Gebiete — gestürzt, kurz eine neue Zeit bahnt sich an, die die

objektive Wahrheitgewinnung zum Prinzip der Wissenschaft macht. Das Disputiren hat nun keine Stätte mehr auf Universitäten. Disputiren heißt Irrthümer berichtigen: das Objekt liegt vor und wird zerpflückt, „analysirt", nämlich das Wissen der Alten; Autoritäten stehen Gevatter. Heute *suchen* die Universitäten die Wahrheit, ja, sie *suchen* sie, *haben* sie aber nicht wie ehedem, also disputiren sie nicht mehr, sondern induziren, forschen.

Und wie stehts nun mit den Doktor-Dissertationen und -Disputationen? Die Disputationen sind vielfach längst abgeschafft oder, wofern sie noch stattfinden, bloße akademische Theatervorstellungen, bei denen es nach Motten und Perrücken riecht, ein lächerlicher Rest der alten Disputirherrlichkeit; man sollte sie also ruhig über Bord werfen. Aber die Dissertationen behält man bei, auf sie kommt heute eigentlich Alles an, ganz im Gegensatz zu früher. Man meint es gut, man verlangt eine positive Förderung der Wissenschaft gemäß den heutigen Anschauungen von Wissenschaftbetrieb. Da sind nun aber die Grenzen sehr weit gesteckt: soll diese Förderung eine bedeutende sein oder eine geringfügige? Die Praxis lehrt, daß die große Mehrzahl der Dissertationen ohne Schaden für die Wissenschaft ungedruckt bleiben könnte. Das soll kein Vorwurf sein für die Universitäten. Kann man wirklich von einem jungen Mann am Ende der obligaten Studienzeit im Allgemeinen eine selbständige Forscherarbeit verlangen, die den Namen verdient, die gedruckt sich sehen lassen kann? Warum gelangen denn von den tausenden so wenige Dissertationen hinaus über die Schwelle der Universitäten?

Ich glaube, man verlangt zu viel. Nach alter Weise besagt der Doktortitel nur, daß Einer lehren kann, worin er doctus ist, was er gelernt hat, und er besagt auch, *daß* Einer was gelernt hat. Ob er nun auf Grund dieser Kenntnisse die Wissenschaft weiter bilden, fördern, bereichern, ein Mehrer des allgemeinen Wissens werden will, kann man ihm ja überlassen. Wie viele von den vielen Doktoren thun das denn?

Oder man verlangt zu wenig. Aber je höher die Anforderungen, desto weniger Bewerber erfüllen sie — und da spielt die Geldfrage hinein und Hansemanns geflügeltes Wort klingt mir in den Ohren.

Auch volkswirthschaftliche und bibliothektechnische Gründe sprechen für die Abschaffung der gedruckten Doktor-Dissertation. Alljährlich verarbeiten die Universitätbibliotheken einen Ballast von etwa 3000 Dissertationen. Welche Summe nutzloser Arbeit, welche Verschwendung an Zeit und Geld steckt doch in diesen Dingen! Um eine literarische Beurkundung der wissenschaftlichen Arbeit einer Universität zu geben, könnten andere Einrichtungen getroffen werden, etwa wie die travaux et mémoires einzelner französischer und belgischer Universitäten. Diese würden dann freilich an Umfang erheblich geringer, an Inhalt aber desto gediegener sein.

Ich hege die Hoffnung, daß wir diese des historischen Fundaments — so wie sie jetzt geworden ist — gänzlich entbehrende Einrichtung der Doktor-Dissertationen nicht mit ins neue Jahrhundert verschleppen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts starben die Disputationen aus, am Ende dieses wollen wir die Dissertationen begraben sein lassen.

Steglitz. Dr. Ewald Horn.

Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche.

Am 15. Juli 1823 brannte in Rom die schönste und ehrwürdigste Kirche der Christenheit ab, die stolze Basilika San Paolo fuori le mura. Sofort begann der Wiederaufbau und die ganze gebildete Welt betheiligte sich daran. Ohne Unterschied der Nationen und der religiösen Bekenntnisse flossen von allen Seiten die Gaben reichlich, und zu dem Marmorprachtbau, der heute sich an jener Stelle erhebt, hatten Orient und Occident, Katholiken und Protestanten, der Vicekönig von Egypten wie der König von Preußen und der russische Zar, beigesteuert.

Anno 1891 sollte in Berlin, das unter Kaiser Wilhelm die Hauptstadt des Deutschen Reiches geworden ist, dem Andenken dieses edlen Fürsten eine Kirche geweiht werden, würdig des ersten Kaisers im neuen Reich, würdig der Hauptstadt, die ihm ihre Größe verdankte. Auf die begeisterte Theilnahme aller Deutschen, besonders der Berliner, glaubte man rechnen zu dürfen; vor dem Gedanken, Berlin um ein monumentales und nationales Kunstwerk zu bereichern, sollten alle persönlichen und Parteiinteressen zurücktreten.

Aber die Erfahrung lehrte, daß es leichter war, in den Zeiten der „finstersten Reaktion" die Anhänger der verschiedensten Bekenntnisse zu einem gemeinsamen Kirchenbau für den Schutzheiligen des Papstthums zu begeistern, als das Bürgerthum einer deutschen Großstadt zu Spenden für die monumentale Ausschmückung eines öffentlichen Platzes zu interessiren.

Zwar läßt sich dieses Bürgerthum von seinen offiziellen Volksspeichelleckern täglich seinen Gemeinsinn, Eifer und Opferwilligkeit für öffentliche Interessen, vor Allem seine Vorurtheilslosigkeit mit Posaunenstößen verkünden. Aber die albernsten Phrasen und die kleinlichsten Beschuldigungen haben genügt, um dies Publikum gegen die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche auf das Tiefste zu verstimmen. Das Schlagwort vom „hochmüthigen Pfaffenthum", obwohl hier gar nicht angebracht, genügte, um die angeblich vorurtheilslosen Berliner so gründlich zu blenden, daß sie für alle anderen Erwägungen völlig taub wurden.

Die selben Leute, die als Wächter des Kunstgeschmackes sich aufspielen, fanden es nun höchst natürlich, daß unmittelbar vor der Kirche die monotonen Bogenzüge einer Hochbahn vorbeigeführt werden. Wer das nicht billigte, wurde pfäffischen Hochmuthes und fortschrittsfeindlicher Bornirtheit geziehen. Unter all' den „Kunstfreunden und Kunstkennern" erhob sich Niemand, um zu erklären, daß weit mehr als die etwaige Störung des Gottesdienstes durch vorüberrasselnde Hochbahnzüge in diesem Falle die völlige Vernichtung des künstlerischen Effektes zu befürchten sei, daß also im öffentlichen Interesse eine derartige Kunstbarbarei gehindert werden müsse. Als Wallot seinen genialen Kuppelbau für das Reichstagsgebäude projektirt hatte, wurde aus „praktischen Gründen" eine Vernichtung dieses ersten Entwurfes dekretirt. Heute sind Alle darüber klar, daß

Wallot zwar trotz aller Schwierigkeiten eine den veränderten Bedingungen geschickt angepaßte Lösung gefunden hat, daß aber doch jener erste künstlerische Effekt den „praktischen Rücksichten" unnöthig geopfert wurde.

Soll hier der gleiche Fehler sich wiederholen? Oder sollte man nicht lieber rechtzeitig der Hochbahn einen Umweg zumuthen, so daß sie in angemessener Entfernung die Straße kreuze, ohne Verletzung künstlerischer Interessen?

Man liebt es neuerdings, Berlin als eine Kunststadt zu preisen, die mit München getrost konkurriren könne. Man bleibt auch dabei, obgleich auf unserer Ausstellung eine Handvoll Sezessionisten alle anderen zusammen übertrumpft. So lange wir aber lieber unsere Bauten entstellen, ehe eine Straßenbahn einen geringfügigen Umweg macht, so lange wir monumentale Kirchenbauten für eine Angelegenheit des Kirchenvorstandes und nicht für eine Angelegenheit der kunstliebenden Bürgerschaft ansehen, so lange wird aus der Industriestadt niemals eine Kunststadt werden.

Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche ist nicht nur ein anständig ausgeführter Beetsaal, wie viele der jetzt im Bau begriffenen Kirchen, sondern sie soll als ein öffentliches Denkmal ausgestaltet werden. Sie liegt an einer Stelle, die an schönen Sommertagen Tausende von Berlinern und Fremden passiren. An der Kreuzung des Kurfürstendammes und der Hardenberg- und Tauentzien-Straße ist der in den Formen des spätromanischen Stiles gehaltene Bau so angelegt, daß er von allen Seiten ein künstlerisch abgerundetes Bild giebt. Dabei hat es der Architekt Schwechten, der durch die Bauten des Anhalter Bahnhofes, der Kriegsakademie, des Teltower Kreishauses 2c. als ein monumental schaffender Künstler sich erwies, mit großem Geschick verstanden, den Anforderungen, die der protestantische Gottesdienst an den modernen Kirchenbau stellt, gerecht zu werden, ohne den historischen Formen des romanischen Stiles Zwang anzuthun.

Hauptaufgabe war in dieser Hinsicht die Betonung der vom Protestantismus bedingten centralen Anlage des Predigtraumes, die Anordnung zahlreicher und bequem gelegener Zugänge, reichliche Lichtzuführung und feierliche Ausgestaltung des Altarraumes. Mit großer Gewandtheit wußte Schwechten diese Bedingungen zu erfüllen und dem Bau eine äußerst klare und übersichtliche Disposition zu geben. Das breite Langhaus wird von einem Querschiff geschnitten und schließt mit einem reich entwickelten Chorbau, den zwei quadratische, mehrgeschossige Thürme flankiren. Die Fassadenwand öffnet sich mit einer dreitheiligen Portalhalle, und über der durch ein mächtiges Radfenster belebten Fläche lagert ein hoher Giebel, der beiderseits von einem kleinen, aus dem Viereck ins Achteck gehenden Thürmchen eingefaßt wird. Hinter dem Giebel steigt über der Fassade der kolossale Hauptthurm empor, der aus quadratischer Grundform ins Achteck übergeht und mit einem gewaltigen achteckigen Dachhelme bekrönt ist. Die vom Kreuze überragte Kaiserkrone bildet den Abschluß und hebt sich bis zu der Höhe von 110 m empor, so daß dieser Thurm der höchste in ganz Berlin und ein Wahrzeichen der Stadt sein würde.

Wie diese stattliche, einfach vornehm wirkende Fassade den von Charlottenburg herkommenden, so begrüßt den von Berlin heranschreitenden Betrachter die malerisch reiche Choransicht, über der, majestätisch sie beherrschend, wieder der Hauptthurm sichtbar wird, mit seinen luftigen Gallerien und reich gegliederten Schallöffnungen. Der durch die lebendige Entwickelung, die mannichfaltigen schöngeformten Rundbogenfester und Fensterrosen, durch die Zwerggallerien und

Bogenfriese reich belebte Bau wirkt aber auch höchst monumental durch den Aufwand an vorzüglichem Material. Ueber dem Sockel aus schlesischem Granit bauen sich die Tuffsteinwände auf, während Gurt und Hauptgesimse aus schlesischem Sandstein, die Säulenschäfte aber aus Niedermendiger Basalt-Lava eingefügt sind.

Der vornehmen Erscheinung des Aeußeren wird das Innere entsprechen. Zunächst unter dem Thurmbau gelegen ist eine Vorhalle, die als Gedächtnißhalle für Kaiser Wilhelm geplant und durch kostbarste Materialausstattung, durch Reliefs mit Szenen aus dem Leben des Kaisers, durch eine prächtige mit Glasmosaik geschmückte Decke entsprechend ausgestattet werden soll.

Drei Portale gewähren von hier aus Einlaß in die Predigtkirche. Hauptschiff und Vierung bilden einen einzigen, großen, fast centralen Predigtraum, über den sich mächtige Netzgewölbe spannen. In den Seitenschiffen sind Emporen angelegt, während über der Eingangshalle eine großartig ausgedehnte Orgelempore Raum für einen zahlreichen Kirchenchor bietet. Die mächtigen dreitheiligen Rundfenster der Nebenschiffe, die weiten Fensterrosen des Querschiffes und der Fassade lassen eine unendliche Lichtfülle in den weiten Raum hineinströmen, der fast 2000 Zuhörern Platz bietet.

Für den halbrunden, großen, durch fünf hohe Rundbogenfenster erleuchteten Chor ist wiederum ganz besonders reicher farbiger Schmuck projektirt. Auch dieser Innenbau ist vornehm in der Ausstattung, durchgängig schlesischer Sandstein mit Ausnahme der Gewölbeflächen, die zur Aufnahme von Malerei geputzt werden. Gegen den ruhigen Ton der Wandflächen kontrastiren dann sehr lebhaft die Schäfte der Dienste und die kleinen Säulen der Gallerie, die in röthlichem schwedischen Granit und in Labrador gehalten sind. Fügen wir hinzu den Glanz der buntfarbigen Glasfenster, der Deckengemälde, die Statuen, welche neben den Säulen vortreten, und die reiche Ausstattung des Chorraumes, so dürfen wir hier ein glanzvolles, aber doch nicht überladenes Kirchengebäude erwarten, „ein Denkmal der Liebe" für den glorreichen Hohenzollern „ein Denkmal, welches kommenden Geschlechtern die Verehrung seines Volkes verkünden soll." Aber auch ein Denkmal, das Bürgerstolz und allgemeiner Kunstsinn sich selbst zur Ehre, ihrem Kaiser zum Ruhme errichtet haben.

Dem kirchlichen Bedürfniß wäre an diesem Bau auch mit geringeren Mitteln leicht genügt worden. Was darüber hinausgeht, dient dem künstlerischen Zwecke, dem ehrenvollen Gedächtniß, kurz den Interessen, an denen wir Alle theilzunehmen verpflichtet sind. Und da es sich hier um ein öffentliches Denkmal, nicht um einen Gemeindebau, um allgemein künstlerische, nicht nur um kirchliche Fragen handelt, eben darum werden selbst Diejenigen, die Einzelheiten des Baues im Entwurfe bemängelt haben, zusammenstehen müssen gegen Die, welche um ihrer privaten Zwecke willen das Publikum irre zu leiten suchen, mit billigen Witzen Haß und Spott leichtfertig entfesseln und Alles daran setzen, die Würde des Denkmals zu mindern.

Alle, denen die künstlerische Entwickelung Berlins am Herzen liegt, sollten hierfür eintreten. In erster Linie aber die Kunstwarte der Tagesblätter, denen hiermit die so selten benutzte Gelegenheit geboten wird, für die Würde der Kunst einmal zwar nicht ihr Blut, aber doch ihre Tinte verspritzen zu können.

Dr. Max Schmid.

Eine deutsch-italienische Bank.

Selbst wenn Henry Villard einen noch inhaltloseren Brief über seine Northern-Pacificbahn veröffentlicht hätte, wenn die neuesten Versicherungen über Rußlands Zollneigung zu uns noch bestimmter lauteten, die Details über die Riesenvergebung der preußischen Staatsbahnen an Stahlmaschinen noch dunkeler wären, so muß doch das Hauptinteresse der Börsen nunmehr der finanziellen Bewegung Italiens zugewandt bleiben. Ob der Prinz von Neapel in Metz nicht einreitet oder in Straßburg mit einzieht: man muß nüchtern sein und die unheimliche Kursgestaltung der italienischen Fonds diesmal nur wenig mit Politik zusammenbringen.

In Wahrheit sind es die andauernden Verlegenheiten des Finanzministers in Rom, die Geldmarkt und Börse beunruhigen; diese Verlegenheiten entbehren, um zu einer sehr starken Anleihe zu führen, der Großartigkeit, betreffen aber so dringende Ausgaben und auch Verlängerungen älterer Verpflichtungen, daß nur selten ein Tag vergeht, ohne ein Bekanntwerden von Lombardirungen italienischer Rente oder Verkäufen italienischer Schatzwechsel. Dabei erweisen sich die Bedingungen noch als verhältnißmäßig gute. Giebt heute Jemand 5000 Lire Rente in Depot, so erhält er ebenfalls zum Mindesten zehn Prozent von dem gegenwärtigen Kurswerth abgezogen; falls also die Pariser Rothschilds wirklich 50 Millionen Lire Rente mit 75 Prozent beliehen hätten, wo doch die Notiz ca. 85 war, so wäre Das, die Größe der Transaktion noch in Betracht gezogen, nichts weniger als ein Beweis von Mißtrauen. Ueberhaupt zieht sich die französische Hochfinanz gegenwärtig gar nicht von Italien zurück, da dort neuerdings zu viele Gewinngelegenheiten winken. Eine Regirung, die das Alkoholmonopol studirt, anstatt ihre Steuerbureaukratie aus Kläglichkeit zur Präzision emporzuziehen, die ferner ihre Tabakregie ganz gern in ein Monopol umwandeln möchte, sieht sich immer stark umworben. Noch stets hat es Vorschußofferten geregnet, sobald man bei einem noch nicht diskreditirten Staate breite Geschäfte in Aussicht nehmen konnte.

Man darf auch die heutigen Verwaltungverhältnisse Italiens schlecht finden und dem beständig Ersparungen versprechenden Giolitti und Anderen die neuesten Erhöhungen des Pensionfonds um abermals 3 Millionen (im Ganzen 75½ Millionen für 95 839 Pensionäre) eindringlich vorhalten: es giebt keinen vernünftigen Pessimisten, der gegenwärtig eine Schmälerung des italienischen Coupondienstes für möglich hält. Was hilft aber solche Zuversicht, wo das Kursniveau jener Rente beständig sinkt? Der Kapitalist, der ein Anlagepapier festhalten und sich mit weiteren Packeten davon befreunden soll, muß in einen guten Markt hineinsehen, der zu einigermaßen festen Preisen aufnahmelustig ist, anstatt wie hier ohne eigentlich greifbare Ursachen (da man die bereits gemeldeten stets rechtzeitig dementirt) flauer und flauer zu werden.

Mit Recht wird nun der ungünstige Wechselkurs hervorgehoben, der sich durch die Begebung von Schatzwechseln in Paris und Berlin nur zu gut erklärt. Es kann sich aber hier um höchstens 60 Millionen solcher Wechsel handeln, denn weiter geht die von der Kammer ertheilte Vollmacht gar nicht. Diese Summe, von der vielleicht noch 5 Millionen unverkauft sind, hat also genügt, um mehrere Wochen hindurch die Börsen zu quälen, oder vielmehr diese Summe war für die interessirten Finanzgruppen so groß, daß die Wechsel an den offenen Markt kommen mußten. Allerdings ist es unwahrscheinlich, daß Italien in letzter Zeit

nicht mehr als 60 Millionen gebraucht und aufgenommen hat, aber das römische Kabinet hat sich dabei zum ersten Male wieder Bankmächten genähert, die von italienischen Geschäften seit Jahren fern gehalten waren.

Welche Reformen will nun das Ministerium bringen? Wie es scheint, keine nachhaltigen. Oder soll man der zwar abenteuerlichen, aber offiziösen Depesche glauben, daß die Herren in Rom die Eingangszölle in Gold einrichten wollen, was jährlich 240 Millionen von diesem Metalle einbringen könnte? Daraus würde entstehen: 1. eine Vertheuerung der Waare im Lande, da die fremden Importeure doch den Unterschied des Agios unmöglich tragen könnten, 2. eine Verwirrung am internationalen Goldmarkt, in deren Folge die Weltbanken ihren Diskontosatz hinaufsetzen müßten. Die Italiener hätten also für den Fall der Durchführbarkeit des Projektes überhaupt — erhöhte Preise für ihre Waaren und Getreidebezüge, sowie Das, was nicht sie und noch weniger ihre Staatskasse vertragen können —: theures Geld.

Die Baisse-Spekulation, die Herr Giolitti für den gegenwärtigen Wechselkurs verantwortlich machen will, spielt ungefähr die gleiche Rolle wie der entlassene Präfekt nach den jüngsten Tumulten in Rom — nämlich die des Sündenbockes. Die dortige Baisse-Spekulation ist rücksichtlos, selbst bis zur Diskreditirung der inländischen Verhältnisse gegenüber dem Auslande, aber mit einer derartigen Skrupellosigkeit kann man wohl Rubattino-Dampferaktien werfen, aber keineswegs die internationalen Börsen sich zinsbar machen. Im Gegentheil! Heute, wo die italienischen Banken noch, begünstigt durch gesetzliche Facilitäten, fortwährend ihre eigene Rente im Auslande aufkaufen und so starke Goldentnahmen veranlassen, heute bildet diese Contremine noch ein heilsames Gegengewicht.

Die Erklärung für diese auffallenden Kursrückgänge liegt ganz anderswo. Das deutsch-italienische Konsortium hat sich, nachdem Mendelssohn und Diskontogesellschaft schon früher zurückgetreten waren, seit dem 1. Januar aufgelöst, weil es kein Geld mehr flüssig hatte. Als Herr Siemens, einer der Mitgründer dieses Konsortiums, seine Deutsche Bank zur Leiterin der Finanzen jenes mit uns verbündeten Landes machte, was angesichts des Pariser Hauptmarktes für Rente immerhin ein Wagniß war, hat ihn ohne Zweifel eine gesunde und patriotische Idee erfüllt. Es wäre in der That schon der Mühe werth, einem so tüchtigen Freundesland aufzuhelfen. Dazu gehört Zeit wie bei Ungarn, das auch nicht an einem Tage konstlidirt wurde und dem bei einer Unterbrechung des so anhaltend gewährten Kredites arge Rückfälle zugestoßen wären.

Aber auch für unsere Sparer und en avant-Kapitalisten würde das Einbringen eines großen Anlagepapieres ein wahrer Segen sein. Seitdem die Russen bei uns hinausgekämpft wurden, haben wir statt des einen Papstes hundert Winkelpäpste bekommen und dies brachte ein ewiges Abirren und Beunruhigtsein für diejenigen Massen von Wohlhabenden, die in ihren Geschäften mit Sorgen, in ihren Anlagen indessen ohne Schwankungen bestehen sollten. Keine Bank hätte hierfür nun besser gepaßt als gerade die Deutsche mit ihrer ungeheuren Stellung mitten im Handel, aber sie scheint sich diese Aufgabe vorläufig erschwert zu haben. Man kann nicht sechs Dinge zugleich thun: Italiens Kredit kontroliren, in Argentinien schwere Anleiheinteressen vertreten, in der Union nach dem Besitz einer Bahn von 3400 Meilen streben u. s. w; kurz: viele gute Geschäfte betreiben, heißt unter Umständen: keines gut betreiben. Alle die

wichtigsten Glieder des italienischen Konsortiums sind von ihrer Führerin auch zu deren anderen Finanzaktionen herangezogen worden; die Folge ist, daß die Deutsche Bank nicht allein für sich jetzt spröde gegen Italiens Geldbedarf sein muß, sondern daß ihr auch die Kräfte ihres Konsortiums mangeln. Arbeitstheilung ist nicht umsonst erst ein moderner Begriff; alles Umfassende, in sich Verschlingende, und stellt es äußerlich auch einen noch so großartigen Apparat von Gedanken- und Kapitalassoziation dar, bleibt dagegen altmodisch.

Wir müssen in Berlin und Rom eine deutsch-italienische Bank erhalten, die gleichzeitig etwa in Frankfurt und Florenz Filialen besitzt (vielleicht könnte man das Zweigsystem auch noch weiter ausdehnen). Dieses Institut müßte ganz selbständig geleitet werden und nicht die Puppe irgend einer anderen Großbank sein. Sie hätte den Waarenkredit zwischen beiden Ländern hauptsächlich zu übernehmen, vor Allem die Finanzirungen zu schaffen. Eine solche Bank, die keine anderen Nebenaufgaben kennt und sich nicht nach allen möglichen Richtungen verliert, braucht gar nicht mit „Genialität" (so nennt man heute jede finanzielle Autokratie) geführt zu werden; im Gegentheil: das, was die Engländer aus ihren Banken langsam gemacht haben — eine Maschine —, wäre hier weit nützlicher. Erst dann würde man auch einen guten Einfluß auf die Italiener selbst üben können, die heute noch so guten Rathschlägen jenes Zaudern und Mißtrauen entgegensetzen, das man gegen große „Verdiener" nun einmal zu haben pflegte. Aber ein derartiges Institut hätte nur selbständig einen höheren Werth; alles Vasallenthum zu ersten Banken, in deren andere Geschäfte es mit hineingehen müßte, würde von vornherein die ganze Gründung überflüssig machen. Man könnte nun fragen, ob wir nicht im Falle einer außerordentlich starken Aufnahme von Italienern bei einem Kriege in die selbe prekäre Lage wie die Franzosen hinsichtlich ihrer Russen kämen. Nein! Denn die Russen haben nur den einen Markt: Paris, während italienische Rente vor Allem neben uns noch den unter Umständen gewaltigen Londoner Markt besitzt. Weder bei Russen noch bei Italienern kann es sich im Ernstfalle um ihre Werthlosigkeit handeln, sondern nur um ihre Unverkäuflichkeit. Disposition ist hier Alles. Es ist auch nicht daran zu denken, daß sich die Stock Exchange jemals von Italienern abwenden könnte, denn die Engländer, falls sie überhaupt liebefähig sind, lieben zwar nicht die Appeninenhalbinsel, aber doch das Mittelländische Meer. Italien ist also auf uns allein so wenig angewiesen wie wir auf dieses Land.

Fast läßt sich aber fürchten, daß eine solche deutsch-italienische entente financielle ohne englischen Succurs nicht zu Stande käme. Das wäre höchst nützlich, was die Vermehrung der tüchtigen Elemente beträfe, schädlich, was unsern Antheil an dem italienischen Anlagemarkt angeht. Man darf nicht übersehen, daß auch John Bull seit dem Wegwerfen der russischen Werthe ein großes Kapitalpapier verloren hat und zu seinem großen Schaden sich dafür in Minenaktien (deren es auch werthlose giebt) sowie in süd-amerikanische Fonds eingelassen hat. Es wäre nicht unmöglich, daß in einem Falle, wie er hier vorhin dargelegt wurde, die Briten uns die italienischen Papiere fortkaufen würden, und sie können diese auch theurer bezahlen.

Deutschland aber gebraucht, wie gesagt, ein großes und sagen wir einmal solide werbendes Anlagepapier. Ob wir eine so vernünftige Institution wie eine deutsch-italienische Finanzirungstelle wohl noch einmal erleben? Pluto.

Notizbuch.

Allmählich kehren die vortrefflichen Männer nun zurück, die im Juli so müde waren, daß die Konferenz über den Handelsvertrag mit Rußland vertagt werden mußte, obwohl Herr Witte den dringenden Wunsch ausgesprochen hatte, es möchte ein früherer Termin festgesetzt werden. Auf beiden Seiten sind je drei Unterhändler ernannt, Herr von Huber ist nicht mit dabei, und Sachverständige sollen den deutschen Kommissaren, wo deren Sachverstand nicht ausreicht, wirksame Hilfe leisten. Sachverständige aus der Industrie; denn, sagt der norddeutsche allgemeine Patriarch, die Landwirthe brauchen wir nicht, weil es sich um eine Zollherabsetzung nicht, sondern nur um die Gewährung des Konventionaltarifs handelt. Der Mann ohne Ar und Halm scheint also entschlossen, eine Mark und fünfzig Pfennige den Russen zu opfern, und er will nur versuchen, diesmal einen Gewinn einzustreichen, der über die berühmten österreichischen Konzessionen doch ein Bischen hinausgeht. Obs ihm gelingt, das hängt von zwei Faktoren ab, die man sonst nicht leicht zusammenbringen kann: von dem russischen Zaren und von dem Deutschen Reichstag. Herr Witte hat viele Feinde, die es ihm nicht verzeihen können, daß er so rasch die höchste Sprosse erklettert und seinen Vordermann, den jedem Wunsch zugänglichen Wyschnegradsky, bei lebendigem Leibe fast aufgefressen hat. Der Minister des Innern, Durnowo, ist sein williges Werkzeug und der Kriegsminister Wannowski hat ihm den Gefallen gethan, für zwei Jahre den Proviant der Armee aufzukaufen. Auch die gefälligsten Kollegen aber pflegen ihre Freundschaft nicht länger zu bewahren, als von oben die Gunst gerade dauert, und diese Gunst kann von einem zum andern Tage reichen, wenn anstatt des Hausministers Woronzow-Daschkow, der Herrn Witte die Stange hält, etwa der Landwirthschaftsminister Yermolow beim Kaiser persönlichen Einfluß erlangt. Mit seiner Umgebung hat Herr Witte sich vorgesehen: sein erster Rath, Antonowitsch, der dem Namen nach die Geschäfte leitet, ist eine brave bureaukratische Null, und der eigentliche spiritus rector, Herr Kowalewsky, ist zwar ein ungewöhnlich kluger Mann, aber seine sozialistische und beinahe nihilistische Vergangenheit sperrt ihm die Aussicht auf eine höher führende Laufbahn. Von unten hat der Finanzminister also nichts zu befürchten; aber von oben droht jedem Minister täglich neue Gefahr, wenn der nach dem Gesetz oder mitunter auch nur nach seiner Laune selbstherrliche Gebieter auf unverantwortliche Rathgeber hört. Die Herren in Berlin haben es viel bequemer; sie haben nicht mit einem Despoten, sondern mit vierhundert ganz kleinen Tyrannen zu rechnen und sie hoffen offenbar, daß ihnen auch mit dem Handelsvertrag gelingen wird, was mit der Militärvorlage so herrlich gelang. Zwar mit Herrn Alexander Meyer werden geheime Berathungen nicht mehr lohnen und auch Herr Barth ist durch seine Mandatklebrigkeit um den Rest seines Ansehens als großer Volkswirth gekommen. Zur Abwechselung kann man vielleicht aber wieder einmal mit dem Centrum, das der schutzzöllnerischen Vereinigung vorsichtig fern geblieben ist, ein Geschäftchen machen. Wer weiß, am Ende glauben die Herren mit dem langen Programm wirklich, der jetzige Reichstag werde fünf Jahre leben und die müden Männer könnten noch in der Lage sein, fraktionelle Gefälligkeiten zu belohnen, ehe sie einer ausgedehnten Erholung bedürftig geworden sind.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. September 1893.

Heimdall.

Im Paradies des großen Florentiners liegt, von geheimnißvollem Schweigen umgeben, ein herrlicher Wald. Wenn den der Wandrer beſchreitet, ſo erblickt er am Ende jedes der freundlich gebahnten Wege den ſtolzen Adler, das mit gebreiteten Schwingen hoch am Firmamente ſchwebende Symbol eines in erhabener Gerechtigkeit waltenden Weltkaiſerreiches. Dante war, als ein Gegner der kirchlichen Weltherrſchaft und als Anhänger der ghibelliniſchen Politik, vielleicht der früheſte Verkünder einer Univerſalmonarchie: in ſeinem Tractatus de Monarchia gab er dem Traum, der im Heiligen Römiſchen Reich dann faſt Wirklichkeit werden ſollte, den feſten Körper und in der göttlichen Komödie blies er dem hoch fliegenden Gedanken den beſeelenden Odem ein. Er ſchuf das erſte monarchiſche Staatsideal der chriſtlichen Zeit und er ſtellte damit doch, wie Gregorovius ganz richtig herausgefühlt hat, keineswegs ein Programm des Deſpotismus auf: „Der allgemeine Kaiſer ſollte nicht der Tyrann der Welt ſein, der die geſetzmäßige Freiheit tötet, ſondern ein über alle deſpotiſchen Begierden wie über alle Parteileidenſchaften erhabener Friedensrichter, der höchſte Miniſter oder Präſident der Menſchenrepublik.“ Ein ſchöner Traum; doch ſchon der mit Luſt boshafte Johannes Scherr fügte dieſen Sätzen aus der Geſchichte der Stadt Rom vorſichtig die ſkeptiſchen Worte hinzu: „Freilich, ſo ein Ideal von Kaiſer war leichter zu erſinnen als auf Erden zu finden.“

Wie dem Wandrer im paradiesischen Walde, so ergeht es dem Deutschen von heute, dem leider nur die übrigen Freuden des Paradieses fehlen: wohin er die Blicke richtet, überall sieht er, am Ausgange jedes Weges, in den Höhen dünner Luft den kaiserlichen Adler schweben; und er mag, wie er will, sich mühen: immer muß er, wenn er nicht ganz der politischen Betrachtung entsagen will, mit persönlichen Aeußerungen des regirenden Herrn sich beschäftigen. Mancher empfindet diese Pflicht als eine Last; Mancher, der sich dann für besonders monarchisch hält, glaubt, einer Rede des Kaisers dürfe die Gegenrede nicht folgen; und die Presse, die ewig feige, die niemals noch irgendwo auch nur das kleinste Unheil verhütet hat, die hat für das neue Bedürfniß auch ein neues Schema sich zurecht gemacht: sie erklärt ihr unbequeme Aeußerungen des Kaisers für „offenbar unrichtig wiedergegeben", obwohl sie genau weiß, daß sie richtig wiedergegeben sind, oder sie weist die Deutung solcher Aeußerungen zurück, die ohne jeden Zweifel doch die einzig mögliche ist, und verkündet, die Worte des Kaisers könnten nur so gemeint sein, — wie sie nach allen Begriffen des gesunden Menschenverstandes eben gerade nicht gemeint sein können. Diese würdelose Taktik entspringt der erbärmlichen Angst vor einem Konflikt mit dem Strafgesetz; das böse Gewissen drängt die in ihrem monarchischen Empfinden nicht immer ganz pilzdichten Fabrikanten von öffentlicher Meinung auf den Weg vorsichtiger Tücke: zu einem offenen Wort fehlt der Muth, aber mit Stecknadeln wissen sie vortrefflich Bescheid. Wer, nach den Lehren des zum Ende neigenden Jahrhunderts, in der Monarchie noch immer die beste Staatsform erblickt und Verstand genug hat, um zu erkennen, daß jedes gehässige Wort gegen den Repräsentanten des Reiches zugleich das Prinzip und die Nation herabsetzen muß, der kann niemals in die Gefahr einer Beleidigung des Monarchen kommen; er wird vielleicht von abhängigen Beamten, in deren Köpfen anders die Welt sich spiegelt als sonst in Menschenköpfen, verdächtigt werden; aber er wird beim Deutschen Kaiser, der gewiß doch nicht ins Leere verhallende Monologe halten, sondern von seinen Worten ein Echo vernehmen will, eben so viel Verständniß sicherlich finden wie bei den deutschen Gerichten, deren erste Strafkammer in dem Prozeß über die Monarchen-Erziehung den Satz verkündet hat: „Die Ehrfurcht vor dem Fürsten zeigt sich nicht darin, daß man ihm byzantinisch zu Füßen

liegt und ihm schmeichelt, sondern darin, daß man dem Monarchen gegenüber die Wahrheit hochhält."

Nur die ausbündigste Thorheit kann wähnen, ein moderner Monarch könne mit Bewußtsein jemals Unrecht thun; so fest steht jetzt kein Thron mehr, daß sein Inhaber etwa sich vermessen möchte, die Tollheit der spätrömischen Imperatoren oder der französischen Louis nachzuahmen. Jeder Monarch will heute den Frieden bewahren, denn jeder weiß, mit welcher Gefahr der Ausgang eines Krieges, mag er glücklich nun oder unglücklich sein, ihn bedroht; die ungeheuren Opfer an Blut und Gut, die heute ein Krieg erfordert, würden unzweifelhaft, bei der fortschreitenden wirthschaftlichen Zerrüttung, zu dem Versuch einer sozialen Umwälzung führen, der zunächst wohl in dem besiegten Lande beginnen, wahrscheinlich aber auch dem aus tausend schmerzlichen Wunden blutenden Sieger nicht erspart bleiben würde. Ein Herrscher, der sich dieser Einsicht verschlösse, müßte nichts mehr zu verlieren haben oder an der Krankheit leiden, die Charcot als paralysie criminelle zu bezeichnen pflegte. Wenn trotzdem die furchtbare Möglichkeit eines europäischen Krieges heute näher vielleicht als jemals seit einem Vierteljahrhundert gerückt ist — und daran zweifeln seit einigen Wochen selbst in England die ernsten Politiker nicht mehr —, dann muß dieser beunruhigende Zustand doch seine Ursachen haben; und das Bemühen, die Schuld immer nur beim bösen Nachbarn zu suchen und im eigenen Verdienst pharisäisch sich zu sonnen, erinnert sehr bedenklich an französische Sitten, die, mit den anderen traurigen Requisiten des Sonnenkönigthums, dem Deutschen Reich stets fern bleiben sollten, ob auch seine Geburt im Spiegelsaale des vierzehnten Ludwigs verkündet worden ist.

Es hat sich, während des unbeschreiblichen Jubels, der grüblerische Leute an die Freude in Trojas Hallen gemahnte, Allerlei ereignet, was doch unter Hurrah und Evviva und Eljen nicht niedergebrüllt werden sollte. Man mag über die offiziös telegraphirte Behauptung, der Graf von Caprivi sei in Stuttgart „mit begeisterten Hochrufen" begrüßt worden, lächelnd hinweggehen; aber man muß es ernst nehmen, wenn Herr Nicotera, ohne Widerspruch zu finden, öffentlich erzählt, der Kronprinz von Italien sei nur widerwillig und halb gezwungen der Einladung zu den deutschen Manövern gefolgt, deren Schauplatz er damals noch nicht gekannt haben soll. Das beklommene

Schweigen der italienischen Presse giebt dieser Erzählung ein wunderliches Relief. Man muß es ferner ernst nehmen, wenn berichtet wird, es sei in den Manövern mehr auf schöne Bilder als auf praktische Leistungen gesehen worden und die kritisirenden Generäle, Prinz Albrecht von Preußen und Graf Schlieffen, hätten einen kühnen Reiterangriff des Kaisers — die Wiederholung einer glänzenden Attacke, die der General von Krosigk kurz vorher in der Mark dem Kriegsherrn vorzuführen für opportun gehalten hatte — als einen Todesritt charakterisirt, der in einer ernsten Schlacht die Reiterregimenter nutzlos dem glanzvollen Verderben überliefern müßte. Und man muß es ganz besonders ernst nehmen, wenn in der Saturday Review und im Standard sogar, der mit gewissen Bewohnern der Wilhelmstraße doch sehr merkwürdige Beziehungen unterhält, offen ausgesprochen wird, durch die Manöverreden des Deutschen Kaisers sei die Erhaltung des Friedens erheblich erschwert worden. Während sonst die dümmste Dummheit ausländischer Zeitungen hastig uns mitgetheilt wird, werden so wichtige Symptome sorgfältig verschwiegen und Europa ist wieder einmal erfüllt von dem Klatsch über deutsche Ereignisse, von denen der Deutsche gar nichts erfährt.

Ob der Deutsche Kaiser Etwas davon erfährt? Seit Fürst Bismarck beseitigt und in Osnabrück die Hoffnung eingesargt ist, die man auf den Muth des vor einem gräflichen Gunstbewerber jetzt bangenden Herrn Miquel setzte, ist irgend eine Gewähr dafür nicht mehr gegeben und man muß befürchten, daß die Kali-Leistung des bekannten Höflings schon lange nicht mehr vereinzelt ist, der gesagt haben soll: „Eure Majestät werden Friedrich dem Großen mit jedem Tag ähnlicher; nur einen Unterschied giebt es: Eure Majestät haben nicht die Fehler des großen Königs." Jedenfalls wird der Kaiser über politische Vorgänge und Stimmungen nicht genügend informirt; sonst würde er, an dessen guter Absicht kein verständiger Mensch zweifelt, sicher nicht so gesprochen haben, wie er in den letzten Wochen gesprochen hat. Und deshalb ist von dem schlecht informirten an den besser zu informirenden Kaiser der Appell gestattet und sogar geboten, in einer Epoche, wo an manchen Stellen wieder wahr werden will, was der mittelalterliche Patriot J. W. Zincgref in seinem hübschen Buch über „der deutschen Nation klug ausgesprochene Weisheit" schrieb: „daß heutigs Tags ein Crimen Laesae Maiestatis großen Herren

die Wahrheit sagen; aber sich wissen in die Zeit zu schicken bey den Weltkindern die größte Klugheit."

Ungern nur wird man die abgestandenen Erörterungen über das neue Militärgesetz noch einmal aufwärmen; die Sätze aber, die der Kaiser in Karlsruhe, in der Hauptstadt des Landes, das unter vierzehn Abgeordneten nur fünf Freunde der Militärvorlage gewählt hat, aussprach, dürfen mit Schweigen nicht übergangen werden. In der Stunde der Entscheidung, so sagte der Kaiser, habe sich ihm der Gedanke aufgedrängt: „Wird unser Volk seiner Aufgabe noch gewachsen bleiben? Will es wirklich ablenken von den Wegen, die Kaiser Wilhelm ihm vorgezeichnet? Will es sich unwürdig erweisen der großen Thaten des Kaisers Friedrich?" Das ist eine rückhaltlose Verurtheilung aller Gegner der auf die Namen Caprivi und Goßler getauften Militärvorlage, die durch den Fraktionzwang der Polen und durch den Umfall der vereinigten Antisemiten (Reformpartei) und Philosemiten (Freisinnige Vereinigung) dann ins gesetzliche Leben trat; und gerade weil diese Verurtheilung von dem höchsten Vertreter der Nation kommt, muß die Berufung gestattet sein. Von großen Thaten des Kaisers Friedrich war bisher nichts bekannt; als Heerführer that dieser liebenswürdige und gewissenhafte Fürst seine Pflicht wie jeder Offizier, ohne sich deshalb jemals für einen großen Feldherrn zu halten, und auf dem Thron fand er leider nicht die Zeit, um große Thaten zu vollbringen, und konnte groß nur im Dulden sein und im Verzichten auf persönliche und familiäre Wünsche, wo es das Wohl des Reiches galt. Auf den Wegen aber, die Kaiser Wilhelm der Erste dem deutschen Volk vorgezeichnet hat, liegt das neue Militärgesetz sicher nicht; aus der nach dem schleswig-holsteinischen Feldzug von ihm verfaßten Denkschrift wissen wir, daß er in der dreijährigen Dienstzeit den Grundstein jeder wirksamen Heeresorganisation sah und daß er schrieb: „Man hat mehr als eine Armee zu Grunde gehen sehen, weil man aus Nebenrücksichten falschen Theorien huldigen zu müssen glaubte. Solche Irrthümer rächen sich im Kriege nur allzu rasch." Und man kann in den Erinnerungen des Präsidenten Hegel lesen, wie im September 1862, als das preußische Ministerium entschlossen war, dem Konflikt auszuweichen und das Amendement Stavenhagen-Sybel-Twesten anzunehmen, das die zweijährige Dienstzeit als Kompensation für die neuen Forderungen verlangte, „der König sich erhob und erklärte, daß er nach seiner festen

Ueberzeugung und militärischen Erfahrung es mit Pflicht und Gewissen nicht vereinigen könne, auf die neue Organisation der Armee mit dreijähriger Dienstzeit zu verzichten, und daß, wenn auch seine Minister ihn hierbei verließen, ihm nichts übrig bleibe als auf der Stelle den Kronprinzen zu berufen, der statt seiner dann die Regirung übernehmen und die neuen Vorschläge ausführen möge." Von den Wegen dieses Königs also, der lieber der Krone entsagen als anerkennen wollte, was nun Gesetz geworden ist, sind die Männer nicht abgewichen, die in der Militärvorlage von 1893 eine Verstärkung des Heeres nicht sahen.

Aber die Karlsruher Rede des Kaisers enthält noch eine andere und erheblich bedeutendere Stelle, von der gesprochen werden muß. Das deutsche Volk, so sagte der Monarch, „steht neu gerüstet als schirmende Wehr, wie einst jener alte Götterheld Heimdall, wachend über den Frieden der Erde, am Thor des Tempels des Friedens nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt." Eifrige Zeitungschreiber haben geschwind Meyers Konversationlexikon gewälzt — die neue Auflage ist zum Glück schon bis zu den Asen gediehen — und verkündet, wer dieser Heimdall eigentlich ist: Odins Sohn, der Weisheit und Stärke vom Vater und von der Mutter Größe und Schönheit erwarb, der niemals schläft und bei Tag und Nacht gleich weit sieht, der die Wolle der Lämmer und auf der Erde das Gras wachsen hört und, wenn Feinde nahen, mit dem Gjallarhorn die Götter zum Kampfe ruft. Auch irdische Wege ist Held Heimdall gewandelt, hat die drei Stände — Sklaven, Freie und Edle — eingesetzt und wird deshalb der Begründer der menschlichen Ordnung genannt. Diese Thätigkeit entspricht nun der modernen Anschauung vom sozialen Körper nicht mehr; sonst aber kann der Vergleich mit dem nordischen Phantom für das deutsche Volk nur schmeichelhaft sein und es wird sich freuen dürfen, da es seinen Kaiser so friedlichen Idealen nachstreben sieht.

Leider ist auf die respektlosen Fremden die Wirkung nicht ganz so günstig. Die erinnern dabei sich des Vergleiches der deutschen Einheit mit dem Nibelungenhort und raunen einander zu: Der Nibelungenhort hat jedem Besitzer Unheil und Verderben gebracht und die Asen, zu denen Heimdall gehört, sind, als die Götterdämmerung hereinbrach und Asgard im Weltenbrande versank, mitsammt ihrer Schöpfung zu Grunde gegangen. Nicht umsonst haben die Pariser

mit heißem Bemühen Richard Wagner und die Edda studirt; sie wissen nun, daß in den Asen die wohlthätigen und nützlichen, in ihren Gegnern, den grimmen Riesen, die schädlichen und zerstörenden Kräfte sich personifiziren, und sie meinen, in diesem Bilde fiele ihnen keine besonders dankbare Rolle zu. Und nicht in Paris nur ist man unzufrieden; auch anderswo findet man, daß Deutschland doch schließlich allein nicht das Gras wachsen hört und über den Frieden der Welt wacht und daß es ein Bischen viel verlangt ist, wenn ein Volk der Stärkste und der Weiseste zugleich sein und die Aufgaben der beiden Odinskinder, Heimdalls und Thors, in sich vereinigen will. Die Stimmung ist ungefähr wie die des alten Juden, von dem Renan irgendwo erzählt; der rief, als im israelitischen Konsistorium Herr von Rothschild die Unsterblichkeit der Seele verfochten hatte, beinahe entrüstet aus: „Was sagt man! Ein so reicher Mann — und will noch das Paradies als Rabatt! Lass' er das doch wenigstens uns armen Teufeln!"

Diese Stimmung ist, wenn die Unzufriedenen nicht gerade wehrlose alte Juden sind, nicht ganz ungefährlich, um so weniger, je mehr sie mit der Legende zusammentrifft, die allmählich um die Gestalt des Deutschen Kaisers sich gelagert hat. In ganz Europa traut kein ernsthafter Mensch ihm kriegerische Absichten zu; sehr viele ernsthafte Menschen aber glauben, daß er den Traum Dantes verwirklichen, eine ideale Universalmonarchie begründen und in der luftigen Welt der Gedanken wenigstens das Heilige Römische Reich Deutscher Nation wieder herstellen will. Der Vicomte E. M. de Vogüé, der in diesen Blättern kein Unbekannter ist und in dem Frankreich heute vielleicht den feinsten und reifsten philosophischen Beobachter der Geschichte besitzt, schrieb einmal: „Man darf wohl annehmen, daß die Geister aus dem Frankfurter Römer mehr als jemals jetzt den interessanten Herrscher umschweben, der sogar seine unbedeutenderen Briefe zeichnet: Imperator Rex. So weit man diesen Geist ahnen kann, zeigt er merkwürdige Aehnlichkeiten mit dem eines fernen Vorgängers, Ottos des Dritten, den die Zeitgenossen das Wunder der Welt nannten. Von Otto erzählt uns Bryce, daß er einen tiefen religiösen Glauben an die Pflichten des Kaisers gegenüber der Welt hatte und daß er mit antiquarischem Ehrgeiz eine glühende Phantasie verband, die von der Erinnerung an die ererbte glorreiche Macht noch gesteigert ward. Auf

seine Siegel ließ er die legendären Worte prägen: Renovatio Imperii Romanorum, und in Rom nahm er seine Residenz. Wilhelm II. war kaum auf den Thron gelangt, als ein unwiderstehlicher Drang ihn nach Rom trieb. Gewiß reicht die Erwägung politischer Bündnisse aus, um diese Reise zu erklären; doch wer vermag zu sagen, ob das Bewußtsein ererbter Herrlichkeit nicht auch mit dazu beitrug? Vielleicht stachelt dieses Bewußtsein auch die Ungeduld, die den Kaiser auf alle Straßen und in alle Hauptstädte Europas treibt, als wollte er durch seine Gegenwart die moralische Hegemonie beweisen, die das Wesen des alten Kaiserthums war. Der alte Kaiser war der Repräsentant und das Haupt, caput, Dessen, was man einst die Christenheit nannte; der neue Kaiser wünscht offenbar das Haupt Dessen zu sein, was man heute die civilisirte Welt nennt. Geräuschvoll oder leise: überall zeigt sich das Eingreifen des Caesar, und immer in der Form, die am Deutlichsten den Schiedsrichter in allen menschlichen Angelegenheiten erkennen läßt." In diesem offenbar doch von Achtung und Sympathie eingegebenen Urtheil spürt man die Ursache der unruhigen Beängstigung, die Europa ergriffen hat und die durch den Heimdallstag noch vermehrt worden ist: jedes Volk will zu den Asen gezählt sein, jedes zittert um sein Prestige und keines will dulden, daß in Berlin heute ein verspäteter arbiter mundi ersteht.

Die Geängsteten machen die Rechnung ohne den protestantischen Geist. Der Traum einer idealen Weltmonarchie ist ein katholischer Wahn, der Dante und Bossuet, Hugo und Napoleon wohl verlocken konnte, der den klaren Sinn eines Shakespeare und Goethe aber so wenig verwirrt wie das nüchterne Pflichtgefühl eines Hohenzollern. Die Gestalten der Nachfolger des Caesar und des Petrus bedingen einander, das hat Herr de Vogüé ganz richtig erkannt und er hat auch empfunden, daß der mächtige Schatten Luthers die Beiden für alle Ewigkeit trennen muß. Ein Kaiser, der in einer idealen Menschenrepublik der oberste Friedensrichter sein wollte, müßte zuerst katholisch werden und einem Sterblichen die Macht und die Sendung zutrauen, auf Erden der Statthalter Gottes zu sein. Gewiß näht die Geschichte auf alte Modellpuppen immer nur neue Kleider; seit den Tagen von Wittenberg aber ist das Modell eines Papstkaisers verloren gegangen und in seinem inzwischen längst schon verschlissenen Pomp wird die Menschheit nie wieder einen Weltbeherrscher erblicken.

Der Deutsche Kaiser denkt mitunter in glänzenden Bildern und in seiner Nähe scheint Niemand zu sein, der ihm sagen möchte, wie diese Bilder in der Perspektive wirken. Er beschwört das nordische Phantom des Heimdall und der fern Stehende glaubt sofort, damit solle die Hegemonie des Deutschen Reiches begründet und die Entscheidung über Krieg und Frieden vom Belieben des Deutschen Kaisers abhängig gemacht werden. Einen solchen Zustand aber erträgt kein Volk, das sich achtet, auch die Deutschen würden ihn hoffentlich niemals ertragen; und während, in einer Zeit schwerer sozialer Wirren, mit ganz anderen Riesen doch ganz anderen Asen gefährliche Kämpfe drohen, entsteht der Wahn, Deutschland wolle der alten römischen Herrlichkeit sich vermessen, und in dem europäischen Porzellanladen, wo zerbrechliche und mit äußerster Vorsicht nur anzurührende Gegenstände, auch veraltete Raritäten wohl, aufgestapelt sind, zittern die zagen Besitzer vor jedem allzu lauten Wort, dessen Hall die Kostbarkeiten ihnen am Ende zertrümmern könnte. Der Kaiser bedenkt vielleicht nicht das Mißtrauen, dem überall unser junges Reich noch begegnet: Jahre lang hat man in den Deutschen die verwegenen Eroberer gesehen, die nur darauf warten, neuen Raub zu erraffen; da diese Befürchtung endlich wohl weichen muß, will man den ersten Diener des saturirten Staates doch mindestens als einen ehrgeizigen Phantasten sich vorstellen, den nach der Erbschaft germanischer Caesaren die Sehnsucht versengt. Mit diesen Stimmungen und Vorurtheilen muß man rechnen; der Heimdallsdienst fällt in der entgötterten Welt nicht mehr einem Einzigen zu und auch der Kampfruf des weisen Odinssohnes wäre am Ende unwirksam verhallt, wenn allzu häufig man den schmetternden Ton des Gjallarhornes vernommen hätte, und nicht in der entscheidenden Stunde nur, da wirklich die schlimmen Feinde sich Asgard nahten.

Im Paradies des großen Florentiners liegt, von geheimnißvollem Schweigen umgeben, ein herrlicher Wald, dessen Ausgänge mit gebreiteten Schwingen stolze Adler umschweben. Aber das Paradies der romanischen Phantasie ist in dem Deutschland Luthers und Bismarcks versunken und ein mißtrauisches Vorurtheil nur, das die gesättigte und bescheidene Kraft nicht begreifen kann, wird die Ubiquität eines kaiserlichen Vogels irgendwo heute noch fürchten.

Soldatennoth.

Die Zeitungen haben jüngst wieder mehrfach über Soldatenmißhandlungen berichtet. Die Berichte und die daran geknüpften Betrachtungen sind, wenn auch nach den Parteistandpunkten verschieden gefärbt, im Allgemeinen doch gemäßigter und unbefangener als sonst gehalten. Es wird hier und da sogar zugegeben, daß in einer so großen Armee einzelne Ausschreitungen immer vorkommen werden, es wird auch selbst das Bestreben der obersten Militärbehörden anerkannt, solche Ausschreitungen zu unterdrücken. Bei allem guten Willen machen aber doch die meisten Betrachtungen den Mangel an praktischer Erfahrung recht fühlbar.

Ich komme deshalb noch einmal auf meinen Artikel über „Militärisches Beschwerderecht"*) zurück, um ihn in einigen Punkten zu ergänzen und zu erläutern. Der Artikel führt aus, daß und weshalb der Soldat von seinem Beschwerderecht nur höchst selten Gebrauch macht. Die Furcht vor den Folgen hält ihn davon ab. Von militärischer Seite ist die Berechtigung zu solcher Furcht mit Entrüstung bestritten worden.

Es mag zugestanden werden, daß die meisten Vorgesetzten von ihrer diskretionären Gewalt, die ihnen die Beschwerde-Vorschriften verleihen, selten zum Nachtheil des vom vorgeschriebenen Wege abirrenden Soldaten Gebrauch machen. Die trotzdem thatsächliche Furcht des Beschwerdeführers vor diesen Folgen eines sehr leicht begangenen Versehens mag also ziemlich ungerechtfertigt sein; sie ist aber vorhanden, und in viel höherem und auch berechtigterem Grade herrscht unter den Klägern noch die Furcht vor den weiteren Folgen ihrer Beschwerden gegenüber den verklagten Vorgesetzten. Daß aber die Scheu davor, sich mit Kameraden über die Absicht einer Beschwerde zu bereden und zu berathen, nicht so ungerechtfertigt ist, wie behauptet wurde, dafür sorgt der Kriegsartikel 24 (§ 102 d. M. St. G. B.), der lautet: „Wer es unternimmt, Mißvergnügen in Beziehung auf den Dienst unter seinen Kameraden zu erregen, wird mit Arrest oder mit Gefängniß oder Festunghaft bis zu 5 Jahren bestraft." Ob mit Recht oder Unrecht —: Thatsache ist, daß in der Furcht die hauptsächliche Ursache dafür zu suchen ist, daß so wenige loyale Beschwerden vorgebracht werden, daß die Aufdeckung von solchen Uebelständen — abgesehen von anonymen Anzeigen und Verrath — meist dem Zufall und Nebenumständen zu verdanken ist, und daß dann gewöhnlich gerade die scheußlichsten Fälle aufgedeckt werden, die einen an sich berechtigten Sturm des Unwillens erregen, der leider nur zu häufig nicht an den richtigen Stellen seine elementare Macht austobt. So bekämpft man mit mehr Erbitterung

*) Nr. 23 der „Zukunft".

als Geschick diese Furcht der streikenden Beschwerdeführer, indem man sie für unbegründet erklärt, als Feigheit brandmarkt und, um sie ganz zu ertöten, sich sogar zu dem Verlangen versteigt, das Recht des Soldaten zur Beschwerde in eine Pflicht dazu zu verwandeln.

Welche Verirrung! Schon ein Laie, der niemals das militärische Leben und Treiben in der Kaserne praktisch kennen gelernt hat, muß bei ruhiger Ueberlegung die völlige Undurchführbarkeit dieses Gedankens erkennen. Hat man dabei wohl bedacht, daß die absichtliche Unterlassung einer Pflicht bestraft werden *muß*, wenn nicht das Pflichtbewußtsein überhaupt gefährlich abgeschwächt werden soll? Wer will oder kann bestimmen, wo die Pflichtversäumniß eingetreten ist? Oder will man wirklich, daß *Alles*, was gegen den Buchstaben der Verordnungen verstößt, zum Gegenstand einer Beschwerde gemacht wird, vom gutmüthig derben Scherz, vom humoristischen Scheltwort an bis zu der gröbsten und gemeinsten Behandlung und Beschimpfung? Wer aber bestimmte Abgrenzungen in diesem Chaos ziehen will, der mag es vorher ermöglichen, den Empfindungbarometer *aller* Soldaten in genaue Uebereinstimmung zu bringen und dabei zugleich den Thermometerstand um einige Grad geringer zu reguliren, als die normale Blutwärme des nichtuniformirten Menschen beträgt.

Und selbst dann würde die neue Pflicht noch oft unterliegen im Kampfe mit der Gutmüthigkeit, der natürlichen Großmuth und der von Jugend auf im täglichen Umgang mit Geschwistern, Genossen u. s. w. anerzogenen Scheu vor weibischen Klagen, vor dem kläglichen „Petzen". In der Uebertreibung des Kultus dieses ritterlichen Gefühls, das vielfach in falsche Bahnen gelenkt wird, liegt — neben der schon berührten absoluten Furcht vor den Folgen — eine Hauptschwierigkeit zur rechtzeitigen Aufdeckung verborgener Schäden, und es wäre gut, ist aber sehr schwierig, dieses Gefühl mit verständiger Einsicht in besseren Einklang zu bringen. Stets wird es aber weit besser bleiben, diese Uebertreibungen zu ertragen, als den Geist der Kameradschaft, der keiner Gemeinschaft so unentbehrlich ist wie der Armee, durch Auferlegung der Beschwerdepflicht zu untergraben, ohne einmal dadurch den beabsichtigten Zweck erreichen zu können.

Zweifellos würde die nominelle Pflicht Beschwerden und damit Bestrafungen für unrichtige Behandlung Untergebener vermehren. So lange aber in der öffentlichen Meinung aus der irgendwie verrathenen Größe der Zahl solcher Bestrafungen, in einem Armeecorps z. B., nicht ein Schluß auf sorgfältigere Ueberwachung und strengere Bestrafung, vielmehr nur auf den in diesem Corps herrschenden rüderen Geist der unteren Vorgesetzten gezogen wird und so lange sich selbst die Militärbehörden dem Eindruck dieser wunderbaren Logik nicht ganz entziehen

können, sondern nur in nervöser Erregung mit künftig noch härterer Bestrafung der Schuldigen und mit gefährlicher direkter Verantwortlichungmachung der Vorgesetzten der Uebelthäter drohen —: so lange wird die Vermehrung der Beschwerden neben der ursprünglich beabsichtigten noch eine recht schlimme unbeabsichtigte Folge nach sich ziehen. Wenn der See rast und sein Opfer haben will, so werden in der Erregung gar leicht Die dazu ausersehen, deren Konto die oberen Instanzen am Unangenehmsten berührt hat, weil es am Meisten mit Bestrafungen von Unteroffizieren wegen unwürdiger Behandlung Untergebener belastet ist. Dadurch wird die unselige Versuchung zum Uebersehen oder gar zum Vertuschen unerheblicherer Ungehörigkeiten bedenklich näher gerückt. Und je stärker die Versuchung auftritt, desto schwerer ist es, ihr zu widerstehen, zumal wenn der Selbsterhaltungtrieb sich mächtig auf ihre Seite stellt. Daß ein Unterliegen in dem Kampf vorkommt, und zu welchen geheimen Schäden es führen kann, das kann man zuweilen errathen, wenn plötzlich die schlimmste Eiterbeule gerade dort platzt, wo die jungfräuliche Reinheit des Strafbuchs in dieser Richtung lange Zeit hindurch als ein gern anerkannter Beweis für die — gute Behandlung der Untergebenen angesehen worden ist.

So kommen wir von einem Dilemma ins andere. Die geltenden Vorschriften erschweren unzweifelhaft den Entschluß zu Beschwerden, selbst wo es sich um körperliche Mißhandlungen im engeren Wortsinn handelt; sie verschließen nahezu — theilweise thun sie es völlig — den Weg zur legalen Anbringung von solchen Klagen, deren Ursachen der Soldat am Schwersten empfindet, die ihn am Leichtesten, je nach seiner Anlage, zu Haß und Erbitterung oder zur Verzweiflung und damit unter Umständen zu Exzessen oder zum Lebensüberdruß bringen. Das sind: fortgesetzte zu harte oder entwürdigende Behandlung, Quälereien und Nörgeleien, die gar nicht immer körperliche Mißhandlungen in sich zu schließen brauchen.

Wie soll man da Abhilfe schaffen?

Mir ist von wohlwollenden Kameraden der Vorwurf gemacht worden, daß ich in meinem früheren Aufsatze Schäden aufgedeckt, aber keine Mittel zur Abhilfe angegeben habe. — Aufgedeckt habe ich die Schäden nicht; ich habe sie eingeräumt und dabei versucht, sie auf ihre wahren Ursachen zurückzuführen. Ich habe gehofft, dadurch einerseits die in weiten Volkskreisen aus Gehässigkeit oder Unkenntniß verbreiteten Uebertreibungen von der Größe und Häufigkeit dieser Schäden auf ein richtigeres Maß zurückzuführen und andererseits durch Darlegung ihrer Ursachen auf den Weg zu ihrer Abstellung hinzuweisen. Bestimmte Vorschläge dazu habe ich absichtlich unterlassen. Ich weiß nämlich, wie stark die Hinweisung auf eine alte, vor allen Augen sichtbare wunde Stelle am Leibe eines Patienten die

Empfindlichkeit des zur Heilung privilegirten Medizinalkollegiums berührt, wie der unerbetene Rath zur natürlichen Behandlungweise die Abneigung des Kollegiums gegen die vorgeschlagene Methode um so mehr verstärkt, je näher sie eigentlich gelegen hat. Wenn nun, aber kenntnißlose Schäfer und Wunderdoktoren sich mit ihren Mixturen an den Patienten drängen, dann empört sich doch mein Zunftgefühl, ich suche die Quacksalber zu verscheuchen und setze der Familie des Kranken meine Ansichten als einfacher praktischer Arzt auseinander. Vielleicht kommt dann doch früher oder später ein Mitglied des autorisirten Kollegiums auf ähnliche Gedanken und man entschließt sich endlich, und sei es unter anderer Färbung und Mischung der vorgeschlagenen Medikamente, zur ernstlichen Behandlung des Patienten.

Ich will daher hier einige wesentliche Erwägungen beleuchten, deren Berücksichtigung geeignet wäre, wenn auch nicht völlige Abstellung — das ist unmöglich — so doch sicher erhebliche Abhilfe und Einschränkung der beklagten Uebelstände anzubahnen und zu fördern. Ich stütze mich dabei auf Erfahrungen in langjährigem, ununterbrochenem Frontdienst, der durch die unmittelbare tägliche Berührung mit den Mannschaften das Verständniß für ihre Leiden und Freuden, Empfänglichkeit und Anschauungen wahrscheinlich mehr fördert, als noch so hohe geistige Begabung es bei Denen vermag, die nur in kurzen, vorübergehenden Zeiträumen und meist unter besonders günstigen Verhältnissen im praktischen Frontdienst thätig waren.

Vorbedingung zu einer Besserung bleibt, daß die größere Anzahl von Bestrafungen wegen schlechter Behandlung Untergebener nicht grundsätzlich zum Nachtheil der verantwortlichen Personen ausgelegt wird. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn auch außerhalb der militärischen Kreise die Erkenntniß sich Bahn bräche, daß die Häufigkeit dieser Strafen in erster Reihe Zeugniß ablege für die gewissenhafte Aufsicht über diese Vergehen.

Im Uebrigen mögen die Beschwerdevorschriften für Unteroffiziere und Mannschaften aufgehoben werden. Klagen der Leute wegen Mißhandlung, schlechter Behandlung, vermeintlich erlittenem Unrecht u. s. w. sind in dienstfreier Stunde, ohne Vermittlung anderer Personen und frühestens 24 Stunden nach dem Vorfall, der zur Klage Anlaß giebt, persönlich beim Compagnie-Chef oder, wenn sie gegen diesen gerichtet sind, bei dem Bataillons-Kommandeur anzubringen. Der Kläger ist mit Nachsicht und Güte anzuhören, er darf nicht durch ablehnende Haltung, durch Herauskehren des einseitig militärischen Standpunktes eingeschüchtert, noch in seiner Klage beschränkt werden. Der Bildungstufe, dem Temperament und Charakter des Klägers ist bei der Darlegung seiner Klage wohlwollend Rechnung zu tragen, so daß er Vertrauen und die Ueberzeugung gewinnt, bei dem Vorgesetzten Theilnahme, Hilfe und Belehrung zu finden. Bei übertriebener Empfindlichkeit

und Weichheit, sowie bei unrichtigen militärischen Anschauungen des Klägers ist durch freundliche, und doch ernste Belehrung auf ihn einzuwirken. Es ist sorgfältig zu prüfen, ob und wie weit die Klagen begründet sind, welche Momente sie *eigentlich* hervorgerufen haben, ob etwaige Uebertreibungen und Entstellungen dabei auf irrthümlichen aber guten Glauben, auf Stärke des Impulses oder auf Leichtsinn zurückzuführen sind. Nach der darüber gewonnenen Ueberzeugung ist zu verfahren.

Irrthum und Selbsttäuschung ist ohne Erregung aufzuklären. Es darf nicht vergessen werden, daß der Verletzte der Natur der Sache nach das Geschehene mit anderen Augen ansieht als der Unbetheiligte; auch muß man sich vergegenwärtigen, daß gerade im militärischen Leben für manche Klagen, deren Richtigkeit man sicher herausfühlt, häufig ein voller Beweis überhaupt nicht zu erbringen ist. Auf Verstöße gegen den militärischen Takt bei der näheren Darlegung der Klageursachen ist der Kläger aufmerksam zu machen, Leichtsinn bei den Behauptungen ist zu rügen, Trotz und wirkliche Unehrbietigkeit zu ahnden; absichtlich unwahre Behauptungen und böswillige Entstellungen zur Begründung der Klage werden nach § 152 d. M. St. G. B. bestraft.

Der Kläger hat das Recht, um Versetzung zu einer anderen Korporalschaft bzw. Compagnie zu bitten; die Genehmigung oder Ablehnung steht dem Entscheidenden zu. Auch wenn dieser Antrag nicht gestellt wird, hat der Vorgesetzte zu erwägen, ob eine Versetzung nicht am Besten geeignet ist, einer Wiederholung der Uebelstände, die zur Klage Veranlassung gegeben haben, vorzubeugen. Auch wenn eine Klage nicht völlig begründet ist, wenn sie allzu leichter Empfindlichkeit oder vorgefaßter Meinung entspringt, wird doch häufig bei der inneren Befangenheit und dem einmal vorhandenen Mißtrauen des Klägers eine Versetzung am Besten geeignet sein, einer neuen Klage des Klägers vorzubeugen.

Wird die Klage als begründet erkannt, so muß dem in jedes Menschen Brust ruhenden Rechtsgefühl auch dem Kläger gegenüber durch *unverhüllte* Anerkennung seiner Klage Rechnung getragen werden; militärische Bedenken können nur in seltenen Fällen davon abhalten, dem Kläger nicht auch von der dem schuldigen Uebelthäter gewordenen Strafe Kenntniß zu geben (was jetzt zwar freigestellt ist, aber in der Praxis *nie* geschieht).

Der Compagnie-Chef erledigt, falls seine Kompetenz ausreicht, die Klage selbständig nach unparteiischer Prüfung und ruhiger Erwägung aller Umstände. Die Erledigung darf nicht früher als 24 Stunden und möglichst nicht später als 3 Tage nach Erhebung der Klage erfolgen. Das Vertrauen, das namentlich dem Compagnie-Chef eine geschickte Behandlung und ein gerechtes Urtheil bei den Untergebenen verschaffen muß, wird ihm

Einblicke in die Charaktere, in den sittlichen und moralischen Zustand seiner Untergebenen eröffnen, die seinen Einfluß auf sie, ihre Ueberwachung und Erziehung sehr erleichtern und das Einschleichen verborgener Uebelstände im Keime verhindern können, deren Vorhandensein bei der übermäßig kultivirten Scheu vor dem „Ausdenschuleplaudern" sich jetzt leicht längere Zeit hindurch, trotz gewissenhafter Ueberwachung, seiner Kenntniß entziehen kann, wie die Erfahrung lehrt. Der Compagnie-Chef ist verpflichtet (Zuwiderhandlung nach § 147 d. M. St. G. B. zu bestrafen), von jeder erhobenen Klage, auch von solcher, die zu keiner Bestrafung eines Betheiligten geführt hat, dem Bataillons-Kommandeur mündlich Meldung zu machen und über alle in der Klagesache verhängten Strafen und sonstigen Maßregeln zu berichten.

Der Bataillons-Kommandeur, der die Versetzung des Klägers zu einer anderen Compagnie zu erwägen bzw. anzuordnen hat, hat seine Ansicht über die Klage und deren Erledigung zu äußern, in die getroffene Entscheidung aber nur dann ändernd einzugreifen, wenn dabei gegen gesetzliche oder spezielle Verordnungen verstoßen ist, die Kompetenz überschritten oder unzureichend erscheint oder sonst erhebliche Bedenken vorliegen.

Schließlich werden alle in Folge erhobener Klagen erlassenen Disziplinar- und andere Bestrafungen von Klägern oder Verklagten nach einem bestimmten Schema mit kurzen Erläuterungen dem Bataillons-Kommandeur, und von diesem nach Hinzufügung seiner Bemerkungen dem Regiments-Kommandeur eingereicht. Dieser wird dadurch werthvolle Einblicke in die Ursachen, namentlich in die am Häufigsten vorkommenden Veranlassungen zu Klagen bekommen und damit die zu ihrer Abstellung geeignetsten Mittel und Wege finden können, wie er auch durch nähere Prüfung der Erledigung der Klagen ein sicheres Urtheil über seine Offiziere gewinnen wird.

Die hier in Umrissen angegebenen Grundsätze für das Verfahren bei Beschwerden der Unteroffiziere und Soldaten werden bei den meisten Militärs der heftigsten und hochmüthigsten Ablehnung begegnen. Verweichlichung des soldatischen Geistes, Großziehen des Delatorenthums, ja Untergrabung der militärischen Disziplin werden die beliebtesten Einwände dagegen sein. Meiner Ueberzeugung nach völlig mit Unrecht. Hat die Einführung der „Rückenfreiheit" nicht den selben Sturm entfesselt? Hat sie den soldatischen Geist, hat sie die Disziplin geschädigt? Führt die Stärkung des Ehrgefühls, der Rechtssicherheit zur Verweichlichung? Wo wird das Delatorenthum häufiger und gehässiger auftreten, da, wo die Schwächeren der Willkür und Laune der Stärkeren nahezu schutzlos ausgesetzt sind, oder da, wo ihnen ein legaler, ungefährlicher Weg gewiesen ist, die Hilfe noch Mächtigerer anzurufen? Klagen würden allerdings häufiger werden — das ist ja der

Zweck, denn jetzt kommen sie fast gar nicht vor —, aber Delatoren werden dabei gerade mehr und mehr schwinden und Kläger an ihre Stelle treten.

Auf dem angedeuteten Wege wird sicher noch der Wirkungskreis, der Einflußbereich der Vorgesetzten, die schon jetzt für die Soldaten und Unteroffiziere die bedeutungvollsten sind, sehr erheblich erweitert werden. Ist das nicht ein besonderer Vorzug? Sind nicht die selben Vorgesetzten und ihr Verhältniß zu ihren Untergebenen das ausschlaggebende Moment in der Schlacht? Wie muß nicht eine so gesteigerte Verehrung, Liebe und Hingabe der Kämpfer an ihre Führer die Kraft dieses Momentes noch steigern!

Man fürchtet schon lange den in Zukunft voraussichtlich immer stärker werdenden Einfluß der Sozialdemokratie auf die Armee; die Führer dieser Partei prahlen immer höhnischer mit ihren Erfolgen bei den Truppen. Wendet die leicht bestimmbaren Neigungen, die eindrucksfähigen Gemüther der jungen Leute auf reformatorischem Wege den fürsorgenden Vorgesetzten wieder mehr zu, erneuert und verstärkt das dem Soldatenwesen von Anbeginn an natürliche patriarchalische Verhältniß zwischen Soldaten und Vorgesetzten — und ihr werdet den sozialdemokratischen Hoffnungen den schwersten Schlag beibringen, ihre Einwirkungen auf die Armee und damit ihre Zukunftpläne am Empfindlichsten stören.

Wenn nach solcher Reform sich immer noch wieder Schäden, wie sie bisher möglich waren, einschleichen und längere Zeit unentdeckt bleiben, dann können, dann müssen mit Recht die verantwortlichen Vorgesetzten dafür büßen, denn dann haben sie gezeigt, daß sie ihre hohe Aufgabe nicht begriffen haben und daß sie ihrer Stellung nicht gewachsen sind.

Militärische Reformen kämpfen sich viel schwerer durch als alle andern. Der Entschluß zur Aenderung von Institutionen, die sich lange bewährt haben, wird mit erklärlicher Zögerung, mit schwerem Bedenken gefaßt. Ist aber die Nothwendigkeit einer Reform einmal erkannt, dann dürfen Bedenken der Pietät, widerstreitende Ansichten, eigensinniges oder ängstliches Festhalten am Alten sie doch nicht verschieben bis auf die fernste, unbestimmte Zukunft. Dies ist anscheinend geschehen mit der Militär-Justiz-Reform. Wie lange richtet sich schon der Wunsch der Besten darauf. — Ein erleuchteter Geist, ein berühmter Soldat, ein glücklicher Reformator wollte das Verfahren gegen die eines Verbrechen Beschuldigten mit schützenden Formen umgeben wissen: Freiheit und Ehre eines Soldaten sollten nicht von der Auslegung und den Klügeleien eines Einzelnen, des Auditeurs, abhängen. So schrieb Scharnhorst im Jahre 1793! —

Wird man eine Reform des Beschwerderechts auch so lange erwarten?

Hannover. Major C. Tottleben.

Die Anonymität in der Presse.

In dem nun abgeschlossenen Rougon-Macquart-Cyclus haben die Bewunderer des mächtigen Epikers Emile Zola einen Roman beinahe schmerzlich vermißt: den über die Presse. Einmal nur, in L'Argent, der Börsen-Odyssee, deren vermeintliche Uebertreibungen nun von den Panama-Enthüllungen so grotesk überboten worden sind, hat der Meister die unsauberen Beziehungen zwischen dem Kapital und der Presse gestreift und in dem Verleger, für den das Interesse an seinem Blatt auf der vierten Seite erst, bei den Annoncen, beginnt, einen brennend modernen Typus gezeichnet. Einer weiter greifenden Schilderung von dem verheerenden Treiben der Schwarzkünstler aber hat er sich entzogen, wie sehr auch den großen Beleber unorganischer Schicksalsmächte die Darstellung dieses geheimnißvollen Mechanismus verlocken mußte. Vielleicht wollte der unbarmherzige Zerstörer holder Illusionen die eine Legende nicht opfern, die ihm die theuerste ist: Zola liebt die Presse, er nennt sich stolz ihren Sohn und er lebt in einem Lande, das sich rühmen darf, doch noch nicht völlig, trotz dem Unwesen der „publicité", die Literatur aus dem Journalismus vertrieben und die Zeitungen dem Nachrichtendienst ausgeliefert zu haben. Auf dem internationalen Kongreß, den das Institut der englischen Journalisten jetzt veranstaltet, hat Zola in diesen Tagen nun über eine wichtige Frage des Preßwesens einen Vortrag gehalten, den ich, da der Dichter so gütig war, mir die Korrekturbogen zu senden, den Lesern der „Zukunft" an dem selben Tage mittheilen kann, wo er in Frankreich und England erscheint. M. H.

Vor allen Dingen, meine Herren, möchte ich Ihnen für die große Ehre danken, die Sie mir erwiesen, als Sie mich, in meiner Eigenschaft als französischer Schriftsteller und Präsident der Société des Gens de lettres, zur Betheiligung an den Arbeiten dieses Kongresses einluden. Ihre Wahl, die für mich so schmeichelhaft ist, hat mich ungemein freundlich berührt. Und nur dieses mir bewiesene Wohlwollen veranlaßt mich, hier das Wort zu ergreifen.

Nicht ohne Zaudern, das gestehe ich Ihnen, habe ich mich dazu entschlossen; ich kann Ihnen ja niemals mehr bieten als die Ansicht eines Fremden, der nicht einmal Ihrer Sprache mächtig ist. Aber ich denke nur:

Da Sie uns eingeladen haben, muß das geschehen sein, um unsere Gedanken über einen Gegenstand auszutauschen, der uns Alle interessirt, über die Macht und das Gedeihen der Presse. Mitunter ist die Lage eines Fremden gar nicht so ungünstig, der aus einem benachbarten Lande kommt und in aller Einfalt von seinem ersten Eindruck berichten darf. Ich wage es also; denn ich hoffe, daß für beide Theile dabei Nützliches herauskommen kann; und ich bitte Sie nur um freundliche Nachsicht, falls der Wunsch nach Offenheit mich irgendwo etwa zu einem Verstoß gegen Ihre Anschauungen verführen sollte.

Ich möchte von der Anonymität in der Presse sprechen; die Frage hat mich immer lebhaft interessirt. Wenn man eine englische Zeitung, in der kein einziger Artikel unterzeichnet ist, mit einem französischen Blatte vergleicht, wo Alles unterzeichnet ist, manchmal sogar die Lokalnachrichten, dann sieht man vielleicht auch zugleich die beiden Rassen vor sich, so wie das nationale Temperament, die Sitten und die Geschichte des letzten Jahrhunderts sie gestaltet haben. Ganz sicher verdankt die englische Presse der Anonymität ihre Macht, ihre unbestrittene Autorität. Ich denke dabei augenblicklich nur an die politischen Artikel, an die eigentlichen Lehrkurse der Blätter. So aufgefaßt, ist eine politische Zeitung, in der das Individuum völlig verschwindet, nichts Anders mehr als der Ausdruck der Ansichten einer Gruppe, als das tägliche Brot der Menge. Sie gewinnt an Macht, was sie an Persönlichkeit verliert, denn sie hat nur noch den einen Zweck, einer einzigen Anschauung Genüge zu thun und die getreue Vertreterin dieser Anschauung zu sein. Und da sieht man gleich, daß eine solche Zeitung nur dan einem sozialen Bedürfniß entsprechen kann, wenn hinter ihr ein ganz ihr ergebenes Publikum steht, das nur diese eine Zeitung liest und das vollkommen zufrieden ist, sobald es jeden Morgen darin die Ideen wiederfindet, die es selbst hat und die es in seinem Blatte zu finden erwarten durfte. Bedenken Sie, daß gerade dieses Publikum hier zu Lande die Presse zu Dem gemacht hat, was sie heute ist, — ein Publikum freilich, das nicht durch Revolutionen zerbröckelt und noch jetzt nur in zwei große Parteien von ungefähr gleicher Stärke getheilt ist, das morgens nicht fieberhaft ein Dutzend Zeitungen durchstöbert, sondern in dem jeder Leser sich an ein Blatt hält, das er vom Anfang bis zum Ende durchliest und von dem er nur verlangt, daß es immer so denken soll, wie er selbst gerade denkt.

Unter diesen Umständen ist die Anonymität eine Nothwendigkeit. Nicht auf diesen oder jenen Redakteur kommt es an, sondern auf die Gesammtrichtung des Blattes. Der ungleiche Werth der Redakteure und ihre Persönlichkeit würde sogar, wenn sie mit ihren Namen zeichneten, die Einheit des Ganzen zerstören. So lange man sie nicht kennt, haben alle die selbe

Stimme und das selbe Talent. Nur die gemeinsame Leistung bleibt übrig, diese kompakte Masse von Gedanken und Nachrichten aller Arten, die Ihre Zeitungen beinahe zu täglich erscheinenden Encyclopädien macht. Die Einheit schafft die Macht; und deshalb begreift man auch den Mechanismus dieser furchtbaren Maschinen, denen eine riesige Annoncen-Einnahme die sicheren Grundlagen giebt und die, klappernden Mühlen gleich, mit der einmal erwählten Nahrung täglich die verschiedenen Fraktionen des Volkes versehen. Daher kommt es, daß in London nur für eine beschränkte Zahl großer Zeitungen Platz ist und daß selten neue begründet werden. Daher kommt es auch, daß jede Zeitung sich nur die Aufgabe stellt, ihr Publikum zu befriedigen und das treue Spiegelbild seiner Anschauung zu sein, und daß am Mächtigsten hier immer die Blätter sind, die von der Meinunglinie ihrer Leser sich am Wenigsten entfernen. Das System der Uniformirung ist völlig durchgeführt und von Allen wird nur der Wille eines Einzigen zum Ausdruck gebracht. Ich möchte gleich hinzusetzen, daß der Schriftsteller dabei zwar seine Persönlichkeit verliert, aber die vollste Freiheit gewinnt; er wird mindestens doch das freie Instrument eines höheren Willens, der ihn leitet; er verschwindet, er braucht nicht zu befürchten, irgend Jemandem lästig zu fallen, er kann, ohne jemals besorgen zu müssen, daß man ihn zur Verantwortung zieht, loben oder tadeln und ist vor der Versuchung der Käuflichkeit geschützt. Man begreift sicherlich, welche ungeheure Macht so die Anonymität einer Zeitung verleiht, die alle Kräfte ihrer Redakteure verschlingt, ohne einem Einzigen dafür ein persönliches Ansehen zu geben.

In Frankreich, das wissen Sie, liegen die Dinge nicht so. Wir hatten zwar früher für die politischen Artikel die Anonymität und einige Zeitungen, wie die Débats und der Temps, lassen noch jetzt auf der ersten Seite nicht unterzeichnen. Aber das sind alte Sitten ehrwürdiger Blätter, die widerwillig gezwungen sind, alltäglich Etwas davon den neuen Ansprüchen unseres Publikums zu opfern: sie verjüngen sich, sie bringen unterzeichnete Chroniken und müssen der leichtfertigen Lustigkeit Konzessionen machen. Wir sind eben eine geräuschvolle und unruhige Nation und der Jahrhunderte alte Boden unserer Monarchie ist nun in einem Jahrhundert durch Revolutionen beständig aufgewühlt und umgepflügt worden. Die Anonymität verschwindet aus der politischen Presse, weil unser Volk sie nicht mehr mag und weil neue Bedürfnisse auftauchen. Nach so vielen Stößen haben die Parteien sich natürlich verkrümelt, es giebt keine großen, bestimmten und klar erkennbaren Gruppen mehr, und das erklärt schon die Thatsache, daß unsere Zeitungen eine geringere Auflage haben als Ihre und daß es bei uns ein ewiges Gewimmel von neuen Blättern giebt, die keinen Bestand haben und am Abend des Tages ihrer Geburt oft schon

sterben. Bei unserem immerwährenden Suchen und Spüren, auf unserem Marsch nach einem Ideal der Freiheit und der Gerechtigkeit ist uns Ihre Stabilität verloren gegangen und wir können nichts Solides und Großes mehr schaffen; übrigens sind auch die Inseraten-Einnahmen in Frankreich erheblich geringer als in England, so daß unsere Presse niemals die außerordentlich hohe materielle Sicherheit haben wird, auf der die englische Presse mit ihrer riesigen Publizität thront. Ganz besonders aber ist bei uns das fiebernde Sehnen nach Individualitäten gewachsen, das heute allein entscheidet und differenzirt. Ist es die Erinnerung an Napoleon, von der wir besessen sind? Wir sind noch immer dabei, den Messias zu erwarten; wir haben an Gambetta geglaubt und wir hätten beinahe sogar Boulanger gekrönt. Damit will ich andeuten, daß bei uns die Personenfrage den Ausschlag giebt und daß wir uns beständig für den neuen Gott begeistern, der uns eben erscheint. Noch haben wir ja Zeitungen, die eine Gesammtheit darstellen; aber ist es nicht ein Symptom, wenn immer wieder Blätter entstehen, in denen ein Mann sich verkörpert: das Blatt Rocheforts, das Blatt Clémenceaus, das Blatt Pauls de Cassagnac? Da verschwindet die ganze übrige Redaktion: es giebt nur Einen und nur wegen dieses Einen kauft man die Zeitung. Nur, ich sagte es vorher schon, kauft man eben nicht nur das eine Blatt; man durchfliegt sie alle, ein nervöses Bedürfniß treibt das Publikum zu allen Meinungen und nur in dem beständig lärmenden politischen Kampfe fühlt es sich wohl, der uns einer unbekannten Zukunft entgegendrängt.

Wo die Individualität triumphirend so in den Vordergrund tritt, da ist es mit der Anonymität in der Presse natürlich vorbei: die Unterschrift giebt den Erfolg, also unterschreibt man. Die Eigenart der ganzen Rasse ist darin vielleicht zu erkennen, in diesem Bedürfniß, stets in der vordersten Reihe zu kämpfen, mit offnem Visier, und den Namen, der Ruhm verleiht, mitten hinein in den heißesten Streit zu werfen.

Ich weiß sehr wohl, was man Alles gegen die politische Presse sagen kann, die uns die unterzeichneten Artikel geschaffen haben: sie hat ihr Ansehen eingebüßt, die Zerstörung der Parteien vollendet und sie bietet häufig genug nur noch den Anblick einer tumultuarischen Schlägerei, wo die großen allgemeinen Interessen hinter widerwärtige persönliche Zänkereien verschwinden. Das Schauspiel ist manchmal ekelhaft, es giebt dem Auslande eine abscheuliche Vorstellung von uns und man brauchte mich nicht sehr zu bedrängen, um mich zu der Ansicht zu bringen, daß nur die Anonymität unseren politischen Zeitungen den Anstand und die Uninteressirtheit wieder geben könnte. Und dennoch: was für ein glühendes Leben in dieser unaufhörlich sich erneuenden Schlacht, in diesen Opfern an Muth und Gedanken! Jedes dieser großen Talente

kämpft nur für sich, gewiß; dennoch verbreitet es mitunter zugleich für Alle das Licht. Ich kann mein großherziges Vaterland nicht verurtheilen, nicht diese unverständige Presse tadeln, denn ich gehöre dazu, ich theile ihren Kultus der Persönlichkeit, ihr Bedürfniß nach Streit, ihr Sehnen nach einer besseren, auf Gerechtigkeit und Arbeit begründeten Gesellschaft. Wenn wir den alten Boden der Heimath erschüttern, wenn wir Alles umstürzen und uns unter den Trümmern begraben, dann wird man streng sein und uns vorwerfen dürfen, daß wir selbst die Katastrophe gewollt haben. Wenn einstmals uns aber die Völker folgen sollten, — wären wir dann nicht die Vorkämpfer gewesen und die Befreier?

Der englischen Presse verleiht die Anonymität Macht und Ansehen und sie wird klug daran thun, sie sich zu bewahren. Uebrigens hängt das nach meiner Ansicht gar nicht vom persönlichen Willen ab: die Presse ist immer nur so, wie die Nation sie haben will. Nur muß ich gestehen, daß, so sehr ich in politischen Dingen die Anonymität zu würdigen weiß, ich nicht begreife, wie sie in literarischen Dingen aufrecht erhalten werden kann. Das verstehe ich einfach nicht. Ich denke dabei zunächst an die kritischen Artikel, an die Urtheile über Stücke, Bücher, Kunstwerke. Kann es die Literatur, die Kunst einer Gruppe oder Partei geben? Mag in der Politik die Disziplin gelten und die Durchschnittsmeinung, das ist ganz vernünftig. Wenn man aber die literarische und die künstlerische Produktion einer Partei dienstbar macht, wenn man mit einer Sichel die Geister mäht, auf daß sie in eine Heerde passen und der Menge ein anständiges Allerweltsvergnügen bereiten können, dann erscheint mir das gefährlich für die geistige Lebenskraft einer Nation. Eine uniformirte Kritik, die für eine Mehrheit das Wort ergreift, kann nur zu einer mittelmäßigen und farblosen Literatur führen. Und wenn der Kritiker nicht unterzeichnet, so verzichtet er doch auf jede Persönlichkeit, auf jede Verantwortung. Er wird zu einer Stimme aus dem Haufen, der keine Physiognomie zugehört. Er verliert die Tapferkeit, die Leidenschaft, die Macht sogar. Im Bereiche der Künste und der Literatur muß stets die individuelle Freiheit des Talents gelten und ich kann mir als Richterin über lebendige und originelle Werke nicht eine unpersönliche und namenlose Kritik vorstellen.

In Frankreich würde man eine nicht unterzeichnete Kritik überhaupt nicht beachten. Wir erkennen in der Kritik, wie wir sie verstehen, eine schöpferische Kraft, die sie vom einfachen Referat, von der bloßen Inhaltsangabe unterscheidet. Dazu gehört eine persönliche geistige Auffassung, logische Schärfe und natürlich auch eine sehr umfassende Bildung. Aus alledem setzt eine ganz bestimmte Individualität sich zusammen, die dann auch selbst Etwas schaffen kann. Und sofort wird dann, weil der

Schriftsteller aus Reihe und Glied tritt, die Unterschrift nöthig. Früher sogar, als die Anonymität noch in der politischen Presse üblich war, haben die Janin, die Gautier, die Planche und Sainte-Beuve immer unterzeichnet. Heute weiß man selbst im Ausland, welchen großen Platz die Sarcey und Jules Lemaitre in den Blättern einnehmen, die sonst die Anonymität sich bewahrt haben. Man kann sich die Feuilletons dieser Kritiker ohne Unterschrift gar nicht vorstellen, denn ihre Urtheile haben Werth und Interesse eben nur durch die Stellung, die sie sich erworben haben, durch die Allen bekannten Gesichtszüge der Beurtheiler, durch ihre ganz persönlichen Manieren und geistigen Gewohnheiten. Nur ein solches Verhältniß, ich muß es wiederholen, giebt der Kritik Leben und erhebt sie zu einer Kunst, während es auf die Produktion auch wiederum Einfluß hat und an den Kunstwerken mehr Freiheit der Bewegung duldet, da sie ja nicht mehr von einem unpersönlichen und allgemein giltigen Standpunkte aus nun beurtheilt werden. Mit einem Wort: die Kritik nimmt dadurch ihren Platz in der literarischen Produktion ein; sie gehört nicht mehr zum landläufigen Nachrichtendienst, der ein neues Buch wie einen Straßenunfall behandelt. Was mein Erstaunen über die in Ihrer Presse herrschende Anonymität noch steigert, ist der Umstand, daß es sicherlich in der ganzen Welt keine Literatur giebt, die mehr stolze Freiheit, eine stürmischere und aller Fesseln kecker spottende Originalität gezeigt hätte als gerade die englische Literatur. Ihre Geschichte führt uns eine bewundernswerthe Reihe großartiger Werke vor, in denen das Genie Ihrer Dichter gegen alle Regeln sich durchgesetzt hat. Ich kenne kaum eine herrlichere Ernte freier menschlicher Persönlichkeiten. Wie kommt es nun, daß Sie heute bei der anonymen Kritik Ihrer Zeitungen angelangt sind, die für mich das Merkmal einer literarischen Uniformirung ist und die das Bedürfniß einer Durchschnittsliteratur für die Mehrheit zeigt, — einer Literatur, die gewiß sehr achtbar ist, die aber die großen und kühnen Werke doch eigentlich ausschließt? Offenbar liegt dieser Erscheinung ein sozialer Vorgang zu Grunde, den ich hier nicht erforschen kann. Nach meiner Ansicht muß jeder literarische Aufsatz, in dem die Persönlichkeit des Schriftstellers zum Vorschein kommt, unterzeichnet sein.

Das Interesse, das der Schriftsteller selbst daran hat, ist unverkennbar. Ich höre, man bezahlt bei Ihnen einen Journalisten sehr reichlich. Und da ihn jetzt keine Verantwortlichkeit trifft, kann er, als gelehriges Werkzeug, in aller Behaglichkeit sich einen warmen Schlupfwinkel aussuchen: keine Duelle, keine Prozesse; die Strafe für Verleumdungen bezahlt das Blatt. Der Journalist existirt nicht, er ist unsichtbar; und ich muß nochmals sagen: Diese völlige Unverantwortlichkeit ist gewiß keine gute Seite der

Anonymität, denn ich liebe es gar nicht, wenn ein Mann der Feder so eine Schreibmaschine wird, die der Chef allein leitet und lenkt. Dieser gut bezahlte und nie bedrohte Schriftsteller leidet sicherlich in dem Bewußtsein seines Talents, wenn er welches hat, da er sich für immer ins Dunkel verdammt sieht. Man muß lange Jahre brauchen, um unter solchen Umständen dennoch zu einer Persönlichkeit zu gelangen. Wie Viele mögen unter Ihnen sein, die eine wirkliche Originalität besitzen und die man doch niemals kennen wird? Ich glaube, ein Bischen Ruhm wäre für ein von harter Arbeit erfülltes Leben ein köstlicher Lohn.

Wohin weist denn nun das wirkliche Interesse der Verleger? Würden sie verlieren oder gewinnen, wenn die Artikel unterzeichnet würden? Es mag ja sehr süß sein, als Potentat zu herrschen und eine gehorsame Armee von gebildeten Leuten zu haben, die jederzeit bereit sind, auf den leisesten Befehl einzuschwenken. Auf eine solche Macht, namentlich wenn man sie lange schon übt, verzichtet man nicht eben gern. Außerdem steigen beim ersten Blick allerlei Befürchtungen auf. Unterzeichnet der Schriftsteller, dann hat er theilweise wenigstens die Vortheile von seinem Talent, das heute nur von der Zeitung ausgebeutet wird. Und dann: würde der Schriftsteller nicht nach dem ersten Erfolg die Gesetze diktiren, würde er nicht höhere Bezahlung fordern und drohen, an eine andere Zeitung zu gehen und sein Lesepublikum mit sich zu ziehen? In Frankreich sind durch den Abgang eines beliebten Redakteurs schon Zeitungen getötet worden. Mit nicht unterzeichneten Artikeln ist ein Blatt viel weniger den Schwankungen der Auflage ausgesetzt. Das sind ganz verständige Erwägungen. Ich weiß nicht, ob die großen englischen Verleger so denken; aber ich meine, sie würden sich doch täuschen, wenn sie in der Vernichtung der Persönlichkeiten ihrer Redakteure vor Allem ihr Interesse zu finden hofften; denn mir scheint, das Leben eines Blattes besteht in der Abwechselung, im regen Wetteifer und in dem großen Gefühl einer Verantwortlichkeit, das allein lebensvolle Werke erschafft. Es ist nie eine kluge Rechnung, wenn man eine Kraft, die man braucht, zunächst schwächt; und es heißt einen Schriftsteller schwächen, wenn man ihm seinen Namen nimmt, der die Identität seines Talents bestimmt. Ich meine, da liegen Bedürfnisse einer guten Geschäftsleitung, denen schließlich alle Verleger sich fügen werden.

Ich glaube übrigens zu wissen, daß ein Umschwung in diesen Dingen auch bei Ihnen sich schon zu vollziehen beginnt, und nur deshalb habe ich gewagt, Ihnen meine Ansicht darüber zu sagen. Man erzählt mir, daß auch bei Ihnen die Anonymität nicht mehr so streng gewahrt wird und daß da und dort allmählich schon unterschriebene Artikel erscheinen. Die älteren Zeitungen, die aus der alten Schule, widerstreben noch der Be-

wegung, aber die Blätter der neuen Schule fangen schon an, die Feuilletons und auch einzelne kritische Artikel unterzeichnen zu lassen. Reisebeschreibungen, Memoiren, sogar größere informirende Artikel, so weit sie ein literarisches Interesse bieten —: Alles das wird schon heute unterschrieben. Neben Ihren so zahlreichen Zeitschriften, wo man stets mit dem Namen gezeichnet hat, entsteht so eine neue Presse, die nun nicht mehr eine unpersönliche Nachrichtenpresse ist, und die einsieht, daß der Schriftsteller existirt, nicht in der Kritik eines Buches allein, sondern eben so gut in dem Bericht über irgend eine Feierlichkeit; hat man das aber einmal erkannt, dann wird die Unterschrift zur selbstverständlichen Nothwendigkeit. Ich vermuthe, dieser Umschwung wird sich bei Ihnen genau so vollziehen, wie er sich bei uns vollzogen hat. Sie stehen noch am Anfange. Sie werden vernünftig genug sein, im politischen Theil die Anonymität aufrecht zu erhalten; aber ich glaube, im literarischen Theil wird die künftig eintretende individuelle Verantwortlichkeit der freien Entwickelung Ihrer Literatur nur förderlich sein.

Ich muß nochmals um Nachsicht bitten: ich habe als Fremder gesprochen und Sie theilen vielleicht meine Ideen nicht. Aber da wir doch hier versammelt sind, um mit einander zu plaudern, so werden Sie hoffentlich aus meinen Worten nur Das entnehmen, was Sie für Ihre besonderen Verhältnisse brauchen können. Ist es nicht schon wunderbar genug, daß ein französischer Journalist hierher kommt, um sich mit englischen Kollegen über Berufsangelegenheiten zu unterhalten? Mich berührt das so wunderbar, daß ich mit einem Traum schließen möchte, mit einem großartigen Traum, den ich, wenn Sie es gestatten, Ihnen erzählen will.

Sie gehören einer noch jungen, doch heute schon mächtigen Genossenschaft an. Sie zählen in ihren Reihen mehr als 3000 Mitglieder und Sie haben, als Sie sich zusammenthaten, den vortrefflichen Einfall gehabt, eine wirkliche Genossenschaft zu begründen, die dem Unwürdigen den Eintritt versagt und die so die Würde und das Ansehen unseres Standes heben kann. In diesem Jahre ist Ihnen dann der Gedanke gekommen, zu Ihrem Kongreß Vertreter der ausländischen Presse einzuladen. Stellen Sie sich nun einmal vor, daß in einer nahen Zukunft die Presse aller Länder ihrem Beispiele folgte, sich in Genossenschaften konstituirte und so nationale Verbände für alle anständigen und fähigen Journalisten schüfe. Stellen Sie sich ferner vor, daß internationale Kongresse eingeführt würden, auf denen die Presse jedes Landes durch Delegirte vertreten wäre. Sehen Sie nicht, daß diese Weltkongresse der Presse dann sehr gut an die Erörterung gewisser Fragen von universellem Interesse herantreten könnten! Hat nicht zum Beispiel die parlamentarische Presse auf die Parlamente einen unbestreitbaren Einfluß und müßten nicht, in den allen Völkern gemeinsamen

Angelegenheiten, die Parlamente der Welt schließlich wollen, was die Presse der Welt will? Ich will damit nur die ungeheure Wirkung andeuten, die ein Kongreß aller Zeitungen des Erdkreises üben könnte. Wenn die Mächtigen, die Könige, die Kaiser, die Beherrscher der Welt sich unter einander nicht verständigen wollen oder können, — vielleicht würden die freien Geister, deren Beruf es ist, zu sprechen und zu richten, sich eher verständigen. Man hat die Presse die Königin der Welt genannt; sie ist sicherlich der Verstand und die Macht, — und wenn sies nicht ist, braucht sie nur zu wollen, um es werden zu können. Es gäbe da einen feierlichen Gerichtshof, vor dessen Schranken sehr viele Mißverständnisse beseitigt, sehr viele feste Verbände geknüpft werden könnten. Und dann hätte die allmächtige Presse zu handeln, sie, die überall die öffentliche Meinung macht.

Gewiß ist das nur ein Traum. Jahre und abermals Jahre werden darüber verstreichen. Aber darf ich nicht sagen: Als Sie vom Kontinent Einige Ihrer Kollegen hierher luden, da haben Sie den ersten Schritt zu einer internationalen Erörterung, zu einer Verständigung unter den Zeitungen der ganzen Welt gethan? Wer weiß, ob eines Tages nicht dieser Schritt zum Frieden der Menschheit und zur Verbrüderung der Völker führt

Emile Zola.

Entartung.

Seit ungefähr dreizehn Jahren — seit dem Erscheinen der frischen und farbenreichen Kultur- und Reiseskizzen „Vom Kreml zur Alhambra" — verfolge ich die literarisch-journalistische Thätigkeit Max Nordaus mit Antheilnahme und sogar mit einer allerdings etwas gemischten, vielleicht auch nicht ganz neidfreien Bewunderung. Mir imponiren an ihm vor Allem die Flottheit und Schneidigkeit seines Stils, die virtuose Sicherheit im Erbeuten „aktueller", hochmoderner Stoffe und im nicht minder wichtigen Hinzuerfinden völlig kongruenter, „sensationeller" und packender Titel; endlich die geradezu phänomenale Vielseitigkeit, die Kühnheit und — um einen Nordauschen Lieblingausdruck zu gebrauchen — „verblüffende" Unverfrorenheit seines Urtheils. Dieses Urtheil, das sich leider, der Nichtsnutzigkeit unserer modernen Verhältnisse entsprechend, zumeist als ein herbes Verurtheilen darstellt, umfaßt bei Nordau den ganzen unermeßlichen Horizont menschlichen Schaffens in Staat, Kirche, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst, Literatur — es ist, wie es ja bei einer so hervorragenden journalistischen Kraft auch nicht anders sein kann und darf — mit einem Worte ein universales. Schon diese Thatsache allein würde die berechtigte Geringschätzung erklärlich machen, mit der Nordau auf Naturen herabblickt, die nur auf einem einzigen Felde eine, wenn auch hier vielfach geniale und schöpferische Begabung zeigen. Mit diesen und anderen geistig degenerirten und verkrüppelten Existenzen, und speziell mit ihrem unheilvollen Wirken als „Pfadfinder in Kunst und Schriftthum", beschäftigt sich die neueste umfangreiche Studie Max Nordaus, seine in zwei starken Bänden und bereits in zweiter Auflage vorliegende „Entartung".

Wie ich höre, und wie auch die zahllosen medizinischen Citate dieses Buches bestätigen, ist Herr Nordau nicht blos Pariser Korrespondent der Vossischen Zeitung und Verfasser zahlreicher Werke, sondern überdies noch Arzt; er soll sogar, wie mir von befreundeter Seite glaubwürdig versichert wird und wie ich nicht bezweifle — wenn ich auch nicht begreife, wo er die Zeit dazu hernimmt — ein sehr geschätzter und beschäftigter Arzt sein. Sein ärztliches Interesse — ich weiß nicht, ob auch seine ausübende Thätigkeit — scheint, soweit man aus der „Entartung" schließen kann — dem Gebiete der Nervenkrankheiten mit Vorliebe zu gelten. Ich darf mich ihm also insofern gewissermaßen als „vom Handwerk" und als „Kollegen" vorstellen. Uebrigens erfreue ich mich (ohne mich Dessen rühmen zu wollen) eines sehr viel lebhafteren Interesses für neueste Erscheinungen der Literatur und Kunst als die große Mehrzahl unserer beiderseitigen Fachgenossen; ich kenne in Folge dessen die von Herrn Nordau in der „Entartung" besprochenen — oder zersprochenenen — Dichtungen und Kunstwerke fast sämmtlich und so genau, wie ich die Pariser Korrespondenzen der Vossischen Zeitung kenne. Diese Umstände geben mir den Muth, mich mit einigen schüchternen Meinungäußerungen an die beiden dicken Entartungbände heranzuwagen. Ich will mich dabei bemühen — wenn mich auch, offen gestanden, die literarisch-ästhetischen Erörterungen Nordaus weit stärker anziehen als seine medizinischen

Exkurse über Hysterie und Entartung —, möglichst auf meinem engeren Fachgebiete zu bleiben; denn ich fühle nur zu sehr, wie wenig ich einem Max Nordau an Universalität des Wissens und Urtheilens gewachsen bin, und muß überdies fürchten, daß, was ihm als Journalisten erlaubt ist, mir von berufenster und unberufenster Seite den warnenden Apellesruf „ne sutor ultra crepidam" als verdiente Zurechtweisung zuzöge. Es ist eben ein Unglück, Schuster und also Sachkenner auf irgend einem Gebiete zu sein; besser, man bleibt jeder Schusterei fern, um sich die unbegrenzte Freiheit des Absprechens über Alles und Jedes durch den Vorwurf spezieller Sachkennerschaft nicht verkümmern zu lassen.

Die These, die hochwichtige, wenn auch schmerzliche Entdeckung, die uns in der „Entartung" verkündigt wird, lautet, kurz gefaßt, ungefähr so: Die moderne Gesellschaft, d. h. die „oberen Zehntausend", die „reichen Großstädter", die führenden und leitenden Klassen, Alles, was sich selbst im engeren Sinne die Gesellschaft nennt, ist seit ungefähr fünfzig Jahren in allen Kulturländern, ganz besonders in Frankreich, in einer fortschreitenden geistig-sittlichen Zersetzung, einer Selbstauflösung, einer „Fäulniß", begriffen. Sie unterliegt einer nervös-psychischen Massenerkrankung, die sich bei den Einen mit den mehr oder minder entwickelten Folgewirkungen der „Entartung" — bei den Anderen mit den bekannten Symptomen der Hysterie darstellt. Alle unerfreulichen, d. h. für Max Nordau unerfreulichen Erscheinungen der modernen Literatur und Kunst stehen unter dem Einflusse dieser psychischen Massenerkrankung; und zwar sind die — oft in hervorragendem Maße einseitig talentirten — „Entarteten" dabei die Wortführer, die Choragen: von ihnen gehen die Schlagworte, die beherrschenden Strömungen in Kunst und Literatur aus. Die durch ungemeine Suggestibilität ausgezeichneten „Hysteriker" bilden dagegen die Masse, den Chor, die zulaufende, applaudirende, jubelnde, frenetisch verzückte Anhängerschaft oder doch deren Kern, zu dem sich allenfalls noch blöde Gaffer, Streber und „vertrotteltes" Gesindel jeder Art hinzufinden. Zu jenen chorführenden „Entarteten" nun werden von Max Nordau nicht blos die Hauptvertreter gewisser Literatur- und Kunstcliquen: der Mystiker, Praeraphaeliten, Symbolisten, Parnassier und Diaboliker, Decadenten und Aestheten, geworfen, sondern auch Männer von der kräftig ausgesprochenen Eigenart eines Richard Wagner, Tolstoi, Ibsen, Zola; selbstverständlich der unglückliche Nietzsche, und beiläufig auch Schopenhauer, der doch einer vorjahrhundertlichen Generation von im Verhältniß zu uns vermuthlich noch recht gesunden Jungen angehörte. Alle diese Männer werden im Namen der „Wissenschaft" und nach exakt wissenschaftlicher Methode — wie denn überhaupt Max Nordau alle seine Todesurtheile nur im Namen der Wissenschaft fällt und vollstreckt — wissenschaftlich geschlachtet. Dies nöthigt mich, das Verhältniß Nordaus zu jener „Wissenschaft", als deren Hohepriester und Scharfrichter zugleich er vor uns hintritt, näher zu betrachten.

Für Max Nordau ist die Welt längst entgöttert; er betet zu keinen Göttern und Götzen mehr, oder doch nur noch zu einer Gottheit: zu Schillers „hoher und himmlischer Göttin", der Wissenschaft; d. h. für Max Nordau selbstverständlich die Naturwissenschaft. Er, der radikalste Autoritätenstürzer und Orthodoxie-Bekämpfer, ist, wo es sich um irgend eine funkelnagelneue „wissenschaftliche" Hypothese handelt, von der strammsten Autorität- und man kann wohl sagen Dogmen-Gläubigkeit. Die „Wissenschaft" ist für Nordau überhaupt der allein seligmachende, allein segenspendende und alle Wohlthaten verschwenderisch über die Menschheit ausschüttende Lebens- und Kulturfaktor; —

was sie bisher noch nicht gegeben hat, wird sie noch geben, was sie noch nicht geschaffen hat, wird sie noch schaffen, und was sie noch nicht erklärt hat — wie die Kleinigkeiten von Empfinden, Vorstellen, Selbstbewußtsein, Materie u. s. w. — wird sie zweifellos mit der Zeit noch erklären und lösen. Nordau entrüstet sich von diesem Standpunkte aus sogar ganz ehrlich gegen sonst anerkannte wissenschaftliche Größen, die in bescheidener Skepsis von dem „Unkennbaren" sprechen oder ihr „ignorabimus" derartigen noch ungelösten Problemen entgegenzustellen wagen. Ein Herbert Spencer, ein du Bois-Reymond gehen dabei nach Max Nordau „vollkommen unwissenschaftlich vor" und beweisen nur, daß selbst sie — schauderhaft zu sagen — „noch im Banne theologischer Träume stehen". Nordau stimmt demgemäß einen schwungvollen Paean auf die Leistungen der Wissenschaft, d. h. der modernen Naturwissenschaft, an. Er übersieht aber bei der Aufzählung ihrer Leistungen und der durch sie über die Menschheit ergossenen Segensfülle ganz und gar, wie sehr diese ungeheuren wissenschaftlichen Wohlthaten, diese durch die Wissenschaft angeblich bewirkte „Erleichterung des Erdendaseins", mit den ganzen Grundlagen, den Voraussetzungen und Tendenzen seines Buches im schreiendsten Widerspruch stehen. Wenn in der That die Wissenschaft die durchschnittliche Sterblichkeit vermindert und das Leben des Einzelnen verlängert, — wie kommt es dann, daß gerade seit der Verwirklichung aller dieser immensen Kulturfortschritte, seit der unbestrittenen Vorherrschaft der Naturwissenschaft sammt allen ihren menschheitbeglückenden Erfindungen „das gegenwärtige Geschlecht weit früher altert als die voraufgegangenen" —, daß, nach der von Max Nordau übernommenen Aeußerung von Crichton Browne „Männer und Frauen vor der Zeit altern — die Greisenhaftigkeit auf die Zeit der kräftigen Mannheit übergreift — die Todesfälle, die ausschließlich dem Alter zuzuschreiben sind, jetzt zwischen 45 und 55 Jahren auftreten"; daß, nach einer allerdings ungeheuerlichen Behauptung von Nordau selbst, „jeder einzelne gesittete Mensch heute fünf- bis fünfundzwanzigmal so viel Arbeit liefert, wie vor einem Jahrhundert von einem solchen gefordert wurde"? Wozu denn? ich denke die Wissenschaft hat ihn entlastet, ihm sein „Erdendasein erleichtert"? Und doch „steht der ungeheuer gestiegenen organischen Ausgabe kein entsprechendes Steigen der Einnahmen gegenüber, kann ihr nicht gegenüberstehen"; doch die beständige Zunahme der Verbrechen, des Wahnsinns und der Selbstmorde, die beständige Entdeckung neuer, wirklich neuer, nicht blos neu benannter, Nervenkrankheiten, die ungeheuer vermehrte Sterblichkeit von Nerven- und Herzkranken, die, wie Max Nordau so gefühlvoll sagt, die „Opfer der Gesittung" sind, da „Herz- und Nervensystem zuerst unter der Ueberanstrengung zusammenbrechen". Da muß es also mit dem Fortschrittssegen und der durch die Wissenschaft hervorgerufenen „Erleichterung des Erdendaseins" nicht allzu weit her sein! Aber was nicht ist, kann noch werden, und Max Nordau ist in dieser Beziehung, in Allem, was den Fortschritt und der Beglückung auf dem Wege wissenschaftlicher Erkenntniß betrifft, unverwüstlicher Optimist — wie er denn übrigens auch sonst gegen den Pessimismus eines Schopenhauer, Hartmann, Mainlaender, Bahnsen in den grimmigsten Ausdrücken zu Felde zieht. Scheut er sich doch nicht, Schopenhauer sogar als Entarteten und Irren hinzustellen, die Degenerirten und Irren als die „vorbestimmte Gemeinde von Schopenhauer und Hartmann", zu bezeichnen, und von den „schwachsinnigen Faseleien des Kleeblatts E. v. Hartmann, Nietzsche und Gustav Jaeger" zu reden!

Nun könnte man ja Nordau die an sich harmlose Illusion gönnen, von der „Wissenschaft" nicht blos jeden Kulturfortschritt, sondern — was himmelweit davon verschieden ist — jeden Fortschritt der Welt- und Menschenbeglückung zu erwarten. Aber bedenklicher wird die Sache eben da, wo Max Nordau im Namen dieser alleinseligmachenden Wissenschaft straft und verurtheilt, wo er ganze Generationen und ihre hervorragendsten Vertreter in Kunst und Literatur zu Entarteten, Mattoiden, Graphomanen, Schwachsinnigen, und wie die sonstigen Schmeichelworte lauten, und zu kranken Hysterikern stempelt. Die „Wissenschaft" nun, auf die sich Nordau bei seinen Massenabschlachtungen beruft, ist die Statistik — und gar noch die Moralstatistik; und diejenige, auf deren Altar er die einzelnen Opfer abthut, ist die Psychiatrie! Ich will von der Statistik nicht sprechen; sie ist zwar keine „Wissenschaft", wenn man unter Wissenschaft nicht einen Thatsachenhaufen, sondern ein System von Begriffen versteht — sie ist die wohlgefüllte Vorrathskammer, aus der sich Jeder seinen Bedarf an Rüstzeug für wissenschaftliche und unwissenschaftliche Zwecke nach Belieben herausschleppt; man kann mit ihrer Hilfe, gleich Herrn von Gneist nach dem geflügelten Worte des weiland Kriegsministers von Roon „bekanntlich Alles beweisen". Aber die Psychiatrie! — Wenn schon die gesammte Medizin höchstens in überaus freigebiger Ausdehnung des Begriffes auf den Titel einer „Wissenschaft" Anspruch erheben kann, — wieviel weniger erst dieses Theilgebiet ärztlicher Forschung, das, wie selbst ihre hervorragendsten Vertreter zugestehen, der zur Zeit noch am Allerwenigsten wissenschaftlich ausgebaute Theil der Medizin ist! Die Psychiatrie — die es im Grunde noch gar nicht über eine empirische Anhäufung locker zusammengerafften und durch eine schwülstige, barbarisch-scholastische Nomenklatur noch lockerer zusammengehaltenen Studienmaterials hinausgebracht hat! — die weder eine wissenschaftliche Methode noch ein wissenschaftliches Ziel, ja vor Allem nicht einmal ein wissenschaftlich begrenztes und definirbares Objekt kennt, da sie zwar von „Geisteskrankheiten" redet, aber den „Geist" vorher zum Tempel hinauswirft, und sich zwar eine „Seelenheilkunde" nennt, aber von der Seele selbst, ihren Beziehungen oder Nichtbeziehungen zum Körper und zum sogenannten „Seelenorgan", dem Gehirn, nichts weiß, ja dem bloßen Rühren an derartige anzügliche und gefährliche Probleme mit größter Beflissenheit ausweicht! *)

Und sehen wir uns nun einmal die besonderen psychiatrischen Schutzheiligen Nordaus etwas näher an. Da haben wir in erster Reihe den gefeierten Cesare Lombroso, dem das Nordausche Buch gewidmet und in einer begeisterten Vorwort-Apostrophe zugeeignet ist: Lombroso, der es freilich schon gewöhnt ist, zu allem Möglichen seinen brieflich erbetenen Segen spenden zu müssen (z. B. sogar zu den pornographischen Romanen eines Dubut de Laforest), und der sich ja selbst auch kürzlich in einem kleinen Exkurse über moderne italienische Literatur — allerdings erheblich wohlwollender als Nordau — kritisch hervorgewagt hat. Niemand wird verkennen, wie wichtige und werthvolle Anregungen

*) „Gehirnkrankheiten mit psychischen Symptomen", wie der übliche Terminus lautet, decken sich so wenig mit Geisteskrankheiten, wie sich „Gehirnphysiologie" mit Psychologie deckt. Wie viel konventionelles oder heuchlerisches Versteckspielen durch Einschmuggelung metaphysischer Begriffe auf diesem Gebiete noch getrieben wird, hat erst kürzlich Dr. Ernst Hauptmann in einer lesenswerthen Schrift „die Metaphysik in der modernen Physiologie" erwiesen.

wir dem genialen Feuereifer Lombrosos verdanken. Aber verhältnißmäßig recht Wenige werden geneigt sein, in seinen kühnen Aufstellungen und Hypothesen bereits wissenschaftlich erwiesene Wahrheiten und geeignete, unanfechtbare Grundlagen für weitere noch luftigere Hypothesenbauten zu erblicken. Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle wenigstens darauf aufmerksam zu machen, daß die Wege und Ziele der Lombrososchen Forschung gerade in Deutschland bei den angesehensten Fachgenossen ernstlichen Bedenken, ja großentheils entschiedener Ablehnung begegnen; daß auch von anderer Seite die Behauptungen Lombrosos vielfach schlagende Abfertigung und Widerlegung gefunden haben, wie z. B. gerade jene auch von Nordau bereitwillig übernommenen Angaben bezüglich der „Anarchisten", die nach Lombroso Anormale, erblich Belastete sein und die den Verbrechern und Irren gemeinsamen Entartungmerkmale darbieten sollten. Dann die kleineren Heiligen: wie Morel, der geistige Urheber und Namenserfinder der „Entartung" (dégénérescence) — er, von dem Nordau wohlgefällig berichtet, daß er in dem bekannten Chorinsky-Ebergenyi-Prozeß zu Würzburg über die unwissenden deutschen Psychiater so glänzend triumphirt habe (es flößt übrigens wenig Vertrauen für die Psychiatrie als Wissenschaft ein, daß immer einer ihrer Vertreter so über den Anderen zu triumphiren gezwungen ist). Natürlich auch Krafft-Ebing, der elegante Salon-Psychiater und hypnotische Experimentator, der Erfinder des von Max Nordau so eifrig aufgegriffenen (zur Kennzeichnung eines Ibsen herangezogenen!) „Masochismus" und der politischen Paranoia; der Abgott aller Sexualperversen, aus deren autobiographischen Denksteinen er den Monumentalbau seiner Psychopathia sexualis zusammentrug — und die zum Danke dafür diesem Buche bereits acht Auflagen und einen kanonischen Rang in der modernen „erotischen" Belletristik verschafft haben.

Welchen Schmerz müssen dem Verfasser der „Entartung" die neuesten Entwickelungen der Objekte seines wissenschaftlichen hero-worship bereitet haben — ihm, dem glühenden Fanatiker der Nüchternheit und des bon sens, dem enragirten Aufspürer und Bekämpfer des „Mystizismus" bis in seine letzten und verborgensten Schlupfwinkel! Armer Nordau — als er erfuhr, daß Lombroso in die Netze des berühmten Mediums Eusapia Paladino gefallen sei und sich den Spiritisten mit Haut und Haar lebendig verschrieben habe (vgl. Aksakow, psychische Studien, Dezember 1892 und Januar 1893), während Krafft-Ebing gegenwärtig, nach den Zeitungberichten, der höheren Salon-Magie obliegt und angefahrte Damen coram publico in den Zustand ihrer unschuldvollen siebenjährigen Kindheit — warum nicht noch etwas weiter? — zurückzaubert!*)

Außer diesen und einigen minder bemerkenswerthen psychiatrischen Größen sind ganz besonders die Jünger der Charcotschen Schule (Gilles de la Tourette, P. Richer, Michaut, Binet, Féré u. s. w.) mit ihren theilweise recht krausen, wunderlichen, seit zwanzig Jahren sich in vielfachen Widersprüchen bewegenden Lehren und Anschauungen über Hysterie und mit ihren an den künstlichen Brüteexemplaren der Salpêtrière angestellten Experimenten für Max Nordau

*) Schade, daß der selige Victor Hugo dieses Motiv für seine allzuliebreiche Marion de Lorme nicht mehr verwerthen konnte. Der vielverhöhnte Vers:

„Et son amour m'a refait une virginité"

wäre dann nicht geschrieben worden, oder doch ganz anders; die dessen so bedürftige Heldin hätte sich, statt durch Didiers Liebe, auf dem Wege „zielbewußter Hypnose" in den so erwünschten virginalen Zustand zurückversetzen lassen.

von autoritärer Bedeutung. Hier muß ich zu meinem großen Bedauern die schmerzliche Thatsache konstatiren, daß es dem verehrten Kollegen Max Nordau sowohl an Unabhängigkeit seinen Gewährsmännern und Quellen gegenüber wie an zuverlässigem eigenen Erfahrungmaterial auf diesem Gebiete offenbar mangelt. Er würde sonst nicht — was für alle seine Ausführungen über die vermeintlichen „Hysteriker" in der Literatur und die Massen-Hysterie von so einschneidender Wichtigkeit ist — beständig Neurasthenie (Nervenschwäche) mit Hysterie konfundiren, oder sich gar zu der kühnen Behauptung versteigen, daß die „geringeren Grade" der Hysterie als Neurasthenie bezeichnet werden. Er würde nicht zu der Meinung gelangen, daß man Hysteriker unter den Männern nicht blos eben so oft, sondern vielleicht noch öfter antrifft als unter den Frauen; daß die Hysterie „eine Folge von Ermüdung sei", wie Féré durch „beweiskräftige Versuche" über eine bloße Vermuthung erhoben habe. Er würde nicht so verworrene Angaben in Betreff der Seh- und Farbensinnstörungen bei Hysterischen — ein Gebiet, auf dem die Charcotsche Schule gerade recht viel gesündigt hat — und über die dynamogenen Wirkungen gewisser Farben auf Hysterische unbeanstandet nachschreiben. Er würde auch kaum, mit Gilles de la Tourette, als allgemeine Eigenschaft der Hysterischen die „überaus große Leichtigkeit, mit der sie der Suggestion unterworfen werden können," bezeichnen, da dies wohl von den gezüchteten Musterexemplaren der Salpêtrière gilt, aber keineswegs von der Gesammtheit der Hysterischen. Hier wäre vielmehr die — gerade für die Nordauschen Schlußfolgerungen äußerst belangreiche — Einschränkung am Platze gewesen, daß die allerdings so auffällige Suggestibilität der Hysterischen sich keineswegs blos in der Hingabe an Fremdsuggestionen (Allosuggestion), sondern weit mehr noch in dem leichten Entstehen von Selbstsuggestionen (Autosuggestion) äußert, wie sie ja der großen Mehrzahl hysterischer Krankheiterscheinungen in der Regel zu Grunde liegen; und daß Hysterische gerade umgekehrt durch Andere oft äußerst schwer zu beeinflussen sind, wie ja aus der oft enormen Schwierigkeit der psychischen Behandlung Hysterischer, ihren hartnäckig festgehaltenen Selbstsuggestionen gegenüber, nur zu deutlich hervorgeht.

Ich verzichte jedoch darauf, um den Leser nicht mit speziell pathologischen Einzelheiten zu ermüden, diesen Gegenstand breiter auszuführen. Es kommt ja auch für Max Nordau weniger auf die Hysterie im Allgemeinen als auf die Hysteriker in Kunst und Literatur an. In dieser Beziehung bleibt es nun immerhin merkwürdig, daß Nordau — der auf dem Gebiete der Kunst und Literatur für alle Phänomene der „Entartung" und „Hysterie" so argusäugig ist, ja fast jede bedeutende moderne Erscheinung in diese Kategorien einreiht — daß Nordau gar nicht zu bedenken scheint, wie nahe es liegen würde, einmal den Spieß umzukehren, d. h. an bestimmte Richtungen und Schulen der „Wissenschaft" mit dem selben Maßstabe heranzutreten und auch hier von „Entarteten" als Chorführern und Schulhäuptern, und von „hysterischen" Nachläufern mit recht fataler Nutzanwendung zu sprechen. Oder vielleicht hat Nordau dies einem künftigen, noch zu schreibenden Buche vorbehalten; denn daß u. A. die ihm so verhaßte, geradezu als kennzeichnend für Entartung und Hysterie angesehene Bildung geschlossener, sich schroff absondernder Schulen auch auf wissenschaftlichem Gebiete — allerdings nicht blos bei den Naturwissenschaftlern — recht kräftig florirt, dürfte ihm doch wohl nicht völlig unbekannt sein. Was sollte einen unternehmenden Paro-

bisten Nordaus hindern, vielleicht einmal einen Lombroso mit seinen unbequemen Forderungen als den Ibsen oder Tolstoi, und den vielgewandten Krafft-Ebing als einen der Mode huldigenden Hermann Bahr der Wissenschaft zu persifliren?

Es muß aber noch auf eine andere Gefahr der von Max Nordau beliebten Exploitirung der „Wissenschaft", und zwar vornehmlich gerade im Interesse dieser Wissenschaft selbst, aufmerksam gemacht werden. Man könnte leicht darin eine recht bedenkliche und bedauerliche Kompetenzüberschreitung finden von Seiten eben der selben psychiatrischen „Wissenschaft", die nicht laut genug protestiren und sogar nach staatlicher Abwehr rufen kann, wenn einmal ein Laie, ein v. Bodelschwingh, ein v. Ihering, ein Schroeder sich beikommen läßt, ihre Cirkel zu stören, ihre Leistungen zu kritisiren oder nach Reformen auf dem irrenärztlichen Gebiete zu rufen. Diese Energie der Abwehr ist ja ganz löblich; die Erfinder und Vertreiber zweifelhafter psychiatrischer Neuheiten sollten sich dann aber auch vor so absprechenden und herausfordernden, so viel Ueberhebung und Verständnißlosigkeit verrathenden Uebergriffen auf die ihnen meist ganz fern liegenden Gebiete der Geisteswissenschaften, der schönen Literatur und Kunst ihrerseits hüten. Was dabei herauskommen kann, das lehren uns u. A. die aus schlechtem Anekdotenkram unkritisch kompilirten Zerrbilder römischer Imperatoren in Wiedemeisters Caesarenwahnsinn und der eben so kritiklose Klatsch über allerhand geschichtliche Persönlichkeiten vom Standpunkte der „konträren Sexualempfindung" aus, in dem vielgenannten Buche eines jüngeren Autors; das hat uns seinerzeit Puschmann mit seinem unqualifizirbaren Vorstoße gegen Richard Wagner als Geisteskranken gezeigt, und das zeigen uns nicht minder die durch rührende Naivetät und Urtheilslosigkeit ausgezeichneten literarischen Velleitäten des Schöpfers der Psychopathia sexualis, der in Kleists Penthesilea eine Sadistin und im Käthchen von Heilbronn folgerichtig eine Masochistin wittert. Das Alles sind freilich nur unbedeutende und kleinliche Plänkeleien im Vergleiche mit dem wohlvorbereiteten Vernichtungkampfe, den Max Nordau gegen fast alle Hauptrichtungen der modernen Literatur und Kunst führt und in dem er nicht davor zurückschreckt, selbst Männer, von denen Manche der Stolz ihrer Nation sind — ich erwähne außer den schon früher genannten beispielsweise Ruskin und Swinburne — als „Entartete" und von ihrer hysterischen Gemeinde angebetete Irr- und Schwachsinnige zu charakterisiren.

Man ist manchmal versucht, die Art, wie sich Max Nordau dabei in den Talar der Wissenschaft hüllt und mit wissenschaftlichen Redensarten um sich wirft, fast als Mystifikation aufzufassen. Mit ernster Miene zählt er uns Stück für Stück alle die körperlichen Merkzeichen, die „Stigmata", auf, die die „Wissenschaft" bei den Entarteten bereits festgestellt habe: die Schädel- und Gesichtsasymmetrie, die Deformitäten der Augen, Lippen, Zähne, des Gaumens, der Extremitäten. Was soll uns das ganze Register aber helfen, da er den Beweis weder erbringt noch auch nur zu erbringen beabsichtigt, daß Rossetti und Ruskin, Schopenhauer und Hartmann, Tolstoi uud Dostojewski, Richard Wagner, Ibsen e tutti quanti asymmetrische Schädel, henkelartig abstehende Ohren mit angewachsenen oder fehlenden Ohrläppchen, Schielaugen, Hasenscharten, zusammen gewachsene oder überzählige Finger und ähnliche körperliche Reize gehabt haben oder noch haben? Für diese Lücke der Beweisführung kann uns doch die leere Versicherung nicht entschädigen, daß man „vermuthlich fast bei Allen degenerirte Verwandte und ein oder mehrere Stigmate antreffen würde!"

Wir haben gesehen, wie Max Nordau den Namen der Wissenschaft ausnutzt für Zwecke, die ihr durchaus fremd sind, und auf Gebieten, die ihr gänzlich fern liegen. Betrachten wir nun seine Kampfesweise, seine Beweisform, seine Beweismittel. Ich muß mich natürlich hier auf allgemeine Andeutungen beschränken, unter Hervorhebung einiger charakteristischer Einzelheiten; um Alles gleichmäßig zu würdigen, wäre ein Buch erforderlich, ungefähr eben so umfangreich wie die beiden Entartung-Bände selbst.

Wenn Herr Nordau von der „Obsession" oder, mit einem anderen Lieblingsausdrucke, von der „Zwangsimpulsion" einer zu beweisenden Idee erfaßt wird, so geht diese mit ihm durch, er verliert Halt und Zügel, überschlägt sich in den gewagtesten und abenteuerlichsten Hyperbeln, um dann, wie aus einem rhetorischen Paroxismus erwacht und mit einem Male ernüchtert vor den Leser hinzutreten und ihm mit einem dick unterstrichenen „also" triumphirend zuzurufen: „So, nun habe ich Dir Alles, was zu beweisen war, und obenein noch viel mehr als Das, ganz klar und unwiderleglich bewiesen".

Von der Zwangsgewalt dieser verblüffenden Rhetorik hier nur eine Probe. Max Nordau will demonstriren, daß die jetzige Menschheit ihr Nervensystem viel mehr anstrengt, daß sie viel mehr „Stoff verbraucht" (und eben dadurch viel leichter der Entartung und Hysterie anheimfällt) als früher. Er leistet dies in folgenden fabelhaft hyperbolischen Wendungen: „Der letzte Dorfbewohner hat heute einen weitern geographischen Gesichtkreis, zahlreichere und verwickeltere geistige Interessen als vor einem Jahrhundert der erste Minister eines kleinen und selbst mittleren Staates; wenn er blos seine Zeitung, und wäre es das harmloseste Kreisblättchen, liest, nimmt er, zwar nicht thätig eingreifend und entscheidend, aber doch neugierig verfolgend und empfangend, an tausend Ereignissen theil, die sich auf allen Punkten der Erde zutragen, und er kümmert sich gleichzeitig um den Verlauf einer Umwälzung in Chile, eines Buschkrieges in Deutsch-Ostafrika, eines Gemetzels in Nord-China, einer Hungersnoth in Rußland, eines Straßenputsches in Südspanien und einer Weltausstellung in Nordamerika. Eine Köchin empfängt und versendet mehr Briefe als einst ein Hochschulprofessor, und ein kleiner Krämer weiß mehr, sieht mehr Land und Volk als sonst ein regirender Fürst."

Après cela il faut tirer l'échelle! Und diese Feuilleton-Blague soll Etwas beweisen? Man greift sich beim Lesen an die Stirn, man fragt sich, ob man träumt, oder in welcher Welt Max Nordau denn eigentlich lebt? Also eine Köchin, die, falls sie nicht gerade einen „Bräutigam" hat (und selbst dann!), wenn es hoch kommt, vielleicht allmonatlich einen Brief von Hause bekommt mit der wichtigen Neuigkeit, daß die Kuh gekalbt habe oder Aehnlichem — die „empfängt und versendet jetzt mehr Briefe" als die bekanntlich so überaus briefschreibselige Gelehrten-Generation vor und an der Schwelle des Jahrhunderts, als die Lichtenberg, Bürger, Schiller, Voß, Jacobi, Schelling, Schleiermacher, A. W. von Schlegel u. s. w. — ich nenne absichtlich lauter „Hochschulprofessoren", der Briefschreiber par excellence, der Goethe, Humboldts, Varnhagen u. s. w., gar nicht zu gedenken! Und ein „kleiner Krämer", der in Paris vielleicht nie aus der Bannmeile herauskommt und, falls er das Unglück hat, im Departement zu wohnen, vielleicht einmal im Leben die Fahrt nach Paris unternimmt, der „reist mehr, sieht mehr Land und Volk" als weiland Hadrian, Peter der Große und Joseph der Zweite — des nicht regirenden Fürsten Pückler natürlich ganz zu geschweigen. Und wenn das Alles so wäre —:

welchen Werth, welche Beweiskraft würde es denn nun im Sinne von Max Nordau eigentlich haben? Die Köchinnen und kleinen Krämer sind ja doch, gerade nach Max Nordau, glücklicherweise noch nicht hysterisch verseucht*); er betont ja bei jeder Gelegenheit, daß, Gott sei Dank, das eigentliche „Volk" noch gesund sei, daß er nur die oberen Zehntausend im Auge habe, daß er nur bei den „reichen Großstädtern", den „führenden Klassen" die „Fäulniß" festgestellt habe, und zu diesen Kreisen wird er doch vermuthlich die Köchinnen und die kleinen Krämer bisher noch nicht rechnen? Die lebhafte Korrespondenz der Köchinnen und die imponirende Welt- und Menschenkenntniß der kleinen Krämer muß also auf ihr Nervensystem doch wohl noch nicht die von Herrn Nordau angedrohten fürchterlichen Folgen gehabt haben.

Freilich, wenn man dann wieder Stellen liest, wo Nordau Beispiele dafür bringt, daß einer nach Zehntausenden zählenden aufgeregten Menge „Sinnestäuschungen suggerirt wurden" und mit dem schon erwähnten triumphirenden „*also*" schließt: „Die Hysteriker lassen sich also — —", so sollte man eigentlich auf den Gedanken kommen, daß im Sinne Nordaus auch diese ganze suggestible Volksmenge in Paris oder in London, von der in den Beispielen die Rede war, aus lauter „Hysterikern" bestanden haben müsse. Aber auf eine Hand voll Widersprüche kommt es Nordau bei seinen Auseinandersetzungen überhaupt nicht an. Das zeigt sich gleich zu Anfang in seiner Charakteristik des fin de siècle-Menschen, das zeigt sich nicht minder auffällig bei der eingehenden Signalement-Aufnahme der „Entarteten". Hier wird uns weitläufig die „ungeheuerliche Selbstsucht", die „Ichsucht", das Fehlen jedes Sinnes für Sittlichkeit und Recht als ein Hauptzug in der Geistesphysionomie der Entarteten geschildert und vordemonstrirt, aus welchen „organischen Gründen", in Folge welche Eigenthümlichkeiten ihres Gehirns und Nervensystems die Degenerirten egoistisch und impulsiv sein *müssen*. Und einige Seiten weiter werden wir damit überrascht, wie der Degenerirte zum „Weltverbesserer" wird und Pläne zur Beglückung der Menschheit ersinnt, „die sich ohne Ausnahme eben so sehr durch ihre *glühende Nächstenliebe* und ihre oft rührende Aufrichtigkeit wie durch ihre Absurdität und ihre ungeheuerliche Unkenntniß aller wirklichen Verhältnisse auszeichnen."

Max Nordau übertreibt; er vergrößert und verallgemeinert ganz maßlos; er gehört zu Denen, die (wie die zwar absurde, aber fast unvermeidlich gewordene Redensart lautet) beständig „das Kind mit dem Bade ausschütten". Er richtet seine überreizte Polemik oft an ganz falsche Adressen, wie er denn auch in der Auswahl seiner Opfer mit ziemlich subjektiver Willkür zu Werke geht; er vergißt oder verschont wirklich Belastete, wie z. B. den übergeschnappten Weiberhasser Strindberg, und ist voller Nachsicht für schale Mittelmäßigkeiten und für Talentvergeuder à la Heiberg. Er vergreift sich aber nicht blos in der Wahl seiner Angriffsziele, sondern fast noch mehr in den Angriffsmitteln. Er schlägt stets mit Keulen darein, wo ein Paar Nadelspitzchen Ironie vollauf genügen und sogar weit besseren Dienst leisten würden. Gegen solche literarische Spatzen wie Hermann Bahr, Heinz Tovote und sonstige gründeutsche Epigonen braucht man wirklich nicht mit Nordauschen Kanonen zu Felde zu ziehen; ich las im April 1892 in der Neuen Freien Presse ein reizendes Spottgedicht auf den damals gerade „symbolistisch" schwärmenden Hermann Bahr, und vor Kurzem in

*) Die Köchinnen sind es, nach meiner Erfahrung, öfters nur allzu wirklich.

den Grenzboten ein scharfes Epigramm auf Heinz Tovote, worin die Abführung dieser beiden Literaturgrößen viel gründlicher und eleganter besorgt wurde.

Von geradezu schreiender Ungerechtigkeit aber ist Nordau — und das ist wohl der schwerste gegen ihn zu erhebende Vorwurf — gegenüber den wirklich Großen, gegen führende Größen wie einen Richard Wagner, einen Ibsen, einen Tolstoi (Zola möchte ich nach meinem Gefühl nicht ganz in einer Reihe mit diesen Dreien nennen, obgleich auch ihm von Max Nordau durch Abneigung und Unverständniß bitteres Unrecht und sogar unentschuldbare persönliche Verunglimpfung zugefügt wird). Die Antipathie Nordaus gegen jene und andere Literatur- und Kunstgrößen ist so auffällig, daß man wirklich um eine psychologische Motivirung dafür in Verlegenheit kommt; es steckt darin anscheinend Etwas von der Feindseligkeit der pedantischen Korrektheit, des fanatischen bon sens, der „wissenschaftlichen" Nüchternheit und Exaktheit gegen Alles, was abweichende Wege einschlägt, die in Höhen und Abgründe führen — von dem Widerwillen Desjenigen, der, um mit Schopenhauer zu reden, „ohne metaphysische Bedürfnisse, ist" gegen Den, der solche Bedürfnisse fühlt und in seiner Weise befriedigt. Vielleicht gilt gerade deswegen auch der Wagnerhaß Nordaus weit weniger dem Musiker Wagner als dem Dichter und Schriftsteller. Jenen läßt Max Nordau noch einigermaßen gelten; er ertheilt ihm sogar großmüthig das Zeugniß, daß er ein „hervorragend befähigter Musiker" gewesen sei und daß ihn nur ein großer Feind an der vollen Entfaltung seiner Gaben gehindert habe, nämlich „der Musiktheoretiker Wagner". Das hindert Nordau freilich nicht, mit einem der bei ihm so gewöhnlichen Widersprüche einige Seiten weiter zu erklären, daß Wagner zu seiner verkehrten Theorie der unendlichen Melodie eben nur durch seine geringe melodische Fähigkeit gelangt sei, — wonach also die Theorie erst als Deckmantel der ursprünglich mangelhaften musikalischen Begabung sekundär angepaßt ist, was auch noch deutlicher aus dem Zusatze erhellt: „Immer wieder die bekannte Methode des nachträglichen Ausheckens einer Theorie zur Begründung und Beschönigung Dessen, was man aus unbewußter organischer Nothwendigkeit thut. Da Wagner nicht im Stande war, die einzelnen Personen seiner Tondichtungen durch eine musikalische Kennzeichnung auseinanderzuhalten, so erfand er das Leitmotiv. Da er, namentlich mit vorschreitendem Alter, große Schwierigkeit empfand, richtige Melodien zu schaffen, so stellte er die Forderung der unendlichen Melodie auf."

Mit noch größerer Ueberraschung vernehmen wir an anderer Stelle, daß Wagner eigentlich „ein geborener Maler" gewesen ist und weit richtiger den Pinsel als Ausdrucksmittel gewählt hätte, woran ihn auch nur der Umstand verhinderte, daß er, wie alle Entarteten, nicht klar in seinem eigenen Wesen zu sehen vermochte, seinen natürlichen Drang nicht verstand oder auch „im Gefühl einer tiefen organischen Schwäche die schwere Arbeit des Zeichnens und Malens scheute." Ja, ja — das Partituren-Schreiben ist freilich unendlich leichter, und die Griechen, denen der delphische Gott das γνῶθι σαυτόν als unbequeme Forderung stellte, waren auch wahrscheinlich bereits im Beginn der Entartung.

Bei dem öden und viele Seiten füllenden Geschimpfe auf die Wagnerschen Textdichtungen vergißt oder verabsäumt Nordau völlig, den allein gerechten und entscheidenden Maßstab anzulegen — den der Vergleichung mit Dem, was man vor Wagner und noch zu Wagners Zeit unter einem Operntexte verstand, mit den Anforderungen, die man an einen solchen zu stellen gewöhnt war. Ein Maßstab, mit dem gemessen allerdings die Wagnerschen Texte alle

ihre Vorgänger an dichterischer Kraft und an theatralischer Energie so weit überragen, daß sie einen unbestreitbaren Umschwung auf diesem Gebiete zu Wege gebracht und uns gegen die alte schablonenmäßige Operntextwaare mit einer fast bis zum Abscheu gesteigerten heilsamen Unduldsamkeit erfüllt haben. Ueberhaupt ist es ja gerade das Große und in dieser Art Einzige an Wagner, daß seine Tondichtungen als solche einheitlich konzipirt und geschaffen, daß sie gleichmäßig Schöpfungen der poetischen, musikalischen und der bildnerischen, theatralisch-anschauenden Phantasie sind. In diesem glücklichen Zusammentreffen liegt das wahre Geheimniß ihrer Wirkung, der sich auf die Dauer selbst ursprüngliche Gegner nicht zu entziehen vermochten, — keineswegs aber, wie Nordau uns einzureden versucht, blos in einer gewissen geschickten Handhabung der theatralischen Mache und noch weniger in der Erfolganbetung, die sich nach Nordaus völlig verzerrter Darstellung an die Episode mit dem jugendlichen Bayernkönig, an dessen wohlgelungene Umgarnung durch Richard Wagner (1864!) angeknüpft haben soll. Hat denn Max Nordau nie von den so überaus heftigen Kämpfen gehört, die schon in den fünfziger Jahren — und gerade in diesen am Heftigsten — zwischen Freunden und Widersachern Wagners geführt wurden? nie von den entscheidenden Erfolgen der ersten Lohengrin-Aufführung in Berlin, der ersten Tristan-Aufführung in Karlsruhe, der ersten Meistersinger-Aufführung allenthalben? Ich habe diese Zeiten mit durchlebt und kann aus eigener persönlicher Erfahrung darüber berichten. Ich war zufällig zu jener Zeit in der Kompositionlehre Schüler eines leidenschaftlichen Wagner-Gegners, des Professors Dehn in Berlin, und wurde trotzdem und trotz der damals so absprechenden Kritik durch jene Opern zu einem begeisterten Verehrer Wagners; und gleich mir viele Tausende von jugendlichen Gemüthern, auf die außer der Zauberkraft der Musik auch die Gewalt des Wagnerschen Wortes und vor Allem der echt deutsche Zug seiner Schöpfungen mit hinreißender Gewalt wirkte; lange Jahre, bevor der königliche Gönner Wagners den Thron bestieg und bevor also der Dämon Erfolg auf „hysterische" Männlein und Weiblein (die Kritik nicht ausgeschlossen) nach Max Nordau seinen faszinirenden Einfluß auszuüben vermochte.

Nachdem ich mir hier Einiges (bei Weitem nicht Alles) über das Nordausche Buch vom Herzen herunter geschrieben habe, kann ich — und das ist vielleicht der moderne Pferdefuß, das auch bei mir zum Vorschein kommende Entartungzeichen — mit dem Geständniß nicht zurückhalten, daß ich die beiden Bände trotz alledem bis zu Ende mit Interesse gelesen und die alte Vorliebe für den Autor noch nicht ganz überwunden gefühlt habe. Es sind zum Theil wieder die alten Zugmittel: die flotte, lebendige, um einen drastischen Ausdruck niemals verlegene und den allerdrastischsten stets bevorzugende Schreibart, der glücklich ergriffene, pikant zubereitete Stoff und das felsenfeste Vertrauen in die eigene Ueberzeugung. Schließlich kann man aber doch den Wunsch nicht unterdrücken, Nordau hätte sein essayistisches Talent einem anderen Gegenstande zugewandt, oder der von ihm gewählte Gegenstand hätte einen anderen Bearbeiter gefunden: Einen, der mit weniger „wissenschaftlichem" Ballast, aber mit etwas mehr Kunstgefühl an ihn herangetreten wäre. Das Buch wäre dann nicht so schwarzgallig, nicht so verbittert, nicht so unerträglich doktrinär, es wäre liebenswürdiger, milder, duldsamer, es wäre vor Allem gerechter und wahrer geworden.

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Protestantismus und Antisemitismus.

Ueber Religion und Politik im Protestantismus brachte die „Kölnische Zeitung" vor einiger Zeit einen längeren Artikel, von dem man erwartete, er werde in Grund legender Weise die Beziehungen zwischen Religion und Politik allgemein klarstellen. Statt dessen wurden Kirche und Pfarrer wegen ihrer Begünstigung des Antisemitismus angegriffen. Die Entrüstung der Kölnischen über diese vermeintliche Missethat ist so groß, daß sie erklärt: „In dem Maße, wie sich die Anschauung befestigt, daß sich in solchen Vertretern und Früchten der Kern des Kirchenthums offenbart, daß jedenfalls (!) solche Elemente die Kirche geistig beherrschen, muß sich Alles, was edler organisirt ist, von ihr zurückziehen." Nun bin ich auch der Meinung, es gehört sich durchaus nicht, wenn in der von der „Köln. Z." geschilderten Weise seitens evangelischer Geistlichen für den Antisemitismus agitirt wird. Aber davon sind wir doch noch weit entfernt, „daß jedenfalls solche Elemente die Kirche geistig beherrschen". Wenn sich gewisse antisemitische Zeitungen mit Vorliebe als Vertreterinnen des Christenthums und Kirchenthums aufspielen, auch in den Kreisen der Pfarrer viel gelesen werden, so ist das doch durchaus kein Beweis für die aufgestellte Behauptung. Es geht hierbei vielmehr gerade so wie bei den konservativen Parteien, die auch den Anspruch erheben, die Hüter und Wächter des Christenthums gegen Atheismus und Materialismus zu sein, während das evangelische Volk mit den Geistlichen zum großen Theil einen ganz anderen Standpunkt einnimmt. Trotzdem hält die Mehrzahl der Geistlichen an der konservativen Partei fest, liest auch antisemitische Zeitungen und huldigt antisemitischer Neigung, weil andere Parteien und Zeitungen sich dem Christenthum verschließen und oft eine Stellung gegen die Geistlichen einnehmen, so daß ein Anschluß völlig unmöglich ist. Zu verwundern ist es durchaus nicht, daß gerade der Antisemitismus so viel Boden hat finden können. Ein Symptom aber ist es nur. Die evangelische Kirche als solche kann ja überhaupt nicht Politik treiben, sie steht über allen Parteien, das Trachten nach dem Reiche Gottes ist nicht von der politischen Parteistellung der Christen abhängig. Wie jedem Laien, steht es auch jedem Geistlichen frei, an dem politischen Leben theilzunehmen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann. Wer unser Volk, besonders unsere Landbevölkerung, kennt, der versteht leicht, wie die antisemitische Bewegung durch die Geistlichen so wesentlich hat gefördert werden können. Die Pfarrer mußten es oft mit Schmerzen ansehen, wie das Volk von Juden ausgebeutet wurde, aber sie konnten weder helfen, noch fanden sie Jemand, der helfen mochte. Heute sind fast alle Parteien davon überzeugt, daß geholfen

werden muß. Daß diese Erkenntniß erreicht ist, ist ohne Zweifel zum großen Theil dem Antisemitismus zu verdanken. Daß unsere Bauern ohne Weiteres den Antisemiten zufallen, die ihnen die beträchtlichsten Vortheile und besonders Schutz vor den Juden versprochen, ist selbstverständlich. Liegt es aber nicht ganz nahe, daß viele Pfarrer, die die Noth ihrer Gemeinden schmerzlich mitempfunden und lange vergebens nach Hilfe ausgeschaut haben, einer Bewegung sich hingeben, die gerade den wirksamen und umfassenden Schutz der Schwachen auf ihre Fahne geschrieben hat? Zu verwundern ist dabei gar nichts; es mußte kommen, die Schuld liegt an den alten Parteien.

Gleichwohl halte ich es für eine große Kurzsichtigkeit, der antisemitischen Partei als Vorspann zu dienen. Denn sie berührt sich doch mit dem Christenthum nur äußerlich und an ganz wenigen Punkten; die Beiden können nicht zusammen bleiben, sondern müssen wieder auseinander gehen. Hoffentlich lernen viele Geistlichen aus dem Schicksal Stoeckers und scheiden sich bei Zeiten von ihren jetzigen Freunden. Eine Bewegung, welche die Begehrlichkeit der Menge aufreizt, widerstrebt dem Christenthum. Immerhin befürchte ich, daß der Antisemitismus noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht hat; er wird auch desto gefährlicher werden, je mehr ehrenwerthe und achtbare Männer ihn vertreten.

Jetzt ist aber gerade die gelegene Zeit, wo viele Geistliche zur Umkehr gebracht werden können. Durch die Absage der Antisemiten an Stoecker sind die Meisten stutzig geworden. Es wird sich nun fragen, ob von Seiten der anderen Parteien die Gelegenheit benutzt werden wird. Ich wiederhole: ein Symptom ist nur die Hinneigung zum Antisemitismus, nämlich ein Symptom für die unter der evangelischen Geistlichkeit so überreich vorhandenen Lust, ihre Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen und zu gemeinsamem Nutzen mitzuarbeiten. Die antisemitische Bewegung hätte nicht so mächtig anschwellen können, wäre sie nicht von den Pastoren und von kirchlichen Sonntagsblättern unterstützt worden. Fährt nun die protestantische Presse fort, Hand in Hand mit der jüdischen, christliches Wesen zu verunglimpfen und beständig nur über Pfaffen-, Mucker- und Stoeckerthum zu schimpfen, dann mag sie die Schuld bei sich selbst suchen, wenn die christlichen Elemente ihren eigenen Weg gehen. Ich wünsche es sehr, daß sich die Presse rege um die kirchlichen Fragen der Gegenwart kümmert, und ich würde es sehr bedauern, wenn sie gleichgiltig daran vorüberginge, denn ich halte es für äußerst werthvoll, wenn die im Protestantismus vollberechtigten Laien ihre Stimme hören lassen und ihrer Ueberzeugung Ausdruck verleihen. Ich freue mich auch jeder sachgemäßen und berechtigten Kritik; aber der verächtliche und gehässige Ton muß endlich einmal aufhören. Hat nicht auch Stoecker seine großen, unleugbaren Verdienste? Stoecker ist ja gewiß ein lebendes Zeugniß dafür, wie mißlich es für uns Geistliche ist, Politik zu treiben. Aber rührt nicht der Haß, mit dem er verfolgt wird, zum großen Theil daher, daß er wirklich erfolgreich gearbeitet hat?

Wäre es nicht vielleicht besser für uns Pfarrer, wir mischten uns überhaupt nicht in politische Streitigkeiten? Es sind ihrer genug, Laien und Geistliche, die diese Ansicht vertreten. Ich verkenne die Schwierigkeiten durchaus nicht, die aus politischer Mitarbeit uns erwachsen; denn man kann sich nur zu leicht das Vertrauen untergraben, dessen wir zu erfolgreicher Wirksamkeit unbedingt bedürfen. Zumal unsere Landbevölkerung ist durchaus mißtrauisch, und wir müssen uns heutzutage das Vertrauen erst erwerben, das man früher dem

Pfarrer ohne Weiteres entgegenbrachte. Der Bauer muß, wenn er uns vertrauen soll, finden: ein Herz, das seine Noth mitempfindet, einen Mund, der Trost und Rath spendet, eine Hand, die wirklich hilft. Von der Obrigkeit erwartet er keine Hilfe, sondern nur Lasten. Hierdurch wird unsere Stellung so erschwert; und es ist uns deshalb auch ganz unmöglich, eine Politik zu treiben, die zu Allem Bestehenden stille schweigt.

Unsere Bauern und auch wir Pastoren haben uns mehr verändert, als man in der Regel glaubt. Wir sind durch die Noth der Zeit gezwungen worden, die Augen aufzuthun und nach den Quellen zu spüren. Wir müssen uns auch an den politischen Bewegungen betheiligen, nicht aus Sucht nach Ehre oder Lust am Streite, wir müssen reden, nicht weil wir uns gern reden hören, sondern weil unser Volk heute nur Die achtet, die es arbeiten sieht. Die Zeiten sind vorüber, wo der Pfarrer einzig in der Studirstube und am Krankenbette zu thun hatte wir müssen jetzt doppelte Arbeit thun: an Kranken und an Gesunden. Die Seelsorge findet nur da noch empfängliche Herzen, wo man empfindet, daß der Pfarrer nur für seine Gemeinde arbeitet, daß er sein Wissen in den Dienst der Elenden stellt und daß er auch für die leibliche Noth Hilfe bringt. So handeln heißt nicht etwa „Politik" treiben; sondern es ist die uns gestellte Aufgabe, zu beweisen, daß das Wort Gottes auch in unserer schweren und immer schwerer werdenden Zeit der Sauerteig ist, der Alles durchdringt. Wir fürchten uns vor den großen Aufgaben nicht, die unser harren, denn wir wissen: Gott ist mit uns. Wir suchen das Gute, um es unsern Gemeinden zu bringen. Die Begünstigung des Antisemitismus ist ein Symptom und hoffentlich kommt darin zu Tage, daß unsere Lust zur Arbeit erkannt wird.

Wird es den Pastoren von der Presse verdacht, daß sie gerade antisemitische Zeitungen bevorzugen, so kann Dem leicht abgeholfen werden. Die protestantische Presse muß sich nur zur Kirche freundlich stellen. Denn es wäre sehr bedauerlich, wenn eine bestimmte politische Partei die kirchliche Mitarbeit für sich in Anspruch nehmen dürfte. Wir haben das dringende Bedürfniß, an dem rege pulsirenden Leben der Gegenwart thatkräftig theilzunehmen. Verschließt sich die protestantische Tagespresse gegen unsre Mitarbeit, so drängt sie uns in ein Fahrwasser, das wir lieber vermeiden möchten. Unsern einmal erkannten Weg gehen wir aber weiter, sei es mit den bestehenden Ordnungen, sei es gegen sie und über sie hinaus.

In politischen und sozialen Dingen wollen wir zunächst durchaus keine Rathgeber und Lehrer sein, sondern wollen noch Mancherlei lernen; wir suchen aber Gelegenheit, auch öffentlich, und nicht nur durch die kirchliche Presse, uns auszusprechen, unsere Beobachtungen und Erfahrungen darzulegen und unseren Wünschen Ausdruck zu verleihen. Können wir Das offen und freimüthig, dann bleiben wir vor der Versuchung, agitatorisch zu wirken, bewahrt. Viele Pastoren wollen freilich nicht mit, sondern halten von solcher öffentlichen Thätigkeit nichts. Die Zeit wird lehren, wer Recht hat. Aber auch uns Anderen liegt es oft schwer auf der Seele, daß uns mancherlei volkswirthschaftliche Kenntnisse fehlen, die uns dringend nöthig wären. Warum sollte ich Das nicht offen aussprechen? Dagegen besitzen wir, was fast allen andern Berufsklassen fehlen muß, ein reiches Verständniß und eine tiefe Erkenntniß der vorhandenen Nothstände auf dem Lande, dazu den edlen Eifer, Besseres zu schaffen und an der Hebung der vorhandenen Uebel mitzuwirken. Es wird uns zwar oft eine gewisse Einseitigkeit vorge-

worfen, die ja auch theilweise vorhanden sein mag. Man möge aber nur versuchen, uns mehr Verständniß entgegenzubringen und die unendlichen Schwierigkeiten bedenken, unter denen wir arbeiten müssen! Jedenfalls leben so kräftige Ideale in uns, daß unsere Hilfe weit mehr gesucht werden müßte, als es bisher geschehen ist. Wenn aber die Meinung noch weit verbreitet ist, daß die Geistlichen unbedingt für Rettung und Bewahrung aller bestehenden Verhältnisse und Ordnungen eintreten müßten, weil sie darin göttliche Ordnungen zu sehen hätten, so giebt man sich eben einer großen Täuschung hin. Gewiß wäre es Vielen lieb, wenn wir uns als Konservatoren kirchlicher und christlicher, sozialer und politischer Alterthümer gebrauchen ließen, sonst aber schön bescheiden unsere Heerde weideten und stille wären. Das wäre heutzutage Selbstmord, an unserem Amte und Einfluß verübt. Die Kirche hat Boden genug verloren, nun gilt es, zurückzuerobern durch Dienen und Helfen. Die Arbeitfreudigkeit ist da, wenn es ja auch eine Anzahl bequemer Herren giebt; es handelt sich nur darum, daß jene sich mit der rechten Arbeitgelegenheit paart, um segensreiche Erfolge zu erzielen. Stellen sich Uebelstände heraus, so kann es uns nur lieb sein, wenn sie an das Licht gezogen werden, damit sie für die Zukunft unmöglich werden. An Mißgriffen wird es auch nicht fehlen, aber es werden viele vermieden werden, wenn man unsere Hilfe gern annimmt, anstatt sie, wie jetzt, schroff und höhnisch abzuweisen.

Unser Ziel wird immer dies bleiben: die im Christenthum vorhandenen Geisteskräfte zur Entwickelung und Entfaltung zu bringen und sie dem Volksleben nutzbar zu machen, hierdurch ein Gegengewicht gegen die Mächte des Unglaubens und Umsturzes zu schaffen und so zu einer friedlichen Lösung der die Welt bewegenden Fragen beizutragen. Sollten wir auch äußerlich vielleicht erfolglos bleiben, so wird uns Das nicht muthlos machen, denn uns trägt das feste und tröstliche Bewußtsein, nicht vergebens zu arbeiten. Wer Liebe säet, wird Liebe ernten.

Politik und Religion sind im Protestantismus Begriffe, die sich nicht durch einige Schlagwörter und allgemeine Redensarten kurz abfertigen lassen. Es giebt hier keine bestimmte Norm, nach der sich Jeder richten muß. Das individuelle religiöse Empfinden des Einzelnen ist allein dafür bestimmend, ob er überhaupt politisch wirken darf. Mögen diese Zeilen mit dazu beitragen, daß es dem Protestantismus möglich wird, unser Volksleben immer evangelischer zu gestalten dadurch, daß Laien und Geistliche mit einander in gemeinsamer ernster Arbeit wetteifern, die Errungenschaften Jahrhunderte alter Kulturarbeit unserm Volk zu erhalten und immer mehr sie dem ganzen Volke zum nützlichen Eigenthum zu machen.

Bernawahlshausen. Pfarrer Dithmar.

British Empire.

Lord Melbourne sagte einmal: Ich wünschte, ich wäre so sicher über irgend Etwas, wie Macauly über Alles ist. Melbourne war ein „pomadiger" Staatsmann, während wir Alle jetzt so sittlich ernst sind und so unentwegt auf unseren verschiedenen „Standpunkten" stehen, als wenn die Erde nicht ganz rund wäre, so daß Keiner wissen kann, ob er morgen den Kopf oben haben wird oder die Beine. Wenn Zwei sich streiten, so meinen alle Anwesenden, Einer müsse doch Recht haben; die Meisten leben und sterben in dieser Ueberzeugung, und nur Wenige gelangen mit der Zeit zu der Ansicht, daß gewöhnlich Beide Recht haben und Beide Unrecht. Das meinte auch Hegel gewiß mit seiner Identität der Gegensätze. Wir sind aber so eingefleischte Idealisten, daß wir den Glauben an ein absolutes „Recht" nicht los werden können; die Orthodoxie ist, nach dem englischen Worte, immer „unsere Doxie", während die Heterodoxie diejenige andrer Leute ist — wobei zu bemerken ist, daß „Doxy" im Englischen wie ein weiblicher Schmeichelname klingt; bei den Lesern der „Zukunft" wird ja aber die Kenntniß des thatsächlichen Volapük, Englisch, beinahe vorausgesetzt. Hier bin ich schon in mediis rebus, beim Englischen: und wenn ein Patriot an dem „Volapük" Anstoß nimmt, so bitte ich zu berücksichtigen, daß Englisch heute in ganz Amerika, Australien, beinahe in ganz Afrika und halb Asien ausschließlich gesprochen wird und auf dem besten Wege ist, Universalsprache zu werden, falls eine solche überhaupt sich verwirklichen läßt. Ob das den Anderen angenehm ist oder nicht, thut nichts zur Sache, — aber weshalb sollte es den Deutschen gerade besonders unangenehm sein?

Ein Recke hat in der „Zukunft" neulich stark auf England losgeschlagen: er mag Recht haben, wenn seine Absicht ist, die Deutschen davor zu warnen, die Knochen preußischer Grenadiere für das Bestehen oder gar für das Wachsthum Englands zu opfern oder sich durch allzu wohlwollende Haltung England gegenüber seine Nachbarn auf den Hals zu hetzen; er hat Unrecht, wenn er sie bewegen will, England eine besondere Animosität zu zeigen und sich etwa gar königlich zu freuen, wenn die Franzosen oder die Russen den britischen Löwen am Schwanze zupfen.

Daß jede Nationalität sich selber für die herrlichste und uneigennützigste hält, das wissen wir Alle. Die Franzosen fechten überhaupt nur „pour une idée", selbst in Siam, und „Dieu protège la France" heißt die Devise, selbst bei Denen, die für andre Zwecke Gott einen guten Mann sein lassen. In Deutschland kennen wir ja „Unsern Alliirten" und glauben steif und fest, daß Deutschland und Kultur, Hochherzigkeit 2c. Synonymen sind. Die Russen sind das „Heilige Rußland" und kreditiren sich ihre großen asiatischen Eroberungen als civilisatorische Errungenschaften, — nicht so ganz mit Unrecht, denn sie haben ja tüchtig Ordnung geschaffen und ihr ungeheures asiatisches Gebiet ist jetzt besser daran als unter Tartaren und Kirgisen. Die Nordamerikaner erglühen in heiligem

Eifer für die Beschützung und Erhaltung des polygamischen Familienlebens der Seehunde: sie wollen den werthvollen Robben allein und in humaner Weise die Pelze abziehen, und alle Outsiders aus der Behringstraße und den umliegenden Ozeanen herauswerfen. Die Engländer endlich sind von der beständigen und ausschließlichen Protektion, die ihnen die Vorsehung gewährt, so frappirt, daß die Schlauen unter ihnen sie nur durch die Annahme erklären können, die Engländer seien eigentlich die verloren gegangenen zehn Stämme Israels, und daher natürlich „die Nächsten dazu". Die meisten Leute glauben allerdings auch hierzulande, daß die übrig gebliebenen zwei Stämme vorläufig für den Hausbedarf genügen.

In Anbetracht dieser allgemeinen Selbsteinschätzung wird sich auch der naivste Deutsche nicht mehr wundern können, daß die Engländer selbst sich gar nicht als Landräuber und gewinnsüchtige Krämer ansehen, sondern sich höchst entrüsten, wenn deutsche und französische Blätter sie so nennen.

Das englische Reich ist, so sagen die Herrschaften, zusamme ngeraubt und gestohlen — so sei es! Ich bitte aber, mir gefälligst ein Reich vorzu egen, welches auf andrem Wege — etwa durch Schenkung — entstanden ist. Die ersten Hohenzollern kauften sich die Mark Brandenburg, oder vielmehr sie liehen als Hypothek darauf, und als der Kaiser nicht zahlen konnte, nahmen sie Besitz von dem Lande, — eine ganz legitime Transaktion nach dem Staatsrecht jener Zeit. Die anderen Bestandtheile der preußischen Monarchie wurden erobert oder durch Verträge erworben, die gewöhnlich darin bestanden, daß Einer seinem Schuldner Etwas übermachte, was ihm nicht gehörte. Auf diese Weise sind alle Reiche entstanden, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, weil die eben modern sind und unsere Ideen sich jetzt geändert haben — doch auch hier ist das Land den Rothhäuten, den legitimen Besitzern, gegen eine Entschädigung in Hamburger Schnaps und ähnlichen Pretiosen abge — handelt worden. Die Verjährung giebt den Rechtstitel, sie kann aber an dem Ursprunge des Besitzes nichts ändern und wird auch nicht immer anerkannt, — sonst wäre Elsaß-Lothringen heute noch französisch, wie es Herr Liebknecht wünscht.

Das englische Reich ist auf die selbe Weise entstanden; nur glaube ich, giebt es da mildernde Umstände, die bei andern wohlwollenden conquistadores nicht vorhanden waren oder sind. Die Phantasie erbebt, wenn sie sich vorstellen will: das etwaige Gebahren der Franzosen oder — seien wir aufrichtig — auch vieler Deutschen, wenn diese Nationen es so weit gebracht hätten, daß ihre Sprache auf drei Vierteln der Erde gesprochen würde und ihre Rasse quasi die Welt erobert hätte. Die Briten sind nüchtern geblieben; besonnen im Glück und im Unglück. Es giebt in der englischen Geschichte kein 1806; die Engländer gleichen immer ein Bischen dem Fabius, der an dem gemeinem Wesen niemals verzweifelt. Man kann hier in der Presse, im Vortrag, im Parlament, in der Gesellschaft, die Nation beschimpfen, wie man will und wie man es auf dem Kontinent nur mit der Gefahr thun könnte, von der patriotischen Menge gleich zerrissen zu werden. Hard words break no bones. Keiner nimmt sich die Mühe, Königin, Parlament, Volk, ja die heiligsten Güter der Nation zu vertheidigen, so lange bis diese schönen Dinge wirklich in Gefahr sind, — dann aber ist Jeder bereit, es zu thun. Wenn die kontinentale Bourgeoisie bei Revolten in die Keller kriecht, dann marschiren hier die besitzenden Klassen, von den Herzögen bis zu den Flickschustern, sobald sie nur ein paar Pfund in der Sparkasse haben, nach den geschwind aus freiwilliger Initiative organisirten Bureaux: ein Jeder erhält

eine Armbinde, einen Stab, und leistet den Eid — er ist dann ein Konstabler ad hoc. Bei einem Aufruhr meldeten sich neulich 200 000 Mann; es war genug, und die Anarchistenführer zogen die Hörner ein. Jeder steht eben mit seiner Person ein und ruft nicht gleich die Polizei, wenn ihm Einer auf die Hühneraugen tritt. Eine wirkliche Mittelklasse, die nicht von unten und von oben sofort in einen Brei zertreten wird, giebt es heutzutage nur noch in England. Diese Rasse, mit den selben unwandelbaren Charakterzügen, hat sich die Welt erobert — oder erraubt, wenn man will. Auf einer Insel, überall vom Meer umgeben und zu Wagnissen eingeladen, kraftvoll, sich üppig fortpflanzend, wurde es ihnen bald zu knapp daheim — zum engen Tann ward ihnen, wie Siegfried, die Welt. Der Franzose bleibt stets ein Pariser, wohin er auch geht; der Deutsche wird stets zum Eingeborenen und schon von der zweiten Generation an kann er in allen Zonen seine eigene Sprache nur noch mit fremden Brocken sprechen. Der Engländer fraternisirt weder mit seinen Unterthanen, wie der der Franzose, noch assimilirt er sich ihnen, wie der Deutsche — er hält sich fern, und faßt die Zügel mit fester Hand. Ein Comissioner in Indien (bei uns wäre er ein Wirkl. Geh. Oberbonze mindestens) mit einer Handvoll Europäer befiehlt Millionen von Hindus, Mohammedanern, Parsen 2c. Ob die Radikalen mit ihren auch hier unentwegten Prinzipien der Selbstregirung durch Hindu-Parlamente und Vergebung der hohen Stellen an Eingeborene bald die Stützen des stolzen Gebäudes untergraben werden, darüber kann man bei Rudyard Kipling Quellenstudien machen. Wenn aber das Britische Reich fällt, so fällt es durch sich selbst, nicht durch äußere Feinde — wie das schon Shakespeare voraus gesagt hat, der ein Kenner war —, durch die englische Decentralisationarbeit der Liberalen, die hier, wie überall in Europa, die großen Staatenkomplexe durch Home-Rule-Kommunen mit ausschließlichen Handelsinteressen zu ersetzen strebten. Diejenigen Länder, welche von dieser Ameisenarbeit noch nicht unterhöhlt sind — wie Rußland —, und diejenigen, in welchen diese Tendenzen durch die Leichtigkeit in Schach gehalten werden, mit der sich die Bevölkerung an äußerem Glanz und gebietender Stellung berauscht — wie Frankreich — müssen davon profitiren und sich auf den Trümmern der anderen erheben. Was dann für Mittel-Europa übrig bliebe, kann sich Jeder selbst sagen. Deutschland kann die britische Erbschaft nicht antreten, Asien fiele an Rußland, Nordafrika an Frankreich, der Rest würde sich emanzipiren; Australien und das Cap würden selbständige Reiche bilden, Canada und Westindien fielen wahrscheinlich in den großen Amerikanischen Staatenbund. Der Weltmarkt wäre unsrem Handel und unsrer Industrie verschlossen: denn, wie man immer wieder einschärfen muß, die Engländer erlauben freien Import, alle Andern nicht. Deutschland könnte, wenns günstig geht, eine Art vergrößerter Schweiz werden, wohin Touristen aus den aktiven Welttheilen kämen, — wer weiß aber, ob unsere Mittelalter-Städte, unsre Münster und Miniaturberge die fremde Konkurrenz der wirklichen Schweiz, Norwegens und Frankreichs aushalten könnten. Wenn die Ansicht des Herrn Harden richtig ist, daß alle Länder nach und nach ihren Exporthandel verlieren, weil sich überall einheimische Industrien bilden und die Arbeiterbewegung die Konkurrenz auf dem Weltmarkte allmählich lahm legt, so liegt doch vorläufig keine Veranlassung vor, dieses Unvermeidliche herbeizuwünschen oder gar zu beschleunigen. Es mag ja noch ein paar Jahrhunderte dauern; und vielleicht fällt unsre Erde schon vorher in die Sonne oder kühlt sich etwas zu sehr ab. Auf eines von Beiden müssen, so sagen uns die

Astronomen, kühl bis ans Herz hinan, alle unsre Träume von Freiheit, Fortschritt und herrlicher sozialer Zukunft schließlich hinaus.

Bis dahin aber, meine ich, haben wir keine Veranlassung, einer Bedrohung Englands schadenfroh zuzusehen. Uebrigens täuschen sich Alle, die glauben, daß dies Land einer freiwilligen Kombination gegenüber gleich fallen müßte. Was für „Reserve" in den Engländern steckt, weiß nur, wer lange hier gelebt und während dieser Zeit die Augen aufgemacht hat. Während ganz Europa dem großen Napoleon zu Füßen lag und Goethe sagte: Der Mann ist ihnen zu groß, sie können ihm nichts anhaben, da waren es die Engländer allein, die ihm an allen Ecken und Enden den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten. Dieses Krämervolk brachte seinen Handel an den Rand des Ruins und opferte Milliarden im Kampfe gegen den Mann, den es als seinen Feind erkannt hatte. Was geschehen ist, kann wiederum geschehen. Der Charakter ist unveränderlich, sagt Schopenhauer; und das Volk hier ist, was es stets war: ohne Panik, ohne Uebereilung, zu Allem entschlossen, wenn es sein muß. Die Riesenheere des Kontinents sind bald an dem Punkte angelangt, wo ihre Leitung und Disponirung unmöglich wird; gerade wie man schon von den gepanzerten Seeungeheuern zurückkommt und leichte, schnelle Kreuzer baut, so wird auch das blinde Vertrauen auf ungeheure, in ihrer eigenen Masse erstickenden Soldatenvölker verschwinden müssen. Dem kaltblütigen, durch Erfolg oder Mißerfolg nicht von seinem Endzweck abzuwendenden Kämpfer muß dann das Feld gehören.

Als in Egypten vor einigen Jahren die Engländer kämpften, da erschienen kleine Kontingente von Truppen: aus Australien, aus Südafrika, aus Canada, — es waren Freiwillige, die dem Mutterlande zu Hilfe kamen, und obgleich, nach britischer Sitte, kein Mensch viel Aufhebens davon machte, so war es doch ein wichtiges Sympton. Droht ernstliche Gefahr, so wohnen in allen Welttheilen Millionen Männer von englischem Stamme, und alle Feinde Englands werden mit denen schließlich rechnen müssen.

Wer in Deutschland auf englische Hilfe bei einem etwaigen Kriege rechnet, muß die Geschichte schlecht gelesen haben; Friedrich den Großen unterstützte man zum eigenen Nutzen und weil das Volk damals in dem großen König den „protestantischen Helden" bewunderte; heutzutage wäre kein Ministerium stark genug, eine solche Betheiligung durchzusetzen. Handelt es sich aber um eine ernstliche Gefahr für England, so werden die Engländer, wenn es nicht anders geht, fechten, und zwar sehr gut; allerdings erst, nachdem sie vorher versucht haben, Andere für sich fechten zu lassen. Wir wollen sie deswegen nicht tadeln, werden aber hoffentlich nicht darauf hereinfallen.

Es haben eben, wie ich im Anfange bemerkte, beide Parteien Recht. Wehren muß man sich nur seiner eigenen Haut, und nicht losschlagen, bevor diese angegriffen wird; eben so aber muß man Anderen Gerechtigkeit widerfahren lassen und deren Motive und Handlungweise nicht aus einem allzu schiefen Gesichtswinkel beurtheilen, — namentlich da hier, beim Falle Englands, noch vieles Andere mitfallen würde. Dieser Planet ist nämlich leider sehr klein, und wenn man sich gerade freut, daß sie auf den Nachbarn schießen, so fallen gewöhnlich dabei die eignen Fensterscheiben ein.

London. Charles Wiu.

Wen fürchtet Herr Witte?

Also binnen acht Tagen sind die Bretter und Pfosten von Neuem aufgeschlagen und die wandelnde Handelsvertragsbühne arbeitet, statt in Petersburg, in Berlin. Heute, nach der Generalprobe vom Juli, scheinen die Instrumente, wollte sagen die Bevollmächtigten, besser zusammengestimmt zu sein, so daß unser aus Ackerbauern, Industriellen und Kaufherren zusammengesetztes Auditorium mit nicht gewöhnlicher Andacht zuhören dürfte. Noch nicht recht zu ersehen ist, in welchem Grade sich Herr Witte zum deutschen und Graf Caprivi zum russischen Vortheil verändert haben; allein so viel wird bereits heute versichert: unser Reichskanzler nimmt hinsichtlich der Höhe unserer Getreidezölle keineswegs mehr seine alte Befestigung ein. Damit erhält aber Deutschlands Handel, der am ersten August ein so schlimmes Hochkirch erlebt hat, das Recht zu einer hochnothpeinlichen Frage. Entweder nämlich war die Regirung von ihrer Pflicht überzeugt, unser eigenes Getreide zu schützen, dann hätte sie dies so offen sagen können, daß sich die deutschen Geschäfte auf den russischen Maximaltarif einigermaßen vorzubereiten vermochten, oder sie fühlte sich in diesem Entschlusse schwankend — weshalb dann erst jene Ablehnung, deren unselige Folgen so viele Gebiete verwirrte? Es ist gar nicht möglich, hierfür eine Entschuldigung zu ersinnen, wo doch ein Monat genügte, um unsere Regirung in einem wirthschaftlichen Religionwechsel zu sehen.

Die Fama von solcher Bekehrung muß sogar schon tief nach Rußland gedrungen sein, denn wie im Juli dortige Kaufleute noch in aller Eile große Eisenkäufe in Oberschlesien machten, so halten jetzt die dortigen Industriellen mit ihren Kohlenabschlüssen zurück, in der ausgesprochenen Erwartung, daß sie bald billige deutsche Kohle haben könnten. Bekanntlich hat man uns von Petersburg aus die Erleichterung der Kohleneinfuhr stets als besonderes Lockmittel hingehalten; einerseits könnten unsere Zechen nur da eindringen, wohin bisher ohnehin das ausländische Produkt gegangen ist; andererseits aber hat keine deutsche Regirung ein Interesse daran, der Kohle so künstliche Absatzgebiete zu vermitteln, daß der Preis im Inlande theuerer wird. Wir werden es ja aber bald erleben, als welche Errungenschaft gerade dieser Punkt von gefälligen Federn betheuert wird. Auch die Liebenswürdigkeit, mit welcher die russischen Eisenbahnverwaltungen sich jetzt den österreichischen Waggonfabriken, gleichsam als Demonstration gegen deutsche Waare, nähern, darf just nicht als neu angesehen werden. Die österreichische Eisen- und Maschinenindustrie ist von jeher besonders in Südrußland viel beschäftigt worden.

Die interessanteste Persönlichkeit bei den bevorstehenden Zollverhandlungen ist leider keine deutsche, sondern eine russische: eben Herr Witte selbst. Auf dessen Entschluß, einen Vertrag zu Stande oder zu Falle zu bringen, kommt es vorläufig noch in erster Linie an und Kenner seiner Tüchtigkeit und seiner Eitelkeit behaupten fest: Er wird mit Deutschland auch einen Rußland nicht vortheilhaften Vertrag abschließen, falls ihm nur der Scheintriumph dabei bleibt. Dort arbeitet eben noch Alles für den Herrn, den Zaren; diesem hatte Herr Witte gegen Ende Juli ein so behaglich erfreuendes Revancheschauspiel geboten, daß eine nunmehrige Niederlage den Finanzminister auch um dasjenige Prestige bringen würde, welches er nach Abzug aller Schönfärbung wirklich verdient. Abgesehen von der Vorliebe aber, die der Zar für die starke Persönlichkeit Wittes hegt, kommt zu seinen Gunsten noch der Haß der preußischen Konser-

vativen (eben wegen der Getreidezölle) in Betracht. Die ganz überflüssigen und sogar friedensgefährlichen Hetzereien, welche die Kreuzzeitungpartei seit Jahren gegen Rußland verübt, haben an der Newa thatsächlich die Meinung erzeugt, daß unsere andern politischen Parteien zusammengenommen nicht so bedrohlich seien wie die eine konservative Partei, und die Vorstellung, daß diese Partei über einen Rücktritt Wittes frohlocken würde, trägt zur Befestigung der unbedingt zuweilen auch mürberen Position Wittes nicht wenig bei.

Das Merkwürdige ist indessen, daß wir Westler gar nicht gut errathen können, wen der russische Finanzminister eigentlich fürchtet. An dieser Stelle ist schon einmal an der Hand eines Tolstoischen Romans die theoretische Weitschweifigkeit der dortigen höheren Verwaltung berührt worden. Wie die Arbeiterfrau in den Fliegenden Blättern sagt: „Ruhig Kinder, der Vater will seinen Namen schreiben", so verlangen die leitenden Herren in Petersburg für alle finanziellen und wirthschaftlichen Maßregeln zunächst eine wissenschaftliche Begründung. Die Vorschläge des Herrn Witte müssen das über den einzelnen Ministern stehende Ministercomité passiren und es wäre gar nicht unwahrscheinlich, daß der Genannte seinen neuen Tarifvertrag etwa mit den Worten einleitete: „Schon der berühmte französische Staatsmann Colbert ist der Ansicht" oder: „Wie Ricardo in seinem „On the funding system" sagt."

Nun ist aber Herr Witte — und noch dazu in einem Lande, wo die Nationalökonomen ihres geringen Vorrathes wegen im Preise übertrieben hoch stehen — gar kein Nationalökonom. Er mag ein noch so guter Mathematiker sein, mag sich als technischer Direktor der Südwestbahnen (von Kiew nach Odessa) noch so gut bewährt haben: der Reichsrath und Präsident des Ministercomités, Bunge, ein hochgeschätzter Volkswirth, macht sich bei schicklicher Gelegenheit über ihn lustig. Das weiß Herr Witte, der sein geistiges Parvenuthum auf diesem Gebiete nur zu gut fühlt, und er kennt auch die übrige gelehrte Opposition genau. Und so entstand, kann man sagen, seit wenigen Monaten Affimogen Jacowlewitsch Antonowitsch. Ein Mann, dessen Bedeutung viel zu viel gerühmt wurde, der zwar seinem Fache nach Volkswirth ist, aber sich niemals unterstehen wird, einen andern Gedanken als den seines Chefs zu haben und dem Herr Witte einfach auftragen kann, was er will, z. B. auch, einen Tarifvertrag wissenschaftlich zu bearbeiten. Es klingt für unsere Ohren komisch, aber es ist buchstäblich wahr: dieser Antonowitsch, dessen Berufung als Adjunkt so viel Beachtung fand, ist nur dazu da, um bei den gescheiten Plänen des Ministers die kleinen theoretischen Blamagen zu verhüten. Er ist gleichsam nur der Diener, der seinen Herrn sauber abbürstet, sobald dieser mit dem Ministercomité zu schaffen hat. Indessen ist die Vorgeschichte dieses Adjunkten nicht ganz uncharakteristisch.

Seit Langem bildet Kiew den eigentlichen geistigen Brennpunkt Rußlands. Petersburg ist zu wenig national, Moskau zu einseitig russisch, aber von Kiew, wo Kleinrussen, Polen und das moskowitische Element in einanderfließen, sind noch immer die wichtigen Strömungen, ob gut oder schlecht, ausgegangen. Selbst der Antisemitismus der Slaven beginnt in Kiew. Dort nun wurde von Pichno, der an der Universität politische Nationalökonomie las, ein Blatt: „Kiewlianin" herausgegeben, dem Bunge, so lange er noch Professor war, sein Gewicht lieh. Als Bunge in das Finanzministerium kam, zog er auch Pichno dorthin. Es geschah zum ersten Male, daß sich ein Finanzminister um die Eisenbahntarife kümmerte. Pichno war nämlich schon früher

als öffentlicher Gegner der Südwestbahnen aufgetreten, er verlangte eine staatliche Regelung der ganz willkürlichen Tarife der Privatbahnen und trat für Hebung der Ostseehäfen im Gegensatz zu Odessa ein. Als Bunge abtrat und Wyschnegradsky, bisheriger Direktor der Südwestbahnen, Finanzminister wurde, gab er Pichno bereits in der ersten Audienz die Worte zu hören: „Ich glaube nicht, daß wir zusammen dienen können". Pichno kehrte nach Kiew zurück. Inzwischen hatte aber jener Antonowitsch, früher an einer landwirthschaftlichen Akademie in Polen, die Professur Pichnos übernommen. Pichno erhielt ebenfalls einen national-ökonomischen Lehrstuhl und redigirte auch wieder seinen früheren „Kiewlianin". Gegen dieses zu nationale Blatt hatten bereits vor Jahren israelitische und liberale Interessen „Sarja" (Sonnenaufgang) gegründet. Hier wurde gegen alle Unterdrückung Front gemacht und geflissentlich feierte man dabei das Heldenthum der Kleinrussen und Polen. Schließlich wurde Dies aber der Behörde zu bedenklich und sie brach der „Sarja" das Genick. Es geschah das gar nicht so brutal, wie man im Auslande alles Russische annimmt, sondern — eine Kleinigkeit! — der verantwortliche Redakteur, der in Rußland seine Regirungbestätigung eben so gut braucht wie der Präsident eines dortigen Rennklubs, erhielt eben diese Bestätigung nicht.

Nunmehr gab es nur noch ein wichtiges Blatt in Kiew, und da Pichno seinen Traditionen getreu, neben der Schutzzollpolitik Wyschnegradskys auch die Südwestbahnen und deren üppig wuchernde Tarifpolitik angriff, so entstand eines Tages als Gegengewicht die Zeitung „Kiewer Wort". Niemand wußte so recht, woher eben jener Antonowitsch — denn er war der Eigenthümer — das Geld dazu bekommen hatte, aber Herr Witte war damals noch Direktor der Südwestbahnen und von ihm flossen die Mittheilungen und auch vor Allem die Annoncen. Das blieb auch so, als Herr Witte Eisenbahnminister wurde, wo er zunächst Verkehrsbeamte mit nach Petersburg zog. Auch als Finanzminister sehnte er sich noch nicht nach seinem Kiewer Organ, — bis Ende Juni; da galt es allerdings, die Ablehnung des Zollvertrages wissenschaftlich zu begründen. Herr Antonowitsch wurde direkt von seinem Lehrstuhl und seinem Redaktiontisch zum Adjunkten Wittes erhoben. Von der Brauchbarkeit und Vielgewandtheit seines Mannes muß sich demnach der Minister wohl überzeugt haben.

Auch in der Presse mußte man für Witte wissenschaftlich eintreten. Pichno z. B. greift Herrn Witte beständig wegen des Fallenlassens des deutschen Zollvertrages an. Gegenüber andern Volkswirthen, die nunmehr das billigere Brot ihren Russen selbst gönnen wollen, macht er u. A. geltend, daß das Volk zum Kaufen zu arm sei und erst durch den Verkauf der Produkte Geld vom Auslande heranziehen müsse.

Aber muß denn ein Minister durchaus Alles erst dem Ministercomité vorlegen, selbst wenn er dort seine Gegner kennt, um nicht zu sagen: fürchtet? O nein. Dieses Cap kann auch umschifft werden. Im ersten Band des Gesetzbuches soll es nämlich nach gewichtigster und umständlichster Feststellung aller gesetzlichen Faktoren heißen: „Außerdem sind als Gesetze zu betrachten alle mündlichen und schriftlichen Kundgebungen des Zaren durch höhere Würdenträger, dienstthuende Adjutanten" 2c. 2c.

Befiehlt der Zar, so kann es auch Herr Witte unterlassen, selbst die gewichtigsten Maßregeln dem Ministercomité zu unterbreiten.

Pluto.

Notizbuch.

Als Allerneuestes wird über **das Befinden des Fürsten Bismarck** jetzt verbreitet: Der Fürst fährt zwar wieder aus, aber er ist furchtbar abgemagert, sein Aussehen hat jede Frische verloren, die Gesichtszüge haben sich verändert und er ist unfähig, die Arme zu bewegen. Das klingt denn so ungefähr wie ein Grabgesang und das Berliner Organ für Jedermann aus dem Volke hat auch bereits triumphirend gemeldet, die Börse, die bekanntlich die Volkheit verkörpert, habe durch die Krankheit so wenig wie durch den Rücktritt Bismarcks sich verstimmen lassen. Dann war die Börse diesmal besser vielleicht unterrichtet als ihre liberale und interesselose Vertretung. In Wirklichkeit geht es dem Fürsten Bismarck nämlich jetzt besser als vor der Erkrankung. Er leidet noch mitunter an Schulterschmerzen — der unausbleiblichen Folge des langen Liegens für einen schweren Körper — und der Mangel an Bewegung führt manchmal Schlaflosigkeit herbei. Die Abmagerung, von der die Tartarennachrichten sprechen, ist thatsächlich erfolgt: der Fürst hat, zu seiner Freude, an Gewicht etwa 14 Pfund und an Leibesumfang etwa 11 Centimeter verloren, aber sein getreuer Arzt wird mit den übrig gebliebenen 185 Pfund vermuthlich sehr zufrieden sein, denn der Verlauf der Krankheiten — Ischias, Gürtelrose und heftiger Gesichtsmuskelschmerz — hat bewiesen, daß der Fürst in seinen Organen noch völlig intakt und in der Fähigkeit, körperliche Störungen zu überwinden, unerschüttert ist. Sein Aussehen ist vorzüglich, er fühlt sich mit dem verminderten Körpergewicht außerordentlich wohl und viel weniger matt als vor der Erkrankung, und da alle Funktionen besser als seit Monaten im Gange sind, darf man hoffen, daß Schweninger, der eben sein zehnjähriges Jubiläum als ständiger Leibarzt des Fürsten gefeiert hat und bei diesem Anlaß mit liebenswürdigen Poemen überschüttet worden ist, auch der silbernen Hochzeit mit diesem wirklich geduldigen Patienten noch froh werden wird.

* * *

Der **Freiherr von Soden** ist von seinem Posten als Gouverneur von Deutsch-Ostafrika abberufen worden. Ihn hatte der Generalkanzler in herrlicher Rede einst „einen unserer fähigsten und tüchtigsten Beamten" genannt. Der andere Fähigste und Tüchtigste war bekanntlich ein Herr, der im vorigen Jahre, als gerade das russische Ausfuhrverbot bevorstand, aus Rußland nach der Wilhelmstraße berichtete, wir würden ohne jeden Zweifel russisches Getreide in genügender Menge erhalten. Nur der höchste Beamte darf sich gestatten, die Intelligenzen, die jetzt im Dienst des Reiches stehen, so gering einzuschätzen, wie es solche Superlative verrathen, Herr Kayser, der Chef des Kolonialamtes, auf den heute die Kolonialinteressenten allein noch mit einigem Vertrauen blicken, muß von dem System Soden wohl andere Eindrücke empfangen haben, als er in Dar-es-Salaam mit seiner unscheinbaren Civiltracht neben dem prächtig uniformirten Gouverneur kaum beachtet wurde. Was mag nun aber aus den 270 Studirlampen werden, die der Freiherr von Soden, als er nach Ostafrika ging, zur Erleuchtung seiner Bureaukratie von Hamburg mitgenommen haben soll?

Verantwortlich: M. Harden in Berlin.— Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. September 1893.

Die Depesche.

Am neunten Juni 1892 richtete der Reichskanzler General Graf von Caprivi an den deutschen Botschafter in Wien eine Depesche, deren erste Sätze so lauteten: „Im Hinblick auf die bevorstehende Vermählung des Grafen Herbert Bismarck in Wien theile ich nach Vortrag bei Sr. Majestät Folgendes ergebenst mit: Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an Se. Majestät den Kaiser fehlt es vor Allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals so weit gehen können, daß die öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgend welchen Einfluß gewonnen". Ungefähr zwei Monate nach der Veröffentlichung dieser Depesche, die in ihrem weiteren Wortlaut noch die Weisung an das Botschaftpersonal enthielt, die Familie des früheren Reichskanzlers während ihres Privataufenthaltes in Wien zu meiden, hatte der Kaiser die Güte, die Geburt einer Tochter dem Fürsten Bismarck telegraphisch mitzutheilen. Dieses Telegramm blieb, wie es der höfischen Sitte und den Verkehrsformen zwischen dem Kriegsherrn und seinen Untergebenen entspricht, unbeantwortet und es wurde auch nicht veröffentlicht, wahrscheinlich, weil der Empfänger es nicht für geschmackvoll hielt, mit einer vom Monarchen ihm erwiesenen Huld öffentlich zu prunken. Als nun, während seines Aufenthaltes in Ungarn, der Kaiser erfuhr, Fürst Bismarck hätte soeben eine nicht ungefährliche Krankheit

glücklich überstanden, da sandte er dem früheren Berather wiederum eine Depesche, in der er seine Freude über die Genesung des Fürsten in herzliche Worte faßte und eines seiner Schlösser in Mittel- oder Süddeutschland dem Rekonvaleszenten zur Verfügung stellte. Fürst Bismarck, der beim Empfang dieser Depesche seit vierzehn Tagen bereits die bedenkliche Krisis überwunden und inzwischen seine täglichen Spazierfahrten wieder aufgenommen hatte, antwortete natürlich sofort; er gab, in den solchem Anlaß allein angemessenen Formen, seiner dankbaren Ergriffenheit Ausdruck und bat, das Gefühl seiner Dankbarkeit für die ihm bewiesene sorgliche Theilnahme nicht deshalb geringer zu schätzen, weil er, auf Anrathen seines ärztlichen Freundes, der ihn in vertrauten Verhältnissen der völligen Gesundung entgegenzuführen wünsche, das überaus gnädige Anerbieten ablehnen müsse. Wenige Stunden danach machte ein aus dem Ort des Kaiserlichen Hoflagers datirtes Telegramm den Inhalt dieses Depeschenwechsels bekannt, der sonst den ferner Stehenden sicherlich eben so verborgen geblieben wäre wie die zahlreichen Beweise der Theilnahme und freundlichen Gesinnung, die Fürst Bismarck während der letzten Jahre von anderen fürstlichen Personen erhalten hat.

Es würde gegen die einfachsten Regeln des guten Geschmackes verstoßen, mit diesen rein privaten Vorgängen sich hier zu beschäftigen, wenn von der Stunde der Veröffentlichung an in der Presse sich nicht ein Lärm erhoben hätte, den man nur als groben Unfug bezeichnen kann und der die ganze Unreife und Nichtigkeit im Denken der von Zola hier neulich etwas summarisch abgelobten Zeitungschreiber zeigt. Diese Herren begnügen sich nicht mit der Freude an einem Akt selbstverständlicher Liebenswürdigkeit des Kaisers, sondern sie beräuchern den Monarchen mit den widrigen Düften aus ihren Schmeichelbüchsen; was etwa bei einem Kaufherrn gegenüber einem früheren Prokuristen, der in schwerer Zeit das Haus vor dem Untergange gerettet hat, nur als ganz natürlich gelten würde, das soll, da es in die Verhältnisse der großen Politik übertragen ist, nun plötzlich eine nicht genug zu bewundernde That unvergleichlicher Großmuth und Hochherzigkeit sein. Die ehrsamen Mitglieder der Wedlerzunft scheinen gar nicht zu bemerken, wie sie mit ihrem Freudengeheul den Kaiser herabsetzen, da sie über die Erfüllung einer Pflicht selbstverständlicher Höflichkeit jetzt so erstaunt sind; und sie thäten gut, mit ihrem Mannesmuth vor Königsthronen, der bei anderer Gelegenheit sich oft so absurd geberdet, bei

Gustav Freytag nun in die Schule zu gehen und mit seiner sehr ernsten Frage sich zu beschäftigen: „Wenn das Volk jahrelang seine Fürsten an solche Bewunderung gewöhnt, wie darf es Wunder nehmen, daß diese selbst eine große Meinung von Dem erhalten, was sie reden und thun, auch wenn es nicht ungewöhnlich ist? Wenn die kleinste Beachtung, welche der Fürst einem Menschen gönnt, diesen erhebt und glücklich macht, so gehört für den Fürsten eine außerordentliche Bescheidenheit dazu, damit er nicht eine hohe Meinung von seiner Erhabenheit über Andere erhalte". Das kann sehr leicht auch da geschehen, wo nicht der Protagonist, aber der biedere Chorus so thut, als müßte der von einem freundlichen Zeichen der Huld Betroffene nun erhoben und glückselig sein, während er selbst vielleicht nur das Gefühl dankbarer Anerkennung einer Höflichkeit sich bewahrt. Daran aber denken die Schwarzkünstler nicht; es paßt ihnen in den Kram, weil sonst in der Welt doch nichts passirt, den privaten Vorgang zu einer Haupt- und Staats-Aktion aufzubauschen, und darum wollen sie zunächst den Wortlaut der Depesche wissen, deren irgendwie wesentlicher Inhalt doch von der Kölnerin mitgetheilt ist, darum wühlen sie nach dem Ursprung des kaiserlichen Telegrammes und ergehen sich in den scharfsinnigsten Vermuthungen über die Folgen, die der Austausch von Höflichkeiten etwa noch haben könnte, sollte oder möchte. Dabei reißen die letzten Bande frommer Scheu: die Familie des Fürsten Bismarck, deren ganzes Denken und Sorgen jetzt dem Genesenden gehört, wird mitten hinein in die müßigen Erörterungen gezerrt, jeder kleine Reporter bringt sein aus den unsauberen Pfötchen gesaugtes Telegrämmchen oder Berichtchen herbei und flinke Leitartikelschreiber, die als Lyriker ihren Beruf verfehlt haben und die geschwind nun zeigen wollen, daß sie schnöde nur verkannt worden sind, lassen, bei abendröthlicher Beleuchtung, auf Wilhelmshöhe bereits den alten Kanzler verscheiden, in den Armen seines Kaisers, dem dankbar noch der letzte Hauch und der allerletzte Blick des Sterbenden gilt. Das macht sich im Sperrdruck sehr schön und veranlaßt die beim Morgenkaffee rasch gerührte Volksseele vielleicht, eiligst zum nächsten Quartal das Abonnement zu erneuern.

Es mag Leute geben, die es bedauern, daß in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge solche melodramatische Zauberwirkungen so selten sich einstellen, und es ist jedenfalls ungemein interessant, diese Leute jetzt an der Arbeit zu sehen. Aus ihren weislich versteckten Geschützen feuern

sie nach drei Seiten zugleich. Erstens vergrößern sie die Gefahr, die Fürst Bismarck überstanden hat, ins Ungeheuerliche, um damit zu beweisen, daß nur dem totkranken Fürsten die Theilnahme des Kaisers gegolten hat; dagegen spricht der Wortlaut der Depesche, die gerade die Freude über die Wiederherstellung des Fürsten ausdrückt. Zweitens weisen sie beinahe empört den Gedanken zurück, es könne ein fremder Einfluß den Kaiser bestimmt haben; das entspricht nur der alten Höflingstaktik, die, submissest buckelnd, immer beim Herrscher die alleinige Initiative bestaunt, dem sie auf Hintertreppen doch Allerlei unterdessen zuzustecken versucht. Drittens verkünden sie —und nach dieser Richtung donnert die Hauptkanonade —, von einer Versöhnung und vollends von einem Einfluß des Fürsten Bismarck auf die Leitung der Geschäfte könne gar nicht die Rede sein. Die Zwischenpausen werden durch Clowns ausgefüllt, die grimmassirend verkünden, der eigentliche Vater der Günser Depesche sei der edelherzige Graf von Caprivi gewesen. Wer weiß, ob man nicht, ehe noch dieses Heft erscheint, schon die Notiz gelesen hat: „Wie wir aus absolut sicherer Quelle erfahren, ist der Urheber des kaiserlichen Gnadenbeweises kein Geringerer als Herr von Boetticher. Derselbe (das darf nicht fehlen!) ist bekanntlich dem Altreichskanzler in dankbarer Anhänglichkeit seit der Zeit verbunden, wo dieser ihm durch eine Zuwendung aus dem Welfenfonds die Möglichkeit bot, die Schuld von ca. 800,000 Mark, die den stellvertretenden Handelsminister immerhin bedrückte, an die darleihenden Großbankiers zurückzuzahlen. Endlich hat nun der Staatssekretär die längst schon von ihm ersehnte Gelegenheit gefunden, dem Fürsten seinen unauslöschlichen Dank abzustatten, und es ehrt ihn, daß er von der Erfüllung dieser Herzenspflicht sich auch durch die unqualifizirbaren Angriffe des großen Nörglers nicht abschrecken ließ." Erheblich unwahrscheinlicher als das bisherige Gesprudel aus den absolut zuverlässigen Quellen würde das schließlich auch nicht klingen.

Der ängstliche Uebereifer ist leicht zu verstehen: im Juni 1892 hat der Herr der Ratten und der Mäuse in der Wilhelmstraße etwas unvorsichtig vielleicht eine Verpflichtung übernommen, zu deren Erfüllung die Kleinen von den Seinen mit aufdringlicher Begierde ihm nun behilflich sein wollen, und deshalb kommen sie, sowie man die wunde Stelle mit Oel betupft, aus ihren Löchern hervorgehupft, zum Nagen und Kratzen und Beißen bereit. Der General von Caprivi

hat ein hohes Spiel gespielt, in der Gesindestube hat Alles auf seine Karte gesetzt und da fürchtet man nun, die Partie könne schließlich doch noch verloren werden. Als in Kiel Graf Waldersee sich beim Kriegsherrn mit dem Auftrag meldete, dem Fürsten Bismarck die Grüße des Zaren zu überbringen, da war der Kaiser geneigt, dieser Begrüßung sich anzuschließen und vielleicht selbst nach dem Befinden seines alten Kanzlers zu sehen. Damals hat Graf Caprivi diese Annäherung verhindert, und man kann sich einen Begriff davon machen, welche Saite damals angeschlagen wurde, wenn man in dem kurz darauf folgenden Erlaß an den Prinzen Reuß von der „unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers" liest. An dieser Klippe sind alle Versuche, die seitdem nach jener Richtung gemacht worden sind, gescheitert, auch der, den, unter der Führung des Königs von Sachsen und des Großherzogs von Weimar, die Bundesfürsten zuerst bei den vorjährigen Kaisermanövern und dann, als diese ausfielen, bei der Neujahrsgratulation unternehmen wollten. Um eine Vorstellung von den Quertreibereien aus dieser Zeit zu erhalten, muß man wissen, daß als ein Haupttrumpf schließlich sogar die Behauptung ausgespielt wurde, die Fürstin Bismarck würde dem Kaiser einen unfreundlichen Empfang bereiten. Die überaus Vortrefflichen, von deren Treiben der beschäftigte Generalkanzler ja gewiß nichts vernahm, scheuten sich also nicht, eine Frau zu verdächtigen, die während eines langen Lebens noch nie auch nur mit einer Regung in die politischen und persönlichen Beziehungen ihres Gatten sich eingedrängt hat und deren ganzes Sinnen und Trachten stets dahin ging, möglichst geräuschlos jedes unbequeme Steinchen aus dem steilen Wege des Gemahls zu entfernen. Am Ende aber hat das ganze heiße Bemühen doch nichts genützt: das Papier des Uriasbriefes war noch längst nicht vergilbt, da hatte der Kaiser schon dem Fürsten Bismarck ein frohes Familienereigniß angezeigt und nun hat er ihn durch eine neue, besonders freundliche Begrüßung ausgezeichnet. Kein Wunder, daß da schon die Kreaturen ihre hohe Partie verloren geben; sie hätten sich die Enttäuschung erspart, wenn sie rechtzeitig überlegt hätten, ob es wohl sehr wahrscheinlich ist, daß ein Monarch, dessen scharf ausgeprägtes Selbstbewußtsein neben sich einen Bismarck nicht zu dulden vermochte, auf die Länge von einem Caprivi sich die Bedingungen seines Verkehrs diktiren läßt.

Dem ganzen Bemühen von hüben und drüben hat Fürst Bismarck immer völlig passiv zugesehen. Es mag sein Zartgefühl oft verletzt haben, wenn eifrige Schwärmer in rhythmischer oder prosaischer Form das hohe Lied von der „Versöhnung" anstimmten; und wenn sie mit feierlicher Sentimentalität ihn drängten, den ersten Schritt dem Herrscher entgegen zu thun, dann sagte er wohl: „Ich weiß nicht recht, wie die Leute sich das denken. Der Kaiser ist ja nicht bei mir in Ungnade gefallen, sondern ich bei ihm, und zwar aus Gründen, die ich nicht kenne und die ich deshalb auch nicht hinwegräumen kann. Die Ungnade wird aufgehoben werden, wann es Seiner Majestät beliebt. Von einer Versöhnung kann zwischen König und Unterthan doch nicht gesprochen werden; der Herrscher ist immer im Damenrecht: er vergiebt sich nichts, wenn er einem durch die Geburt niedriger Gestellten zuerst wieder die Hand entgegenstreckt." Diese Sprache ist nur selbstverständlich bei einem Manne, der immer ein guter Monarchist gewesen ist, dem aber selbst seine tollwüthigsten Gegner ernstlich nicht Höflingsaspirationen nachsagen können, — bis auf den politischen Paralytiker Liebknecht vielleicht, der eben seiner Gemeinde verkündet hat, der sogenannte eiserne Kanzler sei stets ein so schreckhafter Feigling gewesen, daß er im Reichstag zitternd zusammenfuhr, wenn von den geweihten Volksvertretern Einer, um sich zu schnäuzen, ein weißes Taschentuch zog. Merkwürdig, daß trotzdem der sehr freisinnige Abgeordnete, der über weiße Taschentücher niemals verfügt, erst beim Nachfolger des Eisernen, beim wächsernen Kanzler, in huldreiche Gunst gerieth.

Aber auch von den Freunden und Bewunderern ist im Auftreten des Fürsten Bismarck das persönliche Moment sehr häufig überschätzt worden und das erklärt den Irrthum, der jetzt durch die Gassen tobt. Der Mann, der für die Gesammtausgabe seiner Reden selbst das Motto gewählt hat: nihil humani a me alienum puto, ist von menschlichen Schlacken und Fehlern ganz gewiß nicht frei und es wäre ihm kaum zu verargen, wenn die Verstimmung ihn übermannt hätte. Denn gut ist er gerade nicht behandelt worden. Er wurde morgens aus dem Bette geholt und mußte Vorwürfe darüber vernehmen, daß er am Abend vorher Herrn Windthorst empfangen hatte, — Herrn Windthorst, der ein Jahr später wie ein Vater des Vaterlandes auf Staatskosten bestattet wurde; und als der Fürst sich die Freiheit seines Verkehrs wahren wollte, da nahm der Wortwechsel ein jähes Ende

mit der Frage und Antwort: „Auch wenn Ihr Herr es befiehlt?" „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau". Es folgte die an einem Tage zweimal wiederholte Aufforderung zur Einreichung des Abschiedsgesuches — im Bundesrath hatte Herr von Boetticher schon auf eine Andeutung dem Scheidenden einen schwungvollen Nekrolog gewidmet —, und als das umfangreiche Schreiben, in dem der Kanzler die Gründe auseinandersetzte, die es ihm unmöglich machten, unter den bestehenden Verhältnissen selbst die Verantwortlichkeit für seinen Rücktritt zu tragen, kaum an seine Adresse gelangt war, da war auch der Fürst schon seiner Aemter entsetzt und er mußte sich mit dem Einpacken beeilen, denn sein Nachfolger rückte ihm sofort ins Haus und auf der Treppe konnten die Botschafter doch nicht empfangen werden. Weder Herr von Caprivi noch Herr von Marschall erbaten dann von der ersten diplomatischen Autorität irgend einen Rath, irgend eine Auskunft über die Geschäftslage, wie es jeder Buchhalter doch bei dem Vorgänger, den er ablöst, thut; und zwei Monate später, am 23. Mai 1890, nachdem der Fürst einem einzigen Journalisten die wahren Gründe seines Ausscheidens angedeutet hatte, richtete Herr von Caprivi an die deutschen und preußischen Missionen den berühmten Erlaß, der „zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt unterscheidet" und die Hoffnung ausspricht, es werde, wie in Berlin, auch außerhalb den Anschauungen des Fürsten Bismarck ein „aktueller Werth nicht beigelegt werden." An diese Vorgänge muß man sich erinnern, um zu begreifen, warum selbst die Anhänger des Entlassenen an ein Vorwalten persönlicher Verstimmungen glaubten. Sie waren im Irrthum: es kam dem Fürsten nur darauf an, gegen absichtliche Entstellungen den historischen Verlauf seiner Entfernung für die Geschichte festzulegen; er rechnet viel zu sehr mit realen Faktoren, um sich einer unfruchtbaren Verbitterung hinzugeben, und es ist bekannt, daß er, trotz seiner Kenntniß von dem Mai-Erlaß, dem Hamburger Blatte, dessen Vertreter er mitunter seine politischen Gedanken mittheilte, eine rücksichtvolle Schonung des neuen Kanzlers empfehlen ließ. Der Fürst hat die Zettelungen, die ihn für einen eigenwilligen Hausmeier, für einen Morphiumsüchtigen, einen körperlich und geistig zerrütteten Greis auszugeben und gleichzeitig in dem jungen Monarchen das thatenlustige Selbstgefühl aufzustacheln versuchten, immer nur auf subalterne Handlanger zurückgeführt, die an seiner gastlichen Tafel sichs erst

wohl sein ließen und dann mit der Gier des Darbenden nach der neuen, der frisch aufgefüllten Schüssel strebten. Auch die Geschichte des Herrn von Boetticher ist nicht von Friedrichsruh aus, sondern durch die eifernde Redseligkeit eines noch oder wieder Beamteten publici juris geworden; sonst wäre sie nicht so falsch erzählt worden und man hätte erfahren, daß der kaiserliche Gnadenakt nur erfogte, um einen Gehilfen, der, nach dem Worte Bismarcks, im Umwechseln eines Hundertmarkscheines in Kleingeld sich sehr brauchbar erwiesen hatte, aus einer nicht unbedenklichen Verschuldung an Bankleute zu ziehen. Aber es galt für einen Anspruch auf höchste Gunst, wenn man sich als einen von Bismarck Gehaßten hinstellen konnte, und während der Fürst pünktlich in jedem Jahr dem Monarchen seine Ehrerbietung durch einen Geburtstagstoast und durch einen Glückwunsch erwies, wurde geschäftig die Meinung verbreitet, sein Bemühen dränge nur darauf hin, die Person des Kaisers in der öffentlichen Achtung herabzusetzen.

Vielleicht ist der regirende Herr über diese Verhältnisse jetzt besser informirt; vielleicht wird er, wenn er wieder der hehren Gestalten aus der großen deutschen Zeit gedenkt, auch den uns noch Lebenden nicht vergessen, dem nach seinem Scheiden vom Amt sogar Herr Bamberger das alleinige Verdienst um die Begründung des Reiches zuschrieb und von dem in Jena ein greiser Verkünder der Kirchengeschichte sagen durfte: „Das ganze deutsche Volk mit seinem Kaiser an der Spitze kann heute Eurer Durchlaucht zurufen: Was wär' ich ohne Dich geworden, was würd' ich ohne Dich wohl sein!" Aber auch ein solcher Wechsel persönlicher Gesinnungen würde noch längst nicht eine politische Veränderung bedeuten. Wer ohne äußere Nothwendigkeit einen Bismarck beseitigt und völlig aus seinem Rathe verbannt, der giebt damit zu erkennen, daß er glaubt, neuen Ansprüchen besser gerüstet entgegensehen zu können, als der frühere Leiter der Geschäfte das vermochte. Diese Ueberzeugung hat Kaiser Wilhelm II. dadurch noch deutlicher erkennbar gemacht, daß er zum ersten Berather einen politisch völlig unerfahrenen Mann erwählte, der in den Anschauungen des Frontdienstes und der militärischen Disziplin aufgewachsen ist. Und alle die unruhigen Kämpfe der letzten Jahre stammen daher, daß man auf der einen Seite jeden Schritt des Kaisers, auch den, der bald vielleicht wieder zurückgethan wird, mit betäubendem Jauchzen begrüßt, während man auf der anderen Seite im Interesse

der Monarchie einen Zustand für unerträglich hält, der beständig die Allerhöchste Person ins Vordertreffen führt. Da liegt die tiefste Ursache des Zwiespaltes; und weil die Anschauung, die für den Monarchen ministerielle Bekleidungstücke verlangt, sich im Fürsten Bismarck verkörpert, deshalb ist das Eintreten für sie und für ihren Fahnenträger auch nicht ein unnützliches Gezänk um Vergangenes und für immer Verlorenes, wie die politischen Säuglinge wähnen, sondern ein Kampf um die monarchische Zukunft des Deutschen Reiches.

Wenn er einsieht, daß er geirrt hat, wird der Kaiser gewiß kein Bedenken tragen, offen diese Erkenntniß auszusprechen, und dann erst wird seine Hochherzigkeit das Lob verdienen, von dem er jetzt sicherlich angeekelt sich abwenden wird. Einstweilen aber ist für ein Aufdämmern solcher Ansicht noch nicht das geringste Zeichen zu erkennen; und man muß annehmen, daß der Kaiser, wie es sein gutes Recht ist, noch heute glaubt, auf den bis jetzt gewählten Wegen und mit den bis jetzt erwählten Rathgebern sein Ziel erreichen zu können. Deshalb aber ist es auch ein Beweis von erbärmlichster Tücke oder unfaßbarer Dummheit, wenn man dem Fürsten Bismarck jetzt zumuthet, er solle, weil er, nicht zum ersten Male, durch kaiserliche Huld ausgezeichnet worden ist, auch nur um Haaresbreite seine politische Haltung verändern. Thäte er das — woran für jeden mit den Anschauungen des Fürsten auch nur einigermaßen Vertrauten natürlich nicht zu denken ist —, dann würde er dem Wahn Recht geben, daß nicht große sachliche Bedenken ihn in die Opposition gedrängt haben, sondern kleine persönliche Verstimmungen, die ein Gnadenbeweis rasch beseitigen kann. Für persönliche Stimmungen und Verstimmungen des Fürsten Bismarck aber mögen Lakaien sich raufen; dafür mögen, wie das Gesinde der Montague, durch Gunst oder Geld bezahlte Dienstboten dem Grafen Capulet-Caprivi einen Esel bohren. Die ernsthaften und verständigen Freunde des Fürsten werden, bei aller Liebe und Bewunderung für den künstlerischen Reiz seiner einzig gearteten Individualität, doch für seine persönliche Verbitterung nie einen Finger rühren; sie haben sich bemüht, die mächtigste und zugleich feinste Gestalt der neuen deutschen Geschichte vor schmutzigen Anwürfen zu bewahren; aber der politische Kampf, der ihnen aufgezwungen ist, der ist von der augenblicklichen Stimmung und von dem Losungwort des Fürsten Bismarck unabhängig, denn er richtet sich gegen Verhältnisse, die auch durch das

Verschwinden des Fürsten von der politischen Bühne oder gar vom Schauplatz der Zeitlichkeit nicht verändert werden können.

Solchen Ausblick dürfte man eigentlich sich ersparen, denn es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß Fürst Bismarck diese Ansicht theilt und daß auch für ihn die Situation nach dem zwanzigsten September genau die selbe wie vorher ist. Seine Opposition hat sich niemals gegen die Person des Kaisers gerichtet und sie kann deshalb auch durch ein Zeichen gnädiger Theilnahme nicht beseitigt werden. Es kommt in diesem Augenblick gar nicht darauf an, ob die Opposition berechtigt ist oder nicht; sehr viele Leute, die auf die internationale Stellung und auf den wirthschaftlichen Wohlstand des Deutschen Reiches blicken, werden sie für durchaus berechtigt halten; aber auch die anders Denkenden müßten doch zugeben, daß nicht das geringste Ereigniß eingetreten ist, das eine veränderte Haltung nothwendig machen oder auch nur erklären könnte. Nur die tantenhafte Logik einer Vossischen Zeitung kann sich zu den Sätzen verklettern: „Wenn Fürst Bismarck fortan den Kampf wie bisher gegen den Grafen Caprivi, gegen die Regirung, gegen die Politik des neuen Kaisers führen sollte, dann wäre er durch die Depesche von Güns ein für alle Mal ins Unrecht gesetzt". Da nach hätte der Fürst nichts Eiligeres zu thun, als die Vertreter der Tagesblätter, die er mitunter informirt, zu sich zu entbieten und ihnen zu sagen: Der Kaiser hat die Gnade gehabt, mir eine huldreiche Depesche zu schicken, also habe ich mich geirrt, da ich den Sansibarvertrag, die Herabsetzung der Dienstzeit und der Kornzölle, die Entfremdung von Rußland und die Vernachlässigung des bundesstaatlichen Gedankens als schädlich bezeichnete, und ich kann Sie nur bitten, meine Herren, schleunigst zunächst in meinem Auftrage zu erklären, daß der russische Roggen unbedingt alsbald für drei Mark und fünfzig Pfennige über die Grenze gelassen werden muß, und offen dabei zu bekennen, wie vollkommen mein Nachfolger das Recht für sich hatte, als er meinte, ein Grundbesitzer sei für den Reichskanzlerposten doch eigentlich nicht der geeignete Mann.

Ungefähr ist so der Tenor der guten Rathschläge, die Fürst Bismarck von den Zeitungen mit auf den Heimweg bekommen hat. Nicht überall ist das mit der rüden Frechheit geschehen, wie im Pester Lloyd, dem Organ der ungarischen Geldjuden und des Berliner Auswärtigen Amtes. Da wird, nach einer übel riechenden Andampfung

des Deutschen Kaisers und nach der Feststellung der „sicheren und siegreichen Erfolge des neuen Kurses", schließlich von dem Fürsten Bismarck, der vorher so beiläufig ein kläglicher Delirant genannt worden war, gesagt: „Für ihn giebt es jetzt nur Eines: er hat dankbar Frieden zu schließen und seine Erkenntlichkeit für den Kaiser zur Sperrschleuse seiner in den letzten Jahren allzu abundanten Redelust zu machen. Seine geschwätzige Griesgrämigkeit, seine boshafte Nörgelsucht galt bisher lediglich als ein politischer Fehler; fortab würde sie ihm von allen Besserdenkenden als ein Mangel an Empfänglichkeit für jede edlere Herzensregung, als empörender Undank angerechnet werden und mit dem Politiker würde fortan auch der Mensch in ihm der allgemeinen Verurtheilung anheimfallen." Also geschrieben, gesetzt und gedruckt am elften Tage des siebenten Monats nach dem hebräischen Kalender, am Tage nach dem Feste der Jom-ha-Kippurim, da in Israel die Versöhnung geschiehet, daß es gereiniget werde von allen Sünden des langen Jahres. Der Zufall, daß die Günser Depesche gerade am Tage dieses Versöhnungfestes abgeschickt wurde, scheint überhaupt einige Zeitungmannen zu ritueller Begeisterung entflammt zu haben; sonst wäre es ganz unverständlich, wie sie dazu kamen, den Fürsten Bismarck mit priesterlicher Geberde aufzufordern, er möge an seine Brust schlagen, inhaltlose Sprüche murmeln, seinen Leib kasteien und alle Sünde abthun. Und da — nach 3. Mose 16, 15 — am zehnten Tage des Monats Tischri auch ein Sündenbock geschlachtet werden muß, so nahm man geschwind den getreuen Arzt des Fürsten, der in der schweren Zeit an Aufopferung das Menschenmögliche geleistet hat, erklärte, er habe nicht rechtzeitig dem Kaiser die Krankheit seines Patienten gemeldet, und schickte nach dem Opfergesetze sich an, mit seinem Blut „zu sprengen vorne gegen den Gnadenstuhl". Zum Glück hat der Professor Schweninger für die Rolle eines wehrlosen Sündenbockes gar kein Talent; er ist der Direktor der dermatologischen Klinik in Berlin und in dieser Eigenschaft seiner vorgesetzten Behörde verantwortlich; als Leibarzt des Fürsten Bismarck aber hat er von keiner anderen Seite Aufträge oder gar Befehle zu empfangen und an keine noch so hohe Stelle ohne den Wunsch seines Patienten Berichte zu erstatten, die mit den gesetzlich geregelten Pflichten des ärztlichen Amtsgeheimnisses auch nur schwer in Einklang zu bringen wären.

Den Zeitungen mag der annoch lebende Mahner ja unangenehm sein; allen Zeitungen, auch denen, die eigentlich seine Ansicht vertreten müßten, die aber scheu seitab weichen, weil sie durch schlimme Nachbarschaft leicht in üblen Leumund gerathen könnten. Und die anderen wissen mit der überragenden Gestalt schließlich nun nichts Rechtes mehr anzufangen: daß Bismarck je ins Amt zurück gewollt hat, glaubt ihnen kein Mensch heute mehr; daß er nur seinen unbeträchtlichen Nachfolger ärgern will, klingt auch nicht sehr überzeugend; und daß es seit drei Jahren uns besser geht als zwanzig lange Jahre vorher, wird schüchtern kaum noch in unentwegten Bezirksvereinen behauptet. Da ist die Hoffnung denn sehr verlockend, man könne mit Lachgas und Freundlichkeiten dem großen Unbequemen die Zähne ausbrechen und als einen nett mit dem Kopfe nickenden Greis ihn zu den lebendig Toten betten.

Die also Hoffenden werden sich täuschen. Nicht in Sack und Asche hat Fürst Bismarck, was er als Privatmann gethan hat, zu büßen; er hat gerade für dieses selbstlose und muthige Vollbringen mehr als für manche amtliche Handlung auf den Dank seiner Mitbürger gut begründeten Anspruch. Er hat gethan, was sie nur malten: mit dem Gewicht seines Ansehens hat er den Bedenken und Sorgen Ausdruck gegeben, die überall die am Bestande des Vaterlandes Interessirten bewegten, — überall, auch da, wo man an die Brust schlug und selig sich pries, weil man nicht sei wie Jener. Während Graf Caprivi in Worten seinen Vorgänger rühmte, in Erlassen ihn ächtete und in jeder Handlung fast die Spur seines Wirkens zu beseitigen sich bemühte, hat Fürst Bismarck von der Stunde an, wo er dessen Werth erkannte, dem Nachfolger offene Fehde angesagt und er hat auf die Empfehlung nach Wien eine Antwort ertheilt, die Männer im Waffenrocke selten sonst schweigend hinzunehmen pflegen. Es wird diese Fehde erleichtern und im Urtheil Böswilliger selbst sie vor dem Verdacht eines persönlichen Kampfes gegen den Monarchen bewahren, daß im Verkehr zwischen dem Kaiser und dem Fürsten nun die freundlichen Formen wiederhergestellt sind; heute aber, wie auf dem Marktplatze von Jena, wird Otto von Bismarck mit Goetz von Berlichingen auch im gesudeltsten Konterfei das Ebenbild des Kaisers verehren und doch den kaiserlichen Kommissaren, die etwa ihn zur Uebergabe auffordern sollten, den ihrer Weisheit gebührenden Bescheid niemals vorenthalten.

Die Lehren des allgemeinen Wahlrechtes.

Ich war kaum von der ersten Begegnung mit dem allgemeinen Wahlrecht zurückgekehrt, als behende Reporter sich auf mich stürzten. Ich bin ihren Händen entschlüpft. Die Nothwendigkeit eines Zwischenhandels, der den Verkehr des Produzenten, des Schriftstellers, mit dem Konsumenten, dem Publikum, vermittelt, habe ich nie begriffen. „Ich bin selbst Mörder" sagte ein geistreicher Mann zu den Wackeren, die ihm beflissen ihren Arm anboten. So sage auch ich: Ich bin selbst Journalist, und ich antworte lieber direkt auf die Fragen, die mir die behenden Reporter vorlegten. Nicht auf alle. Sie fragten mich, wie unsere neue Deputirtenkammer aussehen wird: ich weiß es noch nicht; und was ich darin thun werde: das kommt auf die Umstände an. Ich will mich deshalb auch hier auf eine knappe Darstellung der Lehren beschränken, die man von einer ersten Berührung mit dem allgemeinen Wahlrecht heimträgt.

In den Zeitungen lese ich jetzt oft höchst tiefsinnige Berechnungen der Gewinne oder Verluste der Monarchisten, der Ralliirten, der Gemäßigten, der Opportunisten u. s. w. Man operirt da wundervoll mit abstrakten Begriffen; man zerlegt die Gründe, die das Volk bestimmt haben sollen, diese oder jene Partei zu verdammen; man erhebt Vorwürfe gegen den Papst und man bejubelt oder betrauert die Unterschiede zwischen den Resultaten der Wahlepoche von heute und irgend einer von ehedem.

Diese Metaphysik steht in so gar keinem Verhältniß zu Allem, was ich in der Wirklichkeit gesehen habe, daß es mir vorkommt, als läse ich Abhandlungen über die chinesischen Zustände. Mir fällt dabei eine der klugen Wendungen ein, die mein lieber Freund Taine seinen Gedanken zu geben pflegte. Die Wörter der politischen Sprache, meinte er treffend, sind ursprünglich die Bezeichnungen wirklicher Dinge; die Arbeit der Leidenschaften und der Interessen entstellt sie rasch; und wir ergehen uns dann immer weiter in Betrachtungen über diese abgenützten Zeichen, die bleiben, und nicht über die wirklichen Dinge, die sich verändern. Bald giebt es zwischen dieser Ideologie und der Wirklichkeit schon gar keine Beziehung mehr: wie waten knietief in Dem, was ein bekannter Herr die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit genannt hat. Die Aufgabe eines klaren Kopfes muß es sein, überall diese Kruste der Abstraktionen zu durchbrechen, um endlich das Leben wieder zu finden, das sich darunter verbirgt.

Die meisten Berechnungen über den Ausgang unserer Wahlen sind durch einen ersten Irrthum gefälscht, der so offenbar ist, daß man schon Monomane sein muß, um ihn nicht zu bemerken. Man vergleicht die Ziffern von 1889 und von 1893, man sucht die Schuld an den Unterschieden bei den

Programmen der Kandidaten; und man wirthschaftet so resolut mit diesen beiden gegebenen Größen, als ob es nicht eine dritte gäbe: die mögliche Veränderung der Wähler. Gewisse Vorwürfe wären nur zulässig, wenn man zunächst die Wahlen von 1889 mit den selben Personen und mit den selben Programmen noch einmal vornehmen wollte. Ich gäbe viel darum, wenn ich dem Experiment zusehen könnte.

Ich habe mit Tausenden von Landleuten gesprochen, in einem Wahlbezirk, dessen Mehrheit als der konservativen lokalen Leitung getreu galt. Ich möchte das Wort „lokal" unterstreichen, weil diese braven Leute sich um die Ukase der politischen Cliquen von Paris gar nicht bekümmern. Ein Befehl oder ein Veto dieser Clique würde noch nicht zwanzig Stimmen beeinflussen. Wenn eine Pariser Gruppe von einem Abgeordneten aus meiner Provinz sagt: Er ist mit unseren Stimmen gewählt worden, — dann ist dieser Eigenthumsanspruch ganz und gar nichtig. Ich habe nicht einen Wähler getroffen, nicht einen einzigen, der gegen die Republik noch Bedenken hätte, wenn diese Republik sich entschließen wollte, künftig Gefühle und Interessen zu respektiren, die sie bis jetzt verletzt hat. Der Opposition um jeden Preis waren fast Alle offenbar müde und wie eine Erleichterung begrüßten sie den Gedanken, aus dem Schmollwinkel heraus zu kommen, ohne die Pflicht gegen das religiöse Gewissen zu verletzen, — die einzige Pflicht, deren Macht bei ihnen noch unerschüttert ist.

Ein anderer Grundirrthum entsteht durch das willkürliche System der Einschachtelung, in das die Gewählten gezwängt werden. Ich kann nur nach meiner Erfahrung darüber urtheilen, aber sie wird wohl nicht vereinzelt sein. Ich muß herzlich lachen, wenn ich mich in eine der Mode-Kategorien eingekapselt finde. Meinen Wählern habe ich mich als unabhängigen Republikaner vorgestellt; immer wieder habe ich laut und deutlich gesagt, daß ich keiner der etikettirten Parteien der jetzigen Republik angehöre und daß ich in keinem einzigen Punkt irgend eine disziplinarische Vorschrift anerkenne außer der, gegen Jedermann die Republik, die ich meine, zu vertheidigen. Während der ersten Tage nun nannten meine Gegner mich einen „Ralliirten"; sie mußten aber, da sie in meinem Führungsattest nicht den geringsten Tadel wegen früherer politischer Leistungen fanden, diesen heiteren Spaß bald aufgeben. Sie begnügten sich dann damit, mich einen klerikalen Reaktionär zu nennen; — das sind so die anmuthigen Beschimpfungen, die in Wahlzeiten nun einmal berechtigt sind und die wenigstens den Mann ihres Zornes nicht in eine der den Parlamentsstatistikern theuren Rubriken einpferchen.

Das Alles ist wieder die reinste Metaphysik. Man braucht ein Bischen davon, auf den Maueranschlägen und in der Provinzpresse, nach Pariser

Muſter. Wenn ich richtig beobachtet habe, ſteht die Mehrzahl der ländlichen Wähler dieſen Kämpfen um reine Ideen mit der heiterſten Gleichgiltigkeit gegenüber. Für dieſe Leute giebt es nur eine lokale Frage, die gewöhnlich ſo lautet: Haben ſie einige Ausſicht, von dem Tyrannenjoche befreit zu werden, unter das die allmächtigen, habgierigen, ſkrupelloſen Parteivorſtände der Hauptſtädte ſie gezwungen haben? Sobald ſie bei einem Manne die Kraft und den Willen ſpüren, dieſes Allen, auch Denen, die es dumpf dulden, verhaßte Joch zu brechen, dann folgen ſie, ohne nach ſeinen Anſichten ſonſt viel zu fragen, dem Befreier, und um ſo freudiger, wenn er ihnen die Befreiung ohne einen Umſturz der Regirung verſpricht. Spüren ſie aber dieſe Kraft und dieſen Willen nicht, dann ziehen ſie ſich zurück, weil die Gewöhnung an den Schrecken eben ſtärker iſt als das Sehnen nach Befreiung.

Auf dem Boulevard wird man das Wort Schrecken für eine Uebertreibung erklären; und doch iſt es buchſtäblich richtig. Man hat das Verſchulden der Centralgewalt etwas zu ſehr aufgebauſcht; der Wahldruck der Regirung ſcheint ein unvermeidliches Uebel und er hat ſich unter allen Staatsformen ſo ziemlich gleichmäßig bemerkbar gemacht. Der charakteriſtiſche Zug unſerer jetzigen Anarchie iſt vielmehr, daß die Wirkſamkeit der Centralgewalt in manchen Gegenden nicht weiter reicht als die der Pariſer Cliquen, von denen ich eben ſprach. Ein Departement wird z. B. von einem muſterhaften Präfekten verwaltet; überall denkt und redet man nur Gutes von dieſem hohen Beamten; unter ihm und gegen ſeinen Willen gehorchen trotzdem ſehr viele ſubalterne Handlanger willfährig den Lokalcomités und arbeiten mit Feuereifer für ihre Auftraggeber, weil die ſie mit Verſprechungen und Drohungen bedrängen und im Zaum halten. Eine Handvoll Menſchen, die nicht einmal irgend ein Mandat dazu haben, erneuern zu ihrem eigenen Nutzen die alte Lehnsherrſchaft und geſtalten ſie eben ſo drückend nach unten und frech nach oben, wie es die alte Feudalität war. Die Schamloſigkeit dieſer Bedrückung überſteigt jeden Begriff. Bis zum Wahltage wagen die verſchreckten Landleute deshalb nicht, ihren Sympathien Ausdruck zu geben; ſie ſtimmen dann ganz heimlich und brauchen die Verſchlagenheit und Liſt von Indianern, um ſich dem Spionirſyſtem zu entziehen, das nach ihrem Stimmzettel ſchnüffelt.

Unter dem Druck dieſer Tyrannei ordnen ſelbſt die konſervativen Generalſtäbe gern ihre Luxusanſichten dem täglichen Bedürfniß unter, bei gleicher Vertheilung von Wind und Sonne frei athmen zu können. Wird ihnen dieſe Wohlthat gewährt, dann geben ſie alles Uebrige billig in den Kauf, denn ſie halten es mit dem alten Sprichwort: erſt leben, dann philoſophiren. Ich war mit einem gewiſſen Vorurtheil gegen die Konſervativen in den

Wahlkampf eingetreten; ich beurtheilte sie nach einigen ihrer Pariser Wortführer, ich fürchtete Spaltungen, ablehnende Haltung und reaktionäre Verblendung. Ich fand ausgezeichnete Männer von bewundernswerther Verständigkeit, Energie und Opferbereitschaft. Nicht ein Einziger bestritt mir die Lebensbedingungen, die mir allein geeignet erscheinen, unser Vaterland vor Illusionen und vor dem Ruin zu bewahren. Sie fordern nichts als das gemeine Recht, das in den von ihren Gegnern vergewaltigten Bezirken für sie bis heute nicht existirt. Wenn man aus der Nähe den Patriotismus und den sozialen Werth dieser Männer gesehen hat, dann erst begreift man die ganze Ungeheuerlichkeit eines Verfahrens, das vom gemeinen Recht diese vortrefflichen Bürger ausschließt, in denen unser Land die beste nationale Reserve finden könnte.

Ich bin auf den hergebrachten Einwurf gefaßt, den die konservativen Berufspolitiker mit zufriedenem Grinsen zu erheben pflegen, weil sie auf die uralten Fraktionspaltungen nicht verzichten können, ohne ihre Existenzberechtigung einzubüßen: „Ja, Sie kommen doch immerhin aus dem konservativen Lager, da haben Sie unter den Republikanern doch keine Stimme erhalten!“ Wo diese Behauptung zutrifft, sollte man ernstlich einmal nach den Ursachen forschen. Freilich, mit halben Konzessionen, die man widerwillig sich abdrängen läßt, mit akademischen Phrasen, deren Inhaltlosigkeit keinen Menschen befriedigt, damit erreicht man nichts; das sind nicht die geeigneten Mittel, um seit lange mißtrauisch bei Seite stehende Bürger mit sich fortzureißen. Ganz unüberwindlich wird dieses Mißtrauen da, wo der schüchterne Anruf von einem Manne ausgeht, dessen Stimme vom Ausschreien entgegengesetzter Verkündigungen schon abgenützt ist. In den leider nur zu seltenen Bezirken, wo ein neuer Mann die Schaaren aufgerufen hat, war die Aufnahme, die er fand, gewiß nicht entmuthigend.

Ich darf mich rühmen, in meinem kleinen Kreise, dem einzigen, den ich aus eigener Erfahrung kenne, die Gefolgschaft einer gewählten Schaar von Republikanern gefunden zu haben, deren Patriotismus in keiner Beziehung dem der Konservativen nachsteht. Die großen Haufen widerstreben noch; sie sind eben noch in der Abhängigkeit von den habgierigen Fraktionvorständen, denen nicht der französische Staat die Hauptsache ist, sondern die nur mit an der Schüssel sitzen und ihren Appetit stillen wollen. Ein anderer Theil wiederum besteht aus den Verschreckten, die eine Befreiung vom Joch überhaupt nicht mehr für möglich halten; an dem Tage, wo man ihnen diese Befreiung als gewiß zeigen würde, — wie schnell würde man sie da der Knechtschaft entlaufen sehen!

Die nationale Versöhnung der verschiedenen politischen Gruppen ist durchaus nicht unmöglich; nur muß man eben den Massen die Ueberzeugung

beibringen, daß man die eine Wagschale nicht deshalb entlastet, um die andere vollzupacken, daß man die Menge nicht der Parteidemagogie entreißt, um sie in reaktionäre Plackereien zu fesseln. Wir dürfen nicht vergessen, daß seit fünfzehn Jahren eine völlig neue Ordnung der Dinge sich ausgebildet hat. Auch auf der Seite der Republikaner ist Eigenliebe stark im Spiel betheiligt, auch da sind große Schwierigkeiten zu überwinden. Ein Republikaner, der sich uns Konservativen nähert, braucht, um sich aus dem ausgefahrenen Gleise seiner Partei zu retten, genau so viel Muth, wie wir ihn gebraucht haben, da wir uns der Routine und Schablone unserer Partei entzogen. Und schließlich ist es nicht mehr als billig, daß Einer dem Andern auf halben Wege entgegenkommt.

Schlägt der Versuch zwanzigmal fehl, — schön, dann muß man ihn zum einundzwanzigsten Male wieder aufnehmen. Jedes Blatt unserer Geschichte lehrt, daß davon das Heil unseres Vaterlandes abhängig ist. Im Anfang des siebenzehnten wie des neunzehnten Jahrhunderts ist, nach langen Perioden trauriger Spaltungen, die nationale Einheit durch die selbe Politik wieder hergestellt worden: durch eine Politik, die auf beiden Seiten die Unversöhnlichen abstößt und alle Anderen zu einem vernünftigen Schiedsspruch zusammenruft, die Besiegte und Sieger verschwinden läßt und die erworbenen Ansprüche eben so berücksichtigt wie die berechtigten Interessen, die bisher vernachlässigt waren. Um die Bedürfnisse zu befriedigen und die Gefahren zu beschwören, die unseren Vätern so gut wie uns bekannt waren, läßt sich eine bessere Politik als die Heinrichs des Vierten und Bonapartes nicht ersinnen. Heute ist diese Politik auf den Namen Leos des Dreizehnten getauft, da kein Franzose verstanden hat, sie an seinen Namen zu fesseln. Einst haben die entschlossensten Konservativen Heinrich den Vierten gemordet und es lag nicht an ihnen, wenn sie Bonaparte verfehlten. Der Entschluß, einen Papst zu beseitigen, ist doch am Ende aber noch etwas schwerer zu fassen.

Darf man zu der neuen Kammer nun das Vertrauen haben, daß sie sich dieser Politik anschließen wird? Die Frage führt mich auf das Gebiet, auf das listige Ausfrager mich verlocken wollen: auf das Gebiet der Prophezeihungen. Warum sollte ich es eigentlich nicht betreten? Der winzigste Journalist hat ja der Neugeborenen schon das Horoskop gestellt. Da ich für heute aber nur von den Lehren des allgemeinen Wahlrechtes sprechen wollte, so ist es vielleicht besser, wenn ich mir die Betrachtung der neuen Deputirtenkammer für später verspare.

Paris. Vicomte E. M. de Vogüé.
Mitglied der Französischen Akademie.

Die Organisation des Handwerks.

Nicht mit Unrecht hat man die Gewerbeordnung von 1869 als das unfertige Produkt einer zu sehr von Theoretikern und insbesondere von Juristen beeinflußten Gesetzgebung bezeichnet. Unfertig konnte sie in der That auch nur sein, wenn man bedenkt, wie sie zu Stande kam, wie man sich beeilte, sie unter Dach und Fach zu bringen, ohne daß man vorher den Versuch gemacht hätte, durch zureichende Enquêten oder ähnliche Vorarbeiten von den Bedürfnissen und Verhältnissen des praktischen gewerblichen Lebens Kenntnisse zu erlangen. Die deutsche Kleinstaaterei und Kleinstädterei, die noch bis in dieses Jahrhundert hinein andauerte, hatte wohl eine derartige Mannichfaltigkeit der Gesetzgebung hervorgerufen und derart verschiedene Zustände geschaffen, daß Reformen auf wirthschaftlichem und sozialem Gebiete dringend nöthig waren; sie mußten aber naturgemäß auf Schwierigkeiten stoßen, deren Ueberwindung eine genaue Berücksichtigung der konkreten Verhältnisse erfordert hätte.

Lenkten die Kriegsjahre 1870/71 und die auf sie folgende Zeit eines rapiden, wenn zum Theil auch schwindelhaften wirthschaftlichen Aufschwungs und guten Geschäftsganges die Blicke von den Zuständen ab, die durch die Gewerbeordnung von 1869 geschaffen worden waren, so zeigten sich die Schattenseiten doch um so deutlicher, als die Nachwehen der Gründerperiode und des großen Krachs eintraten. Hat man seit dieser Zeit auch die 1889er Gewerbeordnung für Mißstände verantwortlich gemacht, für die sie nicht verantwortlich zu machen ist, so wird doch Jeder, der die Augen nicht gewaltsam verschließen will oder der nicht auf die Worte eines Parteidespoten schwört, zugestehen müssen, daß die heutige Regelung unseres Gewerbewesens theils für die gewerbliche Produktion, theils für die Konsumenten, theils für die gewerbliche Bevölkerung eine Reihe überaus nachtheiliger Wirkungen gezeitigt hat.

Unter dem neuen Kurse sind von amtlicher Seite aus wiederholt Erklärungen abgegeben worden, wonach eine baldige Regelung des Gewerbewesens in Aussicht gestellt wurde. Wenn sich die offiziösen Geheimschreiber von Zeit zu Zeit auch in dunklen Andeutungen ergingen, so währte es doch lange, ehe die „das unverbindliche Ergebniß vorläufiger Erwägungen" darstellenden „Vorschläge für die Organisation des Handwerks und die Regelung des Lehrlingswesens im Handwerk" das Licht der Welt erblickten. Der preußische Minister für Handel und Gewerbe hat den Oberpräsidenten die Vorschläge zur Begutachtung zugehen lassen und dabei ausgesprochen, daß die Vorschläge nur die Grundlage für weitere Erörterungen abgeben sollen, bei denen die Auslassungen der Behörden und die von der Oeffentlichkeit zu erwartende Kritik gewürdigt und berücksichtigt werden würde. Die Tagespresse hat in einem großen Umfange schon Kritik geübt, überwiegend in einer die Entwürfe verurtheilenden Weise; weder auf konservativer, noch auf liberaler Seite ist man befriedigt, am Allerwenigsten aber, wie es scheint, in den Kreisen der Handwerker, die sich halb zur Vertheidigung, halb zum Ansturm rüsten.

Nach dem Plane, den Herr von Berlepsch der Welt verkündet hat, sollen zur Wahrnehmung der Interessen des Kleingewerbes *Fachgenossenschaften* und *Handwerkskammern* errichtet werden, die ersten innerhalb der Bezirke der letzten. Mit Ausnahme des Handels und einiger Gewerbszweige, die keine Berührungpunkte mit dem Handwerk haben, aber einschließlich des Musiker-

gewerbes, soweit es nicht höhere künstlerische Interessen verfolgt, gehören den Fachgenossenschaften an alle Gewerbetreibenden, die ein Handwerk ausüben oder regelmäßig nicht mehr als zwanzig Arbeiter beschäftigen. Durch Beschluß des Bundesraths kann sowohl für bestimmte Gewerbe die Beschäftigung einer geringeren Zahl von Arbeitern als Grenze festgesetzt, als auch die Zugehörigkeit bestimmter Gewerbe zu den Fachgenossenschaften ausgeschlossen werden. Die Fachgenossenschaften sind, soweit einzelne Gewerbszweige im Bezirke der Handelskammer hinreichend stark vertreten sind, für diese, im andern Falle für mehrere verwandte Gewerbe zu bilden. Ihre Bildung erfolgt in ähnlicher Weise wie die der Berufsgenossenschaften bei der Unfallversicherung; jeder Gewerbetreibende gehört kraft des Gesetzes der Genossenschaft seines Fachs an.

Die Aufgaben der Fachgenossenschaften, die ihre innere Verwaltung und Geschäftsordnung durch ein von der Generalversammlung der Mitglieder zu beschließendes Statut regeln, sind theils obligatorische, theils fakultative. Als obligatorische Aufgaben werden bezeichnet:

1. die Pflege des Gemeingeistes sowie die Aufrechterhaltung und Stärkung der Standesehre unter den Genossen;

2. die Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Meister und Gesellen, wie die Fürsorge für das Herbergwesen der Gesellen und für die Nachweisung von Gesellenarbeit;

3. die nähere Regelung des Lehrlingswesens und die Fürsorge für die technische, gewerbliche und sittliche Ausbildung der Lehrlinge, der Erlaß von Vorschriften über das Verhalten der Lehrlinge, die Art und der Gang ihrer Ausbildung, die Form und der Inhalt der Lehrverträge, sowie über die Verwendung von Lehrlingen außerhalb des Gewerbes;

4. die Entscheidung über die zwischen den Mitgliedern der Fachgenossenschaft und ihren Lehrlingen entstehenden Streitigkeiten, die sich auf den Antritt, die Fortsetzung oder Aufhebung des Lehrverhältnisses, auf die gegenseitigen Leistungen daraus, auf die Ertheilung oder den Inhalt der Arbeitbücher oder Zeugnisse beziehen;

5. die Bildung von Prüfungausschüssen für einzelne Gewerbe oder Gewerbegruppen zu dem Zwecke, Lehrlinge und Gesellen auf ihren Antrag einer Prüfung zu unterziehen und über deren Erfolg ein Zeugniß auszustellen.

Die fakultativen Aufgaben bestehen in der Befugniß:

1. Veranstaltungen zur Förderung der gewerblichen, technischen und sittlichen Ausbildung der Gesellen, Gehilfen und Lehrlinge zu treffen und Fachschulen zu errichten und zu leiten,

2. über den Besuch der Fortbildung- und Fachschulen Vorschriften zu erlassen, soweit dieser Besuch nicht durch Statut oder Gesetz geregelt ist.

Die Fachgenossenschaften sind der Aufsicht der Handwerkskammer unterstellt; ihre Vorschriften sind auch von deren Genehmigung abhängig.

Bei der Regelung der Lehrlingsverhältnisse und der Begründung und Verwaltung solcher Einrichtungen der Fachgenossenschaft, die die Interessen der Gehilfen (Gesellen) berühren, ist die Mitwirkung der Gehilfenschaft in einem Gehilfenausschusse vorgesehen. Zur Theilnahme an der Wahl dieses Ausschusses sind diejenigen Arbeiter berechtigt, die das 21. Lebensjahr zurückgelegt haben, sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befinden, seit länger als einem halben Jahre in Bezirken der Fachgenossenschaft beschäftigt sind und

während mindestens der Hälfte dieses Zeitraums bei deren Mitgliedern in Arbeit stehen. Wählbar ist jeder „Arbeiter", der das 30. Lebensjahr vollendet hat, sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindet, nicht in dem der Wahl vorangegangenen Jahr für sich oder seine Familie aus öffentlichen Mitteln Armenunterstützung empfangen oder erstattet hat, seit mindestens zwei Jahren im Bezirke der Fachgenossenschaft beschäftigt ist und während dieser Zeit länger als ein Jahr bei Mitgliedern der Fachgenossenschaft in Arbeit gestanden hat.

Die Mitglieder des Gehilfenausschusses nehmen an denjenigen Berathungen der Fachgenossenschaften, bei denen ihre Betheiligung vorgesehen ist, mit vollem Stimmrechte Theil. Dabei ist dem Gehilfenausschusse zur Vertretung der von ihm wahrzunehmenden Interessen für den Fall, daß Beschlüsse gegen die Stimmen aller seiner Mitglieder gefaßt werden, das Recht beigelegt, die Entscheidung der Handwerkskammer herbeizuführen. Auch soll er bei den Gesellenprüfungen, der Entscheidung von Lehrlingsstreitigkeiten und der Verwaltung von Einrichtungen, wofür die Gehilfen Aufwendungen machen, z. B. für Herbergen und Arbeitnachweis, in gleichem Umfange wie die Arbeitgeber betheiligt werden; endlich soll er berechtigt sein, im Rahmen seiner Zuständigkeit aus eigener Entscheidung Anträge bei den Fachgenossenschaften und der Handwerkskammer zu stellen.

Die Fachgenossenschaften, in deren Generalversammlungen nur Diejenigen stimmberechtigt sind, die das 25. Lebensjahr vollendet haben, zum Amte eines Schöffen fähig sind und seit mindestens einem Jahr im Bezirke der Handwerkskammer ein der Fachgenossenschaft angehörendes stehendes Gewerbe betreiben, wählen aus ihrer Mitte die Mitglieder der Handwerkskammer. Die Wählbarkeit zu solchen ist von den gleichen Voraussetzungen abhängig wie die Wählbarkeit zu den Aemtern der Fachgenossenschaft.

Die Einrichtung und der Geschäftsbetrieb der Handwerkskammer wird durch ein Statut geregelt, das von der höheren Verwaltungbehörde zu genehmigen und unter Leitung eines Kommissars dieser Behörde zu beschließen ist.

Die Aufgaben der Handwerkskammern sind theils obligatorisch, theils fakultativ. So weit es sich um Aufgaben der ersten Art handelt, haben die Handwerkskammern:

1. die Aufsicht über die Fachgenossenschaften und Innungen zu führen;
2. die Durchführung der für das Lehrlingswesen geltenden Vorschriften in den Betrieben der zu den Fachgenossenschaften gehörenden Gewerbetreibenden zu beaufsichtigen;
3. die durch das Gesetz auf dem Gebiete des Lehrlingswesens ihnen sonst übertragenen Obliegenheiten und Befugnisse wahrzunehmen;
4. bei der Ueberwachung der auf den Arbeiterschutz bezüglichen Bestimmungen der Gewerbeordnung mitzuwirken;
5. für Arbeitnachweis und Herbergwesen zu sorgen;
6. auf Ansuchen der Behörden Berichte und Gutachten über gewerbliche Fragen zu erstatten.

Die fakultativen Aufgaben bestehen in der Befugniß der Handwerkskammern:

1. die zur Förderung des Kleingewerbes geeigneten Einrichtungen und Maßnahmen zu treffen und bei den Behörden anzuregen;
2. Veranstaltungen zur Förderung der gewerblichen, technischen und sitt-

lichen Ausbildung der Gesellen, Gehilfen und Lehrlinge zu treffen und Fachschulen zu errichten.

Weiterhin sollen die Handwerkskammern Vorschriften über den Besuch der Fach- und Fortbildungschulen, soweit dieser nicht durch Gesetz oder Statut geregelt ist, wie über die An- und Abmeldung der Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter bei den Fachgenossenschaften erlassen können.

Die Aufsichtbehörde der Handwerkskammer wird durch die Landescentralbehörde bestimmt. Für jede Kammer wird von der Landescentralbehörde ein Kommissar ernannt, der die Rechte eines Mitgliedes, ausschließlich des Stimmrechtes hat, jederzeit von den Schriftstücken der Kammer Einsicht nehmen, Gegenstände zur Berathung stellen, die Einberufung von Sitzungen verlangen und die Beschlüsse der Kammer mit aufschiebender Wirkung beanstanden kann. Ueber die Beanstandung entscheidet nach Anhörung der Handwerkskammer die höhere Verwaltungbehörde.

Bei der Berathung und Beschlußfassung der Handwerkskammer über diejenigen Gegenstände, auf die sich die Zuständigkeit der Gehilfenausschüsse erstreckt, nehmen Vertreter der Gehilfenschaft, die von den im Bezirke der Handwerkskammer bestehenden Gehilfenausschüssen aus ihrer Mitte gewählt werden, mit vollem Stimmrechte Theil. Kommt ein Beschluß der Handwerkskammer gegen die Stimmen der sämmtlichen Vertreter der Gehilfen zu Stande, so können diese mit aufschiebender Wirkung die Entscheidung der höheren Verwaltungbehörde beantragen.

Die Kosten der Handwerkskammern, die eben so wie die Fachgenossenschaften die Rechte einer juristischen Person besitzen, werden, soweit sie in deren sonstigen Einnahmen keine Deckung finden, von den Fachgenossenschaften durch jährliche Beiträge aufgebracht.

Die Innungen sollen der Aufsicht der Handwerkskammern unterstellt, die Befugnisse, die ihnen gegenwärtig gesetzlich übertragen sind, insoweit aufgehoben werden, als sie sich über den Kreis der Innungmitglieder erstrecken. Die von den Innungen erlassenen Vorschriften dürfen mit den Bestimmungen die von den Handwerkskammern und Fachgenossenschaften in Erfüllung ihrer gesetzlichen Aufgabe getroffen werden, nicht im Widerspruch stehen.

Die bestehenden Gewerbekammern treten unter entsprechender Aenderung ihrer Verfassung an die Stelle der Handwerkskammern.

Das ist in kurzen Zügen das Bild der Organisation, die dem deutschen Handwerke nach den Vorschlägen der preußischen und der Reichsregirung gegeben werden soll. Auf eine Kritik aller Einzelnheiten dieser Vorschläge einzugehen, würde ohne Zweifel sehr weit führen; es genügt vielleicht, wenn ich mich hier darauf beschränke, zu einigen der wichtigsten Punkte Stellung zu nehmen.

Zunächst müssen wir anerkennen, daß dem Plane der Herren von Boetticher und von Berlepsch durchaus ein richtiger Gedanke zu Grunde liegt, — der Gedanke, daß die Organisation des Gewerbes auf Zwangsgenossenschaften sich aufbauen soll. Man kann es prinzipiell nur als richtig billigen, wenn die Gesetzgebung die Angehörigen eines Berufes zwingt, sich der Gesammtheit gegenüber als Vertretungorgan für ihre eigenen Interessen zu konstituiren, und wenn sie diese Körperschaften zu dem Zwecke auch mit gewissen Machtbefugnissen ausstattet. Damit wird einerseits erreicht, daß die unmittelbar Betheiligten zu Hütern ihrer eigenen Interessen gemacht werden, andererseits, daß die Last der

Vertretung der Sonderinteressen auf die Interessenten selbst und nicht auf die Allgemeinheit gewälzt wird. Auf derartiger Grundlage beruhende Zwangsgenossenschaften gibt es im Staatsleben nicht wenige. Auch die Gemeinden sind im Grunde genommen nichts Anderes als Zwangsgenossenschaften; diejenigen, die gemeinsame Interessen haben, werden angehalten, sich zu deren Pflege zu verbinden und die zu dem Zwecke nothwendigen Mittel aufzubringen. Es ist also nur konsequent, wenn man das Prinzip des Zwanges auch auf andere, gleiche Ziele verfolgende Interessentengemeinschaften überträgt. Ueberläßt man den Angehörigen eines Gewerbes, sich zur Wahrnehmung ihrer Interessen zu einer Genossenschaft zu vereinigen, so werden für eine große Zahl von Gewerben Vertretungkörper überhaupt nicht zu Stande kommen und in Folge dessen die Aufgaben, deren Lösung durch die Gewerbeangehörigen selbst erfolgen muß, ungelöst bleiben; oder die freien Genossenschaften werden von verhältnißmäßig wenigen Angehörigen des Gewerbes gebildet werden, es liegt dann in der Hand einer Minderheit, gegenüber einer gleichgiltigen oder vielleicht feindseligen Mehrheit die Interessen des Gewerbes wahrzunehmen. Ueberdies sind freie Vereinigungen schon deshalb zur Uebernahme bestimmter Funktionen unfähig, weil ein gewissenhaftes Staatswesen wichtige Funktionen gar nicht auf so schwankende Gebilde ohne die Gewähr eines Bestandes übertragen kann.

Wenn ich also zwar der Ansicht bin, daß der Gedanke, der dem Plane einer Organisation des Handwerks zu Grunde liegt, zweifellos richtig ist, so muß ich freilich auch gestehen, daß ich in den Vorschlägen der Herren von Boetticher und von Berlepsch auch weiter nichts billigen kann als eben diesen Grundgedanken.

Ihrem Plane gegenüber wird man sich zunächst die Frage vorlegen müssen, ob sich überhaupt eine Organisation schaffen läßt, die lediglich für das „Handwerk" bestimmt ist. In den amtlichen Vorschlägen ist von der Festlegung des Begriffs Handwerk eben so wie in der bisherigen Gesetzgebung Abstand genommen worden; und zwar, wie es dort heißt, „in der Erwägung, daß die Entscheidung der Frage, ob ein handwerksmäßiger Betrieb vorliegt, nur nach Lage der thatsächlichen Verhältnisse von Fall zu Fall beurtheilt werden könne." Für die neben dem Handwerk herangezogenen Betriebe, die sich nach ihrem Umfange und ihrer wirthschaftlichen Bedeutung von handwerksmäßigem Betriebe nicht wesentlich unterscheiden, hat man als Merkmal nach dem Vorgange anderer Reichsgesetze die Zahl der der Regel nach ständig beschäftigten Arbeiter angenommen und diese Zahl auf „nicht mehr als 20" festgesetzt. Damit hat man natürlich eine ganz willkürliche und, da es sich eben um eine Organisation des Handwerks handeln soll, auch keineswegs zutreffende Abgrenzung geschaffen. In der That ist es unter den heutigen gewerblichen Produktionverhältnissen aber auch sehr schwer, eine Organisation zu schaffen, die lediglich das „Handwerk" umfassen soll. Weder die gelehrten Nationalökonomen, deren Begriffsbestimmungen in unserem Falle in der Praxis nicht ausreichen, noch die für Zwangsinnungen eintretenden Handwerkerfreunde helfen uns über die Schwierigkeiten hinweg. Ich will nur einige Beispiele geben. Die bekannten katholischen Sozialpolitiker Hitze und Albertus suchen den Begriff Handwerk indirekt festzustellen, indem sie von dem Begriffe „Fabrik" ausgehen. Während aber Hitze (Schutz dem Handwerk! S. 99) als Fabrik eine Unternehmung bezeichnet wissen will, worin „mehr als (15 oder) 20 Arbeiter in geschlossenem Raume (außerhalb ihrer Wohnung), gruppirt um eine mechanische Kraft (Maschine), in

arbeittheiliger Weise Tauschwerthe produziren", schlägt Albertus (Die Handwerkerfrage, S. 22) vor, als Fabrik jedes Unternehmen zu betrachten, worin „mehr als 40 Arbeiter nach dem System einer ständigen Arbeittheilung beschäftigt werden." Rücklin, ein scharfsinniger Kopf, will (in seiner „Sozialpolit. Studie über das neuzeitliche Handwerk", S. 39) auf Grundlage eines technischen, wirthschaftlichen und sozialen Standpunktes jeden Gewerbebetrieb dann als dem Handwerk zugehörig betrachtet wissen, wenn „1. dessen Inhaber als technischer Vorarbeiter die ganze Geschäftsleitung in sich vereinigt, 2. der aus der technischen Thätigkeit des Unternehmers hervorgehende Arbeitlohn einen wesentlichen Theil vom Geschäftseinkommen bildet und 3. innerhalb des betreffenden gewerblichen Gebietes unter durchschnittlichen Verhältnissen jedem tüchtigen, fleißigen und strebsamen Arbeiter die Möglichkeit geboten ist, selbständiger Geschäftsinhaber zu werden." Mit dieser Definition ist in der Praxis erst recht nichts anzufangen. Auch auf „statistischem Wege" — wie Droste vorschlägt — erwachsen einer Abgrenzung des Handwerks vom Fabrikbetriebe Schwierigkeiten; jedenfalls würde in dem Falle, eben so wie nach den Vorschlägen der Reichsregirung, jede Stabilität der Verhältnisse fehlen. Es sei noch daran erinnert, daß im Unfallversicherunggesetze vom 6. Juli 1884 als Fabriken Unternehmungen bezeichnet werden, in denen „die Bearbeitung oder Verarbeitung von Gegenständen gewerbsmäßig ausgeführt wird und in welchen zu diesem Zwecke mindestens zehn Arbeiter regelmäßig beschäftigt werden", ferner Betriebe, worin „Explosivstoffe oder explodirende Gegenstände gewerbsmäßig erzeugt werden" und Betriebe, worin „Dampfkessel oder durch elementare Kraft (Wind, Wasser, Dampf, Gas, heiße Luft u. s. w.) bewegte Triebwerke zur Verwendung kommen." Das Reichversicherungamt hat die Bestimmungen des Unfallversicherunggesetzes häufig noch ausgedehnt und als Fabriken Betriebe erklärt, die man im technischen Leben als Handwerksbetriebe bezeichnen würde.

Erwähnen wollen wir schließlich auch, daß der badische Entwurf eines Gewerbekammergesetzes das aktive und passive Wahlrecht auf solche Gewerbetreibende beschränken wollte, die 1. „handwerksmäßig bewegliche Sachen für Andere herstellen, bearbeiten oder verarbeiten und 2. zur Gewerbesteuer nicht oder mit weniger als 10 000 Mark veranlagt sind." Der Begriff „handwerksmäßig" wurde in dem badischen Entwurfe ebenfalls nicht festgestellt.

Wie man aus Alledem sieht, ist es jedenfalls sehr schwer, eine Organisation zu schaffen, die lediglich das Handwerk umfaßt. Dieser Thatsache wird man zweifellos dadurch Rechnung tragen müssen, daß man den Begriff Handwerk so weit als möglich faßt. Nur auf diese Weise lassen sich die unendlichen Scherereien, die eine Feststellung „von Fall zu Fall" mit sich bringen muß, und die Streitigkeiten, die aus der Abgrenzung zwischen Handwerk- und Fabrikbetrieb entstehen werden, vermeiden. Es ist auch bei dem Ueberwiegen der Kleinbetriebe nicht zu befürchten, daß die kleinen „Handwerker" in den Fachgenossenschaften und Handwerkskammern von größeren „Fabrikanten" majorisirt werden würden;*) läge solche Gefahr wirklich nahe, so ließe sich dagegen leicht eine Vorkehrung treffen. Davon aber, daß das Kleingewerbe in möglichst nahe Be-

*) Nach der Berufszählung von 1882 waren (Klein-)Betriebe mit 5 und weniger Hilfskräften 2 908 294 = 96,77 pCt. aller Betriebe vorhanden, dagegen nur 89 163 = 3,23 pCt. Mittel- und Großbetriebe (6 und mehr Hilfskräfte).

ziehungen zu seiner Lehrmeisterin, der Industrie, gebracht wird, ist mancher Nutzen zu erwarten.

Weit wichtiger und schwieriger zu lösen als die Frage nach der Ausdehnung der Organisation ist die Frage nach dem Wirkungskreise und den Befugnissen der Fachgenossenschaften und der Handwerkskammern. Beiden Vertretungskörpern ist eine große Reihe von Aufgaben zugewiesen worden; die einen davon besitzen einen mehr oder minder dekorativen Charakter, die anderen sind überaus wichtig und können auch nur von den zu Zwangsverbänden vereinigten Gewerbetreibenden durchgeführt werden, die dritten wieder können theils von diesen Verbänden der Gewerbetreibenden nicht allein gelöst werden, theils sollten sie solchen Interessenvertretungen überhaupt nicht zugewiesen werden. Zu den Aufgaben der letzten Art gehört die Mitwirkung, die den Handwerkskammern bei der Ueberwachung der auf den Arbeiterschutz sich beziehenden Bestimmungen eingeräumt werden soll. Das heißt doch den Bock zum Gärtner machen, wenn man Unternehmerorgane die Durchführung von Vorschriften zum Schutze der Arbeiter überwachen lassen will. Eine derartige Maßnahme ist um so weniger verständlich, wenn wir der Thatsache gedenken, daß man sich bei Berathung der Gewerbeordnungnovelle von 1891 vom Regirungtische aus sehr nachdrücklich gegen den Antrag von Kleist-Retzow wandte, der den Erlaß geeigneter Vorschriften für Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter von der Anhörung der Berufsgenossenschaften abhängig machen wollte. Würde man noch die Handwerkskammern zu Organen der Gewerbeaufsicht machen, so dürfte trotz dem Gegengewichte der Gehilfenausschüsse der an sich schon höchst unbefriedigende Zustand unseres Gewerbeaufsichtwesens bald unerträglich werden. Auch die Beaufsichtigung und Regelung des Lehrlingswesens würde, wenn sie ausschließlich in den Händen der Fachgenossenschaften und Handwerkskammern liegen sollte, zu Bedenken Anlaß geben, weil die einseitige Zusammensetzung dieser Körperschaften keine Gewähr einer uneigennützigen Fürsorge auf dem Gebiete des Lehrlingswesens bietet, und weil die Erfahrung leider lehrt, daß sich die heutigen Handwerkerkorporationen im Allgemeinen nicht mit nöthiger Energie und Einsicht der Interessen der Lehrlinge angenommen haben.

Allein, was hilft es, schließlich den Fachgenossenschaften und Handwerkskammern eine Reihe der wichtigsten Aufgaben zuzuweisen, wenn man sie nicht mit genügenden Rechten und Befugnissen ausstattet, wenn man ihre ganze Wirksamkeit — von der Gnade oder Ungnade eines Regirungskommissars abhängig macht! Auf die Weise wird man ein Interesse der Handwerker an den Genossenschaften und Kammern nicht erwirken können und eine ersprießliche Thätigkeit dieser Organe von vornherein lahm legen. Das Mindeste würde doch sein, daß man wenigstens den Handwerkskammern das Recht gäbe, vor Durchführung jeder das Handwerk mitbetreffenden Maßregel gehört zu werden. Das wäre einfach eine Gegenleistung gegenüber den Leistungen, die von den Mitgliedern der Fachgenossenschaften gefordert werden. Macht man aber ein Mitbestimmungrecht der Kammern ganz von dem Belieben der Behörden oder eines einzigen Kommissars abhängig, überläßt man es diesem, je nach Gutdünken von den Kammern über bestimmte gewerbepolitische oder gewerbepolizeiliche Maßnahmen und Projekte ein Gutachten einzufordern oder nicht, so heißt das nichts Anderes, als in den zur Rettung des Handwerks bestimmten Neuschöpfungen nicht lebensfähige Gebilde in die Welt setzen und das Handwerk

geringschätzig behandeln. Man wird nicht einwenden dürfen, der Staat werde selbst die Wichtigkeit von Organen erkennen, die, in ständiger Fühlung mit dem Gewerbestande, der Regirung eine zuverlässige Kenntniß der gewerblichen Verhältnisse der einzelnen Bezirke und der Interessen und Wünsche der gewerblichen Bevölkerung verschafften, die ihr in Fragen der Gewerbepolitik und Gewerbepolizei berathend und begutachtend zur Seite ständen. Die Erfahrungen der neuesten Zeit haben erst gelehrt, wie leicht man sich am grünen Tische in den denkbar wichtigsten Fragen einfach über die Köpfe der betheiligten Berufsgruppen hinwegsetzt und wie stark die Reaktion gegen ein derartiges Verfahren werden kann. Man sollte sich daher hüten, in irgend einem Falle gesetzliche Bestimmungen zu treffen, die den Keim zu Zerwürfnissen und zur Vermehrung des schon heute gegen die Regirung bestehenden Mißtrauens in sich tragen.

Die Fachgenossenschaften und Handwerkskammern bieten, so wie sie nach den Vorschlägen des Herrn von Berlepsch gedacht sind, meines Erachtens keine Gewähr, daß die Mißstände im Gewerbewesen beseitigt werden und eine segensreiche Thätigkeit zum Wohle der gewerblichen Bevölkerung entfaltet werden kann. Um so schwerer fällt ins Gewicht, daß diese Organe sicher den Untergang der alten Innungen herbeiführen, also gerade die Körperschaften beseitigen müssen, die trotz Mängel und Schwächen immerhin noch eine leistungsfähige Grundlage für die Hebung des Handwerkerstandes abgeben. In der Erläuterung, die den Vorschlägen beigefügt ist, heißt es allerdings, der Fortbestand der Innungen erscheine um so weniger gefährdet, als nach dem neuen Plane deren finanzielle Entlastung herbeigeführt werden würde; es stehe auch zu erwarten, daß sich nach wie vor diejenigen Elemente in der Innung zusammenfinden würden, die in einem ausgedehnten Bildungsgange die alleinige Gewähr für die Erhaltung und gedeihliche Entwickelung des Handwerks erblickten und weiteren Anforderungen freiwillig genügen wollten; schließlich würden sich die Innungen, da ihnen wirthschaftliche Aufgaben vorbehalten blieben, auch mehr als bisher der Ausbildung des Genossenschaftwesens zuwenden und durch Errichtung von Darlehnskassen, Rohstoffassoziationen u. s. w. einem in weiten Kreisen des Handwerks empfundenen Bedürfnisse Rechnung tragen können. Wer jedoch je einen Blick in das gewerbliche Leben gethan und der Handwerkerbewegung Aufmerksamkeit geschenkt hat, dem wird die Hoffnung auf den Fortbestand der den Fachgenossenschaften gleichgestellten und der Aufsicht der Handwerkskammern unterworfenen Innungen auf Sand gebaut scheinen.

Nach Alledem unterliegt es keinem Zweifel, daß mit den Fachgenossenschaften und Handwerkskammern Organe neugeschaffen werden würden, denen die Voraussetzung ihrer Lebensfähigkeit fehlte, während mit den Innungen Gebilde fielen, die unter gewissen Verhältnissen bereits eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltet haben und auch weiter entfalten könnten. Das Alte würde stürzen, aber neues Leben aus den Ruinen nicht erblühen. Deshalb muß ich mich auch gegen die Vorschläge des Herrn von Berlepsch erklären, obgleich ich dem Grundgedanken durchaus zustimme. Ob es gelingen wird, auf jenem Grundgedanken zu Besserem zu kommen —: man muß es hoffen, wenn man auch der weiteren Entwickelung der Dinge sehr skeptisch gegenüber steht.

Dr. Kuno Frankenstein.
Dozent an der Humboldt-Akademie zu Berlin.

Eine Gallerie Schotten.

Mit Zolas Definition, Kunst sei Natur, gesehen durch die Brille eines Temperaments, ist es im Grunde doch nichts. Ein ganz beträchtlicher Theil der europäischen Kunst ist rein dekorativ. Nur zu erinnern an die Sixtinische Kapelle und an Rafaels Vatikanbilder. Aber während in der Kunst des Ostens, in China und Japan, das dekorative Element überwiegt, tritt es bei uns doch meist hinter die Darstellung eines Stückes Natur zurück. Aber es ist vorhanden, so sehr man auch in neuerer Zeit versucht hat, es wegzuleugnen. Es ist ein Charakteristikum einer ganzen Gruppe von schottischen Malern, daß sich in ihren Werken beide Elemente die Wage halten. Das ist japanischer Einfluß, wenigstens zum Theil. In den letzten Jahrzehnten hat nämlich unter vielen britischen Künstlern eine Theorie Verbreitung gefunden, die mit Whistlers Ueberzeugung übereinstimmen soll, im Reiche des Pinsels hätten möglichst — oder eigentlich nur — Probleme der Farbenharmonie zu herrschen, während das sogenannte literarische Element ganz zu unterdrücken, ja zu beseitigen sei. Gerade das dekorative Element müsse so beschaffen sein, daß es auf den Geist des Beschauers wirke. Zahlreiche Bilder von Whistler und Monticelli sind denn auch offenbar, jedes in seiner Weise, im Einklang mit diesem Grundsatz gemalt worden, und es ist durchaus nicht überraschend, daß ihr Einfluß zusammen mit dem von Corot und der japanischen Maler sich durch eine lange Kette von Bildern schottischer Maler von heute verfolgen läßt. Corots Name in solcher Verbindung kann auch kaum überraschen, denn wir wissen von Meupes, daß die japanische Kommission, die über den gegenwärtigen Stand der Kunst in Europa berichten sollte, entschieden hat, Corots Werke seien die einzigen, die Beachtung verdienten. Was Wunder, wenn die Werke des einzigen Europäers, dem die Japaner Künstlerschaft zusprechen, auch Denen bei uns viel gelten, die stark mit japanischer Kunst sympathisiren?

Das Wort Impressionismus wird auch anderwärts viel gebraucht, und zwar in sehr verschiedenen Bedeutungen. Wenn man die Schotten Impressionisten nennt, so soll damit nicht gesagt sein, daß sie Nachahmer von Moret, Degas, Pisano oder Sisley wären. Der schottische Impressionismus ist in seiner Weise genau so originell wie der ihre und verfügt über die selbe Fülle von Schattirungen. Wellwood Rattray sagt geradezu: „Durch ihre menschlichen Gestalten wie durch ihre Landschaften geht ein so gesunder ureigener Zug, den ich keiner Schule Europas nachstellen möchte.“ James Patersons oder Guthries Bilder für Nachahmungen irgend eines Franzosen oder sonstigen Impressionisten ausgeben zu wollen, wäre lächerlich. Und gar die zartschönen Bilder eines Lavery! Guthrie hat nicht einmal in Frankreich studirt; eben so wenig E. A. Hornel und George Henry. Es ist das Merk-

zeichen jeder großen Revolution in der Kunst, daß sie eine neue Seite an der Natur hervorhebt oder zur Aufgabe stellt, die in besonderer Weise zu lösen ist. Die spezielle Aufgabe, welche die schottischen Impressionisten zu lösen suchen, ist in die Kunst eingeführt worden durch den englischen Landschaftmaler Turner: die Darstellung des hell lachenden Lichtes auf Naturobjekten. In bewußter oder auch unbewußter Nachahmung der spätesten Malweise dieses Meisters versuchen sie ihr Ziel zu erreichen durch Farbenanalysen und durch Nebeneinanderstellen sich ergänzender Farben auf der Leinwand, so daß die Strahlen bei ihrer Vereinigung auf der Netzhaut einen lebendigen, strahlenden Eindruck hervorrufen. Erst dies macht die Technik vieler Schotten wie Patersons verständlich, dem das Problem des Lichtes näher geht als die Gegenstände, auf die es fällt.

Eine Gallerie Schotten will ich den Lesern der „Zukunft" vorführen. Meine Gallerie hat drei Säle, den einen nennen wir Edinburgh, den andern Glasgow, den dritten London. Alle Schotten haben nicht Platz in diesen Sälen; ihrer sind zu viele. Wenn man aber Jeden von Denen, deren Bilder hier aushängen, als den Vertreter einer kleinen Gruppe nimmt, so wird man ein der Wirklichkeit ziemlich nahekommendes Bild erhalten.

Die Edinburgher.

Sir George Reid — der Präsident der Royal Scottish Academy — war ursprünglich Lithograph. Daher die Genauigkeit in der Zeichnung seiner heutigen Arbeiten, daher die genaue Kenntniß der malerischen Wirkung in Schwarz und Weiß, die ihn zum gefeierten Illustrator gemacht, daher sein scharfes Auge, das ihn zum ersten der schottischen Portraitmaler von heute erhoben hat. Es hat ihm nichts geschadet, daß er lange Zeit portraitiren mußte für sein tägliches Brot. Der „Provost of Peterhead" von 1880 hat ihm seinen Ruhm als Portraitmaler geschaffen. Er malt aber eben so gut Landschaften und Blumen. Menschliche Gestalten haben wir nur wenige von ihm, den „Letzten Schlaf Savonarolas" und die „Torfgräber". Für jede Bildergattung hat er seine eigene Technik. Seine Blumenstücke malt er mit freiem Behagen, mit ungezügelter Freude an leuchtender, prächtiger Farbe, und sie stehen in eigenem Kontrast zu den stillen stimmungvollen Flächen seiner Landschaften, die an die Holländer Israels und Mollinger erinnern, deren Zweiter eine Zeit lang sein Lehrer war. Seine preisgekrönte Landschaft Dornach in der Edinburgher Nationalgallerie zeigt fast nichts als Himmel und Erde mit einer Herde Schafe und in der Ferne einige Gebäude. Wie die Werke des Franzosen Guillemet giebt sie der Erhabenheit der Natur und des grenzenlosen Raumes Ausdruck. Eben so sein „Montrose", das ausschließlich Himmel und Seeküste

zeigt. Wirft er seine Blumenstücke in zwei Sitzungen auf die Leinwand, so malt er seine Landschaften, wie alle guten Landschaftbilder gemalt werden, im Atelier, nach Skizzen, die er im Freien dazu gemacht hat. Diese sind von zweierlei Art. Einmal reine Stimmungsskizzen, d. h. solche, in denen einzig auf die Verteilung von Licht und Schatten Rücksicht genommen ist, und sodann sorgfältige Bleistiftzeichnungen, die man mit Ruskin topographische nennen kann. „Das Malen" hat er einmal zu den Studenten der Glasgow School of Art gesagt, „schließt schon noch Etwas mehr ein als das Auffassen mit den Sinnen. Sie mögen noch so viel Phantasie, ja poetisches Empfinden haben: wenn Ihnen die Fähigkeit abgeht, Dem, was Sie sehen, deutlichen Ausdruck zu verleihen, so werden Sie sich nie als Maler auszeichnen. Die erste Forderung der Kunst heißt Technik, und Ihre Erfolge sind völlig abhängig von dem Maße, in welchem Sie sich diese angeeignet haben. Die englischen und schottischen Maler aber haben meist eine ungenügende, halbe oder auch überhaupt keine technische Vorbildung hinter sich. Ein gründliches, langwieriges, methodisches Kunststudium kennen wir überhaupt nicht. Wir sehen unser métier nun einmal anders an als unsere französischen Fachgenossen."

Sir J. Noel Paton hat lange Jahre hauptsächlich Märchenbilder gemalt, die seiner Phantasie freien Spielraum ließen; so den Streit und die Versöhnung von Oberon und Titania in der Edinburgher Nationalgallerie. Eine Welt zierlicher Feen bevölkert diese Bilder, eine Fülle von Geschehen spielt sich auf ihnen ab. Dann hat er sich religiösen Stoffen zugewandt. Bilder wie De Profundis, In Die Mala sind durch Stiche über ganz Großbritannien verbreitet. Geistiger Gehalt und die sorgfältigste Zeichnung sind ihnen in gleichem Maße eigen. Die sorgfältige, glatte Malerei steht den Werken Ary Scheffers nahe.

W. J. Lawton Wingate ist der Dritte. Trotz ihrem eigenen ursprünglichen Reiz haben seine Bilder eine gewisse Aehnlichkeit mit denen Corots. Doch nicht einmal in dem beschränkten Sinne, wie Corot selbst ein Nachahmer von Claude ist. Ruskin wirft er geradezu vor, alle seine Aufstellungen über die Einzelheiten an Bildern seien unbedeutende Kleinigkeiten, verglichen mit der Bedeutung wirklicher Lichtstudien. Von „Schulen" in der Kunst zu reden, war ihm zuwider: „Es ist jetzt Mode, von Schulen zu sprechen, wie von der norwegischen, der schottischen, der römischen. In begrenztem Sinne hat ja die schottische Schule auch eine Bedeutung, aber sonst ist die Kunst bei uns nichts Anderes als in England. So stützen sich zweifellos Raburn und alle die folgenden bedeutenden Portraitmaler auf Reynolds. Thomson aus Duddington und Mac Culloch fußen auf der selben Ueberlieferung wie Richard Wilson und die Norweger. Vielleicht wäre es mit den sogenannten Schülern Scott Lauders anders ge-

kommen, aber diese Clique wirklich begabter Maler ist aufgeflogen, ehe die nothwendigen Charaktere für einen neuen Ausgangspunkt der Kunstentwicklung geschaffen waren ... Als ich nach Edinburgh kam, hatten sie sich eben zerstreut, Orchardson, P. Graham, J. Graham, Pettie, die Burrs, Mac Whirter, Colin Hunter waren nach London gegangen und nur Mac Taggart, Cameron, Chalmers, Mac Donald, Lockhart waren noch in Edinburgh. Scott Lauders Einfluß auf diese Männer ist schwer zu bestimmen. Sie malen ihm alle sehr unähnlich, und Scott Lauder hat auch nie eine bestimmte Methode gelehrt, wollte sie nicht lehren, sondern sagte zu seinen Studenten, wenn sie ihn fragten, wie sie Das oder Jenes machen sollten, sie sollten es nur thun, wie sie Lust hätten, aber keinesfalls unterlassen. ... In Edinburgh hat die Kunst niemals Unterstützung gefunden, außer die Kunst des Portraitisten. Wenn sich Etwas verkauft, so verkauft sichs nach auswärts und auch dahin nur schwer, so lange der Maler hier wohnt. So flog die Gruppe auf, ohne jeden anderen Grund. Und gerade in ihr lag der Keim für eine neue Kunstperiode. Merkwürdig: Mac Taggart malt auf die selbe Art wie die Pariser Impressionisten, wenn auch ein gutes Theil besser. Chalmers und seine wunderbare Persönlichkeit sind ja bekannt genug. Nur wenige Werke von ihm sind von außerordentlicher Schönheit, aber sein Arbeiten war ein ideales und brach jäh ab, eher, als er es selbst vermuthete. Oft arbeitete er Monate an einem Bild, um es dann wieder abzukratzen. Erst gegen sein Ende hin arbeitete er sich zu größerer Leichtigkeit in der Ausführung empor. Als ich noch studirte, war er Besucher bei uns und zwar ein begeisterter. Natürlich gab es, so lange er lebte, auch Leute, die ihn zu verkleinern suchten, obgleich ihn immer eine gewisse Begeisterung umgab. Jede geringe halbfertige Skizze eines Studenten wurde, wenn sie nur einigermaßen nett gemalt war, Chalmers Einfluß zugeschrieben. Und doch konnte es kaum etwas Verkehrteres geben. „Wie wundervoll das ist" sagte er immer, auf eine Stelle an dem — Modell zeigend, nicht der Farbe, sondern eben so sehr der Form wegen, der unumgänglichen Korrektheit in der Zeichnung der Formen, der Rumpflinien, der Proportion der Hände und Füße. Nichts ging ihm über die Schönheit. Und wenn er dann den Pinsel ergriff, dann war es, um einer Locke Schwung zu geben, eine affektirte Hand zu ändern und ihrer Stellung eine reizvolle Linie zuzufügen. Als er starb, war es uns, als ob unser Licht erloschen wäre. Wenn ich von Chalmers Etwas gelernt habe, so war es Das, mich nicht auf die Natur, sondern auf das Schöne in ihr zu verlassen. Auch die Persönlichkeit Mac Taggarts ist äußerst bemerkenswerth .... Einmal sagte er zu mir: „Vergessen Sie nicht, daß Sie nicht das Modell malen, sondern Ihre Vorstellung von ihm." — Impressionismus!

Wingate ist früh unter Ruskins Einfluß gekommen und hat dessen Kunstanschauungen angenommen, ehe er eigentlich noch wußte, worauf sie fußten. Auch seine Weisungen über das Studium der Natur suchte er allen Ernstes auszuführen. Als er dann 1867 nach Italien kam, erfuhr er erst, was Kunst eigentlich bedeutete. Nach seiner Rückkehr ging er nach Hamilton und blieb dort drei Jahre, um die Natur nach Ruskins Methode zu studiren. Hiervon immer weniger befriedigt, ging er 1871 nach Edinburgh und trat dort in die Akademie ein. Nach einer Arbeit von zwei Wintern wollte er schon auch diese unbefriedigt verlassen, als er mit Hugh Cameron in Berührung kam. Von dem Augenblick dieses Zusammentreffens datirt der Wechsel in Wingates Manier zu malen, die in seiner jetzigen Vollendung ihren Höhepunkt erreicht hat. Unter Camerons Einfluß gab er seinen Vorsatz auf, nach Paris zu gehen, und besuchte statt dessen die Kurse mit lebenden Modellen an der Royal Scottish Academy, zusammen mit J. C. Noble, John R. Reid, John White, Mac Gregor, J. H. Lornier und P. Adam. So blieb er auf dem Lande in der Nähe von Edinburgh, wo er sich endgiltig niederließ bei seiner Ernennung zum Akademiker 1887.

Erst mit dreiundzwanzig Jahren entschloß sich R. B. Nisbet zur Kunst überzugehen, nachdem er die Lehrjahre in einem Schiffsbureau durchgemacht hatte. Seine technische Ausbildung hat ihm das sorgfältige Studium der Werke Drewints, Cotmans und David Corens gegeben, während ihn seine Neigung zu Constable, Crome, Cecil Lawson und der französischen romantischen Schule zog. So zeichnen sich seine Bilder denn auch durch Tiefe, Ernst und ein feines Gefühl für Lufteffekte aus. Wie bei David Cox spielt auf seinen Bildern der Himmel eine so große Rolle, daß er der ganzen Landschaft ihre Stimmung giebt.

William Grant Stevenson ist als Bildhauer ein Mitglied der Royal Scottish Academy. Er ist bekannt durch seine Thierstücke, die auf jeder Ausstellung vertreten sind. Sie sind charakteristisch durch ihren Humor und manchmal durch ihr Pathos. So sein „Totes Schaf im Schnee" mit dem Lamm, das hilflos zuschaut, wie seine Mutter von Raubvögeln aufgefressen wird. Seine durchgebildete Bildhauertechnik kommt in den Bildern in der Vollendung der Form und der Genauigkeit der anatomischen Einzelheiten seiner Thiere zur Geltung.

Otto Leyde ist einer der wenigen ausländischen, in Schottland ansässig gewordenen Künstler. Er ist zuerst durch die Akademie der schönen Künste in Königsberg unter Rosenfelder gegangen, dann aber ist er ganz ein Schotte geworden und zu hohen schottischen Kunstehren gelangt. Er trat in den Kreis von John Pettie, Orchardson, Peter Graham und Mac Whirter, und seine Bilder, hauptsächlich Frauen- und Kinderportraits, sind berühmt

als seine Stimmungbilder. Er steht unter seinen Wahllandsleuten fast ganz allein. Abgesehen von Lavery und wenigen anderen Jüngeren, bebauen sie alle mehr das Feld des männlichen Portraits. Seine Damenportraits gefallen so, daß er mehrfach, z. B. auch für sein Bild der Countess of Wemyss, höheres Honorar erhalten hat, als ausgemacht war.

In Robert Macgregor verkörpert sich die Beobachtung der schottischen Fischerbevölkerung. Seine Bilder, z. B. die „Garnelenfischer", zeigen meist nur eine Gruppe von zwei oder drei Fischerleuten und höchstens noch ein paar Staffagefiguren im Hintergrunde. Außerdem nichts als Himmel, Strand und einen Streifen fernen Meeres. Aber sie sind mit dem sichtlichsten Bestreben gemalt, den Ernst im Leben Derer vorzuführen, die die harte Nothwendigkeit alltäglich den Gefahren des Windes und der Wellen aussetzt. Vielleicht ist ihr eintöniges Leben in Wirklichkeit gar nicht so traurig, wie seine Bilder, gleich denen von Millet und Israels, es wohl scheinen lassen.

Donovan Adam, ein Schüler seines als vortrefflicher Landschaftmaler und vollendeter Zeichner bekannten Vaters, ist in einer wahren Kunstluft aufgewachsen und soll schon gezeichnet haben, ehe er noch gehen konnte. Adam war der Gründer des schottischen Ateliers in Edinburhg. Hochlandthiere und Landschaften sind die Hauptvorwürfe seiner ausgezeichneten Bilder. In seiner Kunstbegeisterung hat er in seinem Hause bei der alten Königstadt Stirling ein Atelier für Thiermalerei eingerichtet. Dort hält er sich eine ganze Herde Hochlandvieh, Pferde, Schafe, Ayrshire-Kühe, Esel, Ziegen, Hunde und alle möglichen Arten Kleinvieh und Geflügel. Umgeben von einer Schaar begeisterter junger Anhänger lebt er hier, fühlt sich außerordentlich glücklich und genießt für seine eigenen Werke den Vortheil gemeinsamer Arbeit, der auch für seine Schüler nicht geringer ist. Sein Eifer lohnt sich aber schlecht: am Jahresende sind seine Taschen immer leer.

Die Glasgower.

Das Glaubensbekenntniß der Glasgower hat James Paterson einmal ausgesprochen: „Kunst ist nicht Nachahmung, sondern Auslegung. Sicherlich müssen Sie malen, was sie sehen; ob das Ergebniß aber Kunst ist, das hängt davon ab, was Sie sehen. Kunst ist nicht Natur, sondern mehr als Natur. Es ist Natur, durchströmt von einem Hauch bewußten Geistes. Ein Bild ist nicht ein Fetzen Natur, sondern Natur, widergespiegelt, kolorirt, ausgelegt von einer menschlichen Seele und einem eindringenden und nicht nur passivem Gefühl für Natur. Das ehrfurchtvollste Studium von Natur und Kunst durch ein ganzes Menschenleben wird noch keinen Künstler machen, aber kein Maler kann ohne Beides je Hervorragendes leisten. Die Probleme, die die großen Alten beschäftigt haben, sind noch immer zu lösen:

Einbildungskraft, Würde der Komposition, Proportion, Gleichgewicht, Bemeisterung der Technik, Stilisiren, dekorative Färbung, Uebersetzung der Naturstimmung in das Reich des Pinsels, — aber zu ihnen kommt jetzt noch ein ganz neues Verständniß für die Farben der Naturobjekte in variirenden Lichteffekten, deren Wirkung zu wecken versucht werden muß, soweit sie selbst auch jenseits aller Darstellungskraft liegen. Das sogenannte dekorative Element ist eine wesentliche Eigenschaft jedes wirklichen Kunstwerkes. Formen, Töne und Farben müssen wohlthuend auf das gebildete menschliche Auge wirken, und nur soweit die Natur dem Künstler diese in die Hand giebt, kann er ihr folgen. Daher kommt es, daß fast in allen großen Denkmalen der Landschaftmalerei ein bedeutendes Abweichen von den wirklichen Naturthatsachen zu beobachten ist, ein absichtliches und nothwendiges Abweichen, kein zufälliges und fehlermäßiges." Von diesem Standpunkte aus ist die Glasgower Malerschule denn auch zu betrachten, nicht nur der Künstler, der diese Worte ausgesprochen hat.

Auch als Maler ist James Paterson am Meisten typisch für die Glasgower Schule. Bilder von ihm sind in München, wo er die kleine goldene Medaille erhielt, in Dresden und Berlin ausgestellt gewesen und den Lesern der „Zukunft" jedenfalls wohlbekannt. Sein „Mondaufgang", der „Winter in Glen Cairn", „Die namenlosen Hügel" und die „Marwelton-Höhen" sind ja in ganz Europa berühmt. Landschaften hat er in Oel- und Wasserfarben gemalt und sich überdies in Portraits, Blumenstücken und Ganzgestalten versucht. Namentlich diese zeigen eine eigenartig kühne Malweise. Besonders fein sind seine Aquarelle: von der Nachlässigkeit, die sonst für viele moderne Aquarelle so charakteristisch ist, keine Spur. Von Engländern haben ihn Constable und Crome, von den französischen Romantikern Rousseau, Millet und Corot beeinflußt, die Italiener, Holländer und Spanier mit ähnlichen Zügen nicht gerechnet.

Im Gegensatz zu ihm hat James Guthrie überhaupt keine regelrechte künstlerische Ausbildung in Form von Atelierkursen genossen. Aber er selbst erzählt, daß ihm Hilfe, Rath und Aufmunterung von älteren Meistern in London wie in Schottland geworden sei. Vortreffliche Zeichnung, ungewöhnliche Vielseitigkeit der Mittel und solides Malen zeichnen seine Werke aus. Einfachheit des Sujets und Breite der Behandlung machen seine Bilder als Ganzes eben so wirksam, wie sie großartig ausgeführt sind.

John Laverys Arbeiten sind denen Guthries nicht unähnlich. Bei oberflächlicher Betrachtung mögen sie weniger mächtig zu sein scheinen, bei genauem Zuschauen aber offenbaren sie um so größere Feinheiten und eine unübertreffliche Sorgfalt in der Zeichnung. Manche seiner Bilder sollen den Gegenstand darstellen, wie er, mit einem einzigen Blicke erfaßt, erscheint.

Wie bei dieser Methode unvermeidlich, bleibt Alles, bis auf den Hauptpunkt, undeutlich. Aber aus dieser Behandlungweise der Stoffe sind Werke von großer künstlerischer Schönheit hervorgegangen.

Die Werke keines anderen Vertreters der Glasgower Schule haben zu solchen Debatten geführt und sind von dem großen Publikum so gründlich mißverstanden worden, wie die von George Henry und E. A. Hornel. Beide befinden sich gegenwärtig in Japan und haben die selbe Vorliebe für japanische Kunst wie für Monticelli. Beider Einfluß spiegeln ihre Werke stark wieder. Freilich haben sie weder die japanischen Eigenthümlichkeiten der Zeichnung, noch ihre Verachtung der Perspektive angenommen. Beide sind tüchtige, sorgfältige Zeichner und ihre Perspektiven unterscheiden sich in nichts von denen anderer fertiger Künstler. Aber ihre Bilder sind einzig und allein Dekorationstücke, in denen die Wirklichkeit in Figur und Farbe sich gänzlich dem dekorativen Zweck beugen muß. In ihrer Art der Gruppirung tritt der japanische Einfluß oft hervor, aber ihre Farben bewegen sich auf ihren meisten bekannten Bildern eher in den warmen tiefintimen Tönen Monticellis als in den bloßen lichten Schattirungen, die der japanischen Kunst eigen sind. Henry scheint einzig und allein in Glasgow studirt zu haben, Hornel hat sich in Antwerpen ausgebildet, aber erst das Zusammentreffen mit Henry brachte seine Künstlerschaft zur Entfaltung. Eine Zeit lang hatten sie so an einander gehangen, daß sie nicht nur neben einander malten, sondern sogar das Bild „Die Druiden" zusammen schufen. Später trennten sie sich und schlugen jeder ihren besonderen Weg ein.

Eben so scheint Alexander Roche durch die dekorative Kunst Japans geleitet worden zu sein. Zeugniß dafür geben seine „Miß Loo", sein „Dolce far niente" und ganz besonders sein „Guter König Wenceslaus". Freilich tritt bei ihm die Wirklichkeit nicht ganz so weit hinter dem dekorativen Element zurück. Statt die Natur zu verändern, suchte er sich aus ihr die Momente, die sich seiner Manier fügten. Auch sind seine Farbenwirkungen düstererer Natur als die Henrys oder Hornels.

Zu dieser dekorativen Gruppe gesellt sich noch R. M. G. Coventry. Viele seiner Bilder sind praktisch nichts als Schattirungsymphonien in Blau. Neben den Vorzügen der jungen Schotten zeigen sie den Einfluß der Pariser Technik, die er sich unter Bouguereau und Robert Henry im Atelier Julien erworben hat.

P. Macgregor Wilson ist einer der Künstler gleich Sir George Reid, der es nicht verschmäht hat, von Jedem zu lernen, den er gemeinsamer Arbeit würdig befand. Er war der erste europäische Künstler, der eine Kunstreise durch Persien unternahm und dort viele eingeborene Vornehme, den Schah und seinen Premierminister eingeschlossen, malte. Das

Portrait seiner Gattin, gegenwärtig auf der Ausstellung in München, stellt eine neue Musterleistung von ihm dar.

D. Y. Cameron, dessen Radirungen von der Clyde vergangenes Jahr erschienen sind, hat gleich vielen andren schottischen Malern eine nur sehr dürftige Ausbildung genossen. Er begann als Kaufmann und benutzte die Zeit vor und nach den Geschäftsstunden, um die Glasgow School of Art zu besuchen und dort nach der Antike zu zeichnen. Dann zeichnete er noch zwei Winter nach der Natur in der Edinburgh Atelier Society, einem Institut, in welchem Meister und Schüler nebeneinander arbeiteten, wo jedoch kein Unterricht ertheilt wurde, so daß jeder auf seine künstlerische Manier selig werden konnte. In München gehört er, wie viele seiner Landsleute, zu den Sezessionisten und hat gleichzeitig auch in Berlin ausgestellt.

Erst vor vier Jahren hat Grosvenor Thomas ernstlich zu malen begonnen, und schon ist sein Name in der schottischen Kunstwelt angesehen. Sein erstes Bild „Dämmerung" war 1889 in Glasgow ausgestellt und hing dort im sogenannten Impressionistensaal. Im folgenden Jahr wanderte es auf die Ausstellung nach München. Thomas hat unter keinem Professor studirt, sondern will Alles durch liebevolles Studium der Schönheiten der Natur gelernt haben. Schöne Farben gehen ihm über Alles, und ihm hat der frühe Morgen die reizvollsten Lichteffekte. Deswegen geht er schon vor sechs Uhr früh an die Arbeit. Die Umstände haben ihn im Laufe seines Lebens nach Australien, Indien, China, Südamerika geführt, und vor Allem nach Japan; aus dem Studium dortiger Kunst hat er besonders für die Farbengebung viel gelernt. Auch in diesem Jahr hat er drei Bilder auf der Münchener Ausstellung.

Joseph Henderson ist wohlbekannt durch seine Portraits und Marinebilder, und Duncan Mackellar nimmt seine Gegenstände aus dem englischen Schauspiel und dem Scottschen Romane. Wenigstens ihre Namen sollen hier nicht vergessen sein.

Die Londoner.

Weder Edinburgh noch Glasgow kann dem Künstler ein solches Feld für sein Studium bieten wie die Hauptstadt Großbritanniens. Sehr viele Schotten sind darum nach London gewandert. An ihrer Spitze steht ein Mann, der berühmt ist durch seine Fähigkeit, mit den denkbar geringsten Mitteln die großartigsten Bilder zu machen, John Mac Whirter. In der Royal Academy ist jetzt von ihm „ein Hochlandssturm" ausgestellt, nichts als drei Bäume und ein Wasserfall, und davon hat nur der Wasserfall und einer der Bäume eine bemerkenswerthe Größe, aber diese einfachen Gegenstände sind mit so vollendetem Geschick behandelt, daß

man sich zu dem Bilde nichts hinzu wünscht. Es ist ein so echter Hochlandssturm, wie man ihn nur in den Highlands je sehen kann. Seit der Ausstellung seines ersten Bildes in der Royal Academy, des „Vestatempels in Rom", das er mit sechsundzwanzig Jahren gemalt, hat er zahlreiche Erfolge zu verzeichnen gehabt. Seine Silberbirken mit ihrem graziös bebenden Laube und den reizvollen Linien der Aeste sind Meisterstücke. Sie kehren häufig auf seinen Bildern wieder, so auf den „Drei Grazien", der „Waldfrau", den Bildern von der Insel Skye. Unübertroffen wie sie ist, ist seine technische Geschicklichkeit doch bescheiden und drängt sich nie vor. Wir haben von ihm eine große Anzahl von Blumen- und Vordergrundpflanzenstudien, von denen Ruskin in seinen Oxforder Lehrkursen eine Sammlung, als Muster für die Einzelnheiten des Vordergrundes benutzte. In den letzten Jahren ist Whirter in seiner Kunst über sein Heimathland hinausgegangen und ganz Kosmopolit geworden. Der Triumphbogen des Titus und das Colosseum in Rom, der Hafen von Genua, Konstantinopel, Florenz, der Tempel von Girgenti in Sizilien, Juni in Oesterreichisch Tirol, das sind seitdem seine Bilder.

Im Gegensatz zu ihm ist Peter Graham ein Künstler, blind gegen alle Schönheiten außerhalb seines Heimathlandes. Die schroffen Klippen Nordbritanniens im wildesten, stürmischsten Wetter, halb verdeckt von sturmgepeitschten Nebelwolken, die Küsten der Hochlandseen, reißende Hochlandströme und solche, die lustig über den steinigen Grund rieseln — das sind Grahams Lieblingsstoffe. 1886 stellte er Spate in the Highlands aus, und unser größter Kunstkritiker Hamerton soll durch dieses Bild ganz außer Fassung gebracht worden sein. „Von diesem Bilde ist das Publikum in einer Weise ergriffen", schrieb er, „wie es nie durch großes Können, sondern einzig durch Leidenschaft und wahrhaft künstlerische Kraft gepackt werden kann". Seitdem hat Graham noch mehr Meisterwerke geschaffen. Ihre Titel beschreiben sie schon. Da ist eine „leisschwellende Fluth", da sind „Wandernde Schatten", da ist eine „Ruhestätte der Seevögel".

John Pettie ist so kurz erst verstorben, daß sein Name wohl noch unter den Malern von heute erscheinen kann. Zwei seiner Portraits hängen eben in der Royal Academy. Seine Technik bewegt sich in ziemlich freien Bahnen. Vielleicht ist seine Vorliebe für lebhaftes Gelb und Orange etwas aufdringlich. Diese Vorliebe theilt ein Schüler Laubers mit ihm, W. D. Orchardson; nur behandelt er das Gelb so, daß es als Weiß erscheint. Seine Figuren sind, verglichen mit dem übrigen Bilde, immer nur klein, aber sie bilden trotzdem das Hauptmoment. Oftmals zeigen seine Bilder nichts als einen lichten Hintergrund, von dem sich ein tiefdunkler, in warmen Farben gehaltener Gegenstand, wie ein Klavier oder eine Orgel, wirksam abhebt.

Auch W. E. Lockhart ist einer der vielen berühmten Schüler Laubers. Während seines Studiums zwang ihn eine schwere Krankheit zu einer Unterbrechung. Er unternahm eine Reise nach Australien. Später ist er viel in Spanien herumgereist unter der Sonne von Velasquez. „Einer meiner guten Freunde", so erzählt er von dieser Zeit, „war Fortuny. Wir wohnten einige Monate zusammen in der Alhambra. Er war ein herzensguter, einfacher, bescheidener Mensch. Eine richtige Malerhorde, lebten wir in den Siete Suelos. Manchmal waren alle Nationalitäten vertreten ... Abgesehen von diesen bunten Verhältnissen habe ich so ziemlich die selbe Ausbildung genossen wie alle anderen Maler. Für gewöhnlich unterrichtet man ja Maler nicht, sondern sie lernen. Und so bin ich heute in Paris, morgen in Madrid und Sevilla, dann wieder in Holland und Italien herumgewandert und habe überall versucht, Augen und Verstand weit offen zu halten. In meinen jüngeren Tagen erschien mir Alles möglich, selbst ein Bild von einer Staatsaktion. Seitdem habe ich etwas mehr darüber gelernt, besonders seit ich eine gemalt habe."

David Murray ist einer der bekanntesten Landschaftmaler von heute. An Anerkennung und Titeln von Seiten der Künstlerschaft hat es ihm nie gefehlt. Ein ganz eigener graziöser Schwung der Linien, ganz besonders merkbar in der Zeichnung von Zweigen und Stengeln bei Buschwerk und Schilf, aber sichtbar im ganzen Bilde, ist seinen Werken typisch. Auch in der Behandlung des Laubes liegt bei ihm ein eigenthümlicher Zauber, der etwas an Corot erinnert. Seine glückliche Hand in der Gruppirung von Staffagefiguren erlaubt ihm, aus jedem möglichen Stoff ein Bild zu machen.

Arthur Melville ist der Darsteller morgenländischer Stoffe. Seine wirkungreiche Kraft läßt ihn mit Wasserfarben Effekte erzielen, die sonst nur in Oel möglich sind. Scheinbar sind seine Werke höchst einfacher Art, da er die Einzelheiten übergeht und nur den allgemeinen Eindruck wiedergiebt. Aber aus der rechten Entfernung gesehen, wirken sie so lebendig und wahr, nichts fehlt und die Malweise erscheint über jedes Lob erhaben.

Eine Gallerie Schotten — nicht mehr und nicht weniger habe ich geben wollen und auf diesem Raum geben können. Die Leser der „Zukunft" mögen mir verzeihen, wenn noch zahlreiche bedeutende Namen wegbleiben mußten. Es kam mir nur darauf an, die typischsten Vertreter jeder Gruppe zu nennen. Eine Gallerie von Schotten, in der keiner der genannten Namen fehlte, könnte immerhin schon Anspruch darauf erheben, die moderne Malerei Schottlands darzustellen.

London. Albert Laundy,
Professor der Kunstgeschichte am Bedford College.

Der Biberpelz.

Irgendwo um Berlin lebt die Familie Wolff. Der Vater ist Schiffszimmermann, übrigens halb verblödet, die Mutter ist Waschfrau, die Töchter, eine von siebenzehn und eine von vierzehn Jahren, bereiten sich, jede auf ihre besondere Weise, auf das horizontale Handwerk vor. Trotzdem diese frühen Talente nicht unbekannt geblieben sind und trotzdem Herr und Frau Wolff in ihren Mußestunden sich mit Wilddieberei, Schmuggelgeschäften und schweren Einbrüchen plagen, ist die Familie in dem Nest allgemein höchst beliebt, denn Mutter Wolffen ist eine fleißige Waschfrau und hat den Mund auf dem rechten Fleck. Allerdings ist da irgendwo um Berlin die Auswahl des Verkehrs etwas beschränkt: der Amtsschreiber ist ein armseliges Lümpchen, der Amtsdiener ein versoffener Idiot; der Schuster hat wegen Kuppelei im Zuchthause gesessen, der Gendarm treibt mit den großen, der Kaufmann mit den kleinen Mädchen verdächtige Zärtlichkeit, und die Spreeschiffer, die dort verkehren, scheinen, wenn man nach den beiden Typen Wulkow und Schulze urtheilen darf, vom Paschen und Hehlen vorwiegend sich zu ernähren. Außerdem schleicht noch ein Schriftsteller Motes herum, ein verkommenes Pumpgenie, das im Denunziantendienst nun für seine Blöße nothdürftige Deckung sucht. Von den Honoratioren lernen wir nur einen Rentier Krüger kennen, einen verspäteten Achtundvierziger, der in jedem Beamten den geborenen Erzfeind sieht und mit jeder Kleinigkeit doch aufs Amt läuft, und einen Doktor Fleischer, der, wie es scheint, Sozialist und ganz sicher eine Seele von einem Menschen ist.

In diesen angenehmen Ort ist seit vier Monaten ein neuer Amtsvorsteher versetzt worden, der, wie es die ihm vorgeschriebene Pflicht verlangt und wie es in Berlin sogar die Musterverwaltung thut, sich um das politische Treiben in seinem Kreise bekümmert, nach Sozialisten und Anarchisten eifrig spürt und gern wissen möchte, welche Bücher die bei ihm angeschwärzten Leute lesen. Er respektirt übrigens, was nicht immer und überall geschehen soll, streng das Briefgeheimniß, er examinirt nicht, was mitunter doch selbst beim Freisinn in Wasserstiefeln vorkommen soll, die Leute, mit denen er amtlich zu thun hat, um ihr politisches Glaubensbekenntniß zu ergründen, und er nimmt von dem hitzigen Fortschrittsmann Krüger geduldig die ausführlichsten Grobheiten hin. Außerdem hat er den gar nicht hoch genug zu schätzenden Vorzug, daß er niemals Akten anlegt und jede Sache im direkten mündlichen Verfahren und nach seiner Personalkenntniß zu Ende zu bringen sucht. Diese Personalkenntniß ist nun freilich etwas lückenhaft; er ist, wie ich schon berichtete, erst seit vier Monaten im Amt und er verschließt sein Ohr nicht dem devoten Gemurmel des anscheinend

durch gute Referenzen empfohlenen Herrn Motes, dem er aber sofort einen Fußtritt giebt, als er erkennt, daß der kleine Jagdreporter ein großer Gauner ist. Vor den Richterstuhl dieses zwar nicht gerade leuchtend klugen, aber trotz seinen etwas landjunkerlichen Manieren doch durchaus achtbaren und für den immerhin subalternen Dienst ausreichenden Mannes werden nun zwei Diebstähle gebracht: Herrn Krüger ist zuerst Holz und dann ein Biberpelz gestohlen worden, — Beides natürlich von Herrn und Frau Wolff. Natürlich ist das für uns, weil wir das tüchtige Ehepaar kennen gelernt haben; da es im ganzen Ort aber, seltsam genug, des allerbesten Leumundes sich erfreut, da der Fleiß der Waschfrau beinahe sprichwörtlich geworden ist und der Bestohlene selbst auf sie nicht den allergeringsten Verdacht wirft, so ist es dem Amtsvorsteher gar nicht zu verdenken, daß er dem allgemeinen Urtheil zunächst sich anschließt und Frau Wolff für eine ehrliche Haut hält. Ob es von seinem Standpunkte ihm sehr zu verargen ist, daß er daneben in dem harmlosen Demokraten oder Sozialisten Fleischer einen gefährlichen Kerl sieht, darüber werden die Ansichten vielleicht auseinandergehen; gar so unglaublich komisch aber werden diesen Irrthum wohl nur Wenige finden; ich mindestens könnte mich ganz leicht in den Gedankengang eines Amtsvorstehers von Friedrichshagen versetzen, der die doch gewiß sanften und menschlich tadellosen Anarchisten Wille und Kampffmeyer für gefährlicher und der Aufsicht bedürftiger hielte als eine im Ort sehr angesehene Waschfrau, von der Niemand noch weiß, daß sie bei nächtlicher Weile ihren vertrottelten Gesponsen zu schweren Einbrüchen verführt. Lächerlich würde der Mann mir nun gar nicht erscheinen, — vielleicht, weil ich, ohne doch im Parteisinne Demokrat, Sozialist oder Anarchist zu sein, von viel höheren Behörden viel merkwürdigere Dinge schon erlebt habe.

In der Komoedie „Der Biberpelz", die im Deutschen Theater aufgeführt und im Verlag von S. Fischer als Buch herausgegeben worden ist, soll der Amtsvorsteher lächerlich und zugleich verächtlich sein; und weil ich diese Ansicht nicht theile und in der ganzen Komoedie überhaupt nur ein billiges und dürftiges Stück Arbeit zu sehen vermag, deshalb habe ich in möglichst trockenem Ton den Inhalt und die Szenerie hier zu schildern versucht. Denn der Verfasser, Herr Gerhart Hauptmann, hat meine ganze Sympathie; er ist ein stiller und ernster Künstler, der nicht, nach berüchtigten Mustern, in Proszeniumslogen herumposirt und in Thiergartenvillen sich als Dessert verabreichen läßt; den berauschenden Alkohol, den ihm, wie seinem Kollegen Crampton, die Stiefelputzer kredenzen wollten, die mit dem beginnenden Ruhm sich an ihn hängten, hat er weise verschmäht und mit klugem Bewußtsein sich gegen das Wünschen und Drängen dieses Gesindes entwickelt, das noch immer seine beschmutzten Windeln bestaunt. Die Schonung

der Angstkinder vom Stamme des süßen Fagerolles braucht dieser Mann nicht; er ist wohl reich genug, um auch den Luxus einer ganz verfehlten Arbeit sich mitunter gestatten zu dürfen, und gefährlich könnte das nur dann für ihn werden, wenn er von dem Gehubel da unten sich vorreden ließe, er habe ein Meisterwerk geschaffen, das völlig zu verstehen leider nur das Publikum noch zu dumm wäre. Ich bin immer dabei, wenn auf das protzige Publikum von Berlin geschimpft wird, dessen Ton die Börsenweiber und die futtersüchtigen Mitternachtkritiker bestimmen; keines der Dramen des Herrn Hauptmann aber enthält solche Gedankentiefen, keines bringt so überraschende Perspektiven, daß ihm, etwa wie Ibsen und manchmal Hebbel, ein Publikum erst auferzogen werden müßte. Herr Hauptmann sagt immer Alles, was er gerade weiß oder fühlt; er sagt es umständlich, pedantisch, und wenn er ausgesprochen hat, bleibt Einem zu wissen oder zu fühlen auch kaum noch Etwas übrig. Die Kraft, eine Gestalt mit sicherem Griff so vor unseren Blick zu stellen, daß wir ganz genau wissen, wie dieses deutlich in seinen großen Linien bestimmte Menschenkind in jeder Lebenslage sich benehmen würde, — diese Kraft, die den Meister macht, scheint Herrn Hauptmann zu fehlen und deshalb muß er sich und uns erschöpfen oder, wie Fräulein Wolff sagt, „abmarachen", um seine mühsälig nachgebildeten Gestalten in möglichst vielen Situationen und Beziehungen vorzuführen. Wie der Johannes der „einsamen Menschen" im Verkehr mit seinem Lehrer Haeckel sich benommen hat und wie der Agitator Loth — aus dem Drama „Vor Sonnenaufgang" — in einer Ehe sich benehmen würde, davon kann ich mir gar keine Vorstellung machen; und ich weiß doch ganz genau, wie Hamlet in Wittenberg und Rebecca West in Finmarken gelebt hat. Diese Größenverhältnisse muß man festhalten, weil in der Berliner Asphaltliteratur gern ein Bischen Klassiker gespielt und Herr Sudermann zum neuen Schiller oder Herr Fulda zum neuen Grillparzer gestempelt wird; da draußen im Reich glauben das die Leute nun freilich nicht, aber nach der Anschauung der gewalkten Lumpenwelt fängt hinter dem Bereich der Trottoirkrankheit bekanntlich „die Provinz" an, wo man am hellen Mittag erst sechs schlagen hört, wie uns der Kadelburg lehrete und der Blumenthal.

Als neueste Rolle ist Herrn Hauptmann die Heinrichs Kleist zugedacht; nachdem er vorher bereits einmal Shakespeare war, ist das immerhin schon weniger, aber um ein Beträchtliches doch noch zu viel. Der „zerbrochene Krug" ist in Weimar, der „Biberpelz" ist in Berlin ausgezischt worden — wenn auch Herr Schlenther es für angemessen hielt, aus eigener Machtvollkommenheit einen „großen Erfolg" zu konstatiren —, aber damit ist die Aehnlichkeit auch erschöpft, sogar in dem gleichgiltigen äußeren Verlaufe des ersten Abends: denn in Weimar stieß die bürgerliche und auto-

ritätgläubige Wohlanständigkeit sich an der aristophanischen Frechheit und derben Deutlichkeit der Satire und an ihrem Uebergreifen auf das verfängliche Gebiet des Sexualverkehrs; in Berlin, wo gegen lokale Machthaber und alte Sitten der Spott und der Spaß gar nicht toll genug sein konnte, erlahmte endlich die Geduld an der ermüdenden Wiederholung des selben spottbilligen Witzes, der darin besteht, daß von Amtes wegen eine geriebene Diebin für eine ehrliche Haut und ein arglofer Schwärmer für einen düsteren Dynamitarden gehalten wird. Zum Verständniß so gassenläufiger Wirkungen, die in hundert alten Possen ohne großen Apparat längst schon ausprobirt sind, ist am Ende doch auch die Berliner Intelligenz allmählich herangereift und es ist eine alberne Behauptung, daß von „der innerlichen Größe dieses Schlußeffektes" das Publikum nichts empfunden haben soll. Wahrscheinlich gehöre ich mit zu den Dummen, denn ich habe, offen gestanden, gar nichts empfunden als den Aerger darüber, daß ich seit zwei Stunden den ärmlichen Schlußwitz kommen sah und daß er dann auch wirklich noch, dick unterstrichen, kam. Das ist die Empfindung, die man immer hat, wenn ein gottvoller Spaß angekündigt wird und die langathmige Geschichte endlich sich als ein uralter Kalauer entpuppt. Unhöfliche Leute pflegen dann höhnisch wohl den Erzähler zu fragen: Und die Pointe?

Ich möchte gegen Herrn Hauptmann gewiß nicht unhöflich sein, aber ich weiß wirklich nicht, wohin die Spitze seiner Satire zielt. Gegen den Amtsvorsteher? Herr Schlenther, den ich wohl als einen Eingeweihten betrachten darf, nennt ihn einen „echt-modernen und schlechtweg gemeinschädlichen Strebertypus", — diesen völlig harmlosen, mit einiger Prudelwitzkomik ausgestatteten Herrn von Wehrhahn, der keinem Menschen auch nur das Geringste zu Leide thut, der nur nicht, was auch gar nicht zu seinem Amt gehört, ein tief blickender Menschenerkenner ist und der schließlich selbst bei den Winzigkeiten, um die das Stückchen sich langsam dreht, nicht ernstlich Etwas versieht. Was würde an seiner Stelle denn ein gelehrter Richter thun, selbst der vernünftigste, freisinnigste, selbst der höchste Chef des Herrn Schlenther? Der würde sofort ein Aktenbündel anlegen, Zeugen vernehmen, jeden Verdächtigen — also nicht Mutter Wolffen — verhaften lassen, Termine ansetzen und den groben Herrn Krüger zunächst einmal wegen ungebührlichen Betragens vor Gericht einsperren, um nach langen Monaten vielleicht gerade so weit zu sein wie der Amtsvorsteher, da er zu „der Größe des innerlichen Schlußeffektes" sich aufschwingt. In welcher besten der Welten lebt denn Herr Schlenther, daß er einen liebenswürdigen Dümmling schon für einen „schlechtweg gemeinschädlichen Strebertypus" halten kann? Die gemeinschädlichen Streber sehen ganz anders aus: die heirathen, um ihre Schulden los zu werden, die Tochter ihres Wucherers

und leisten, um nur ja im Brot bleiben zu können, mit eiserner Stirn lustige Meineide; oder sie winseln und schimpfen durch Sozialistenversammlungen und Bourgeoisblätter so lange sich zu einem Rühmchen hinauf, bis sie einige Leute von der Art der Nichtallewerdenden gefunden haben, die ihnen für ein Theatergeschäft dann das nöthige Geld vorstrecken. Solche Gemüthsmenschen könnte ich Herrn Schlenther ganz bequem auf einem kurzen Spaziergange zeigen und ich hoffe, daß er dann über den friedlich krähenden Wehrhahn am Ende doch etwas milder denken würde.

Nein: die Satire gegen beamtete Beschränktheit ist diesmal leider verfehlt und über die sorgfältige Darstellung einer trivial komischen Gerichtsverhandlung auf dem Lande ist Herr Hauptmann nicht hinausgelangt; daß er obendrein noch diese Verhandlung wiederholt, daß er erst wegen des gestohlenen Holzes und dann wegen des gestohlenen Pelzes uns zappeln läßt, war mindestens unvorsichtig, — aber wohl nicht unbeabsichtigt, denn dabei sollte der angeblich komplizirte Charakter der Frau Wolff uns entwickelt werden, die zunächst nur passiv und später aktiv an der Verhandlung betheiligt ist. Von dieser Frau Wolff hatten eifrige Freunde des Dichters vorher Verheißendes erzählt: das sollte eine Aufgabe sein, der von den verfügbaren Schauspielerinnen eigentlich keine gewachsen wäre. Schließlich kam sie an eine begabte junge Dame, die mit ihrer weichen, lachenden Mädchenstimme und ihrem glatten Gesicht etwa so wirkte wie ein talentvolles Nichtchen, das bei Großtantens silberner Hochzeit, zum Staunen der Gäste, eine komische Alte spielt. Ja, eine komische Alte; die Hauptmanngelehrten werden entrüstet die Brauen hochziehen, aber ich kann mir nicht helfen: für mich ist Frau Wolff eine komische Alte, wie sie in der schlechten Posse steht, die Fremdwörter verwechselt, dem Mann und den Töchtern hochtrabende Namen giebt, ängstlich auf die Groschen sieht, ein hübsches Kind für etwas Höheres bestimmt und eine Hausfrauenmoral sich zurecht gemacht hat, die im Mausen und im Begaunern ein selbstverständliches Recht des Schwächeren sieht. Daß sie daneben auch noch schwere Einbrüche anstiftet und umständliche Hehlereien verübt, das gehört zum realistischen Aufputz des Ganzen, und der ist mitunter recht gut gelungen, namentlich in der Sprache, die von Herrn Hauptmann immer individuell und theatergerecht behandelt wird. Aber es ließe sich, wenn man den genügenden Raum daran wenden wollte, ganz leicht nachweisen, daß die komischen Wirkungen fast immer, wie in den Durchschnittsposſen, aus den Situationen und den dialektisch verderbten Wortwitzen, und fast nie, wie in den starken und echten Komoedien, aus den Charakteren kommen. Der Dorfrichter Adam, der absichtlich, weil er selbst daran betheiligt ist, die Verhandlung verwirrt, ist eine komische, eine durch den Humor des Betrachters gesehene Jammergestalt;

der Amtsvorsteher Wehrhahn muß, um komisch zu wirken, nicht zur Sache gehörige Dummheiten — nicht einmal begehen, sondern nur aussprechen. Und in der Stammburg der Familie Wolff wird vollends der Hauptheil der komischen Effekte nur durch den berlinischen Sprachwitz eingebracht.

Gewiß ist in der Schilderung dieser feinen Familie Manches deutlich gesehen und wiedergegeben; aber ich komme nicht recht zum Genießen, wenn ich den aufdringlichen Eifer des Finders merke, der von allen Seiten mir seinen Fund vorstellen will. Damit wir sehen, daß die abgefeimte Diebin zärtlichen Regungen nicht verschlossen ist, wird ein Würmchen eingeführt, das Madame Wolff umständlich herzen und abschlecken muß; diese Bummelzugtechnik schläfert den Zuschauer ein, der auf der Bühne die Ereignisse mit Couriergeschwindigkeit vorbeisausen sehen will. Und wer für das Theater schreiben will, der muß das Theater und seine besonderen Gesetze respektiren, die mit Theorien aus philologischen Seminaren und Kaffeehauskonventikeln nun einmal nicht umzustürzen sind, so lange die Theaterkunst eine billige, niedrige, allgemeinverständliche Massenkunst bleibt, und nicht eine Elitekunst wird für ein Elitepublikum. Daß sich auch in der Massenkunst Hohes und Höchstes erreichen läßt, haben Shakespeare und Schiller, Kleist und Molière bewiesen: der geistige Inhalt ihrer Werke wird zwar gewiß nicht immer auch nur annähernd ausgeschöpft, der dramatischen Bewegung aber und dem menschlichen Leben ihrer Werke, ihrer Hamlet und Alceste, versagt auch der Aermste im Geiste sich nicht.

Und weil Herr Hauptmann diese Bewegung und dieses Leben nicht erreicht, weil er, um absonderliche Charaktere uns zu entwickeln, den einen Vorgang niemals findet, der, ganz allein, mit der größten Schnelle und Deutlichkeit in ihrem ganzen Sein und Wollen sie uns enthüllt, sondern mit der mühsamen Ausmalung von Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten sich abquälen muß, deshalb kann ich, so gern ich es möchte, ihn nicht zu den Großen stellen, die auf dem Wege nach Indien Amerika finden. Mit seiner Kunst, geknickte Existenzen zu schildern und der müden Durchschnittlichkeit ihren eigenthümlichen Duft zu geben, kommt er mir, da er nach dem Lorbeer des Dramatikers strebt, trotz seiner geschickten Beherrschung des Theaterhandwerkes, doch immer ein Bischen so übel berathen vor wie sein Schiffer Wulkow, dessen Herzenswunsch nach einem Biberpelz giert, den er auf der Hauptstrecke seiner Alltagsfahrt doch niemals anziehen kann, weil die vornehme Tracht in der höchstens an bunte Flitter gewöhnten Gegend auffallen und ihren Träger verdächtig machen würde.

Muß ich noch sagen, daß Herr Georg Engels ein ganz genialer Komiker ist und daß er selbstherrlich von dem Stück das Stück gerettet hat, das zum Stück eigentlich gar nicht gehört? M. H.

Depositen.

Es geschieht dem Bankfache ganz Recht, daß sich neulich der Juristentag mit dem Depositenwesen befaßt hat, wobei Kenntniß des Gegenstandes durch Abwesenheit glänzte. Warum haben sich auch die Bankiers selbst nicht schon längst zu einer Berathung über diese brennende Angelegenheit zusammengefunden? Den Vogel Strauß spielen, angesichts nur zu oft wiederkehrender Thatsachen, sich in der Ueberhebung sättigen, daß die Kundschaft ihren alten guten Berather nimmer mit den jählings als Schwindler Entpuppten in einen Topf werfen könne, — solche egoistische Art muß natürlich in eine öffentliche Entrüstung ausmünden.

Viele gute Menschen und bessere Volksredner irren in dem Wahn, als ob überhaupt die Geschäfte fremde Kapitalien zur Aufbewahrung wünschten. Da aber unser bürgerliches Vermögen ungezählte Milliarden in Werthpapieren gleichsam verbarikadirt hält, so ist die Frage der Aufbewahrung schon aus gemeinen äußeren Gründen eine Frage ersten Ranges. Die Banken mit ihren bekannten Aktiven und ihren keineswegs stets eben so bekannten — Passiven würden zur alleinigen Empfangnahme und zur Verantwortlichkeit absolut nicht ausreichen. Wie viele dieser Aktieninstitute, von deren Gesammtwesen im Publikum erhaben-dunkle Begriffe existiren, sind denn überhaupt für alle, auch die äußersten Fälle unbedingt „one a"? Man kann doch unmöglich unsere großen Banken, die kaum das Dutzend voll machen, mit all den mittleren und kleinen Banken in eine Linie stellen. Bei der Vielstaaterei unseres Vaterlandes, wo zu jeder Residenz ein Ballet und eine Bank gehörten! Man versenke sich einmal liebevoller in die Jahresabschlüsse dieser an sich auch vielleicht ganz nützlichen Institute (schon deshalb nützlich, weil sie wenigstens für gemeinnützige Dinge ordentliche Portionen abzugeben pflegen), und man wird finden, daß viele ihre hohen Dividenden nur durch den guten Börsenzinsfuß ermöglichen können, d. h. dadurch, daß sie die ihnen zahlreich zufließenden fremden Gelder in Berlin oder Frankfurt zu Effektenprolongationen herleihen. Wem die Börse von vornherein als ein anderes Monte Carlo im Hirne spukt, der wird natürlich Zeter und Mordio schreien, während hier nur bewiesen werden sollte, daß nicht allein für die festgelegten, sondern auch für die durchlaufenden Ersparnisse die Frage der Aufbewahrung nicht umzubringen ist.

Nun kann man zur Bevorzugung der Banken sagen, daß ihre Beamten doch den Werth eines Depositums besser zu würdigen wissen als diejenigen der minder gut organisirten Privatbankiers. Die Leipziger Diskontogesellschaft z. B., deren Fallissement noch schlimmer als das von Friedländer & Sommerfeld war, hat ihre Depositen unangetastet gelassen; vom Siegener Bankverein

dies zu rühmen, wäre noch etwas voreilig. Damit kann man aber doch das Ungenügen unserer Banken für das ganze Depositenwesen nicht abweisen.

Thatsächlich würden unsere Provinzbankiers, so vertrauenswürdig sie auch im Allgemeinen sind, nach Lage der peinlichen Zwischenfälle längst diesen Zweig ihres Geschäftes verloren haben, wenn man sie nicht nothwendig gebrauchte. Der ländliche Besitzer ist bescheidener als der Großstädter, der sich einredet, aus Zeitungen Alles selbst wissen zu können: er fühlt sich rathsbedürftig. Der Provinzbankier ist förmlich sein Vermögensverwalter, er bekommt die Gelder, die in früheren Zeiten in Strümpfen versteckt wurden, zur Anlage oder auch zur Fruktifizirung und hat dann die Anlagen natürlich aufzubewahren. Entwickelt hat sich dieser Provinzbankier aus wohlhabenden Kaufleuten, denen zunächst die Bewohner der kleinen Städte (da die Bauern orthodoxer waren) ihre Baarschaften zur Aufbewahrung förmlich aufdrängten. Schon als der Kaufmann dann für sich diese Gelder zu verzinsen verstand, meinten deren Eigenthümer: „Es ist doch nett von Ihnen, daß Sie uns das Alles behüten thun!" Man muß eben begreifen, daß Geld und Vermögen im eigenen Hause eine Last ist, von der uns eine noch so intensive Geldschrankfabrikation nicht zu befreien vermag. Wie stark in dieser Beziehung der Andrang war, läßt sich z. B. aus der Geschichte eines alten Bankhauses im thüringischen Mühlhausen ersehen, dessen schließliches Fallissement nur aus der Unordnung herrührte. Die stehen gebliebenen Personalverhältnisse waren der Zunahme des Depositenverkehrs vollständig unterlegen. Und kaum glaublich: es fanden sich dann in den Papierkörben Briefcouverts noch mit ihrem Coupon-Inhalte, in den Portefeuilles Wechsel, die man zu präsentiren übersehen hatte, u. s. w. Das Geschäft hatte überhaupt seine Inhaber derart überrannt, daß oft nicht einmal Zeit zur Einführung einer doppelten Buchhaltung blieb. Stellte es sich doch z. B. zuletzt bei der Provinzialdiskontogesellschaft in Hannover heraus, welche die Diskontogesellschaft aus dem gewaltigen Geschäfte von Ezechiel Simon gegründet hatte, daß dort noch immer die einfache Buchführung beibehalten war. Und doch haben diese Provinzbankiers eine große Aufgabe durchgeführt, sie erst machten das Kapital mobil, halfen ihm aus tausend verschlossenen Kisten und Truhen zu wichtigen allgemeinen Zwecken empor, und wer da behauptet, daß die Aera der Banken dies Werk geändert hat, der kennt die deutsche Geschäftsgebahrung nicht.

Die Banken treten nur mächtiger, aber ungleich einseitiger auf, und wie heute etwa Italien doch wieder auf Rothschild zurückkommen muß, so kann die Kommissionthätigkeit immer und immer wieder den Provinzbankier mit seiner Detailkenntniß der Verhältnisse nicht entbehren.

Wo bleibt aber dieses nützliche Bindeglied bei den Vorschlägen des Justizrathes Levy auf dem Juristentage?

Schon die Einleitung seines Antrages vermischt ganz heterogene Thätigkeiten! — „Denjenigen Personen (Kaufleuten, Vorstehern von Handelsgesellschaften und Genossenschaften), welche gewerbsmäßig Werthpapiere zur Aufbewahrung oder in Pfand nehmen oder für fremde Rechnung kommissionweise anschaffen oder umtauschen, ist die Verpflichtung aufzuerlegen." Jetzt sollte es aber doch auch für Herrn Levy klar sein, wie Derjenige, welcher Werthpapiere nur zur Aufbewahrung giebt, unter allen Umständen (wenn er sich nicht gerade eine Provision vergüten läßt) zu seinem Bankier das Vertrauen hegt, daß dieser die Papiere nicht zu verpfänden braucht. Andererseits muß es eben so klar

sein, daß die meisten Lombardirenden, falls dies nicht bei einer großen Bank geschieht, an der Wahrscheinlichkeit eines Weiterlombardirens nicht zweifeln, — gerade wie bei Diskontirung von Wechseln. Was Herr Levy aber nicht zu wissen brauchte, was er indessen doch erkunden mußte, bevor er darüber mitsprach, das ist die Beziehung der Depositen zum Kommissionsgeschäft.

Nur ein geringer Theil der Kundschaft, die zu spekuliren wünscht, kann nämlich ohne Hinterlegung eines Depots arbeiten. Der Bankier nun, in dessen Besitz diese Werthpapiere sind, kommt z. B. bei Prolongationen sehr oft in die Lage, nach den Börsenplätzen remittiren zu müssen; wie soll er sich rasch Geld schaffen, sobald er sich bezüglich der Weiterlombardirung „schriftlich und für jeden einzelnen Fall" mit jenem Kunden erst vereinbaren muß? Aber vor allen Dingen wechselt im Kommissionsgeschäft die Natur des Depositums selbst. Frappantes Beispiel, an das der Juristentag natürlich nicht gedacht hat: Herr A. Meyer in Grünberg sendet Herrn B. Meyer in Berlin M. 10000 Preuß. Konsols, um sie zum Kurse von 105¼ zu verkaufen und dagegen italienische Rente nicht über 84⅓ anzuschaffen. An dieser Börse trifft wohl das Limit für den Italienerkauf zu, aber die abzugebenden Konsols erreichen den Kurs nicht. Herr B. Meyer hat also die Italiener zu beziehen, während er das Geld hierfür aus den Konsols noch nicht nehmen kann. Bedenkt man nun, daß es an flauen Tagen mit einer ganzen Reihe von Effektenaufträgen so gehen kann, so wird man sich über das schließliche Geldbedürfniß des Bankiers nicht wundern. In diesem Augenblick werden ihm also zum Verkauf bestimmte Werthpapiere zum Depositum für die gekauften und er muß das Depositum lombardiren, um sich Geld zu machen. Wie läßt sich nun in solchen, wie gesagt sehr oft eintretenden Fällen eine besondere ausdrückliche Verabredung treffen? Doch immer nur durch die alte, in allem Kommissionverkehr geltende Bestimmung.

Und so ein Kommissionär soll auch deshalb (Artikel 7) verpflichtet sein, „periodisch und mindestens alljährlich am Schlusse des Geschäftsjahres eine von einem gerichtlichen Sachverständigen geprüfte Bilanz eines Handlungvermögens zu veröffentlichen." Abgesehen davon, daß eine solche Bilanz erst drei Monate nach Schluß des Jahres fertig gestellt sein wird, kann bei großen Variationen binnen wenigen Wochen eine Unterbilanz da sein. Sodann ist so ein Abschluß nach den toten Ziffern gar nicht zu beurtheilen, wenigstens möchte ich z. B. bei der Bilanz einer großen Bank Denjenigen sehen, der sich bei den cirkulirenden Tratten oder den Debitoren anders als an der Hand der beigedruckten Versicherungen genauer zurechtfinden kann. Auch sieht Jeder mit Vergnügen die großen Reserven aufgeführt, hat aber keine Ahnung von der Art ihrer Fundirung, denn die Reserven arbeiten doch mit und sie liegen doch nicht in einem von kleinkalibrigen Gewehren bewachten Juliusthurm.

Gegen die Oeffentlichkeit der Bilanz von Privatfirmen spricht aber bisher jede Erfahrung, so daß das Unkaufmännische der hierauf bezüglichen Juristentagsbeschlüsse schier verwundern muß. Eine Bank hat als rocher de bronze ein bestimmtes Aktienkapital, das zum Theil vielleicht sogar noch einzuzahlen ist, sie kann also jederzeit ohne viel Schaden diskutirt werden. Eine Privatfirma dagegen würde bei der geringsten ungünstigen Beurtheilung ihren Acceptkredit verlieren, sie sieht dann ihre Chèques weniger gern genommen und fühlt endlich bei den Prolongationen, daß sie ihre Adresse theurer aufgeben muß. Die Kaufleute wissen schon von der Veröffentlichung ihrer Einkommen-

steuer einigen Schaden zu erzählen, geschweige wenn erst ihr Vermögen offenbar wird, das ja nach einem einzigen Jahre gar nicht zu beurtheilen ist. Alles das ist längst so richtig erkannt, daß, wenn man ein Girokonto bei der Reichsbank nehmen will, man dem Direktor auf Ehrenwort sein ungefähres Vermögen mündlich mittheilt und dieser dann unbedingte Diskretion zu wahren hat.

Durch diesen Punkt 7 würde man also den Banken keine neue Garantien abgewinnen, dagegen die sehr nützlichen Privatbankgeschäfte — aufheben. Denn diese müßten dann eben, um dem Glasschrank des Punktes 7 zu entgehen, alle Depositen — d. h. also das Kommissionsgeschäft — von sich weisen.

Und doch hätte der Juristentag Nützliches anregen können, würde er es nur vermocht haben, einigermaßen aus seiner formalistischen Schale zu kriechen. Wen soll denn eigentlich der Staat schützen? In erster Linie doch Diejenigen, welche ihre Papiere zur Aufbewahrung ihm anvertrauen. Für diese Branche sollten doch nur Firmen mit eingetragenem Handelskapital gestattet werden. Der Privatbankier ist da ganz überflüssig; der zieht erst Nutzen davon, sobald er in Verlegenheit geräth und Mißbrauch treiben will. Nur ein merkwürdiges Fernbleiben von den konkreten Thatsachen konnte wahrscheinlich Herrn Levy veranlassen, diese Geschäftsthätigkeit von den andern Bankzweigen ungetrennt zu lassen. Was die Bankinstitute betrifft, so ist unerfindlich, weshalb nicht die leitenden Beamten der Depositenabtheilungen zu beeidigen sind. Es würde ihnen hierdurch gegebenen Falles doch eine größere Selbständigkeit gegen ihre Direktoren verliehen werden.

Wir kommen nun zu den Kunden, die ihre durchlaufenden Gelder verzinsen lassen. Das sind schon an sich gewitztere Menschen, oder sie sollten es wenigstens sein. Hierbei den Privatbankier auszuschließen, dürfte schon schwerer halten, und nur die Reichsbank und die süddeutschen Notenbanken, die den Charakter der Privatfirmen einigermaßen überblicken, könnten vielleicht durch Restriktionen manchem Unheil zuvorkommen. Bisher ist diese Aufgabe leider noch schlecht erfaßt worden.

Endlich die Leute, die Depositen geben, um spekuliren zu können. Sie sollten sich eigentlich des Staatsschutzes am Wenigsten erfreuen. Sie sind die Habgierigen und Raffinirten, die immer von Neuem „ins Zeug gehen" und schließlich zu minderwerthigen Firmen übersiedeln, weil ihr bisheriger Berather ihnen zu häufig Kassandra ist. Eine vernünftige Enquête würde überhaupt feststellen, daß das Publikum vom Privatbankier sehr oft gewarnt wird, aber durchaus spekuliren will. Unsere lyrisch angehauchten Politiker denken sich das deutsche Volk als zum Spiele mit aller Gewakt verführt, sie würden sich aber wundern, wie sicher in den entlegensten Landstädten z. B. kleine Rentierfrauen zwischen Argentiniern, Portugiesen und Norddeutschem Lloyd abwägen. Das Zeitungwesen hat ein gar seltsames Freimaurerthum erzeugt; man durchquert in seinem Zimmer den dunklen Erdtheil und man pointirt an der Börse, ohne dabei über sein Dorf hinauszukommen. Dieses fatale Allgemeinverständniß, eben so still wie — mitunter — zutreffend, kann kein Juristentag töten, und verstände er noch weniger von der Börse selbst als der verflossene. Pluto.

Vom Fürsten Bismarck.

Als von einem Unwohlsein des **Fürsten Bismarck** früher einmal allerlei Nachrichten durch die Zeitungen gingen, da empfahl eine der Sympathiemittellehre kundige Frau, die es sicher gut meinte, der Fürstin eine unfehlbare Kur: einen lebendigen Aal sollte sie ihrem Manne um den Leib binden, aber so, daß er nichts davon merke; das, prophezeite die Geheimkünstlerin, würde rasch und gründlich helfen. Ungefähr so verlangen jetzt die um das Befinden des Fürsten plötzlich sehr besorgten Arrangeure der öffentlichen Meinung, man hätte an jedem Tage, was dem alten Kanzler fehlt, in die Zeitung setzen sollen, aber so, daß ers nicht merkte. Ein solches Verlangen geht von der wundersamen Ansicht aus, daß ein berühmter Kranker das willenlose Opfer der nach Sensationen bedürftigen Neugier und der sie befriedigenden Reporter zu werden hat. Niemand hat das Recht, einen Bruch der ärztlichen Diskretion zu verlangen; und dem Fürsten Bismarck, der nach alter Gewohnheit täglich sehr viele Zeitungen liest, kann es weder sehr angenehm noch sehr bekömmlich sein, wenn er vernimmt, er habe erst eine schwere Lungenentzündung und dann einen leichten Schlaganfall gehabt, er sei nicht wiederzuerkennen und erinnere an den alten Kaiser in seinem neunzigsten Lebensjahr. Von alledem ist zum Glück kaum Etwas wahr; ein Schlaganfall oder irgend eine ähnliche Erscheinung ist niemals, auch in der leichtesten Form nicht, eingetreten und die leise Affektion der Lunge ist von dem Arzt des Fürsten nicht als eine schwere Entzündung bezeichnet worden. Die Abnahme des Körpergewichtes und ihre Bedeutung wurde im vorigen Heft hier genau angegeben; seitdem hat die Genesung noch weitere Fortschritte gemacht und bis zur Mitte dieser Woche ließen der Appetit, der Schlaf, der Humor und die geistige Frische des Rekonvaleszenten nichts zu wünschen übrig. Zu den Muskelschmerzen im Arm und in der Schulter hatte sich leider nur der Stich einer giftigen Fliege gesellt, der dem Fürsten neue Schmerzen verursachte und am Halse eine starke Geschwulst hervorrief, die aber am Dienstag bereits vermindert war. Eine unmittelbare Gefahr für das Leben des Fürsten hat überhaupt niemals bestanden, sonst wären vor allen Dingen doch die nächsten Verwandten sofort herbeigerufen worden. Soweit damals eine Gefahr bestand, wurde sie in den ersten Septembertagen durch die starke Natur und durch einen fast vierzehnstündigen Schlaf des Fürsten beseitigt und nach dieser Beendigung der Krisis beantwortete Professor Schweninger die aus Berlin datirte Anfrage des Vertreters einer amerikanischen Telegraphen-Agentur mit der am 6. September von den Zeitungen abgedruckten Depesche, die eine Gefahr als augenblicklich nicht mehr vorhanden erklärte. Von der Kölnischen Zeitung, die auch in der Lage war, in indirekter Rede fast wörtlich den später amtlich bekannt gemachten Inhalt des Depeschenwechsels zwischen Güns und Kissingen wiederzugeben, ist mitgetheilt worden, Professor Schweninger sei, bevor noch die Depesche des Monarchen eintraf, ersucht worden, sofort dem Kaiser über das Befinden des Fürsten Bismarck zu berichten. Diese Absicht bestand jedenfalls an der entscheidenden Stelle; es scheint aber, daß dieses „Ersuchen" — und zwar nicht vom Civilkabinet — in eine Form gekleidet worden ist, die vielleicht